Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik

Verein für wissenschaftliche Pädagogik



Zeitschrift

für

Philosophie und Pädagogik

Herausgegeben

von

O. Flügel und W. Rein

Wansleben b. Halle — Jena

Fünfter Jahrgang

Erstes Heft



Langensalza

Verlag von Hermann Beyer & Söhne

Herzogl. Sächs. Hofbuchhändler

1898

Preis des Jahrganges (6 Hefte) 6 M

Inhalt

A Abhandlungen Seite

Idealismus und Materialismus der Geschichte Von O. Flügel (Forts.) . . . 1

Über die Versuche geistige Ermüdung durch mechanische Messungen zu untersuchen Von Dr. R. Tümpel . . . 31

Die Bekenntnisschriften, die Kirche und der evangelische Religionslehrer Von Ernst Heyn . . . 38

B Mitteilungen

1. Die Münchener Volkshochschulkurse (S. Günther) . . . 46
2. Der deutsche und französische Unterricht in kaukasischen Gymnasien (Dr. L. Barchudarian) . . . 51
3. Evangelischer Diakonieverein (W. Rein) . . . 62
4. Herbart-Versammlung in Milwaukee 1897 . . . 63
5. Die Veröffentlichungen von Prof. Dr. Ch. McMurry und Frank McMurry . 63

C Besprechungen

I Philosophisches

E. Häckel, Phylogenie der Protisten und Pflanzen (1894) (J. Redlich) . . 64

Wolfgang Golther, Handbuch der germanischen Mythologie (C. Ziegler) . . 70

E. Wasmann, Vergleichende Studien über das Seelenleben der Ameisen und der höheren Tiere Von O. Flügel . . . 71

II Pädagogisches

W. Bartholomäus, Rektor, Hamm i. W., Pädagogische Abhandlungen (K. Bodenstein) . . . 72

Alfred Lichtwark, Übungen in der Betrachtung von Kunstwerken (A. Rausch) 73

D Aus der Fachpresse

I Aus der philosophischen Fachpresse . . . 73

II Aus der pädagogischen Fachpresse . . . 76

Zeitschrift

für

Philosophie und Pädagogik

V

Zeitschrift

für

Philosophie und Pädagogik

Herausgegeben

von

O. Flügel und W. Rein

Wansleben b. Halle — Jena

Fünfter Jahrgang

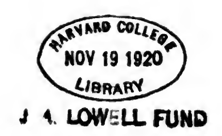


Langensalza

Verlag von Hermann Beyer & Söhne

Herzogl. Sächs. Hofbuchhändler

1898


HARVARD COLLEGE
NOV 19 1920
LIBRARY

Inhalt

A Abhandlungen Seite

FLÜGEL, O., Idealismus und Materialismus der Geschichte 81. 162. 241
— Richard Rothe als spekulativer Theologe 401
HEYN, ERNST, Die Bekenntnisschriften, die Kirche und der evangelische Religionslehrer 38. 114
— Ein gründlicher Reformer des Religionsunterrichts 266
LOBSIEN, MARX, Zur Urgeschichte der elementaren Sprachmittel 321
ROSSNER, A., Die allgemeine evangelisch-lutherische Kirchenzeitung und der moderne Lehrer 347. 447
SACHSE, L., Das Kind und die Zahl 356
TÜMPEL, Dr. R., Über die Versuche geistige Ermüdung durch mechanische Messungen zu untersuchen 31. 108. 195
WERNICKE, ALEX, Deutsche Handelshochschulen 198. 286

B Mitteilungen

Die Münchener Volkshochschulkurse (S. GÜNTHER) 46
Der deutsche und französische Unterricht in kaukasischen Gymnasien (Dr. L. BARCHUDARIAN) 51
Evangelischer Diakonieverein (W. REIN) 62
Die Veröffentlichungen von Prof. Dr. Ch. McMurry und Frank McMurry . 63
Herbart-Versammlung in Milwaukee 1897 63
Das Zeichnen nach Gips (ROBERT BAUER) 125
Schulprogramm des national-sozialen Vereins (REIN) 129
Konzentrationslehrplan für eine achtklassige Volksschule in der Schweiz (N. Roos) 130
Hamburger Lehrer-Vereinigung 132
Vom Rechtschreib-Unterricht (K. DUDEN) 132
Friedrich Mann: Deutsche Blätter für erziehenden Unterricht (W. REIN) . 132
Bericht über die sechste Herbstversammlung des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik (Bezirk Magdeburg-Anhalt) (P. NIEHUS) 206
Lehrer-Vereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung, Hamburg (R. BAUER) 209
Über die Förderung des kunstgewerblichen Unterrichts in Elberfeld (JULIUS HONKE) 212
Zur Lehrerbildungsfrage (W. REIN) 218
Die Volkshochschulbewegung (W. REIN) 218
Ferienkurse an deutschen Universitäten (W. REIN) 219

Seite

Internationaler Schülerbriefwechsel (Prof. Dr. E. F. Riemann) 293
Übersicht der höheren berechtigten öffentlichen Lehranstalten Deutschlands zu Ostern 1897 (Dr. Knabe) 296
Zur Schulhygiene (Prof. Dr. E. F. Riemann) 297
Enthüllung des Stoy-Denkmals zu Jena (W. Rein) 299
Über Fortschritte im dänischen Unterrichtswesen (G. Hamdorff) 300
Über den Stand der Volkshochschul-Bewegung in Berlin (Dr. Ernst Schultze) 361
Randbemerkungen zu moderner Pädagogik (—e) 365
Dörpfelds Fundamentstück 370
Die Neueren Sprachen. Zeitschrift etc. (L. Baetgen) 372
Der Verein der Gemeindeschullehrer Kopenhagens (G. Hamdorff) 376
Herbartische Pädagogik in Serbien 378
Systematische Übersicht der litterarischen Erscheinungen des deutschen Buchhandels in den Jahren 1896 und 1897 379
Eine Preisaufgabe von allgemeinem Interesse 379
Die Jubelfeier des zweihundertjährigen Bestehens der Franckeschen Stiftungen am 30. Juni und 1. Juli 1898 459
13. Thüringer Lehrerversammlung, 2.—5. Oktober in Eisenach (K. Bodenstein) 470
Von der Schleswig-Holsteinschen Lehrerversammlung 472
Universitäts-Ausdehnung 472

C Besprechungen

Zeitschrift für Zeichen- und Kunstunterricht 314
Baldwin, Die Entwicklung des Geistes beim Kinde und bei der Rasse . . . 381
Bartholomäus, Pädagogische Abhandlungen 72
Beyer, Deutsche Ferienwanderungen 393
Class, Untersuchungen zur Phänomenologie und Ontologie des menschlichen Geistes 221
Eichert, Schulwörterbuch zu den Lebensbeschreibungen des Cornelius Nepos 396
Frick, Der deutsche Unterricht in amerikanischen Schulen etc. 158
Fritzsche, Präparationen zur Landeskunde von Thüringen 391
Friberg-Helsingfors: Entstehung und Entwicklung der Volkshochschulen in den nordischen Ländern 395
Golther, Handbuch der germanischen Mythologie 70
Grunwald, Spinoza in Deutschland 384
Hecker, Schopenhauer und die indische Philosophie 144
Heydt, von der, Der Religionsunterricht in Schule und Kirche 229
Herbart in Frankreich. Dr. Marcel Mauxion, Prof. der Philosophie an der Université Poitiers: La metaphysique de Herbart et la critique de Kant 220
Hochs Rechenmaschine 154
Hollkamm, Selbstanzeige 235
Hjärne, Svenzka spörsmål 1893, IV. »Die Arbeit der Hochschulen in England an der Volksbildung« 394
Häckel, Phylogenie der Protisten und Pflanzen (1894) 64
Kants Ästhetik. Geschichte. Kritisch erläuternde Darstellung etc. 387
Kramář, Die Hypothese der Seele, ihre Begründung und metaphysische Bedeutung 303

Seite

Lay, Führer durch den Rechtschreibunterricht 477
— Schülerhefte für den Sach-, Sprach- und Rechtschreibunterricht 477
— Grundfehler im ersten Sprachunterricht; ihre Ursachen und ihre Abhilfe . 477
Lichtwarck, Übungen in der Betrachtung von Kunstwerken 73
Martens, Lehrbuch der Geschichte für die oberen Klassen höherer Lehranstalten 232
Matthias, Sprachleben und Sprachschäden 233
Michael, Geschichte des deutschen Volkes seit dem dreizehnten Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters 390
Müller, Bleskes Elementarbuch der lateinischen Sprache 236
Müller, Lateinische Schulgrammatik, vornehmlich zu Ostermanns lateinischen Übungsbüchern 148
Noïkow (aus Jambol, Bulgarien), Das Aktivitätsprinzip der Pädagogik Ivan Jacques Rousseaus 475
Österberg, Otto Hoppes Deutsche Laut- und Aussprachelehre (Tysk ljudoch uttalslära) 234
Rehmke, Lehrbuch der Allgemeinen Psychologie 226
— Grundrifs der Geschichte der Philosophie zum Selbststudium und für Vorlesungen 229
Selbstanzeige 235
Sendler u. Kabel, Übersichtliche Darstellung des Volkserziehungswesens der europäischen Kulturvölker 478
Spanier, Künstlerischer Bilderschmuck für Schulen 153
Stölzle, Prof. der Phil. a. d. Univ. Würzburg: Karl Ernst von Baer und seine Weltanschauung. 380
Tesch, Deutsche Fibel, für den Unterricht im Sprechen, Lesen und Schreiben Dazu: Der deutsche Sprachunterricht im ersten Schuljahre 317
Treitschke, Historische und politische Aufsätze 389
— Reden im deutschen Reichstage 389
Treitschke über Hegel 133
Wasmann, Vergleichende Studien über das Seelenleben der Ameisen und der höheren Tiere 71
Wünsche, Die Pflanzen Deutschlands 395
Zehnder, Mechanik des Weltalls 137



A Abhandlungen

Idealismus und Materialismus der Geschichte

Von

O. Flügel

(Fortsetzung)

Ethik des Evolutionismus

Die Grundzüge der Ethik des Evolutionismus sind kurz folgende: Die Menschen traten anfangs nicht nach eignem Belieben zu einer Gesellschaft zusammen noch bestimmten sie nach ihren Ideen und Wünschen die Einrichtungen und Gesetze der Gesellschaft, sondern umgekehrt. Die ersten sozialen Verbände sind ein notwendiges Ergebnis des Zusammenwohnens. Bei den verschiedenen Versuchen den sozialen Verband aufrecht zu erhalten, erwiesen sich einige Einrichtungen sozial förderlich, andere antisozial. Nur diejenigen sozialen Verbände waren dauernd, in denen die Einrichtungen sozial fördernd und also die einzelnen Glieder ihnen gehorsam waren, weil sie so am wirksamsten für ihr eignes Wohl sorgten. Was nun sozial wirkt, was sich als Bedingung zur Wohlfahrt und Erhaltung des Ganzen und darum der Einzelnen bewährt, das heifst gut und wird als solches gelobt. Es ist also nicht so: das Gute ist sozial fördernd, das Böse ist antisozial, sondern umgekehrt: das Soziale ist gut und ist gut nur, weil und solange es die Gesellschaft fördert. Das Antisoziale ist böse. Ohne soziales Leben hätte der Mensch gar nicht den Unterschied von gut und böse, von recht und unrecht. Nicht die Gesellschaft wird von den Ideen des Guten und Rechten bestimmt, sondern die Gesellschaft bestimmt die Ideen d. h. sie bestimmt, welche Ein-

richtungen, welche Handlungen gut und welche böse sind; aber solche Bestimmungen hat man sich für den Anfang nicht willkürlich und mit Bedacht erwählt zu denken, sondern als notwendige Frucht des Zusammenlebens. Das Antisoziale ging zu Grunde und es blieben nur Verbände übrig, in denen sozialfördernde Einrichtungen bestanden, gelobt und befolgt wurden.

Man sieht hieraus, den Evolutionismus kennzeichnet dreierlei. Einmal das Betonen der Gesellschaft gegenüber dem Interesse für den Einzelnen. Zweitens das Ausmerzen des weniger Angepafsten und das Überleben des Angepafsten, also die Übertragung des Darwinismus auf den sozialen Organismus. Drittens die Ableitung des Sittlichen oder Guten aus dem Nützlichen. Auf diese drei Punkte mufs näher eingegangen werden.

Individuales und soziales Geistesleben

Man bringt gar oft in Gegensatz: Individualpsychologie und Sozialpsychologie. Bei der Darstellung der gewöhnlichen Psychologie hat man das Individuum im Auge. Das, was das Individuum von aufsen aufnimmt, setzt man dabei voraus und verfolgt nur näher, wie der Einzelgeist das von aufsen Aufgenommene sich aneignet, wie sich der Einzelgeist dadurch bildet und weiterbildet. Die Gesetze zu entwickeln, nach denen dies im Durchschnitt bei den normalen Menschen geschieht, darin sieht die Individualpsychologie ihre Hauptaufgabe. Wie gesagt: das von aufsen Aufgenommene wird dabei vorausgesetzt und nicht weiter erwogen wie und woher es kommt, weil dies für alle Individuen im grofsen und ganzen dasselbe ist. Diese Fragen sind aber gerade die Hauptfragen für die Sozialpsychologie. Diese sieht zunächst davon ab, wie das einzelne Individuum das von aufsen Gebotene verarbeitet; sie fragt, was wird dem Individuum von aufsen gegeben? Da ist zunächst noch vor aller sinnlichen Wahrnehmung die individuelle Anlage, das ist ein Erbteil von Eltern und Grofseltern nach Nationalität etc., also ein Stück sozialen Lebens der Vergangenheit. Nun kommen die Sinneswahrnehmungen und mit ihnen die sogenannten Jugendeindrücke, auch Sprache, Sitte, Religion etc. Wiederum ein Stück der sozialen Stellung. Dann die absichtliche Erziehung und die unabsichtliche Erziehung des ganzen Lebens. Überall sieht man, wie das geistige Leben des Individuums ganz und gar im sozialen Leben wurzelt und durch soziale Einflüsse bedingt ist. Darum hat Herbart gewifs recht, wenn er so oft betont, eine empirische Psychologie getrennt von der Geschichte des Menschengeschlechts geben zu wollen, sei unmöglich. Der Mensch

ist nichts aufser der Gesellschaft. Den völlig Einzelnen kennen wir gar nicht, wir wissen nur soviel mit Bestimmtheit, dafs die Humanität ihm fehlen würde. In dem Einzelnen setzt sich eine geistige Produktion fort, deren Anfang nicht in ihm liegt. Jeder Einzelne ist seinem Ich nach ein Spiegel seiner Umgebung.[1]) Ein Mensch kein Mensch.

Man sieht: Die Individualpsychologie ist eine Abstraktion, sie abstrahiert von der Art, wie das von aufsen Gebotene an den Einzelnen herankommt. Eine ebensolche Abstraktion ist die Sozialpsychologie, sie abstrahiert von der Art, wie das Individuum das von aufsen Gebotene verarbeitet. Beide Arten der Psychologie sind durchaus keine Gegensätze, sondern stehen im Verhältnis der gegenseitigen Ergänzung, stellen nur verschiedene Seiten des Menschengeistes dar. Die Psychologie bedarf aber noch weiterer Abstraktionen. Sie betrachtet z. B. die Gefühle oder das Vorstellen, und doch sind thatsächlich beide Erscheinungen immer oder doch fast immer verknüpft. Sie betrachtet die einzelne Vorstellung, die als einzelne nie gegeben ist, nach Inhalt und Ton, was getrennt nicht einmal gegeben sein kann. Am weitesten treibt die mathematische Psychologie die Abstraktion; sie forscht nach den Gesetzen im Verhalten zweier oder dreier Vorstellungen rein nach quantitativen Gesichtspunkten.

Gleichwohl sind solche Abstraktionen überaus nützlich, ja notwendig; und zwar so, dafs man die synthetische Darstellung damit beginnt, weil das Abstrakte doch das relativ Einfachste ist und hiervon die Gesetze am leichtesten und sichersten abgeleitet werden können, um dann das Zusammengesetztere, also das der wirklichen Erfahrung Näherliegende zu erklären. So wie das Fallen eines bestimmten Körpers in der Luft nur genau bestimmt werden kann, nachdem vorher das Fallgesetz für das Fallen im luftleeren Raum gewonnen ist.

Falsch würde die Sozial- oder die Individualpsychologie dann werden, wenn man dabei vergessen wollte, dafs jede nur die eine Seite des Menschen darstellt, wenn man also die eine oder die andere für die ganze Psychologie nehmen oder ausgeben wollte.

Ebenso wie Herbart stets Sozial- und Individualpsychologie in das richtige sich ergänzende Verhältnis gesetzt hat, so auch Sozial- und Individualethik. Die Individualethik sucht die einfachsten Willensverhältnisse auf, über welche ein Urteil ergeht. Da findet sie z. B.

---

[1]) Herbart, Einl. § 159, (Kehrbach VI, 22, Hartenstein VI, 22, 31. IX. 186, 397 etc.)

das Verhältnis zwischen Einsicht und Wollen als innere Freiheit oder Unfreiheit in Einem Individuum. In Wirklichkeit giebt es ein solches Individuum als vereinzeltes nicht. Jedes Individuum mit nur einigem geistigen Leben ist das Ergebnis gesellschaftlichen Zusammenlebens mehrerer. Damit ein Mensch wollen kann, damit er gar sein Wollen beurteilt, dazu mufs eine sehr lange Geschichte dieses Individuums und seiner Vorfahren vergangen sein, dazu mufs man sich zuvor in den mannigfaltigsten Beziehungen zu anderen bewegt haben.

Oder wenn man die Idee des Wohlwollens oder des Rechts aus dem Verhältnis zweier Personen gewinnt, so ist das auch eine Abstraktion. Nirgends treten nur zwei Personen zu einander in ein Verhältnis. Man denke an Robinson und Freitag auf der einsamen Insel. Jeder von ihnen trägt doch in sich, was er durch andere geworden ist, die Beziehungen zu denen, durch welche ihr Geist gebildet und ausgebildet ist. Diese Rücksichten bestimmen auch thatsächlich ihr Wollen und Urteilen. Wie oft heifst es: was würde der Vater dazu sagen, was würde Gott denken! etc. Wie viel weniger ist es mitten im wirklichen Leben mit seinen nicht blofs zurückliegenden oder gedachten, sondern aktuellen Beziehungen möglich eine Person oder auch zwei zu isolieren. In Wirklichkeit finden Verhältnisse, welche Herbarts sittlichen Ideen zu Grunde liegen, niemals in dieser Einfachheit statt. Gleichwohl ist es für die wissenschaftliche Darstellung nötig, wie in der Psychologie mit einer oder zwei Vorstellungen, so in der Ethik mit den denkbar einfachsten Verhältnissen zu beginnen. In Wahrheit ist darum Herbarts Ideenlehre eine Abstraktion aus den viel komplizierteren Verhältnissen des sozialen Lebens. Man kann auch in dem wirklichen Leben nicht scheiden und sagen: hier gelten die Einzelideen, die Individualethik, dort die abgeleiteten Ideen oder die Sozialethik, sondern im wirklichen Leben giebt es immer nur Sozialethik, nur sind da die Verhältnisse bald zusammengesetzter, bald einfacher und stehen im letzteren Falle den ursprünglichen Ideen näher. Übrigens gelten diese Betrachtungen nicht allein für die Herbartsche Ideenlehre; jede Moral, in welcher Form sie auch gegeben werde, wird damit beginnen müssen, die einfachsten Verhältnisse der Menschen zu einander voran zu stellen, also das Abstrakte, und dann erst zu den der Wirklichkeit näher stehenden, zusammengesetzteren Verhältnissen fortzuschreiten oder das Einfache darauf anzuwenden, wie man auch in der Harmonielehre verfährt.

Unter den philosophischen Ethiken dürfte keine nach beiden Seiten hin als Individual- wie als Sozialethik so gleichmäfsig ausgebaut sein, als die Herbarts und seiner Schule. Herbart selbst hat

gleich von Anfang beide Seiten in seiner 1808 erschienenen praktischen Philosophie zur Darstellung gebracht. Wenn gleichwohl Herbart zuweilen nur als Individualethiker beurteilt ist, so liegt dies zumeist daran, daſs das 2. Buch seiner praktischen Philosophie, sowie die vielen anderen dahin gehörenden Arbeiten nicht gekannt oder nicht beachtet wurden. In Wahrheit hat Herbart die Sozialethik nicht allein viel früher als viele andere und ausführlicher dargestellt, sondern hat, wie Thilo sagt, gleichsam das Programm einer richtigen Sozialpolitik geschrieben, wie sie erst jetzt den Staaten allmählich zum Bewuſstsein kommt. Und nicht dies allein, sondern er hat es auch deutlich genug gezeigt, wie zunächst die sozialen Wohlfahrtseinrichtungen würden aufgenommen werden, daſs nämlich das nächste Erzeugnis des Wohlthuns nichts anderes ist, als Wohlsein und Genuſs, und daſs der Genuſs neue Wünsche also Unzufriedenheit erzeugt.[1])

Ebenso wie Herbart haben auch die idealistischen Philosophen Schelling, Hegel, Schleiermacher u. a. die groſsen Gemeinschaften, Geschichte und Staat als Gegenstände der Ethik betont, allerdings einseitig betont, so daſs sie keinen Übergang fanden zur Individualethik, sondern den Einzelnen immer nur als Träger oder Produkt des realen Allgemeingeistes betrachten und beurteilen konnten.

Durch die Betonung der Sozialethik und Sozialpsychologie bringt also der Evolutionismus keinen neuen Gesichtspunkt in die ethische oder psychologische Betrachtung. Auch nicht dadurch, daſs er lehrt: die ethischen Beurteilungen sind erst durch das soziale Leben entstanden. Jede Beurteilung, wie überhaupt alles geistige Leben, also alle ethischen Unterschiede können nur in menschlicher Gemeinschaft hervortreten, in welcher die Einzelnen mit ihren Willen zu anderen in Beziehung treten. Post sagt: »ein isoliert aufwachsender Mensch würde wohl denken, aber er würde von einem sittlichen Bewuſstsein nichts in sich spüren. Das ist lediglich ein Produkt des geselligen Zusammenlebens.« Davon ist nicht richtig, daſs ein isoliert aufwachsender Mensch denken würde. Denken, wie alles geistige Leben ist auch ein Produkt der menschlichen Gesellschaft, der andere Satz aber, daſs Sittlichkeit und Rechtsbewuſstsein erst aus dem gesellschaftlichen Leben hervorgeht, ist selbstverständlich wenigstens für

[1]) Das 2. Buch von Herbarts praktischer Philosophie hat seine besondere Schwierigkeiten schon darum, weil er zur Zeit des napoleonischen westfälischen Königreiches manches »einhüllen« muſste. Vergl. über dies Buch Thilo in der Zeitschr. f. ex. Phil. XVIII u. XV, 207 ff.

solche, die keine angeborenen oder sich spontan erzeugenden sittlichen Begriffe annehmen.

Auch das endlich, dafs die Bildung von sozialen Verbänden nicht etwas Willkürliches, sondern etwas Naturnotwendiges sei, ist längst bekannt und anerkannt. Das mag man sagen gegen diejenigen, welche geglaubt oder doch gelehrt haben, die Menschen seien anfangs nach Belieben zu einer Gemeinschaft zusammengetreten und haben mit Bedacht einen Staatsvertrag geschlossen. In dem Stücke sind die Philosophen Hegelscher wie Herbartscher Richtung immer einig gewesen, dafs die staatliche Gemeinschaft eine Naturnotwendigkeit war. Die Not, das Bedürfnis zu leben und sich zu erhalten fordert ein Zusammenleben. Der Staat ist daher zunächst ein Naturprodukt. Wo eine gröfsere Menge wirklicher lebendiger Kräfte in eine Einheit zusammengeht, wo also Menschen auf einem Boden mit einander leben, da kann es nicht anders geschehen, als dafs dieselben ohne Absicht und Willen sich mit einander im umgekehrten Verhältnis ihrer Stücke ins Gleichgewicht setzen und darnach verschmelzen. So bildet sich anfangs jeder staatliche Verband. Doch ist damit nur der theoretische Begriff des Staates angedeutet, was der Staat ist; es mufs noch der praktische hinzukommen, was der Staat sein soll. Aber von dieser Unterscheidung später.

Zunächst sollte nur hervorgehoben werden, dafs sich der Evolutionismus durch Betonen der Gesellschaft, als eines notwendigen Naturproduktes und als der Bedingung der sittlichen wie überhaupt der geistigen Bildung nicht unterscheidet von den bisherigen Theorieen; ja er ist noch weit zurück geblieben hinter Herbarts genauen und ausführlichen Erörterungen über Staat und Gesellschaft.

Etwas Eigentümliches jedoch bekommt der Evolutionismus durch die Übertragung des Darwinismus auf den sozialen Organismus und die dadurch bedingte Rücksichtnahme auf die Ergebnisse der neuen ethnologischen Forschungen über die rechtlichen und sittlichen Verhältnisse der rückständigen Völker. Der Darwinismus, auf das Sittliche angewandt, wird für eine wesentliche Ergänzung der früheren Ansichten gehalten. Man sagt etwa: Spinoza und namentlich Hegel haben auch gelehrt, dafs unsere höchsten sittlichen Ideen von dem natürlichen Bestreben abstammen, vermöge dessen jedes Geschöpf sich zu erhalten sucht. Aber sie haben auf dieser Bahn nur erst Anfang und Endpunkt angegeben und höchstens dazwischen gleichsam Fähnchen und Stangen aufgesteckt, um zu zeigen, in welcher Richtung die Entwicklungsbahn weiter auszubauen sei. Zeigten sie nur das Dafs, so zeigt eben der Darwinismus das Wie, nämlich wie die Entwicklung vor sich gehen

mufste und vor sich gegangen ist. Hier, sagt man, wird dargethan wie von den Trieben, durch welche die Tiere bestimmt werden, ihnen Zusagendes aufzusuchen und Nachteiliges zu vermeiden, eine gerade Linie ohne Unterbrechung und ohne anderweitige Einflüsse zu jenen Wertschätzungen führt, welche den ethisch am höchsten entwickelten menschlichen Individuen bei Unterscheidung von gut und böse eigen sind; oder wie der Mutualismus d. h. der Umstand, dafs oft mehrere Tiere zuweilen ganz verschiedener Art sich gegenseitig ohne ihren Willen Vorteile bieten sich zum gegenseitigen Wohlwollen bei den Menschen verklärt habe, wie hingegen das Schmarotzertum bei Pflanzen und Tieren Anfang und Ursache alles Eigennutzes und Übelwollens der Menschen sei. Also die Entstehung des Gewissens, des Rechts aus tierischen Trieben, das ist es, was der Darwinismus für die evolutionistische Ethik leisten soll. Gehen wir darauf ein und zwar namentlich an der Hand von Schäffle, der wie mir scheint, hier am ausführlichsten ist.[1])

Der Darwinismus in der Ethik

Der Ausgangspunkt des Darwinismus ist die Variabilität, also die Thatsache, dafs jeder Organismus, ja jeder Teil, jede Zelle nicht immer genau dieselbe Entwicklung einhält, sondern zuweilen mehr oder weniger davon abweicht, also variiert. Diese Thatsache wird meist ein Streben zu variieren genannt. Wendet man dies auf den sozialen Organismus an, so ist sofort zu bemerken, dafs verglichen mit dem pflanzlichen und tierischen Organismus der Sozialkörper weit lockerer zusammengesetzt ist. Auch bei der abgeschlossensten Horde und der strammsten Disziplin wird ein menschliches Individuum nie in dem Mafse von dem Oberhaupte oder dem Gesamtwillen beherrscht, als ein Molekül in der Zelle, oder die Zelle im Organismus, oder die Biene im Stocke determiniert ist. Dies liegt daran, dafs die Regsamkeit eines menschlichen Geistes weit gröfser ist, und also dessen vollständige Determinierung auch eine weit gröfsere Anzahl von Ursachen erfordert, als dies etwa bei einer blofsen Zelle der Fall ist. Je zahlreicher aber die Bedingungen sind, die bei irgend einem Ereignis zusammenwirken müssen, um so gröfser ist auch die Möglichkeit einer Abänderung derselben oder der Variabilität. Letztere ist darum auch bei dem Sozialkörper weit gröfser, als bei den Einzelorganismen, und zwar dergestalt, dafs auf den Sozialkörper äufsere Umstände einen weit gröfseren und durchgreifenderen Einflufs haben müssen. Schäffle sagt selbst I, 8: »den

[1]) Bau und Leben des sozialen Körpers I—IV, 1875—1878.

einfallenden Kräften der äufseren Umgebung bietet der soziale Körper einen unermefslich viel breiteren Spielraum zahlloser Möglichkeiten von besonderen Änderungen dar, und die einfallenden äufseren Kräfte selbst, mit welchen der ungeheuere soziale Körper für sein universellstes Einzelleben in Wechselwirkung tritt, wirken in unabsehbar mannigfaltigeren Kombinationen auf denselben ein.« Schon hieraus ergiebt sich, wie mifslich es ist, etwas erklären zu wollen, was an sich viel einleuchtender ist, als das zur Erklärung Angenommene. Gerade die Variabilität ist so unbegrenzt, wie sie gefafst wird, bei Pflanzen und Tieren nicht gegeben. Sie findet hier nur innerhalb verhältnismäfsig enger Grenzen statt und ist, sich selbst überlassen, immer dem Rückschlag preisgegeben.

Dieser letztere fehlt nun wieder dem Sozialkörper fast ganz, wenigstens verglichen mit der Art, wie er die Pflanzen und Tiergattungen beherrscht. Rückschläge oder Reaktionen zu früheren Zuständen sind ja auch der Gesellschaft nicht fremd, aber einmal geschehen sie nie mit der Regelmäfsigkeit als dort, und dann nie so unbedingt, denn die Reaktion ist sehr selten oder eigentlich nie reine Wiederholung eines der vorangegangenen Zustände, die Zwischenstationen sind nie ganz verloren gegangen, sondern bestimmen stets in irgend einer Weise den Zustand mit, welchen man Reaktion nennt. Hier pafst wiederum die Darwinsche Theorie viel besser auf den Sozialkörper als auf den tierischen Organismus, denn was hier der steten Entwicklung, Fortbildung und Konservierung der Variation meist hindernd in den Weg tritt, nämlich der Rückschlag, das ist beim Sozialkörper keineswegs in dem Mafse vorhanden. Überhaupt sollte man bedenken, dafs von Entwicklung, wie sie bei Menschen statthat, in der Pflanzen- und Tierwelt nicht die Rede sein kann. Hier geht alle Entwicklung den Kreislauf und führt von selbst nie weiter. Eine Weiterentwicklung findet nur statt, wo der Mensch die Bedingungen der Entwicklung ändert. Zieht aber der Mensch seine Hand ab, so erfolgt der Rückschlag. Entwicklung im wahren Sinne herrscht nur in der Menschenwelt. Eine Entwicklung im Sinne der Descendenz anzunehmen für das ganze Reich der Organismen, ist nicht Thatsache, sondern Postulat der Theorie.

Das Hauptmittel zur Weiterentwicklung ist nun bekanntlich der Kampf ums Dasein, d. h. um die Lebensbedingungen. Dieser Kampf bewegt sich bei den Pflanzen und Tieren um die elementarsten Bedürfnisse, Nahrung und Fortpflanzung. Weit zahlreicher sind die Streiterregungen für den Menschen und die Gesellschaft. Aufser den leiblichen Bedürfnissen nennt Schäffle noch die Pleonexie,

das mehr haben und mehr gelten wollen als andere, sodann den Idealismus, d. h. die uninteressierte Liebe des Einzelnen zum Ganzen oder die Begeisterung für Vollkommenes. II, 289. Dieser Idealismus keimt, nach ihm zunächst im eignen Interesse, denn selbst dem geringsten Hordengenossen wird der Wert, nein die Notwendigkeit des Grundsatzes klar: Einer für alle und alle für Einen. II, 70. Aber dabei bleibt der Idealismus nicht stehen, sondern er klärt sich ab zur reinen uninteressierten Liebe für das Ganze und macht dadurch getrieben die gröfsten und folgenreichsten Anstrengungen, für Verbesserung und Fortbildung der überkommenen Zustände zu sorgen, denn die gröfsten Männer haben die Welt nicht blofs durch Gewalt weiter gebracht, sie waren mehr oder weniger Idealisten. Ihnen verdankt man den bahnbrechenden Fortschritt. II, 289. »Wir haben mit Nachdruck hervorgehoben, dafs die Auslösung neuer bisher in der Welt nicht dagewesener Ideen, die als völlig neu etwas Wunderbares haben, bis jetzt nicht rein mechanisch erklärt werden können, und haben deshalb selbst den Glauben an Inspiration zusammenwirkender endlicher Geister aus einem allerdings völlig unbekannten dritten Woher der Ideen nicht benehmen wollen.« II, 486. Der Verfasser meint hier wohl vorzugsweise das Aufleuchten der sittlichen Ideen, deren Entstehung übrigens nichts Wunderbares an sich hat, wenn durch die Umstände die betreffenden Willensverhältnisse hervorgebracht sind, und der menschliche Geist insoweit sich ausgebildet hat, dafs er einer unbefangenen Beurteilung fähig ist. Doch dies nur beiläufig, wir wollten nur hervorheben, wie viel mannigfaltiger SCHÄFFLE selbst die Ursachen zur Rivalität und zum Fortschritt in der Gesellschaft angiebt, als im Tier- und Pflanzenreich, und wie dürftig es sich ausnimmt, wenn diese Mannigfaltigkeit jenen verhältnismäfsig wenig Veranlassungen zum Kampfe subsumiert werden soll.

Bei dem Kampfe ums Dasein erfolgt nun weiter der eigentliche Fortschritt durch Anpassung; indem der Sieg stets dem besser ausgestatteten Exemplare, dem stärkeren, klügeren, schöneren zufällt, dieses sich erhält und seine Eigentümlichkeit vererbt, während die minder gut ausgestatteten Exemplare aus dem Dasein allmählich verschwinden. Für den Sozialkörper läuft dies auf die bekannte Thatsache hinaus, dafs der Staat oder das Volk, welchem die meisten Mittel zu Gebote stehen, und welches die Umstände am geschicktesten zu benutzen weifs, die schwächeren besiegt und wenn auch nicht vernichtet, so doch sich dienstbar macht. Bei der Tier- und Pflanzenwelt hat nun die so geschehende Zuchtwahl mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen, denn es versteht sich keineswegs immer von selbst,

dafs jedesmal allein das besser ausgestattete Exemplar sich erhält und sich vor Vermischung mit geringeren Exemplaren hütet, die anderen aber ausgemerzt werden, noch viel weniger, dafs sich auf diese Weise Organe, wie etwa die Zitzen ausbilden, deren erste Ansätze dem einzelnen Tiere zunächst gar keinen Vorteil bringen, sondern erst nach voller Ausbildung, also nach vielen Generationen nützlich werden. Hier und in vielen anderen Fällen wird die Zuchtwahl gar oft beschrieben, wie ein persönliches Wesen, welches immer auf das Wohl und den Fortschritt der Gattung bedacht auch den kleinsten Vorteil wahrzunehmen und zu benutzen weifs. Was nun hier der Selektionstheorie fehlt, nämlich die »bewufste Anpassung«, II, 167, das ist in der Menschenwelt vorhanden. Die Anpassung geschieht in der menschlichen Gesellschaft nicht allein durch Macht und instinktive List, sondern vorzugsweise durch Überlegung, die absichtlich sich den Umständen anbequemt und diese sich dienstbar macht, durch gegenseitigen Vertrag und endlich durch Idealismus im obigen Sinne. II, 413. Hier haben wir abermals eine ganze Anzahl von Erklärungsmitteln mehr, als die Theorie bietet, welche man zur Erklärung heranzieht.

Dafs wir es hier mit einer Übertragung menschlicher Erscheinungen auf tierische zu thun haben und nicht umgekehrt, ersieht man recht deutlich aus dem Streben, die »bewufste Anpassung« auch auf Tiere, Pflanzen und Moleküle zu übertragen. Eine unbewufste Anpassung würde in vielen Fällen nicht zum Ziele führen, darum wird von vielen Darwinianern gesagt, dafs sich die Tiere mit einem meist mehr als menschlichen Verstande in ihren Instinkten klüglich und bewufst den Verhältnissen angepafst hätten. Haeckel und andere legen sogar den einfachen chemischen Elementen geistiges Leben bei und meinen, dafs die Elemente bewufsterweise Verbindungen schliefsen oder vermeiden. Oder man erwäge folgenden Satz aus Morrellis La Filosofia monistica S. 29: Auch der ersten Monere, die auf ihre Weise die Berührungen mit den benachbarten Körpern perzipiert hat, hat sich, sicherlich in unendlich geringerem Mafsstabe, das metaphysische Problem des Nicht-Ich dargeboten, das die metaphysische Spekulation zum ausschliefslichen Eigentum des menschlichen Bewufstseins gemacht hat.

Was weiter die Vererbung betrifft, so nimmt Darwin diese als Thatsache hin, wobei natürlich unerklärt bleibt, sowohl das, was sich vererbt, als das, was sich nicht vererbt, wie z. B. das Geweihe und die Mähne, die bei einigen Gattungen nur auf die männlichen Exemplare vererbt werden. Anders im sozialen Körper. Hier ist die Ver-

erbung oder die Übertragung des Gedankenkreises von einer Generation auf die folgenden durch die mancherlei Mittel der Unterweisung etwas vollständig Durchsichtiges, so dafs dieses viel eher ein Licht auf die organisch leiblichen Vererbungsprozesse zu werfen geeignet ist, als diese auf jene. Aufserdem reicht die Vererbung in geistiger Beziehung viel weiter; denn bei den Tieren und Pflanzen bemerkt Schäffle II, 209, geschieht die Übertragung nur auf die unmittelbaren Nachkommen, in der Gesellschaft aber von jeder sozialen Einheit auf die andere, indem jedes Individuum auf die anderen absichtlich oder unabsichtlich seine eignen Gedanken übertragen kann, wofür jedenfalls das Wort Vererbung keine recht geeignete Bezeichnung, vielmehr Tradition gebräuchlich ist.

Ebensowenig passend ist es mit P. Barth zu sagen: Erziehung ist die geistige Fortpflanzung eines Volkes.[1]) Wohl überträgt oder vererbt durch tausend Kanäle jedes Geschlecht seine Bildung auf das kommende. Unsere ganze geistige Existenz, sagt Herbart, ist gänzlich von gesellschaftlicher Art, auf jeden Einzelnen wird davon mehr oder weniger übertragen.[2]) Allein nicht jede Übertragung ist Erziehung. Nur diejenige Vererbung oder Übertragung des Bildungsgutes nennt man Erziehung, welche absichtlich und planmäfsig geschieht und wobei nicht alles ohne Unterschied, sondern nur das Wertvolle übertragen wird. Erziehung im eigentlichen Sinne ist nur ein ganz besonderer Fall der geistigen Vererbung. Man könnte also höchstens sagen: Erziehung ist eine (nicht die) geistige Fortpflanzung.

Endlich ist noch ein Problem zu lösen, nämlich warum so viele Exemplare trotz ihrer mangelhaften Anpassung sich doch erhalten und fortpflanzen ohne fortzuschreiten, während man erwarten sollte, dafs nur Auslese übrig bleibe. Dies ist nun für die Gesellschaft sehr leicht beantwortet. Es ist einmal die Schuld der einzelnen Parteien, welche den rechten Zeitpunkt der Anpassung träge versäumten und also rückständig wurden, II, 61, 445, sodann schont die Grofsherzigkeit der Sieger hier und da das Schwache und läfst es bestehen.

Hier sind wiederum Erklärungsmittel angewendet, die wohl auf die Menschen, nicht aber auf Pflanzen und Tiere passen, und daher kann eine Theorie, die zunächst nur die letzteren Beziehungen im Auge hat, auch keine Erklärung für das Klarere geben.

Was ist nun das Resultat der Übertragung des Darwinismus auf

[1]) Reins encyklop. Handbuch II, 33.

[2]) Herbart, W. Hartenstein IX, 204, 186.

den sozialen Körper? Dafs die Selektionstheorie gar nichts in der Gesellschaft erklärt, sondern nur — oft nicht einmal recht passende — Kategorieen, Rubriken, Namen giebt für Dinge, die längst ganz abgesehen vom Darwinismus bekannt sind.

Der letztere pafst viel besser, als auf die Pflanzen- und Tierwelt, auf den lockeren, äufseren Einflüssen so zugänglichen, zur Veränderung geneigten sozialen Körper. Und von letzterem ist in der That auch die Theorie Darwins entnommen. Dieser erklärt selbst: »als ich durch einen glücklichen Zufall das Buch von Malthus über die Bevölkerung las, tauchte der Gedanke der natürlichen Zuchtwahl in mir auf.« Und Haeckel gesteht: »Darwins Theorie vom Kampf ums Dasein ist gewissermafsen eine allgemeine Anwendung der Bevölkerungslehre von Malthus auf die Gesamtheit der organischen Natur.« II, 46. Der Ertrag des Darwinismus hinsichtlich des sozialen Körpers besteht streng genommen in nichts als in dem Satze, dafs die Not durchschnittlich der Sporn zum Bessern ist für den Einzelnen wie für das Ganze. Dieser Satz ist zwar höchst bedeutungsvoll, aber auch ebenso bekannt und alt. »Materielle Not, Eitelkeit, Ehrgeiz, sind unter allen die kräftigsten Triebfedern des Menschen und die mächtigsten Hebel zu wahren bedeutenden Leistungen« sagt z. B. Waitz (Anthropologie, I, 233). Und wenn Schaeffle meint, das habe man früher wohl auch gewufst, aber doch nur als Thatsache, nicht das Warum, IV, 477, so ist auch dies nicht richtig. Um einzusehen, dafs im Kampfe ums Dasein durchschnittlich der besser Ausgestattete siegt, dazu bedarf es keiner besonderen Erklärung, am wenigsten läfst sich der Darwinismus darauf ein, eine solche zu geben. Jedenfalls dürfte es denjenigen, welche näher auf Herbarts mathematisch-psychologische Theorie eingehen, zutreffender erscheinen, was dieser zur Begründung des Satzes vorbringt: »Im Staate wie im menschlichen Geiste weicht die Masse der schwächeren Kräfte dem Übergewichte einiger verhältnismäfsig stärker hervorragenden.«

Die Vergleichung der menschlichen Gesellschaft mit einem pflanzlichen oder tierischen Organismus ist uralt, wohl so alt, als man über Staat, Volk und Gesellschaft nachgedacht hat. Aber diese Vergleichung zeigt auch mannigfache Unterschiede. Darüber mögen einige Sätze von Herbart mitgeteilt werden: Mit dem Keime ist für eine Pflanze oder Tier ganz bestimmt die fernere Evolution vollständig gegeben; dergestalt, dafs man den Keim wohl pflegen oder verderben, die Evolution wohl einigermafsen beschleunigen oder verzögern, nicht aber dauernd verändern kann.... Solche Bestimmtheit der Form ist weder in dem menschlichen Geiste, noch im Staate zu finden. Viel-

mehr gilt vom Geiste wie vom Staate der Satz, dafs sie sich bestimmten Organismen zwar allmählich und ins Unendliche fort nähern, sie aber niemals völlig erreichen; oder kurz: Physiologie zeichnet die Asymptote für Psychologie und Staatswissenschaft. Es ergiebt sich nämlich allerdings aus dem System aller Vorstellungen im Individuum und im Staate eine bestimmte Assimilationsweise für neu hinzukommende Vorstellungen, samt den aus ihnen entstehenden Gefühlen und Begierden: aber jede Assimilation verändert zugleich das Assimilierende und giebt dadurch den künftigen Assimilationen eine neue Richtung. Hierauf beruht die Möglichkeit der Erziehung, von der man sehr unrichtige Begriffe hegt, wenn man sie der Gärtnerei vergleicht; denn während die letztere blofs die vorbestimmte Evolution der Pflanze fördert, greift die erstere allerdings in das Innere des Keimes ein, indem sie dem Menschen Gedanken, Gefühle und Bestrebungen einimpft, die er ohne sie niemals erlangt hätte.... Und hiermit hängt unmittelbar der Unterschied zusammen, dafs Pflanzen und Tiere eine angemessene Zeit des Wachstums, Bestehens und Welkens haben; hingegen die Staaten sich bald schnell bald langsam entwickeln, und dafs ebensowenig in der Abnahme der Staaten, wie in ihrem Wachsen bestimmte Perioden herrschen, vielmehr oft ein wechselndes Rückgehen und Vorwärtsgehen, wo nicht gar eine Art von Wiedergeburt in ihnen zu bemerken ist.... Es sind in der That nicht sowohl die successiven als die simultanen Merkmale des Staates und der Organismen, die zwischen beiden eine Vergleichung rechtfertigen. Wie die Organe, von denen die Organismen ihren Namen führen, wie Lunge und Herz, Magen, Muskeln und Nerven zum Leben zusammenwirken, so arbeiten bekanntlich im Staate die verschiedenen Stände, zwischen denen die gemeinsam obliegende Arbeit geteilt ist, zum Bestehen und Gedeihen der Gesellschaft einander in die Hand. Um aber diese Vergleichung durchzuführen, reicht es nicht hin, einen bestimmten Staat mit einer bestimmten Art von Tieren oder Pflanzen zusammenzustellen, sondern man mufs beinahe die ganze Naturgeschichte durchlaufen vom Polypen bis zum Menschen oder vom Pilz bis zur Eiche, um den Staat, der eigentlich nie etwas Bestimmtes *ist*, sondern der stets *wird* und schwebt und vorwärts oder rückwärts geht, mit dieser seiner ganzen Veränderlichkeit als einen Organismus denken zu können. Denn beim Ursprung der Staaten war ohne Zweifel die Teilung der Arbeit in ihnen höchst unvollkommen, gerade wie die Teilung der organischen Funktionen bei den niederen Tieren und Pflanzen; aber in dem aufblühenden Staate sondern sich die Stände immer weiter, sie nehmen Mittel-

glieder zwischen sich auf, denen die Sphäre ihres Thuns immer enger begrenzt wird; wie wenn den Tieren ohne Herz allmählich Herz und Lunge, denen mit wenigen Nervenknoten allmählich ein Rückenmark einwüchse. So ist der menschliche Geist und der Staat zwar niemals ein bestimmter Organismus, aber er organisiert sich fortwährend.« [1])

Was hier HERBART nur ganz bedingungs- und vergleichsweise ausspricht, dafs nämlich dem Tiere mit wenig Nervenknoten allmählich ein Rückenmark einwüchse, das behauptet der Darwinismus positiv und benutzt dann diese Behauptung, um dergleichen Fortschreiten zu höheren Formen in den Staaten und Völkern zu erläutern, wohl gar zu erklären, während auch hier die Sache umgekeht steht. Im sozialen Körper ist das Fortschreiten zu höheren Formen Thatsache, und davon nimmt man die Analogie her für die behauptete Evolution der tierischen und pflanzlichen Organismen.

Was sollte die Anwendung des Darwinismus auf den sozialen Körper eigentlich leisten? Es sollte dadurch erklärt werden, wie unsere jetzigen Begriffe von Moral und Recht als ein notwendiges Erzeugnis des geselligen Zusammenlebens entstanden sind. Die obigen Erörterungen sind dagegen angestellt, um zu zeigen, dafs bei dem in Rede stehenden Versuche nicht die Verhältnisse des Organismus auf die sozialen Verbände übertragen sind, sondern umgekehrt, dies auf jene. Gesetzt nun aber, man betrachtete den sozialen Organismus lediglich als ein Naturprodukt in dem Sinne, dafs jeder einzelne Mensch nur den einen Trieb hätte, sich selbst zu erhalten, welche Art der Moral würde sich daraus ergeben? Was würde folgen aus der geradlinigen Weiterentwicklung des Mutualismus und Parasitismus?

Moralprinzip des Darwinismus

CARLYLE hat einst die Sittlichkeit, die allein auf das Selbstinteresse gebaut ist, durch folgende Preisaufgabe verspottet: Gegeben ist eine Welt voll Schurken, es soll gezeigt werden, wie aus vereinigten Bestrebungen derselben die Tugend entspringe. [2]) Der Evolutionismus versucht diese Aufgabe zu lösen. Die Lösung besteht nun in nichts anderem als in den allbekannten Gedanken, die schon die alten Sophisten bei PLATO in den verschiedensten Wendungen zur Sprache bringen: der Mensch könne nicht besser für sich selbst sorgen, als wenn er, soviel unumgänglich nötig sei, auf andere Rücksicht nähme.

---

[1]) HERBART, Über einige Beziehungen zwischen Psychologie und Staatswissenschaft 1821. Werke HARTENSTEIN IX, 212 und VI, 46.

[2]) Helden und Heldenverehrung S. 77 u. 117.

Diese klügliche Rücksichtsnahme oder Benutzung der anderen für seine eignen Interessen; darin bestehe die ganze Moralität.[1])

Bei diesen Versuchen kommt nun alles darauf an, einzuschärfen, dafs das, was man Moralität nennt, also namentlich die Sorge für andere, der Altruismus nichts anderes sei als kluge und notwendige Wahrnehmung der eignen Interessen. Jhering sagt in diesem Sinne: »Bei allen anderen Leistungen, welche der menschliche Geist im Laufe der Jahrhunderte beschafft hat, fällt der Endpunkt des Entwicklungsprozesses in die Richtungslinie des ersten Anfangs. Aber bei der historischen Erhebung des Egoismus zur Sittlichkeit bildet der Schlufspunkt des Entwicklungsprozesses den diametralen Gegensatz des Anfangspunktes: Der Egoismus ist in sein gerades Gegenteil umgeschlagen, er hat sich selbst negiert. Die Geschichte bildet aus dem Teige, dem Thone, den die Natur ihr geliefert, dem natürlichen Menschen, dem Tiere ein Wesen höherer Art, welches das gerade Widerspiel des ursprünglichen bildet: den sittlichen Menschen. Der Egoist ist das Werk der Natur, der sittliche Mensch das der Geschichte. Wissen und Wollen des Sittlichen, das sittliche Gefühl und die sittliche Gesinnung sind das Werk der Gesellschaft.... Die Selbstverleugnung läfst sich nicht als ein Wesen höherer Art vom Himmel zu uns herab, um dem öden Treiben des erdgeborenen Egoismus ein Ende zu machen, sondern sie ist auf Erden geboren, vom Stamme und Fleische des Egoismus, das Produkt eines Prozesses innerhalb des Egoismus selber. Der Punkt oder die Gelegenheit, bei der letzterer sie aus sich entläfst, ist der Konflikt zwischen dem Gemein- und Individual-Interesse. Der Gemeinsinn ist, wenn wir den Vergleich der Entwicklungsgeschichte des Eies hierher ziehen dürfen, das Furchungsprodukt des Egoismus — die Selbstverleugnung in diesem Verhältnis ist nur eine eigentümliche Art der Selbstbehauptung.«

Darauf bemerkt Steinthal (Ethik 215) mit Recht: Die Selbstverleugnung meine ich dagegen, mag immerhin auf Erden geboren sein (ist sie ja doch ein Erzeugnis des menschlichen endlichen Geistes), mufs sie darum vom Stamme und Fleische des Egoismus sein? Wie könnte sie dann wohl aus einem Prozesse innerhalb des Egoismus hervorgehen?... Lohn und Strafe mögen dahin wirken, dafs der Mensch das Individual-Interesse dem Gemein-Interesse unterordne, und wenn er klug ist, wird er es so einzurichten wissen, dafs er beide Interessen derartig vereinigt, dafs er die seinigen fördert, indem er das Fremde fördert und umgekehrt. Das aber ist nicht Selbstver-

---

[1]) Jhering, Zweck im Recht II, 117, 224.

leugnung und ist gar keine eigentümliche Art der Selbstbehauptung oder gar das diametrale Gegenteil des Egoismus, sondern Egoismus schlechthin, höchstens die kluge Art. Der Gemeinsinn so verstanden ist gar keine veredelte Form des Egoismus, sondern schlechthin Egoismus. Der Gemeinsinn ist hier kein anderer, als er etwa bei Gründung von Hagel- und Feuerversicherungen thätig. Der einzelne tritt in eine solche Versicherung ein, nicht etwa um anderen zu helfen, sondern um sich von den anderen helfen zu lassen. Dafür mufs er sich allerdings einige Opfer auferlegen. Aber er erwägt, ob er dabei seine Rechnung findet, ob das Geschäft für ihn vorteilhaft ist, nicht ob er den anderen Vorteile gewährt. Das letztere kann übrigens bei einem wohlwollenden Manne auch geschehen, aber gerechnet wird dabei lediglich auf das eigne Interesse. JHERING schildert selbst die Gesellschaft, die lediglich durch eignen Vorteil zusammengehalten wird: Sie ist nichts als die Ordnung des Bagno der Galeerensträflinge: gesichert, solange die Peitsche in Sicht, aufgelöst, sobald diese aus den Augen ist. Sind wir sicher, dafs das Auge des Gesetzes uns nicht wahrnimmt, so können wir alles thun, was unser Vorteil, unsere Lust, unsere Leidenschaft mit sich bringt; das Gesetz, das uns nicht sieht, existiert für uns nicht, sein Arm reicht nicht weiter als sein Auge. Bin ich sicher, dafs der Gläubiger den Beweis der Schuld nicht führen kann, so leugne ich sie ab; treffe ich meinen Feind an einsamer Stelle im Walde, so räume ich ihn aus dem Wege; jedes Verbrechen, das mir Vorteil bringt oder Genufs verspricht und von dem ich sicher bin, dafs niemand mich desselben überführen oder beschuldigen wird, ist dann nicht blofs möglich, sondern vom Standpunkt des Egoismus psychologisch unabwendlich! »Der Verständige wird aus Furcht vor Strafe keine Ungehörigkeit begehen«, meinte schon der alte Lustlehrer ARISTIPP.

Nachdem nun eine Gesellschaft Egoismus und Altruismus, Parasitismus und Mutualismus einigermafsen ins Gleichgewicht gesetzt hat, wie wird man die Handlungen der einzelnen beurteilen? Natürlich nur nach dem Vorteil oder Nachteil. Mord, Ehebruch, Raub etc. wirken antisozial, sind schädlich und darum böse. Wäre unsere Lebensform aber anders gebildet, etwa wie die der Stockbienen, welche sich zur bestimmten Zeit der Drohnen entledigen, so meint DARWIN, würden wir uns für verpflichtet halten zu morden und dann den Mord als sozial und darum gut befinden.[1]) Deshalb ist auch ROLPH der Ansicht, dafs der vorgeschichtliche Mensch, der noch keine

---

[1]) DARWIN, Abstammung des Menschen II, 128.

gesellschaftlichen Rücksichten zu nehmen hatte um so wichtiger d. h. besser handelte, jemehr er seine Genufssucht und Begehrlichkeit ausbildete. Der gesellschaftliche Mensch mufs sich freilich mancherlei Zwang auflegen, hat dafür aber auch die Vorteile der Kultur. Wer jedoch als Civilisierter unter Wilden lebt, handelt sittlich nämlich vorteilhaft, wenn er sich den Sitten der Wilden anpafst. Könnte unsere Gesellschaft umgestaltet werden, »würde sie sich bei der Lüge wohler befinden, als bei der Wahrheit, so würden beide ihren Platz zu tauschen haben und es würde die Lüge gesellschaftlich d. h. sittlich geboten sein«. (Jhering.) Wenn man sich denken könnte, dafs Mord, Ehebruch, Diebstahl unter veränderten Verhältnissen vorherrschend werden könnten, so würden sie aufhören schlecht zu sein.[1])

Es ist ersichtlich, wie man sich das sogenannte sittliche Urteil über die Handlungen der Menschen oder das Gewissen entstanden denkt. Erst wird die Handlung den gesellschaftlichen Verhältnissen angepafst und dann wird diese angepafste Handlung gelobt und dieses Lob als Empfehlung den kommenden Geschlechtern überliefert. Das Urteil gilt also zunächst als eine von den einzelnen Handlungen gewonnene Abstraktion, gewissermafsen als eine Kopie des Geschehenen. Dies beschreibt Jhering in folgender Weise (II, 10). Alle sittlichen Normen und Einrichtungen haben nach meiner Überzeugung ihren letzten Grund in den praktischen Zwecken der Gesellschaft, letztere sind von einer so unwiderstehlichen zwingenden Gewalt, dafs die Menschheit nicht der geringsten sittlichen Beanlagung bedurft hätte, um alles, was sie erfordern, hervorzubringen. Die Macht des objektiv Sittlichen d. h. der in Form der drei gesellschaftlichen Imperative: Recht, Moral, Sitte verwirklichten Ordnung der Gesellschaft beruht auf einer praktischen Unentbehrlichkeit, das subjektive sittliche Gefühl ist nicht das historische Prius, sondern das Posterius der realen durch den praktischen Zweck geschaffenen Welt, und erst, wenn derselbe auf der unabhängig von ihm entstandenen Welt sich gebildet hat, und wenn es zu Kräften gekommen ist, erhebt es seine Stimme, um dasjenige, was es in der Welt gelernt hat, an der Welt zu verwerten, den Mafsstab, den es ihr auf dem Wege der unbewufsten Abstraktion allgemeiner Grundsätze entlehnt hat, auf sie selber zur Anwendung zu bringen d. h. Anforderungen zu stellen, dafs sie die Prinzipien, welche sie bisher nur unvollkommen realisiert hat,

---

[1]) Williams, A Review of the system of Ethics founded on the Theory of Evolution. 1893, S. 253.

vollkommen durchführe — es ist das Kind, das, wenn es herangewachsen, die Mutter nach ihren eignen Lehren meistert.«

Dies kann man ohne weiteres zugeben. Zunächst bildet sich die Gesellschaft und ordnet sich nach Not und den augenblicklichen Bedürfnissen, so gut es geht. Hier wird geurteilt: recht und gut ist, was diesen unsern Sitten entspricht. Nun aber ist es keineswegs so, dafs der urteilende Geist allein an die gegebenen Verhältnisse in seinem Urteil gebunden wäre; er wird seinen Mafsstab nicht lediglich den vorhandenen Zuständen entlehnen, oder von ihnen durch Abstraktion gewinnen, wie es nach Jhering den Anschein hat. So wenig als der Maler bei Darstellung des menschlichen Gesichts nur an das Porträtieren der Wirklichkeit gebunden ist; des Menschen Phantasie ist sehr lebendig. Sie bleibt nicht an dem Gegebenen haften, sie kombiniert, sie abstrahiert und idealisiert; sie wird gar oft das Vorhandene verwerfen und tadeln, sich dagegen der Möglichkeit von andern Sitten und Rechten hingeben, die gelobt werden könnten.

Der menschliche Geist erwacht und bildet sich allerdings an den von aufsen gegebenen Empfindungen, aber alsdann stellen sich unter den so gewonnenen Vorstellungen Gebilde, Gefühle, Wünsche, Begriffe etc. ein, die als solche nicht in der Aufsenwelt gegeben sind. So sind die gesellschaftlichen Verhältnisse zunächst die Ursache, dafs überhaupt geurteilt wird; aber das Bestehende kann sowohl gelobt als getadelt werden, und kann zunächst in der Phantasie so gestaltet werden, wie es sein müfste, um gebilligt zu werden. So bilden sich Mafsstäbe zur Beurteilung des Gegebenen; diese Mafsstäbe sind wohl aus den gegebenen Verhältnissen gewonnen, aber sind nicht lediglich Kopieen der Wirklichkeit. Das herangewachsene Kind, um mit Jhering zu reden, beurteilt die Mutter nicht lediglich nach deren Lehren, sondern prüft, billigt und verwirft deren Lehren und sucht das unvollkommen realisierte zu vervollkommnen, und so kann man im Bilde fortfahren: warum soll eine verständige Mutter nicht auf eine kluge Tochter hören? Warum soll sich die Wirklichkeit nicht nach den gemachten Erfahrungen und gewonnenen Idealen umändern lassen? Die Fragen sind bei Naturvölkern und noch mehr bei Kulturvölkern sehr frühzeitig erwacht: wie soll die Wirklichkeit gestaltet werden? Etwa nur damit sie meinem Interesse diene? oder den Interessen weniger? oder aller? Nur den vorübergehenden Interessen oder den bleibenden? Insofern entspringt die Ethik wohl der Empirie, aber ihre Vorschriften entnimmt sie nicht lediglich der Empirie, sie sagt nicht nur, was ist oder geschehen ist, wie die Menschen sich verhalten haben, sondern wie sie sich verhalten sollen, um dem unpar-

teiischen Urteil, und so dem eignen höhern Bedürfnis zu genügen. Die moralischen Vorschriften sind nicht ein uns von aufsen aufgedrungener Mafsstab, sie liegen nicht in der Natur des einzelnen Menschen für sich, sondern entspringen den Bedürfnissen der Gesellschaft.

Jhering ist hier in einem falschen psychologischen Sensualismus befangen. Er stellt sich den Geist als einen passiven Spiegel der Aufsenwelt vor, der nur wiedergiebt, was er aufgenommen hat, nur die thatsächlichen Verhältnisse zurückspiegelt, also auch nur das lobt, was sozial vorteilhaft ist. Auf diesem Standpunkt meint man dann, wenn doch der Spiegel noch etwas anderes zeigt (andere Urteile), so müfsten diese aus einer ganz anderen Welt in den menschlichen Geist hinein kommen. Und weil man dies mit Recht vermeiden möchte, so soll dann die Geistesthätigkeit auch im Urteilen auf das blofse Wiedergeben, Kopieren der wirklich gegebenen Verhältnisse beschränkt sein. Allein das heifst den Geist viel zu tot und passiv sich vorstellen. Man kann wohl zugeben, dafs alles, was wir im Geiste haben und verarbeiten, in letzter Linie aus der Sinnenwelt stammt. Aber die aus ihr gewonnenen Vorstellungen erzeugen durch die Wechselwirkung unter einander neue Gebilde, ohne dafs eine höhere oder auch nur andere Macht als die der Vorstellungen selbst thätig ist. So erzeugen die gleichzeitig aufgefafsten Töne durch ihr Zusammenwirken etwas Neues, das Gefühl der Dissonanz oder Konsonanz, was in keinem der einzelnen Töne liegt. So baut sich das ganze geistige Leben aus sehr einfachem Material auf, nämlich aus den sinnlichen Empfindungen. Und so bleibt auch das Urteil keineswegs für immer gebunden, wie sich das Jhering denkt. Das Zusammenleben der Menschen fordert gewisse Regeln, Einschränkungen, Thätigkeiten, unter denen eben ein Zusammenleben möglich ist. Allmählich erhebt sich aber der oder jener aus dem Volke zu der Frage: welchen Grund haben die von uns beobachteten Sitten und Rechte? Das geschichtlich Gewordene ist doch nirgends ganz unveränderlich, ist auch nirgends ganz das Werk eines Gesetzgebers, weicht von dem, was andere für recht halten, nicht unerheblich ab, ist für die einen drückend etc., kurz: mufs das Bestehende so sein wie es ist? Wenn man es abändern kann, wie müfste es dann eingerichtet werden? Der Unterschied zwischen dem wirklichen und dem idealen Rechte macht sich geltend. Die Frage erhebt sich nach dem, was sein soll. Im allgemeinen wird darauf geantwortet: Sitte und Recht soll sich nach den Bedürfnissen richten.

Nun unterscheidet man niedere und höhere Bedürfnisse. Zu-

nächst macht sich der eudämonistische Standpunkt geltend. Er fordert, dafs Recht und Sitte zum mindesten möglichst wenig drücken und dazu helfen, die niedern, in die Augen fallenden Bedürfnisse zu befriedigen. Schon hier erhebt sich eine Verurteilung der Unordnung, und der Wert einer friedlich geordneten Gemeinschaft mufs erkannt werden.

Die höheren Bedürfnisse erfordern weiter, dafs jeder zur ruhigen Überlegung Gekommene, jeder Unparteiische nicht geradezu durch die vorhandenen Sitten und Rechte in seinem Gefühle gekränkt werde, sondern vielmehr mit Billigung und Genugthuung darauf hinblicken könne. Wie mufs eine Gesellschaft eingerichtet sein, dafs in ihr auch die höheren Bedürfnisse, nicht blofs der Kunst und der Wissenschaft, sondern die des unparteiisch Urteilenden befriedigt werden?

Ebenso wie sich der Darwinismus die erste Entstehung und Befestigung des sittlichen Handelns und Urteilens denkt, ebenso soll nach ihm der sittliche Fortschritt geschehen sein, nämlich durch immer vollkommenere Anpassung an die Verhältnisse. Nur die am besten Angepafsten d. h. nach ihm die Besten blieben übrig und empfanden das anfangs zwangsweise Rücksichtnehmen auf andere durch lange Gewohnheit als Lust.

Der sittliche Fortschritt durch Anpassung

Indem man sagt: die best Angepafsten bleiben übrig, bringt man meist einen der Theorie fremden Mafsstab hinzu. Es müfste heifsen: das Übrigbleibende ist das best Angepafste, und dieses ist darum das sittlich Beste. Darwin bemerkt: Es ist äufserst zweifelhaft, ob in demselben Stamme Nachkommen kameradschaftlich gesinnter Eltern in gröfserer Anzahl aufgezogen wurden als Kinder selbstsüchtiger und verräterischer Eltern. Wer bereit war, eher sein Leben zu opfern, als seine Kameraden zu verraten, wie es gar mancher Wilde gethan hat, der wird oft keine Nachkommen hinterlassen, die seine edle Natur erben konnten. Die tapfersten Leute, welche sich stets willig fanden, sich im Kriege an die Spitze ihrer Genossen zu stellen und welche bereitwillig ihr Leben für andere in die Schanze schlugen, werden im Durchschnitt in einer gröfseren Anzahl umgekommen sein, als andere Menschen. Es scheint daher kaum wahrscheinlich, dafs die Zahl der mit solchen Tugenden ausgerüsteten Menschen durch die natürliche Zuchtwahl d. h. durch das Überlebenbleiben des Passendsten erhöht werden könnte.[1])

[1]) Abstammung I, S. 170.

Man sieht, wie hier Darwin von Tugenden spricht von Tapferkeit, Grofsmut und von Lastern wie Verräterei ganz abgesehen von seiner Theorie. Der Theorie nach sollte er gar nicht fragen, ob die Tugend der Tapferkeit dienlich sei, sich im Kampfe ums Dasein zu erhalten, sondern sollte sagen: Tapferkeit, wenn sie sich nicht zu behaupten weifs, ist gar keine Tugend. Lobenswert oder tugendhaft ist nur das Angepafste. Ja nach der Theorie durfte er gar nicht von Menschen reden, die grofsmütig ihren Vorteil, ja ihr Leben für andere in die Schanze schlagen. Denn wie soll denn aus dem blofsen Egoismus eine solche uneigennützige Gesinnung sich gebildet haben? Die Antwort mufs immer sein: Durch Übrigbleiben des Passendsten. Aber noch ehe der Kampf ums Dasein beginnt, in dem sich solche Tugenden sollen ausbilden, wird hier schon die Tugend auf dem höchsten Gipfel als grofsmütigste Selbstaufopferung für andere angenommen. Und will man einmal eine solche Tugend ursprünglich voraussetzen, so stirbt sie wie Darwin eben sagt, sofort aus, sobald sie im Kampf sich erhalten sollte.

Was hier Darwin sagt, ist sehr wahr und ist von der Geschichte gar oft bestätigt. So teilt L. Ranke mit, dafs zur Zeit Alexanders des Grofsen es etwa nur noch tausend Spartanerfamilien gab, von denen viele Mitglieder körperlich kriegsuntüchtig waren. So war in den römischen Bürgerkriegen unter Sulla und Cäsar der gröfsere Teil der altrömischen Männer umgekommen, welche tüchtig gewesen waren, Partei zu ergreifen und eine Führerrolle zu spielen. Als die Sarazenen in Spanien eindrangen, bildeten die Westgoten gleichsam die Kriegerkaste. Nachdem sie aber infolge innerer dynastischer Entzweiungen fast vernichtet waren, stiefsen die Araber auf keinen nachhaltigen Widerstand.[1] Man hat die sogenannten blonden Langschädel in der Regel als eine körperlich und geistig bevorzugte Rasse angesehen. Aber dadurch dafs ihre Angehörigen in der Regel die Führer aller Bewegungen waren, sind sie in Frankreich in den Hugenottenkriegen, in der Revolution und sonst fast ganz, in Deutschland zum grofsen Teil ausgerottet. Die Kurzschädel haben sich ohne Zweifel den Verhältnissen besser anzupassen verstanden.

In allen diesen Fällen hat eine Auslese durch Ausmerzung der anderen stattgefunden, aber als Auslese ist nicht das Tüchtigere übrig geblieben, sondern vielmehr das Mittelgut, denn es ist unzweifelhaft, sagt Wallace, dafs es der Mittelmäfsige, wenn nicht der Niedrigstehende, sowohl in Bezug auf Moral als Intelligenz ist, welcher am

[1]) Ranke, Weltgeschichte III, 218.

besten im Leben fortkommt und sich am stärksten vermehrt.[1] Indessen dürfte man der Theorie nach gar nicht so urteilen, sondern müfste einfach sagen: das Übriggebliebene ist, weil übrig geblieben, auch das Bessere. Was wirklich ist, ist vernünftig. Dann aber ist nicht zu begreifen, wie nun doch die Bewunderung von Mut, Uneigennützigkeit, Gemeinsinn, Aufrichtigkeit etc. bei den Menschen entstehen konnte. Das Urteil soll nach der Theorie nur ein Niederschlag der Thatsachen sein, also bewundert sollte nur das werden, was sich als angepafst behauptet. Es wäre demnach zu begreifen, wie ein Odysseus aber nicht wie ein Achilles oder Hektor zum Ideal werden konnte. Wie konnte doch so oft die causa victa Catonis bewundert werden!

Es giebt noch eine andere Gedankenreihe, warum die Anpassung nicht dahin führt, das Bessere züchten. Gesetzt es wäre so, dafs durch kluge Ausbildung des Egoismus Mitgefühl, Gemeinsinn, Hochherzigkeit etc. entstanden, wohl gar herrschend geworden wäre. Von da ab wird nun geschont, man hat Mitleid mit dem Schwachen, man erhält das weniger gut Angepafste. Das Mitgefühl, sagt Darwin I, 174, ist wider den Verstand, allein wir können es nicht hemmen, ohne den edelsten Teil unserer Natur herabzusetzen. Wir müssen daher die ganz zweifellos schlechte Wirkung des Lebenbleibens und der Vermehrung der Schwachen ertragen. So bleibt also das Zurückgebliebene leben und pflanzt sich fort. Die ganze künstlich herbeigeführte Höherentwicklung vernichtet sich selbst. Soll also durch Zuchtwahl eine Höherbildung herbeigeführt werden, so darf diese Höherbildung ja nicht bis zur Uneigennützigkeit führen; sie mufs immer ausgesprochener Egoismus bleiben, der nur sich im Auge hat, andere aber, stärkere wie schwächere bekämpft. Dieser Kampf wird nach der Theorie zur Folge haben, dafs das Schwache untergeht, das Stärkere besteht und sich fortpflanzt. Das Stärkere mufs aber immer stark bleiben im Egoismus und sich fern von Schonung des Schwachen halten. Darum klagen schon jetzt manche Darwinianer das Entwicklungsgesetz an; dafs es aufser dem unverantwortlichen Mifsgriffe, den Menschen der Haarbekleidung und der natürlichen Schutzwaffen, deren sich die höheren Tiere noch erfreuen, wie Hörner und Klauen zu berauben, auch die noch schlimmere Thorheit beging, ihn an den gesellschaftlichen Zwang und an spiefsbürgerliche Rechtschaffenheit zu gewöhnen.

Es liefs sich übrigens von vornherein nicht anders erwarten, als

[1] Entwicklung der menschlichen Rassen und das Gesetz der natürlichen Auslese. S. 330.

dafs man aus dem Egoismus niemals sein Gegenteil wird ableiten können. Die Versuche seit den alten Sophisten, seit Spinoza, Hegel sind oft genug gemacht. Man kann aus dem Egoismus wohl Handlungen ableiten, die den sittlichen äufserlich ähnlich aussehen, aber nie Handlungen, die in einer uninteressierten, wohlwollenden Gesinnung ihre Quelle haben.

Wie nun an die Hegelsche Ethik die Frage herantrat: folgt daraus Herrschaft der Massen oder Herrschaft weniger, so auch an den heutigen Evolutionismus. Anfangs meinte man, Thron und Altar durch Hilfe des Hegelschen Machtprinzips stützen zu können, bis endlich die naheliegende Einsicht gewonnen wurde: nach Hegel ist immer nur das Mächtige berechtigt, mag die Macht nun in den Händen der Fürsten oder der Massen sein. Dieselbe Antwort erteilt auch der Evolutionismus: was sich im Kampf ums Dasein erhält, ist das best Angepafste. Und das nennt man das sittlich oder gesellschaftlich Berechtigte.

Aristokratische und demokratische Folgerungen des Darwinismus

Auf dem Münchener Naturforschertage 1877 warf bekanntlich Virchow dem Darwinismus vor, er führe zur Sozialdemokratie. Haeckel wendete dagegen ein, das Gegenteil sei der Fall: die Sozialdemokratie erstrebt Gleichheit für alle an, der Darwinismus zeigt nicht nur die grofse Ungleichheit, sondern auch deren Notwendigkeit. In der organischen Welt und also auch unter den Menschen ist die gröfsere Mehrzahl aller Geborenen zum schnellen Untergang, oder doch zur Unselbständigkeit, zum Dienste bestimmt. Statt dessen will die Sozialdemokratie, dafs alle den Kampf ums Dasein siegreich bestehen. Allein der Kampf ums Dasein führt nur zum Überleben und zur Herrschaft des best Angepafsten, also zu einer aristokratischen Auslese.

In diesem Sinne ist gar oft in verschiedener Weise die Darwinsche Evolution für eine Aristokratie in Anspruch genommen. So setzt z. B. Ammon auseinander: Die Gesellschaftsordnung der Menschen beruht auf der Arbeitsteilung und auf der Differenziierung der Individuen. Die natürliche Auslese bringt die einzelnen auf ihren richtigen Posten. Indem die Begabtesten allmählich höhere Schichten, Klassen, Stände bilden und hier die Eigenschaften forterben, wird die Gelegenheit zur Züchtung immer höher Begabten gegeben. Die soziale Hebung ist nur durch Auslese der Tüchtigsten möglich. Die Tüchtigsten haben den gröfsten Vorteil im Kampf ums Dasein, nehmen die einflufsreichsten Stellen ein. Je höher die Anforderungen (etwa in den Staatsprüfungen) gestellt werden, desto enger wird der Kreis

der Höchstgestellten, desto gröfser die Zahl derer, die diesen Anforderungen nicht genügen, die herabsinken zu blofsen Tagelöhnern, noch tiefer zu Landstreichern und Verbrechern. Freilich je höher die Anforderungen gestellt werden, um so nervöser werden auch die, welche ihnen genügen, ihr geistiges Kapital wird verbraucht, pflanzt sich nicht auf die Nachkommen fort. Vielmehr müssen immer wieder aus dem nervöstüchtigen Bauernstand neue Gröfsen sich herausarbeiten etc.[1])

Dabei setzt Ammon voraus, dafs die Emporkommenden auch immer oder doch meistens die geistig und sittlich Tüchtigsten sind. Nach Darwins Befürchtung und vielfach gemachten Erfahrungen ist das oft nicht so. Sondern viele der geistig und sittlich Tüchtigsten werden von den Strebern, den Kapitalkräftigsten, den Blendern, kurz von denen überrannt, die sich am besten anzupassen verstehen.

Nun braucht man nur fortzufahren: es ist zu wünschen, dafs der Kampf ums Dasein, der die Entwicklung der Tierwelt zustande gebracht hat, auch im Leben der Menschen fortwirke. Man mufs das Recht des Stärkeren anerkennen, man mufs es in Ordnung finden, dafs auch unter den Menschen die Stärkeren die Schwächeren ausbeuten, verdrängen, vertilgen. Wenn der Hecht den Gründling verschlingt und zwar nach gottgeordnetem Recht, warum soll ich nicht den Schwachen ausbeuten, so überlegen mit denselben Worten[2]) Falstaff und Spinoza. Man mufs den menschlichen Egoismus schrankenlos walten lassen, mufs der Brutalität alle Thore der menschlichen Gesellschaft öffnen, mufs Rücksicht und Erbarmen als übel angebrachte Sentimentalität als Hemmschuh des Fortschritts mit allem Nachdruck verbannen. Dann werden nur die Stärksten, die Übermenschen obenauf kommen. Nietzsche, sagt einer seiner Anhänger, hat diese Ethik gefunden, erfunden, wie ihr wollt, jedenfalls, er hat sie zuerst verkündigt. Darwin ist der Anfang und Nietzsche das Ende dieses Weges. Ganz einfach so: nach dem Gesetz der natürlichen Auslese, dafs das Tüchtigste überlebt und sich fortpflanzt, das, was den Lebensbedingungen am besten angepafst ist, nach diesem Gesetz hat sich alles, was lebt, entwickelt. So ist aus dem Wurm der Mensch geworden — und Wurm genug ist noch in ihm. Sollte er das Ziel sein und der Zweck? Der Mensch, die Überflüssigen, die viel zu Vielen? Ja, dann möchte es wohl recht sein, den Thron unter dem Pöbel aufzurichten und den Pöbel selbst auf den Thron zu setzen.

---

[1]) Ammon, Gesellschaftsordnung in ihrer natürlichen Grundlage. 1894.
[2]) Siehe diese Zeitschrift 1894, I. 350.

Dann lohnte es sich nicht, in den Garten der Ehe zu gehen, auf neue Bäume zu warten und auf neue Frucht. Nun aber ist der Mensch kein Ziel und kein Ende, sondern eine Brücke, ein Übergang, ein Bogen gespannt zwischen Tier und Übermensch. Dafs der Übermensch lebe, ist das Ziel. Darum sprechen Zarathustra und die Seinen: wir aber wollen, dafs der Übermensch lebe![1]) Die Natur hat uns den Trieb und die Fähigkeit zu rascher Vermehrung eingepflanzt. Sie drängt unzählige menschliche Wesen ins Dasein, aber nur klein ist die Anzahl derjenigen, welche sich darin erhalten. Durch die Not und das Elend einer nach Existenz dringenden Masse, will die Natur das Aufsteigen einer Minderheit zu den Gipfeln der körperlichen wie der geistigen Kultur bewirken.[2])

Damit man nun nicht das Jüngste für das Neueste hält, möge einiges aus Plato angeführt werden, was dieser schon als die vulgäre Meinung von den Sophisten vortragen läfst: der Unterschied zwischen gut und böse, gerecht und ungerecht ist ein Erzeugnis der sozialen Verhältnisse. Von Natur nämlich ist der Egoismus, das Unrechtthun das Erwünschte, ein Gut, und Unrechtleiden oder für andere sich einschränken ein Übel. Insofern aber dieses letztere jenes erstere übertrifft und in einer Gesellschaft von Menschen, worin ein jeder nur Unrecht thun, aber kein Unrecht zu erleiden (sich in nichts einzuschränken) willens ist, ohne Zweifel doch niemand dem letzteren entgehen und mithin seinen eignen Willen nie vollständig und allein erreichen würde, so hat man es für vorteilhaft gehalten, sich in der, beide Fälle, von denen man den einen nicht will, den andern nicht kann, ausschliefsenden Formel zu einigen, nämlich weder Unrecht zu thun noch Unrecht zu leiden, und nichts anderes als der gesellschaftliche Ausdruck dieser Formel ist das Recht. Von dieser Ansicht schreiben sich die Gesetze und die Verträge, das Verbotene und Erlaubte her, sowie die Ausdrücke »gesetzlich und gerecht«, so dafs die Bedeutung des letzteren eigentlich darin besteht, zwischen zwei Extremen, nämlich einerseits dem Besten d. h. Unrechtthun, und andererseits dem Schlechtesten d. h. Unrechtleiden, die Balance d. h. mit der Gerechtigkeit und Gesetzlichkeit begnügt man sich deshalb auch eben nur unfreiwillig und aus Not: der ihr entsprechende soziale Zustand ist ein durch das Unvermögen, einzig und allein, wie es sein sollte, Unrecht thun zu können, erzwungener, da es offenbar ein Wahnsinn wäre, wenn jemand, der immer nur

[1]) A. Tille, Von Darwin bis Nietzsche. 1895.

[2]) Neurath, Volkswirtschaftliche und sozialphilosophische Essays. 1880, S. 53.

Unrecht zu thun die Macht hätte, sich dieser begeben und sich in der genannten Weise, wonach nämlich weder Unrechtthun noch Unrechtleiden sein soll, mit den anderen einigen wollte. Und wo jemand kann, weicht er auch von dieser Regel zu seinem Vorteile ab. Wo zwei etwas Gemeinsames unternehmen, zieht der Gerechte, der sich willig in jene Regeln fügt, dem Ungerechten gegenüber stets den Kürzern; wo die Vermögenssteuer erhoben wird, hat der Gerechte mehr zu zahlen als der Ungerechte. Am augenscheinlichsten leuchtet die Richtigkeit dieser Ansicht ein, wenn man die extremen Fälle betrachtet, in denen die vollendete Ungerechtigkeit mit dem gröfseren Glücke verknüpft ist und alle diejenigen, die sich zu keinem Unrecht verstehen wollen, mit dem gröfsten Elend davon kommen. Solche extreme Fälle treten dann ein, nicht etwa wenn jemand blofs ein Stückchen fremden Eigentums mit List oder Gewalt stiehlt — denn ein solcher wird ja bald gestraft — sondern wenn jemand mit hinreichender Kühnheit und Macht gleich die ganze Bürgerschaft mit all ihrer Habe und mit einem Griff in den Sack steckt und darauf von allen, die dies erlitten oder davon erfuhren, als der Glücklichste und Beneidenswerteste ob seiner That gepriesen wird. Also um die Sache ihrer wahren Gestalt nach kurz auszudrücken: was man Gerechtigkeit nennt, ist keine Tugend, sondern eine dumme Gutmütigkeit, und was Ungerechtigkeit heifst, kein Laster, sondern eine kluge Wohlberatenheit. Die sogenannte Gesetzlichkeit oder Gerechtigkeit der Unterthanen ist ein Gut, aber nicht für sie, die Thäter und Inhaber, sondern für den Oberherrn, der Gesetze giebt, die für ihn nützlich sind, wie ein Schaf- und Rinderhirt seine Tiere mästet und hütet, nicht zum Nutzen der Tiere, sondern für sich.

Der herangewachsene Löwe (der Übermensch), den man als Knaben durch Zaubersprüche, durch Gaukeleien aller Art und durch Lüge, dafs ein gleiches Mafs für alle notwendig sei, gleichsam zu dieser Art erdichteter Vortrefflichkeit und Gerechtigkeit anschulte, tritt allen diesen Kram mit Füfsen und läfst, früher unser Sklave, jetzt seiner Fesseln frei und als unser Herr das Recht der Natur im schönsten Glanze erscheinen.[1]) Darum liegt es im Interesse der sogenannten oberen Zehntausend und ihrer Beherrscher, das niedere Volk möglichst stark sich vermehren zu lassen, damit diese zahlreichen Nachkommen sich gegenseitig Konkurrenz machen, billig arbeiten und abhängig bleiben. Nur so ist eine Art von Übermensch möglich.

[1]) Nach Strümpell, Geschichte der griechischen Philosophie II, 102 ff. Plato, Staat 343 und Gorgias 483.

Wir haben die evolutionistische Ethik nach der einen Seite hin verfolgt, nach Seite der Aristokratie; von denselben Prinzipien aus ist auch eine sozusagen demokratische Richtung als natürlichste Konsequenz gezogen. Da heifst es: der Mensch ist nicht ein unvernünftiges Tier. Er kann die Gesetze und Bedingungen der Entwicklung durchschauen und darum teilweise umformen. Eine vernünftige, zweckmäfsige Veränderung der äufseren Daseinsverhältnisse wird auch eine Umgestaltung der geistigen und sittlichen Eigenschaften und Neigungen der Menschen zur Folge haben.

So hebt Ferri (Sozialismus und moderne Wissenschaft) hervor, der soziale Evolutionismus habe längst die Utopien aufgegeben. Die Menschen sind ungleich, und die Ungleichheit der Menschen kann niemals ganz aufhören. Es ist auch nicht wahr, dafs der Sozialismus eine materielle positive Gleichheit von Arbeit und Genufs für alle Bürger verlangt; allein die Ungleichheit kann und wird bei einer bessern sozialen Ordnung erheblich abnehmen. Nicht alle Menschen können dieselbe Arbeit thun, auch nicht in einem sozialistischen Staate, dessen Organisation auf eine Milderung der angeborenen Unterschiede ausgeht; aber das sollte nicht sein, dafs manche Menschen überhaupt nicht arbeiten und viele andere zu viel und gegen zu geringen Lohn. »Das Wesentliche ist, dafs alle Mitglieder der Gesellschaft arbeiten, wie im einzelnen Organismus alle Elementarorganismen (die Zellen) ihre besonderen Funktionen erfüllen müssen, die mehr oder weniger bescheiden erscheinen mögen, wie die der Knochenzellen gegenüber den Ganglien oder Muskelelementen, deren Leben und Leistung für eine normale Funktion des Organismus aber gleich unentbehrlich sind. Und wie in einem Organismus keine Zelle ohne zu arbeiten leben kann, weil sie genau in demselben Mafse, in dem sie arbeitet, auch Nährstoffe an sich zieht, so darf auch im sozialen Organismus kein Individuum leben, ohne zu arbeiten, gleichviel, was es arbeitet. Der Sozialismus, weit entfernt, alle Persönlichkeit zu erdrücken, will vielmehr die natürliche Ungleichheit im Darwinistischen Sinne für die Reform des individuellen und sozialen Lebens zu einer freien und fruchtbaren Entwicklung des menschlichen Lebens verwerten, indem er jedem mit der Sicherheit einer menschenwürdigen Existenz die Freiheit zur Entwicklung und Ausbildung der körperlichen und geistigen Persönlichkeit gewährt.

Auch der zweite Einwand, zwischen Darwinismus und Sozialismus bestehe inbetreff des Kampfes ums Dasein ein unlösbarer Gegensatz, beruht nach Ferris Ausführungen auf falscher Voraussetzung. Der Kampf ums Dasein ist ein dem Leben der Menschheit immanentes

Gesetz, das die beständige Triebkraft des sozialen Lebens bleiben wird, aber trotz seiner Beständigkeit seinen Inhalt allmählich ändert und eine mildere Form annimmt; das zahlenmäfsige Verhältnis der Opfer zu den Siegern im Daseinskampfe gestaltet sich immer günstiger. Nur einem sentimentalen Optimismus entspringt die Annahme, dafs Verbrechen und andere Volkskrankheiten völlig aus der Welt schwinden würden; wohl aber werden sie bedeutend abnehmen, wenn ein sozialistisches Regime durch das Kollektiveigentum jedem Menschen eine menschenwürdige Existenz sichert. Ein anderes Gesetz aber der natürlichen und sozialen Entwicklung im Sinne Darwins, das Gesetz der Solidarität und gemeinsamen Arbeit der Einzelnen, wird bewirken, dafs der Kampf ums Dasein immer weniger brutale, mehr vergeistigte und humane Formen annimmt und seine Ziele immer höhere Ideale werden.

Inbetreff der Selektionstheorie betont Ferri nachdrücklich, dafs sie nicht, wie bisher vielfach von Sozialisten und Nichtsozialisten unexakt angenommen sei, das Überleben der »Besten«, sondern nur der »meist Angepafsten« bedeute; und wenn man ihm nun entgegenhalten wolle, dafs dennoch auch die Auslese der »Passendsten« einen aristokratisch wirkenden Vorgang bedeute, der mit der nivellierenden Neigung des Sozialismus unvereinbar sei, so antwortet er, dafs der Sozialismus allen Individuen die ungehemmte Entwicklung der eignen Persönlichkeit gewähren werde, und wenn dann allerdings die Besten den Kampf ums Dasein siegreich bestehen, so wird der Darwinistische Sozialismus nur die Fortsetzung und die Veredlung der natürlichen Selektionsgesetze repräsentieren. Ferner sei der Behauptung einer ins Unendliche gesteigerten aristokratischen Auslese der Hinweis auf ein anderes Naturgesetz entgegenzuhalten, das nivellierend wirke und das Gleichgewicht wiederherstelle: die Vererbung sei die grofse Gleichmacherin, die alles, was sich hoch erhebt, zum Untergange führt. »Alles, was die natürlichen Kräfte monopolisieren will, verstöfst gegen das oberste Naturgesetz, das allen Lebenden den Gebrauch und die Beherrschung der natürlichen Existenzmittel, Luft und Licht, Wasser und Erde, giebt.«

Was nun die Menschen zu einer besseren Fürsorge für andere treiben wird, das hat Kidd (Soziale Evolution) weiter ausgeführt, nämlich das Wohlwollen in der Form der christlichen Religion. Die alten Völker, sagt er, hatten diese nicht, sie haben nur den Egoismus und den Intellekt entwickelt und sind darum untergegangen. Aber Ehrfurcht, Pflichtgefühl, Altruismus, anerzogen durch das Christentum, bestimmen in den heutigen Völkern, wenn sie nicht unter-

gehen wollen, die besitzenden, herrschenden Klassen immer mehr in ihren Ansprüchen zurückzuweisen, anderen immer mehr Zugeständnisse zu machen und also immer mehr Gleichheit und zuletzt volle Demokratie nach allen Seiten hin herbeizuführen. Die Rassen werden siegen, welche das beste ethische System besitzen und befolgen.[1]

Die grofse Lücke in dieser Betrachtung liegt am Tage, nämlich woher diese selbstlose, zurückweichende Gesinnung? Ist freilich Uneigennützigkeit, religiöse Ehrfurcht vorhanden und zwar wenn nicht bei allen, doch bei den meisten, den Einflufsreichsten vorhanden, dann wird eintreten, was Kidd auseinandersetzt, nämlich eine allmähliche Ausgleichung. Aber das ist doch eben die Frage, wie entsteht aus blofsem Egoismus ein solcher Altruismus? Kommt nicht etwas anderes hinzu, was man Idealismus, Liebe, Religion oder sonstwie nennen mag, so wird Egoismus bleiben, was er ist und andere ausbeuten, wie er kann, wie ein Hirt seine Herde. Man wird sagen: Kidd hat aber doch die Erfahrung vielfach für sich, der Altruismus, die Religion, die Liebe lassen doch thatsächlich die sogenannten oberen Zehntausend in ihren Ansprüchen zurückweisen; die sittlich tüchtigeren Völker bleiben doch auch so oft Sieger über die sittlich niederen. Mag er hier Recht haben, aber er hat nicht Recht als Darwinianer. Er trägt die Ethik in seine Betrachtungen hinein, aber er gewinnt sie nicht daraus. Er wird nie nachweisen können, dafs eine sittliche Religion, oder der Altruismus als sittliche Gesinnung ein natürliches Erzeugnis des rücksichtslosen Kampfes ums Dasein, oder der Anpassung an die Umstände ist.

Fragt man, ob aus der evolutionistischen Ethik ein aristokratisches oder demokratisches Prinzip folgt, so steht die Sache genau so, wie bei Hegel. Prinzipiell folgt weder das eine noch das andere, sondern es folgt nur die Weisung: versucht es! ob die Masse oder ob eine Minderzahl zur Herrschaft und also zum Genufs gelange, hängt allein davon ab, wer im Kampfe Sieger bleibt, wer sich den Umständen am besten gewachsen und angepafst zeigt.

So wie sich die Darwinistische Ethik nach den beiden Seiten der aristokratischen und demokratischen entwickeln läfst, so auch hinsichtlich der Wirtschaft nach Seite der manchesterlichen Selbstregulierung und der antimanschesterlichen Centralisierung. H. Spencer folgert aus dem Darwinismus das Manschestertum so weit, dafs er keinerlei staatliche Fürsorge für irgend welche Schwache, oder überhaupt für soziale Bedürfnisse gestatten möchte, kaum einen staatlichen

[1] Über Kidd vergl. Zeitschr. f. Philos. u. Pädag. 1897, IV, 146.

Schutz des Ganzen nach aufsen durch ein Heer. Er glaubt das alles würden Privatgesellschaften besser besorgen und dabei würde immer nur das Tüchtigste ans Ruder kommen, das weniger Angepafste aber verschwinden.

Anders die Sozialdemokraten. Sie möchten alle wirtschaftlichen Angelegenheiten für jeden Einzelnen von einer Centralstelle aus leiten.

Dabei ist nicht aus dem Auge zu lassen, dafs beides Manchestertum wie Centralleitung nur Mittel sind für einen bestimmten Zweck. Spencer giebt diesen Zweck meist an mit den bekannten Worten möglichst grofses Glück für möglichst Viele. Dagegen sprechen die Sozialdemokraten nach dem Vorgang von Marx und Engels fast nur von einer möglichsten Förderung der gesellschaftlichen Produktion.

Käme es allein auf die Vermehrung der Produktion an, so dürfte wohl das Manchestertum das geeignetste Mittel dazu sein, vielleicht sogar Sklaventum, wenigstens war nachweislich die Produktion der Insel Haiti zur Zeit der mit Sklaven bebauten Plantagen weit gröfser als nach Aufhebung der Sklaverei. Aufserdem würde es der Förderung der Produktion dienlich sein, wenn bei der weitestgehenden Arbeitsteilung jeder einzelne Mensch gleichsam nur ein Werkzeug in der Verrichtung mechanischer Arbeit würde ohne jede Individualität, ja wenn man sich der nur konsumierenden, aber nicht produzierenden Alten und Schwachen entledigte.

Von den Zielen der Sozialisten soll am Ende dieses Abschnittes ausführlich gehandelt werden. Aber man mag das Ziel für das Zusammenleben der Menschen aufstellen, wie man will, als Glück für den Einzelnen oder für die Gesamtheit oder Förderung der Produktion, die Entscheidung, was dazu tauglicher sei, ob das Gehenlassen des Manchestertums oder alle Produktion von einer Centralstelle aus zu regulieren, diese Entscheidung wird sich nur immer von Fall zu Fall geben lassen, oder von Prinzipien aus, die man anderswoher nimmt. Man kann aber nicht sagen, dafs der Darwinismus in gerader Linie zum Manchestertum führe oder dagegen sei, ebensowenig, dafs eine Centralgewalt eine notwendige Folge sei.

Übrigens würden die Marxisten hinzusetzen: diese Entscheidung ist gar nicht in unsere Hände gegeben, nicht einmal das Ziel können wir wählen, sondern es ist ein notwendiger Erfolg der bisherigen Wirtschaft, dafs sie auf möglichste Förderung der Produktion und Kollektivierung aller Produktionsmittel hinausläuft. (Forts. folgt)

Über die Versuche geistige Ermüdung durch mechanische Messungen zu untersuchen

Von

Dr. R. Tümpel, Gera

I

Einleitende Bemerkungen — Nützlichkeit des Studiums der Ermüdung — Der Begriff Ermüdung — Eine notwendige Festsetzung in betreff dieses Begriffes

Der Hauptsturm, der vor einiger Zeit gegen die sogenannte Überbürdung der Jugend in den höheren Schulen tobte, hat sich im wesentlichen gelegt, nachdem er nicht ganz unbeträchtliche Lücken in das Gefüge der alten Lehrpläne gerissen hat. Aber ganz zufrieden ist man noch immer nicht trotz aller Zugeständnisse. Von Zeit zu Zeit erhebt sich noch eine Stimme, die noch gröfsere Opfer verlangt. In feierlicher Weise wird im Namen der medizinischen Wissenschaft gesprochen, häufig ohne die Forderung dem Publikum gegenüber zu begründen. Wozu auch? Die Wissenschaft, die ganz unfehlbare hat ja gesprochen. Namentlich wird jetzt wieder das Vertrauen der Eltern gegen die Schule durch die Behauptung erschüttert, dafs die Schüler zu stark »ermüdet« würden. Die »Ermüdung« ist jetzt ein Hauptschlagwort in den Kreisen geworden, die nicht ganz der Meinung sind, dafs es nichts schaden kann, in der Jugend etwas Tüchtiges zu lernen. Darum wird die Ermüdung eifrigst erörtert. Nun kann ja ein derartiges Studium nur mit Freuden begrüfst werden, denn Untersuchungen in dieser Richtung versprechen ja ebenso interessante als nützliche Ergebnisse, allerdings nur dann, wenn wirklich einwandfreie Methoden angewendet werden, und wenn die Ergebnisse objektiv verwertet werden.

Wenn hier von Ermüdung die Rede ist, so ist natürlich nur die geistige Ermüdung gemeint; sie allein kommt ja auch nur bei Schulverhältnissen in Betracht; allerdings wird bei den Ermüdungserscheinungen noch ein Blick auf den Zusammenhang zwischen geistiger und körperlicher Ermüdung zu werfen sein. Denn der Begriff Ermüdung umfafst ja zwei Gruppen von Merkmalen, nämlich einmal diejenigen, die auf körperlichem und dann die, welche auf geistigem Gebiet liegen. Da wir nun ja selbstverständlich in keiner Weise die Ermüdung selber wahrnehmen können, weil sie ja nur die Kraft unseres kategorialen Denkens zu einer Reihe von Erscheinungen hinzugedachte Ursache ist, so würde es bei einer Untersuchung der Ermüdung zunächst darauf ankommen, den Zusammenhang der beiden Reihen von Ermüdungserscheinungen, den geistigen und körperlichen

festzustellen. Es würde also zu untersuchen sein, ob bei ermüdetem Körper der Geist noch frisch sein kann, und ob bei erschlafftem Geist auch jedesmal der Körper ermüdet ist. Wie weit diese Seite der Untersuchung ausgeführt ist und wie unerläfslich sie ist, wird sich weiter unten herausstellen.

II

Zwei Arten der Untersuchung — Aufzählung der hauptsächlichsten Untersuchungen dieser beiden Arten

Zwei grundverschiedene Wege sind eingeschlagen worden, die Ermüdung zu untersuchen. Einmal hat man nach einem äufserlichen Merkmale der Ermüdung gesucht, mit welchem man durch mechanische Messung die Gröfse der Ermüdung feststellen kann und dann hat man die Ermüdung durch Abnahme der geistigen Leistungsfähigkeit zu bestimmen gesucht. Der erste, der mechanische Weg, ist von Mosso[1], Keller[2] und Griesbach[3]) eingeschlagen worden, der zweite unter anderen z. B. von Kraepelin[4], Höpfner[5] etc.

III

Mossos Ergograph Erster Einwand gegen denselben, dafs Denken und mechanische Arbeit etwas Verschiedenes ist. Die Unterlassung einer unerläfslichen Fesstellung — Zweiter Einwand gegen den Ergograph, dafs Ermüdung lokalisiert sein kann — Dritter Einwand gegen denselben, dafs auch noch andere Ermüdungsursachen als geistige gemessen werden — Prüfung einiger Resultate des Ergographen

Mosso hat zur Messung der Ermüdung einen Apparat zusammengestellt, dem er den Namen Ergograph gegeben hat. Bei den Messungen mit demselben wird ein Gewicht, meistens 2 kg mit einem Finger bis zur vollständigen Ermüdung dieses Fingers gehoben. Die Hand und die übrigen Finger sind bei den ergographischen Messungen auf einem Gestell festgeschnallt. An dem beweglichen Finger ist eine Schnur befestigt. Diese Schnur, welche das zu bewegende Gewicht trägt, läuft über eine Rolle; durch Krümmung des beweglichen Fingers wird das Gewicht so hoch wie möglich gehoben; darauf wird der Finger gestreckt, wodurch das Gewicht wieder sinkt. Der Finger

[1]) Die Ermüdung. Aus dem Italienischen von J. Glinzer. Leipzig, Hirzel, 1892.

[2]) Pädagogisch-psychometrische Studien. Vorläufige Mitteilung. Biologisches Centralblatt 14. Band 1894.

[3]) Energetik und Hygiene des Nervensystems. München und Leipzig, bei Oldenburg 1895.

[4]) Über geistige Arbeit. Jena, G. Fischer, 1894.

[5]) Über die geistige Ermüdung von Schulkindern. Zeitschrift für Psychologie und Psychologie der Sinnesorgane. 6. Band 1894.

hebt durch Krümmen das Gewicht wieder; durch Strecken des Fingers sinkt das Gewicht wieder. Durch das Heben legt das Gewicht einen Weg zurück; diesem Weg beim Heben legt das Gewicht durch die Kraft des Fingers zurück. Die Ermüdung wird nun gemessen durch die Zahl der Gewichtshebungen, die der Finger bis zur völligen Erschöpfung, bis zur vollständigen Arbeitsunfähigkeit leisten kann.

Gemessen wird aber auch die Ermüdung durch die »mechanische Arbeit«, welche der Finger leistet. Die Physik versteht bekanntlich unter Arbeit einer Kraft das algebraische Produkt aus den beiden Faktoren Kraft und Weg. Die Kraft wird dabei durch die Zahl der bewegten Kilogramm, der Weg durch die von den bewegten Kilogramm zurückgelegten Meter gemessen. Bei den ergographischen Messungen wird demnach die geleistete Arbeit durch das Produkt aus der Zahl der gehobenen Kilogramm und der von den Kilogramm durchlaufenen Metern gemessen. Der zurückgelegte Weg, ausgedrückt in Metern, wird selbstthätig durch eine an dem Ergographen befindliche Vorrichtung aufgezeichnet. Für das Verständnis des Ergographen und der durch ihn bewerkstelligten Messungen ist diese Registriervorrichtung unwesentlich; ihre Beschreibung wird daher hier nicht gegeben.

Gegen die Messungen mit dem Ergographen ist nun ein prinzipieller Einwand von vornherein zu erheben, der nicht nachdrücklich genug geltend gemacht werden kann. Die durch geistige Thätigkeit hervorgerufene Ermüdung soll bei den Messungen mit jenem Apparat durch den Energieverlust, ausgedrückt durch die geleistete Arbeit, bestimmt werden. Geistige Thätigkeit und mechanische Arbeit müſsten dann ihrer Natur nach dasselbe sein. Man denkt sich bei dieser Annahme den Menschen begabt mit einer bestimmten Menge von Energie; diese kann verbraucht werden entweder durch geistige oder durch körperliche Arbeit, da, wie Mosso ausdrücklich hervorhebt, auch »das Gehirn dem Gesetze von der Erhaltung der Energie unterworfen ist. Ja, die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme ist so groſs, daſs sie an Gewiſsheit grenzt.«[1]) Denken und mechanische Arbeit sind aber zweierlei. Ein Satz, der keines Beweises bedarf, für den aber auch kein Beweis erbracht werden kann, da er eben eine für sich vollständig einleuchtende Thatsache feststellt. Aus dieser Thatsache geht hervor, daſs man geistige Ermüdung nicht ohne weiteres durch die Verminderung der Leistungsfähigkeit zu mechanischer Arbeit messen kann. Der Gebrauch des Ergographen, wie ihn Mosso und

[1]) Mosso, Die Ermüdung S. 63.

Keller ohne irgend welche kritischen Bedenken angegeben haben, ist von vornherein als gänzlich unwissenschaftlich mit aller Entschiedenheit abzulehnen.

Allerdings laufen ja nun mit dem Denken vielleicht körperliche Vorgänge im Gehirn garallel. Macht man diese Voraussetzung, so könnte der Ergograph dazu dienen, den Zusammenhang zwischen geistiger und körperlicher Ermüdung festzustellen, also jene oben geforderte Grunduntersuchung leisten, von der überhaupt alle weiteren Untersuchungen mit mechanischem Mafs abhängen. Er könnte den Energieverlust messen, der durch die mit dem Denken verlaufenden Vorgänge im Gehirn stattfindet. Dieser Zusammenhang liefse sich nun auf folgende Weise herstellen. Die Versuchsperson leistete eine gewisse Menge geistiger Arbeit; dadurch wird dieselbe geistig ermüdet; diese Ermüdung wird nun gemessen durch Abnahme der psychischen Leistungsfähigkeit, also etwa durch vergröfserte Fehlerzahl in einer bestimmten Arbeit oder durch längere Zeitdauer bei einer bestimmten Arbeit. Messungen dieser Art mögen psychische Messungen genannt werden. Darauf wäre durch den Ergographen zu bestimmen, ob und wieweit die körperliche Ermüdung durch die geistige Bethätigung fortgeschritten ist. Durch Vergleichung beider Messungsergebnisse, also der psychischen und der ergographischen würde sich ergeben, wie geistige Ermüdung mit der körperlichen fortschreitet, wie beide mit einander verbunden sind. Hätte man durch derartige nebeneinander herlaufende sehr zahlreiche und äufserst sorgfältig angestellte Messungen die gegenseitige Abhängigkeit von geistiger und körperlicher Ermüdung festgestellt, dann und nur dann liefse sich der Ergograph zur Messung der geistigen Ermüdung benutzen, selbstverständlich immer vorausgesetzt, dafs sich überhaupt ein festes Abhängigkeitsverhältnis ergeben würde. Hätte sich ein solches ergeben, so könnte man, wenn man die Ermüdung irgend einer Person messen wollte, die körperliche Ermüdung derselben durch den Ergographen messen und hätte dadurch kraft des aufgedruckten festen Abhängigkeitsverhältnisses die geistige Ermüdung mit gemessen. Bedenklich wäre auch hierbei, dafs bei der zweiten ergographischen Messung jedesmal der Energieverbrauch mitgemessen würde, der durch die Ausführung der ersten Messung stattfinden würde. Von den eben erörterten einleitenden und unerläfslichen Feststellungen ist nun weder bei Mosso noch bei Keller irgend etwas zu lesen, sondern mit verblüffender Zuversicht wird geistige und körperliche Arbeit gleichgesetzt und Schlüsse aus den aus solcher Voraussetzung fliefsenden Ergebnissen gezogen.

Eine Voraussetzung müfste selbst bei der allein zulässigen Anwendung des Ergographen noch gemacht werden. Die Ermüdung darf nämlich keine örtliche Erscheinung sein, sondern sich auf den ganzen Körper verteilen. Die Ermüdung, die entsteht bei den höchst wahrscheinlich neben geistiger Arbeit herlaufenden körperlichen Vorgängen im Gehirn dürfte nicht auf das Gehirn beschränkt bleiben, sondern sich allen Gliedern mitteilen, sonst könnte man natürlich nicht durch eine Untersuchung an einem Finger die Ermüdung des Gehirnes feststellen. Diese Verbreitung ist aber nun in keiner Weise festgestellt worden. Im Gegenteil Mosso sagt selber, damit seinem Ergographen das Urteil sprechend: »Wir müssen annehmen, dafs die Muskeln eine eigene Erregbarkeit und Ausdauer haben, dafs sie unabhängig von der Erregbarkeit und der Energie der Nervencentren verbraucht werden.« Ja, der Ergograph zeigt ja selber, dafs einzelne Glieder ermüdet werden können, ohne dafs der übrige Körper an dieser Ermüdung teilnimmt, indem der Finger nicht mehr heben kann, während der übrige Körper sich noch aufrecht erhält. Es scheint also die Ermüdung wenigstens teilweise eine lokale Erscheinung zu sein. Wenn man demnach beim Ergographen denselben einen armen Finger immer und immer wieder Gewichte heben läfst bis zur vollständigen Erschöpfung, so liegt die Möglichkeit vor, dafs man nicht die Ermüdung des ganzen Menschen oder die des Gehirns mifst, sondern eben nur die Ermüdung des armen Fingers. Auch diese so unerläfsliche Feststellung, nämlich dafs die Ermüdung nicht eine örtliche Erscheinung sei, ist nicht gemacht, sondern gerade eher das Gegenteil wahrscheinlich gemacht. Man sieht, auch wegen dieser groben Vernachlässigung ist der Mosso-Kellersche Gebrauch des Ergograph abzulehnen.

Aber selbst wenn die beiden eben erwähnten Voraussetzungen stattfänden, was nicht der Fall ist, dafs also ein fester, klar erkannter Zusammenhang zwischen geistiger und körperlicher Ermüdung aufgedeckt wäre und dafs die Ermüdung keine örtlich beschränkte Erscheinung ist, selbst dann stellt sich der Mosso-Kellersche Gebrauch des Ergographen als wertlos und falsch heraus. Als die auf ihre ermüdende Wirkung hin untersuchte Thätigkeit benutzt Mosso das Vorlesunghalten, Keller meist lautes Lesen. Beide übersehen aber, dafs durch das Sprechen allein schon eine Ermüdung eintreten mufs. Die Ermüdung, die beide messen, besteht also aus zwei Summanden, nämlich aus der Ermüdung durch die Sprechbewegung und dann aus der durch die geistige Arbeit hervorgerufene Ermüdung, wenn sich dieselbe so nachweisen läfst. Beide Mosso, und Keller thun nun

aber so, als ob die eintretende Ermüdung allein von der geistigen Arbeit herkäme. Dieser grobe Fehler hätte von beiden eingesehen werden müssen. Namentlich gegen Kellers lautes und schnelles Lesenlassen ist einzuwenden, dafs bei demselben wohl wenig gedacht und daher die geistige Anstrengung äufserst gering ist. Die ganze auftretende Ermüdung kommt also fast nur auf das Sprechen, immer unter der Voraussetzung, dafs sich geistige Ermüdung überhaupt durch ergographische Messungen zu erkennen giebt. Wenn überhaupt geistige Ermüdung durch den Ergographen gemessen werden soll, so würde eine geistige Arbeit zu wählen sein, bei der jede körperliche Bethätigung ausgeschlossen wäre. Es würde sich also wohl fast nur stilles Auswendiglernen bei regungslosem Stillsitzen oder stilles Lesen zu derartigen Messungen eignen. Die Untersuchungen würden durchaus anders ausgefallen sein, wenn Mosso und Keller diese allein zulässige Versuchsbedingung gewählt hätten. Aber davon ist nichts bei beiden zu lesen, sondern flott werden die durch mechanische Leistungen erzeugten Energieverluste gemessen und naiv bildet man sich ein, die durch geistige Thätigkeit hervorgerufenen zu messen. Keller untersucht auch den Einflufs von Singstunden auf die geistige Ermüdung. Er findet, dafs Singen mehr geistig ermüdet als Lesen. Das will er so erklären, dafs beim langsamen Singen ein Überdenken des Gesungenen stattfinden soll und so mehr geistige Arbeit geleistet würde. Thatsächlich findet doch aber gerade das Umgekehrte statt. Die abgesungenen Lieder sind doch meist bekannt; das Nachdenken werden sie daher sehr wenig in Thätigkeit setzen; das Lesen von historischen Stoffen regt doch sicherlich mehr zum Denken an als das Singen von Liedern. Ein nicht von einem unüberwindlichen Vorurteil für den Ergographen befangener Beobachter wird die stärkere sich beim Singen geltend machende Ermüdung höchst einfach und natürlich durch die mit dem Singen verbundene körperliche Anstrengung, durch das tiefere Atemholen, starke Anstrengung des Stimmorgans etc. erklären. Der Gipfel des Mifsverständnisses, um es milde auszudrücken, wird aber von Keller durch seine Untersuchungen über die durch das Turnen hervorgerufene geistige Ermüdung erstiegen. Er findet nämlich, dafs nach vorhergegangenem Turnen und Lesen weniger mechanische Arbeit geleistet werden kann als nach blofsem Lesen. Hat der Mann wirklich erwartet, dafs nach dem Turnen, nach dieser körperlichen Leistung, der Turner mehr mechanische Arbeit leisten kann, als wenn er überhaupt nicht an dem Tag geturnt hätte. Jedermann, der eben nicht völlig blind gemacht ist durch seine materialistischen

Voraussetzungen, wird eine Ermüdung nach dem Turnen als rein körperliche Ermüdung betrachten und sich und andern nicht aufreden wollen, dafs durch den Ergographen hier irgendwelche geistige Ermüdung festzustellen ist. Aber nicht nur die mechanische Ermüdung des Sprechens beim Lesen, Vortragen und Singen wird bei den ergographischen Ermüdungsmessungen ruhig auf Rechnung der geistigen Ermüdung gesetzt, sondern es wird auch gar nicht bedacht, geschweige denn untersucht, ob nicht noch andere Einflüsse im Lauf des Tages die Fähigkeit Gewichte zu heben herabsetzen. Man hätte vor allem untersuchen müssen, wie denn die Fähigkeit, Gewichte zu heben, bei einem vollständig der Ruhe pflegenden Menschen im Laufe des Tages sich verhält. Es wäre doch sehr wohl denkbar, dafs auch bei einem der vollständigen Ruhe pflegenden Menschen, die Fähigkeit, Gewichte zu heben, Schwankungen unterworfen sei. Das hat man aber nicht untersucht, sondern im Gegenteil jede Abnahme der Fähigkeit Gewichte zu heben, für geistige Ermüdung gehalten. Das ist einer der schlimmsten Fehler bei den ganzen ergographischen Messungen; er vernichtet vollständig ihren Wert und läfst sie als wertlose Spielereien erscheinen. Zwar scheint Keller einmal die Verpflichtung gefühlt zu haben, die eben erwähnten unerläfslichen Grundbestimmungen auszuführen. Sie haben ihm aber so wunderliche Ergebnisse geliefert, dafs er sie schleunigst eingestellt hat. Das hätte ihn aber überzeugen müssen, dafs seine ganzen Messungen gänzlich wertlos sind. Diese theoretischen Gründe gegen die Verwendung des Ergographen werden nun noch unterstützt durch die Betrachtung einiger durch denselben erhaltenen Zahlen, die ein Mafs für die Ermüdung sein sollen. Nach allgemeiner Überzeugung, gewonnen aus eigenster, persönlicher Erfahrung ist jedermann unter normalen Verhältnissen morgens am frischesten, am wenigsten ermüdet. Sehr ungünstig für geistige Arbeiten wegen starker Ermüdung ist die Zeit nach dem Mittagessen. Ermüdet werden sich die allermeisten Menschen gegen Abend fühlen. Das wird wohl die allgemeine Überzeugung sein. Der Ergograph indessen belehrt uns anders. Nach einer durch ihn angestellten Messung von Keller konnte die Versuchsperson morgens 8 Uhr 0,9776 kg Arbeit leisten; nach einer Stunde war sie weniger ermüdet, denn sie leistete jetzt 1,299 kg Arbeit. Die Versuchsperson war aber um 10 Uhr 15 Minuten nach einem einstündigen Spaziergang stark geistig ermüdet, denn sie konnte jetzt nur eine Arbeit von 0,817 kg leisten. Nach zwei Stunden, in welcher geistige Bethätigung durch Lesen stattgefunden hatte, war etwas Erholung eingetreten, denn sie leistete jetzt 12 Uhr 15 Minuten eine Arbeit von 0,8298 kg.

Laut Ergograph war an demselben Tage die Versuchsperson um 3 Uhr 20 Minuten weniger geistig ermüdet, denn der Ergograph zeigte eine Arbeit von 1,0466 kg. Ihre geistige Frische stieg durch Lesen; um 4 Uhr konnte sie sogar 2,156 kg Arbeit leisten; sie war also um diese Zeit doppelt so frisch als morgens um 8 Uhr; endlich gegen Abend war sie noch immer weniger ermüdet als am Morgen, denn sie konnte noch 1,7314 kg Arbeit leisten gegen eine Leistung von 0,9776 kg morgens 8 Uhr! Diese Belehrung durch den Ergographen ist in der That interessant. Indessen ist wohl nicht zu befürchten, dafs er die allgemeine Überzeugung, abends ermüdeter zu sein als morgens, umstofsen wird. Lehren diese Zahlen, erhalten durch diesen interessanten Apparat überhaupt etwas, so lehren sie das, dafs Ruhe ermüdet, geistige Arbeit diese Ermüdung beseitigt und dafs also die Jugend nie genug arbeiten kann, um aller Ermüdung enthoben zu sein. Zu bezweifeln ist allerdings, ob diese Belehrung des Ergographen gerade in den Kreisen sehr willkommen sein wird, die denselben anwenden. Zu bemerken ist allerdings noch, dafs andere Bestimmungen des Ergographen besser mit der allgemeinen Erfahrung übereinstimmen, aber das verringert nicht das Interesse an den mitgeteilten. (Schlufs folgt)

Die Bekenntnisschriften, die Kirche und der evangelische Religionslehrer

Von

Ernst Heyn in Erfurt

»Der Lehrer ... mufs die Pflicht voller Wahrhaftigkeit auch üben gegen die Person seiner Schüler, gegen die für dieselben verantwortlichen Eltern und gegen die religiöse Lebensgemeinschaft, die Kirche, der sie und er angehören. Demgemäfs mufs er sich darüber klar bleiben, in welchem Verhältnis seine religiöse Überzeugung zu dem offiziellen Bekenntnis dieser Kirche steht. Findet er aber, dafs er zu demselben in einen ausschliefsenden Gegensatz geraten ist, so wird er als ehrlicher Mann nicht umhin können, ihr hiervon auf rechtmäfsigem Wege Kenntnis zu geben, und wird sodann mannhaft tragen, was daraus folgt.« Siehe Deutsche Blätter f. erzieh. Unterr. 1897, Nr. 23.

Diese Bemerkung, die ein Mitglied der Freunde Herbartscher Pädagogik in Thüringen zu den diesjährigen Verhandlungen über das Leben Jesu nachträglich macht, verdient, so vorsichtig sich auch der Urheber an einer oder zwei Stellen ausdrückt, doch zum Ausgangspunkt[1]) einer Untersuchung gemacht zu werden. Denn zwar könnte sich der damalige Referent über die Behandlung des Lebens Jesu für seine Person mit der Bemerkung, dafs seine Anschauungen nicht in

[1]) Meine Arbeit will also etwas anderes bringen als eine blofse Polemik.

einen »ausschließenden Gegensatz« zu dem Bekenntnisse der Kirche geraten dürfen, beruhigen. Aber die Entscheidung darüber, ob man in einen solchen Gegensatz geraten ist, dürfte doch bei verschiedenen recht verschieden ausfallen. Ist dann auch der einzelne für sich darüber im Reinen, so liegt es denn doch in der menschlichen Natur, sich nicht bloſs mit dem Bewuſstsein der eignen Ehrlichkeit genügen zu lassen, sondern sich auch der Anerkennung dieser von andern erfreuen zu wollen: sintemalen schon der alte Bräsig diese »doppelte Ehre« jedes Menschen anerkannte, sintemalen auch Luther in der 4. Bitte die Ehre in diesem Sinne als zum täglichen Brot gehörig erachtete. Denn allerdings will der Referent jedem einzelnen die Entscheidung allein überlassen, offenbar, um so die evangelische Freiheit des Subjekts zu retten. Aber ängstliche Gemüter, insbesondere solche, deren theoretische Neigungen nicht durch geschichtliche Einsicht in den Inhalt und die Geltung der Bekenntnisschriften fest gegründet sind, deren ganze Gedankenkreise vielleicht durch herkömmlichen Unterricht in der »reinen Lehre« fest bestimmt waren, werden sich schon in diesem Gegensatze vermuten, wo ihnen andere das noch lebhaft bestreiten. So könnte eine gute Sache an der breiten Masse der Lehrer an Boden verlieren. Unterrichten sie weiter im Sinne »der Reform«, ohne sich mit dem »offiziellen Bekenntnisse« abfinden zu können, so könnte das nur mit einem stillen Selbstvorwurfe geschehen — und: »wer es für Sünde hält, dem ist es Sünde.« Solche Gemüter würden auch wohl verstummen, wenn ein anderer sich zu der weniger besonnenen Forderung verstiege, daſs die religiöse Überzeugung mit dem Inhalte der Bekenntnisschriften völlig übereinstimmen solle. Und in der That will es mir scheinen, daſs nach den sonstigen Worten des Zusatzes eine solche Fassung folgerichtiger wäre. Ist nämlich die Kirche, wie man das wohl öfter anzunehmen beliebt, eine juridische Gesellschaft, die ihren Mitgliedern und Beamten willkürliche Gesetze vorschreiben kann, und sind die Bekenntnisschriften der gesetzliche Untergrund dieser Gesellschaft: so muſs man, wenn man anders nicht bloſs ein nur geduldetes, rein passives Mitglied dieser Gesellschaft sein will — ein Mitglied, das sich der Gesellschaft anschlieſst, weil es zur Zeit eine passendere nicht findet —, diese Gesetze auch kräftiglich selber fördern. Dann muſs, wenn man anders ein rechtes, überzeugtes, treibendes, aktives Mitglied dieser Gesellschaft sein will, völlige Übereinstimmung mit ihren Gesetzen, in diesem Falle mit den Bekenntnisschriften verlangt werden. Denn jenes »offizielle Bekenntnis« — wo finden wir es? Kann etwa eines der Bekenntnisse den Anspruch des Bekenntnisses schlechthin

machen? etwa das Apostolikum?[1]) Aber das bekennen ja auch römische wie griechische Katholiken! Es sagt uns gar nichts über die spezifisch evangelischen Grundfragen z. B. der Sünde und Erlösung: kann also auch, am wenigsten für sich allein, nicht als das evangelische Bekenntnis gelten. Es wird mithin nichts übrig bleiben, als das Bekenntnis in den sämtlichen evangelischen Bekenntnisschriften, die bisher noch nicht von der Kirche selbst widerrufen sind,[2]) zu suchen.

Jene Vorstellung von den Bekenntnisschriften und der Kirche sind in der That der springende Punkt, über den mehr Unklarheit herrscht als der evangelisch-protestantischen Kirche zum Heile dient.

Vielleicht erscheint es deshalb manchem Nicht-Theologen erwünscht, wenn einmal klar gelegt wird, welche Bedeutung die symbolischen Bücher[3]) thatsächlich in der evangelischen Kirche der letzten Jahrhunderte gehabt haben, und welche Bedeutung sie in ihrem eignen Sinne und nach ihren Grundanschauungen von der Kirche haben wollten. Erst dann läfst sich die Frage nach der Stellung des Religionslehrers zu ihnen beantworten. Dazu wollen wir uns nicht auf die »Forschungen der neueren Theologie« berufen, wollen sogar die ganze Geschichte des Protestantismus von Semler bis in die Gegenwart als Episode ansehen und nur Männer der sogenannten positiven Richtung in entscheidenden Punkten der Dogmatik mit den Symbolen konfrontieren: die Thomasius, Hofmann, Delitzsch, Luthardt, Kahnis, Martensen.

I

Das Kapitel von der Erbsünde. »Nach dem Falle Adams werden alle Menschen ... (nicht blofs negativ:) ohne Furcht Gottes, ohne Vertrauen zu Gott, (sondern auch positiv:) mit böser Begierde geboren, und diese Krankheit ... ist wirklich Sünde, die uns zur ewigen Verdammnis verurteilt«, CA art. II. Die »Meinung«, als ob »niemand allein wegen der Erbsünde zum ewigen Tode verdammt werde«, wird ausdrücklich als eine gottlose (impia opinio) bezeichnet,

[1]) Das ist, wie ich nachträglich erfahre, die Meinung des meiner Arbeit vorangeschickten Satzes. Allerdings verstehe ich dann nicht recht die Bemerkung, dafs man dem Bekenntnisse gegenüber nur nicht in einen »ausschliefsenden« Gegensatz geraten soll. Historischen Thatsachen gegenüber, wie sie der II. Art. lehrt, bleibt doch nur die Möglichkeit des Anerkennens oder Nichtanerkennens. Oder soll etwa gestattet sein, diese Thatsachen religiös zu deuten?! Dann wissen Prediger und Gemeinde ja doch wieder nicht genau, woran sie miteinander sind.

[2]) Näheres Winer, Komparative Darstellung des Lehrbegriffs der ... Kirchenparteien[4], S. 5 ff.

[3]) Confessio Augustana (CA), Apologia Confessionis (AC), Schmalkaldische Artikel (AS), Katechismus Major, Min. (Formula Concordiae (FC).

AC p. 515. — Diese gottlose Meinung aber spricht ausdrücklich der fromme G. Thomasius aus: »niemand wird wegen der Erbsünde allein verworfen.« — Der Mensch, fahren die symbolischen Bücher fort, ist für das Gute so tot, dafs auch nicht ein Funke geistigen Lebens mehr in ihm übrig ist, mit dem er sich für die Gnade Gottes bereit halten (praeparare) könnte, FC p. 656. Das Herz des Nicht-Wiedergeborenen gleicht einem harten Steine, einem rohen Baumstumpfe, einem ungebändigten Tiere, FC p. 661 (I 2 II 2). — Und was sagte Martensen? Man mufs neben der Sünde auch das gute Prinzip in der menschlichen Natur und sittliche Gradunterschiede des Nah- und Fernseins (also der noch nicht darin stehenden) vom Gottesreiche durchaus anerkennen.[1]) Das sind nach meinen Kenntnissen der Logik »ausschliefsende«, oder wie die Wissenschaft sie nennt, contradictorisch oder aber conträr entgegengesetzte Urteile.

Die Person Christi dachte sich die lutherische Orthodoxie des 16. Jahrhunderts im Gegensatze zu den reformierten Symbolen als völlige Einheit der beiden Naturen, so sehr, dafs Eigenschaften der einen Natur auch von der andern ausgesagt werden: communicatio idiomatum nannten es die Gelehrten der Concordienformel. Also werden auch der menschlichen Natur göttliche Eigenschaften beigelegt, z. B. dem Leibe Christi die Allgegenwart, seinem Geiste die Allwissenheit. Nein, riefen Thomasius, Hofmann, Delitzsch aus, da habt ihr ja vergessen, dafs nach euerm ganz richtigen Grundsatze der communicatio auch von der göttlichen Natur menschliche Eigenschaften ausgesagt werden müssen. Also war Christus auch in geistiger Beziehung durchaus ein schwacher Mensch, derart, dafs bei der Menschwerdung durch freie Verzichtleistung sein göttliches Selbstbewufstsein — erloschen ist! Gegensatz oder nicht?

Die ganze Bedeutung des Werkes Christi beruhte nach den symbolischen Büchern, abgesehen von der FC, auf dem Tode; Christus, sagte der Cat. maj. hat des erzürnten (irati) Gottes Gunst durch seinen Tod besänftigt (conciliavit). — Nein, sagte Hofmann, Christus hat nicht die Strafe gelitten, die die Menschheit von Gott hätte leiden müssen, sondern hat alle Gottesfeindschaft, die der Satan (NB) zu üben vermochte, über sich ergehen lassen und hat sich dadurch als der Heilsvermittler bewährt. Er ist Mensch geworden, fügte Dorner hinzu, um einmal das Urbild der Menschheit, die persönlich gewordene Religion selber zur Darstellung zu bringen. Gegensatz oder nicht?

Der Sünder wird für gerecht erklärt (pronuntiatur), obwohl er es noch keineswegs ist, AC p. 73, FC p. 685. Allein durch den Glauben

[1]) Hase, evang.-prot. Dogmatik[6] S. 82, Anm. 1.

wird er gerechtfertigt; daran ist fest zu halten, auch wenn alles andere stürzt, AS II 1, CA IV. Aber der König der Orthodoxie HENGSTENBERG, scheute sich nicht, trotz jener drohenden Worte die Rechtfertigung aus den Werken und aus dem Glauben für gleichberechtigt anzusehen.[1]) Glaube an Jesum, sagte HOFMANN,[2]) ist die Kraft, das Gesetz zu erfüllen!

Die Inspiration der Bibel wird überall vorausgesetzt, CA VII, AC p. 81. Die Propheten haben nicht nach menschlichem Willen, sondern durch den heiligen Geist inspiriert gesprochen, AS III 8. — Nach LUTHARDT sucht (!) zwar noch die gläubige Theologie eine Formel zu finden, in welcher sie den gottmenschlichen Charakter der Schrift auszusprechen vermag; im übrigen aber »haben THOLUCK und ROTHE die Unhaltbarkeit der alten Lehre nachgewiesen«.[3]) Der Grundfehler der alten Theorie, sagt KAHNIS[4]), liegt darin, dafs die Inspiration die Offenbarung absorbiert.

Mit diesen Proben, die leicht vermehrt werden könnten, mufs es hier genug sein. In Summa: sind das Gegensätze oder nicht? Nun, da müfsten sich ja wohl die Väter im Grabe umdrehen, wenn sie einen solchen Abfall von der evangelischen Wahrheit bei den Nachkommen gewahr würden. Denn wenn das geschieht am grünen Holze der Orthodoxie und Halborthodoxie ....! Abfall? Worauf haben doch diese Väter ihre Lehre gegründet? Man spricht ja wohl sonst von einem formalen Prinzip der evangelischen Kirche: die Bibel sei die alleinige Richtschnur des evangelischen Glaubens. In der That sprechen die Bekenntnisschriften gelegentlich von ihrer eignen Autorität in so herzgewinnender Bescheidenheit, dafs wir die Worte dieser Männer, die sich redlich abgemüht haben, ihren Glauben in verstandesmäfsige Formeln zu bringen, zu ihrer eignen Rettung den Bekenntnistreuen wie einer undankbaren Neuzeit gegenüber wohl in Erinnerung bringen dürfen. »Die Symbole beanspruchen nicht die Autorität eines Richters, sondern nur das zeigen sie, wie in einzelnen Zeiten die heiligen Schriften in streitigen Artikeln (articulis controversiis) in der Kirche von den damaligen Gelehrten verstanden und erklärt sind« — so zu lesen in der doch gewifs nicht übermäfsig toleranten FC, p. 572. Man vergleiche damit, was zwei Jahre nach Bekanntmachung der Augsburgischen Konfession die protestierenden Stände auf dem Konvente zu Schweinfurt erklärten: sie könnten es

[1]) Ev. K. Z. 1866 Nr. 93, 1867 Nr. 23—26.

[2]) Schriftbeweis² I S. 581 ff., vergl. MARTENSEN S. 368 u. s. f. — wir müssen uns um des Raumes willen mit den Citaten überall beschränken.

[3]) Compend. d. Dogm.³ S. 255. — [4]) Ebenda.

nicht zugeben, dafs ihre Lehre und Gottes Wort eingeengt würden... und dafs die Prediger verpflichtet würden, nichts anderes zu lehren, als dem Buchstaben der Confessio Augustana entsprechend, statt vielmehr frei und ausführlich gegen alle Irrtümer der (alten) Lehre... auftreten zu dürfen.[1]) In der Vorrede zum Visitationsbüchlein von 1538 verwahrte sich Luther dagegen, als ob er »durch strenge Gebote neue päpstliche Dekretales aufwerfen wolle, statt als eine Historie, darzu als ein Zeugnis und Bekenntnis unseres Glaubens«.[2]) Und unter den Konfessionen der Reformierten, die ja wohl für uns, die wir in der Union leben, auch nicht gleichgiltig sind, schliefst sich die Basler würdig an: Zuletzt wellend wir ditz unser bekanthnus dem vrtheyl göttlicher biblischer schrifft underworffen und uns darbey erbotten haben und ob wir vss angeregten heyligen schriften etwas bessern berichtet, dz wir yeder zyt GOTT und seinem heyligen wort mit grofser dancksagung gehorsamen wellend.[3])

Wenn die symbolischen Bücher so sprachen, so wufsten sie wohl was sie thaten. Der Fundamentalgegensatz zwischen der katholischen und protestantischen Kirche beruht, wenn es denn überhaupt ein Dogma sein soll, nicht auf den sogenannten beiden Prinzipien[4]), sondern auf dem Begriffe von der Kirche. Als die Reformatoren von der Kirche verdammt wurden, hätten sie verfahren können wie einst die griechische und also die Papstkirche verdammen. Wir hätten dann zu den zwei einander ausschliefsenden Kirchen eine dritte sich ebenso ausschliefsende bekommen. Jenes Verfahren aber hätte den Verheifsungen Christi widersprochen, nach der die religiöse Wahrheit in der Kirche niemals völlig abgebrochen sein durfte, wenn anders der hl. Geist die Christenheit in alle Wahrheit leitete. So wurde man im Kampfe der Meinungen zu der Überzeugung gedrängt, dafs auch in der Gegenkirche die religiöse Wahrheit geherrscht habe, ja dafs nach Luther »auch unter dem Papsttume viel christliches Gute... gewesen sei und von da selbst herkommen zu uns... dafs auch unter dem Papste die rechte Christenheit ist, ja der rechte Ausbund der Christenheit und viel frommer grofser Heiligen.[5]) Mithin bestand

[1]) Hase, evang.-prot. Dogmatik[6], § 207 Anm. a u. b.

[2]) Ebenda.

[3]) Winer, Komparative Darstellung des Lehrbegriffs etc.[4] S. 47, Anm. 2.

[4]) Vergl. Wiclyf, Hus, Staupitz! Nach der herkömmlichen Darstellung erscheint es in der That oft, als wenn Staupitz der geistige Vater der Reformation sei.

[5]) B XVII, S. 2646 f. (Hase a. a. O. § 171 Anm. e). Dafs er im Zorne auch wohl einmal anders spricht (AS p. 335, III 12) wird man hoffentlich nicht als Gegenbeweis anführen; jenes war das neue, dieses ein gelegentliches Zurückfallen in das alte Prinzip.

nicht das wahre Kriterium einer christlichen Kirche in dem richtigen Bekenntnisse, das doch die Reformatoren für sich in Anspruch nehmen mufsten. Sondern, schrieb Luther, wir glauben eine heilige christliche Kirche; denn sie ist unsichtbar, lebet im Geiste ... derhalben man ihre Heiligkeit nicht sehen kann. Die Kirche ist nicht nur eine Gesellschaft äufserer (externarum) Dinge und Gebräuche, sondern sie ist prinzipaliter die Gemeinschaft des Glaubens und des Geistes im Herzen, AC p. 144 s. Deshalb ist der Begriff der Kirche, wie ihn die Gegner bieten, nach der der römische Pontifex die ... Macht hat, Glaubenssätze festzulegen, ... in Wahrheit nicht der Begriff der Kirche Christi, sondern des Papstreiches, ibid. p. 149. Von dem einzelnen, setzte die reformierte folgerecht hinzu, ist durch kein äufseres Zeichen zu erkennen, sondern es mag ein jeder in jm selbs erfinden, ob er in der Kylchen syn oder nit: nemlich hat er all sin züversicht zu Gott durch Christum, so ist er in der Kylchen, d. h. in der gemeinsame aller frommen christen. Diese Kirche ist unsichtbar, allein Gott bekannt ... Conf. skot. art. 16.

Ein Unterschied zwischen Geistlichen und Laien findet nicht statt. Vielmehr wenn die Bischöfe etwas gegen das Evangelium lehren, dann haben die Kirchen den Auftrag Gottes, der den Gehorsam verweigert (»Mt. 7,15«) CA 39 (21 ss.). Schon Paulus lehrt, dafs die Kirche über den Beamten stehe; denn wo die Kirche ist, da ist das Recht, das Evangelium zu verwalten — AS 342. 352. Alle Christen, fügte Luther hinzu, sind wahrhaft geistlichen Standes; Taufe, Evangelium und Glaube machen allein Geistliche und Christen.[1] In Übereinstimmung damit hat sich auch Luther an die Magistrate gewandt, um Schulen ins Leben zu rufen; die evangelischen Fürsten haben die Schulordnungen erlassen.

Mit einem Worte: die Kirche ist zunächst ein unsichtbarer Bund der Geister, die niemand verantwortlich sind denn allein Gott.

An die Gefahr, die hierin lag, dafs die Kirche in subjektivistische Zersplitterung ausarten konnte, so dafs religiöse Gemeinschaftsleben gefährdet und alle Tradition in Frage gestellt wurde, wurden die Väter durch das Auftreten der Wiedertäufer erinnert. Deshalb setzten sie doch andererseits hinzu, dafs die unsichtbare Kirche nicht ein blofses Gedankending sei nach der Weise des platonischen Staates, AC 148; sondern diese unsichtbare Kirche setzt die empirische voraus: als solche hat sie äufsere Merkmale: die rechte Verkündigung des Evangeliums und die rechte Verwaltung der Sakramente, CA IV.

[1]) An den christlichen Adel ....

Als solche hat sie das ius vocationis, das Recht um der menschlichen Ordnung willen ihre Pastoren und Bischöfe auszuwählen, AS. 345 (24.) und die potestas ordinis, die Predigt, die Verwaltung der Sakramente, AC 294. Den »Bischöfen« erteilt sie das Recht, die Lehre zu ermitteln (cognoscere), CA 39 (21 ss). Aber dieses Recht fällt ganz in sich selbst zusammen, sobald etwas gegen die Schrift bestimmt würde (ebd.). Die Lehre jemandes zu berichtigen, sind sie nur berechtigt, wenn er mit dem Evangelium nicht übereinstimmt (»ab Evangelio dissentientem reicere« (ebd.).[1]) Die einzige Frage, die sich nun noch erhebt, wer denn das Recht der Bibelerklärung beanspruchen könne, erledigt sich ganz von selbst durch ihr Bewufstsein, dafs die Schriftauslegung nicht an bestimmte Autoritäten gebunden sei.[2]) Mithin hat auch der Laie das Recht, die Bekenntnisse an der Hand des Evangeliums zu korrigieren.

Die Schwierigkeit, jene beiden Kirchenbegriffe in das rechte Verhältnis zu bringen, ist nicht immer leicht. Es kommt daher wohl vor, dafs die Symbole einerseits jenen freien Bund gleichgestimmter Geister und andererseits die äufsern Merkmale einer wahren Kirche (wie CA IV) in den Vordergrund stellen. Die Lösung aber ergiebt sich ganz von selbst dadurch, dafs sie die Möglichkeit eines Irrtums nicht bestreiten (vergl. oben), dafs sie vielmehr, da sie sittliche Irrtümer in ihrer sichtbaren Kirche zugeben, folgerecht auch intellektuelle zugeben müssen. Ist also die empirische Kirche die notwendige Voraussetzung der unsichtbaren, so ist die ideale Kirche im Keime in jeder sichtbaren dagewesen und noch da, so mufs sich jede sichtbare Kirche, auch die evangelische, zur idealen entwickeln. Der Protestantismus ist ein Prinzip, keine Summe von Dogmen. Die protestantische Kirche ist die Kirche der Zukunft.[3])

Kurz, die Bekenntnisschriften der evangelischen Kirche sind einerseits faktisch nicht einmal von der »gläubigen« Kirche anerkannt und wollten andererseits nach ihrer eignen Meinung und nach ihrem Begriffe der Kirche eine bindende Norm nicht enthalten. (Schlufs folgt)

[1]) Erst 1580 erhebt die Vorrede des Concordienbuches die Forderung der Übereinstimmung mit den Symbolen.

[2]) Näheres bei Winer a. a. O. S. 54.

[3]) Vergl. Schleiermachers Formulierung des Fundamentalgegensatzes zwischen kath. u. ev. K. (Glaubensl. § 24.) Dazu vergl. die Würdigung der Reformation vom Standpunkte des Historikers in Nippolds Handb. d. neuest. K.-G. I (Elberf. 1880) § 1. 2, S. 13: Das Wesen der Reformation ist die Wiederherstellung der unveräufserlichen Rechte des Gewissens, d. h. die Rückkehr zum Evangelium des Herrn selber. Diese Forderung hat als solche nichts mit den Schablonen irgend welcher Dogmatik zu thun.



B Mitteilungen

1. Die Münchener Volkshochschulkurse

Bald wird ein Jahr abgelaufen sein seit dem Zeitpunkte, da auch in München die erste Anregung zur Einrichtung jener volkstümlichen Lehrvorträge gegeben ward, welche nach englischem Vorbilde allmählich auch in Deutschland als eine soziale Notwendigkeit anerkannt zu werden beginnen. Der Anfang war ein bescheidener, denn mancherlei Umstände erschwerten eine umfassendere Organisation, aber gleichwohl ist der Erfolg, auf welchen die Freunde des Unternehmens am Schlusse des Probejahres zurückblicken dürfen, ein völlig befriedigender, und gerade deshalb, weil ohne jedwede Unterstützung von oben der zu dem Ende gegründete Münchener Verein seine Absicht in ziemlichem Umfange zu verwirklichen vermochte, mögen die hier gesammelten Erfahrungen einen gewissen hodegetischen Wert besitzen für andere Orte, an denen man sich mit Plänen zu einem gleichen Vorgehen trägt. Wesentlich aus diesem Grunde geben wir, freundlicher Aufforderung gerne Folge leistend, eine kurze Skizze der hiesigen Volkshochschulbewegung.[1])

In der bayerischen Hauptstadt hat der populär-wissenschaftliche Vortrag von jeher eine Stätte gehabt. Zu König Maximilians I. Zeiten, als überhaupt ein reges geistiges Leben in der seit einigen Jahrzehnten zur Metropole deutscher Kunst erhobenen Stadt pulsierte, wurden die Vortragscyklen im neuerbauten chemischen Auditorium J. v. Liebigs ins Leben gerufen, welche bis zum heutigen Tage ihre Bedeutung beibehalten haben und sich in allen Kreisen besten Rufes erfreuen. Nicht minder segensreich wirkten des weiteren die während jeden Winters zweimal wöchentlich gehaltenen, unentgeltlichen Vorträge des Volksbildungsvereines. Allein

[1]) Die thatsächlichen Angaben dieses Berichtes sind wesentlich der von Dr. P. v. Salvisberg in München redigierten »Akademischen Revue« entnommen, einer Monatsschrift, welche von allem Anfange an warm und energisch für die Volkshochschulsache eintrat. Der Herausgeber hatte sogar bereits durch eine Umfrage bei den akademischen Lehrern Münchens Stimmung für diese Reform zu machen sich bestrebt, gerade als auch von anderer Seite her ein Anstofs in diesem Sinne gegeben wurde. Verwendung fand ferner das Protokoll über die 1. Generalversammlung des Volkshochschulvereines, welche am 14. Juni d. J. in einem freundlichst zur Verfügung gestellten Raume des Rathauses abgehalten worden war.

auch ihnen, wie nicht minder den zahllosen verwandten Darbietungen der verschiedenen wissenschaftlichen und technischen Vereine haftet der in solchen Fällen stets unvermeidliche Nachteil an, dafs jeder Einzelvortrag nur eine einzige Frage behandelt und oft gerade da aufhören mufs, wo das Interesse der Zuhörer eine Fortsetzung dringend erwünschen würde. Der wissenschaftliche Appetit des gröfseren Publikums wird, so möchte man sagen, mehr gereizt als befriedigt. In der That besteht ein Bedürfnis für tiefer gehende und umfassendere Belehrung, denn als unlängst der »Verein zur Gründung eines Mädchengymnasiums« zusammenhängende Kurse über Philosophie, Elektrizitätslehre und Archäologie begründete, zeigten sich dieselben vortrefflich besucht trotz des nicht ganz niedrig bemessenen Eintrittsgeldes, welches die Vereinsleitung aus nahe liegenden Gründen verlangen mufste. Der Boden für eine »University Extension« war also vorhanden, und es bedurfte nur eines ernstlichen Wollens, um die mannigfachen Keime zum Reifen zu bringen.

Vielleicht zum erstenmale wurde die Sache zur Sprache gebracht in einer Rede, welche der liberale Abgeordnete Conrad (Pfalz) anläfslich der Budgetberatung im Frühling 1896 hielt. Zunächst mufste dies freilich ein Monolog bleiben, denn von seiten der Staatsregierung wurde dem Wunsche, man möge auch in Bayern sich für eine so wertvolle Art der Volksbelehrung interessieren, jenes kühle Schweigen entgegengesetzt, in welches man sich immer hüllt, wenn man es mit einer Neuerung zu thun hat, von der man noch nicht recht weifs, ob sie als gut oder schlimm angesehen werden soll. Immerhin darf auf jene rasch verlaufene Episode im Abgeordnetenhause die weitere Entwicklung zunächst zurückgeführt werden.

Im Oktober 1896 kamen einige Professoren der technischen Hochschule, denen sich ein jüngerer, mit reichen Erfahrungen über Hochschulerweiterung aus England zurückgekehrter Gelehrter angeschlossen hatte, dahin überein, Kollegen beider Hochschulen zu einer vertraulichen Besprechung einzuladen, in welcher über die Mittel und Wege, auch die eigene Stadt in die allmählich ganz Europa ergreifende Bewegung einzubeziehen, gemeinsam beraten werden sollte. Der rein private Schritt führte bald weiter. Eine gröfsere Anzahl von Männern, darunter viele, deren Namen den besten Klang in ihrer Wissenschaft haben, einigte sich darüber, dafs eine Korporation geschaffen und von dieser eine energische Agitation für das erstrebte Ziel entfaltet werden solle. Am 21. Dezember erstand der »Volkshochschulverein«, zu dessen I. Vorsitzenden Prof. Dr. Brentano, der weitbekannte Nationalökonom, erwählt wurde. Opferwillig nahm Dr. v. Salvisberg die Geschäfte eines Generalsekretärs auf sich, denn obwohl die Wirksamkeit eines solchen ohne materielle Aufwendungen nicht denkbar ist, so reichten die Hilfsmittel des noch in unsicherer Lage sich befindlichen, jungen Vereines doch höchstens hin für die Anstellung einer einzigen bezahlten Hilfskraft. Auf beträchtliche Erwerbungen durfte der Verein aber deshalb nicht hoffen, weil es von vornherein sein Prinzip war, für die Vorlesungen ein so niedrig bemessenes Honorar zu verlangen, dafs auch der ganz Unbemittelte von der Teilnahme nicht ausgeschlossen sein sollte. Mit vielem Danke ist anzuerkennen, dafs drei wohlwollende Gönner des Unternehmens — ein Privatmann, ein Zeitungsherausgeber und eine kaufmännische Firma — gröfsere Summen spendeten, durch welche die Ansammlung eines Vermögens-Grundstockes möglich wurde. Denn es wird sich in Bälde herausstellen, dafs der Verein Kosten zu bestreiten bekam, an welche er anfänglich nicht gedacht hatte. Um noch von einer wichtigen Administrativmafsregel zu sprechen, ist zu erwähnen, dafs die Schaffung von je einer besonderen Sektion mit einem Abteilungsvorstande beschlossen wurde, und zwar für Geisteswissenschaften (Prof. Dr. M. Haushofer), für Naturwissenschaften

(Geheimrat Prof. Dr. v. Baeyer), für Medizin (Prof. Dr. H. Buchner) und für technische Disziplinen (Prof. v. Linde). Jeder dieser Vorstände ist verpflichtet, dafür zu sorgen, dafs es seiner Gruppe nicht an geeigneten Thematen und Dozenten fehle; bei ihm hat sich anzumelden, wer die Vereinszwecke durch positive Mitwirkung zu fördern gesonnen ist.

Zur Zeit gehören dem Vereine 85 »lehrende Mitglieder« an (77 Professoren und Privatdozenten der Universität und des Polytechnikums und 8 Schriftsteller). Für jeden Kurs, der im Durchschnitt 6, in Einzelfällen auch 12 oder blos 3 Vortragsstunden umfafst, kann ein eigenes Abonnement genommen werden, aber durch eine Pauschsumme kann man sich auch eine (Familien- oder Einzel-) Eintrittskarte für sämtliche Cyklen einer Saison zu eigen machen. Vereine erwerben die Mitgliedschaft für einen minimalen Präzipualpreis, und es ist von diesem Rechte zumal seitens der Arbeiter-Associationen ein sehr erfreulicher, umfänglicher Gebrauch gemacht worden. Durch diese Eintrittsgelder gelangte, die obigen einmaligen Zuwendungen natürlich mitinbegriffen, der Verein zu einem Aktivvermögen von 5108 M.

Völliges Einverständnis herrschte innerhalb der Vorstandschaft und des Ausschusses über die Grundlagen, auf welchen der Verein errichtet werden sollte. Der Unterricht sollte ein echt wissenschaftlicher, wenn schon selbstredend nach Thunlichkeit gemeinverständlicher sein, in dem Sinne etwa, wie man ihn jungen, direkt von der Mittelschule kommenden Studierenden zu erteilen pflegt. Kein Fach ist ausgeschlossen; weder vor Religion, noch vor Fragen, die am Ende von ängstlichen Gemütern für politisch erklärt werden könnten, weicht der Münchener Verein zurück, der sich in diesem Punkte von anderen Vereinigungen verwandten Charakters unterscheidet. Mit Freuden begrüfste man den die Allseitigkeit seiner Bestrebungen dokumentierenden Beitritt zweier Mitglieder der (katholisch-) theologischen Fakultät als lehrender Mitglieder. Darüber freilich liefsen die Beschlüsse keinen Zweifel, dafs alle auf Agitation irgendwelcher Art abzielenden Tendenzen in dem Vereine keine Stätte finden dürften. Wer aber wissenschaftliche Belehrung bietet oder sucht, der ist willkommen.

An Staatshilfe im gewöhnlichen Sinne hatte niemand gedacht, und in dieser Beziehung wird sich München gewifs nicht nach den von Berlin und Wien gegebenen Beispielen richten. Und zwar geschah diese Verzichtleistung nicht etwa blofs nach Art des die sauren Trauben verschmähenden Fuchses, obwohl man sich vernünftigerweise sagen mufste, dafs von dem gegenwärtigen Inhaber des bayerischen Unterrichtsministeriums ein besonders herzliches Entgegenkommen nicht erwartet werden dürfe, sondern weit mehr aus der Erwägung heraus, dafs, wenn die höchste Stelle den Beutel aufthue, sie dann auch ein entscheidendes Gewicht bei den Anordnungen des Vereines werde in die Wagschale legen wollen. Absolute Freiheit der Vereinsleitung in ihren Entschliefsungen wurde jedoch allseitig als eine fundamentale Bedingung anerkannt. Nur in einem einzigen Punkte glaubte man an die Staatsregierung apellieren zu dürfen, und die geringe Gegenliebe, welche man bei diesem Appell fand, mochte auch den Vertrauensseligsten überzeugen, dafs man wohl daran that, nicht um mehr zu bitten.

Lehrer und Lernende waren bereit; die Eröffnung der Vorlesungen war auf den 7. Jannar 1897 angesetzt; aber an geeigneten Räumlichkeiten bestand empfindlicher Mangel. Es wurden demgemäfs der Senat der Universität und der Direktor der technischen Hochschule angegangen, die ihnen zur Verfügung stehenden Hörsäle zu öffnen, und es erschien dies gerade als Notwendigkeit für die naturwissen-

schaftlich-medizinischen, an Versuche und Demonstrationen geknüpften Kurse. Leider stiefs man auf erhebliche Schwierigkeiten. Das besonders passend erscheinende Polytechnikum wurde durchaus verweigert, was angesichts des Umstandes, dafs auch gleich anfangs Vorträge über geometrisches Zeichnen beabsichtigt waren, sehr empfindlich berühren mufste. Den in der Hauptsache günstig lautenden Senatsbeschlufs rektifizierte der Kultusminister dahin, dafs die Genehmigung zur Benützung eines Auditoriums nur von Fall zu Fall erfolgen und für Abnützung etc. eine die Vereinskasse ziemlich hart treffende Entschädigung gezahlt werden solle. Thatsächlich eingeräumt wurde denn auch blofs der Lehrsaal des hygienischen Institutes, und im übrigen half die dankenswerte Liberalität des Stadtmagistrates aus der Klemme, der mehrere seinem Machtbereiche unterstehende Lokale dem Vereine überliefs. Zumal Stadtschulrat Dr. Kerschensteiner that alles, was in seinen Kräften stand, und so war man denn am 1. Februar wirklich imstande, den Unterricht zu beginnen.

Es wurden in zwei Abteilungen die folgenden neun Vortragscyklen erledigt: Volkswirtschaftliche Ideen (Prof. Haushofer); Ausgewählte Kapitel der Hygiene (Prof. Buchner); Geographie von Afrika (Prof. Günther); Geschichte der Anschauungen über das Eigentum (Prof. Brentano); Kinderernährung (Prof. Seitz); Zeichnende Geometrie und Perspektive (Dr. Doehlemann); Impfwesen (Dr. Hahn); Armenwesen (Dr. Münsterberg, vordem in Hamburg); Grundwasser, Quellen und Wasserversorgung (Dr. Schaefer); Hilfeleistung bei Unglücksfällen (Dr. Ad. Schmitt). Von 3355 Kursanmeldungen, welche das Sekretariat entgegennahm, verfiel die Maximalzahl (487) auf die sozialpolitische Vorlesung Brentanos; für Hygiene lagen sogar 515 Gesuche vor, aber diese müssen streng genommen halbiert werden, denn da der Vortragsraum sich als zu klein herausstellte, so wurde das Kolleg, wesentlich übereinstimmend, zweimal je für die Hälfte der Angemeldeten gelesen: einmal von Prof. Buchner selbst und am nächsten Abend von Dr. Hahn, seinem Assistenten. Die Mehrzahl der Lehrer gab zweimal wöchentlich Lektionen; andere dagegen begnügten sich mit einem Wochenvortrage, so dafs dann mithin auf einen normalen Kurs sechs Wochen entfielen.

Nicht uninteressant ist auch die durch Dr. v. Salvisberg aufgenommene Statistik der sozialen Stellung der Hörer. Es gehörten von ihnen — rund 82% waren Männer, und 18% Frauen — 15,34% dem Kaufmannstande, 6,75 der technischen Berufsarten (Fabrikanten), 5,88 verschiedenen Beamtenkategorien (aktiv und pensioniert), 1,99 dem Soldatenstande, 1,76 gelehrten Berufen, 3,18 den Künstlern, 1,91 den Männern der Feder, 5,17 dem Lehrerpersonale (sehr viele Lehrerinnen im Verhältnis), 6,83 den Studierenden, 0,88 den Privatleuten ohne weitere Angabe, 37,60 der Arbeiterklasse (nebst Handwerkern) an, und dazu kamen noch 12,91 Damen ohne nähere Standesbezeichnung. Wie man sieht, ist die Verteilung über alle Schichten der Bevölkerung zwar nicht eine direkt gleichmäfsige, aber doch eine solche, dafs kein Stand, kein Metier, keine gesellschaftliche Gruppe als ausgeschlossen erscheint. Nach dieser Seite hin ist also die Befürchtung, man werde sich mit Hörern aus ganz bestimmten Kreisen begnügen müssen, durch die Thatsachen ganz und gar nicht ratifiziert worden, und wenn ein hochgestellter Mann meinte, die Lehrer des Vereines würden blofs »für quieszierte Beamte und Sozialdemokraten predigen«, so hat er sich geirrt, was ja mitunter vorkommen kann. Sozialisten befanden sich unter der Menge der passiven Teilnehmer allerdings gerade genug, und darin wird jeder objektiv Denkende eine sehr zu begrüfsende Erscheinung erkennen. Mit Fug wirft man den Angehörigen dieser Partei häufig vor, dafs sie nur immer das eigene Evangelium verkündet hören wollten; wenn sie nun auch zu anderen

Leuten in die Schule zu gehen sich entschliefsen, kann man darin vernünftigerweise eine Diskreditierung des Prinzipes der Volkshochschule erblicken?

Die Briten haben, wie man weifs, stets darauf gehalten, ihre Vorlesungen mit Übungen zu verbinden, und zum Schlusse werden auch Prüfungen abgehalten, an denen sich alle Stände eifrig beteiligen; man setzt Prämien aus, und mit Genugthuung konstatiert der offizielle Rapport, dafs in einem Falle ein Dienstmädchen den ersten, eine Lady den zweiten Preis gewonnen habe. Die Münchener Vereinsleitung stand natürlich gleichfalls vor der Frage, ob sie versuchen solle, das englische Vorbild auch hierin nachzuahmen, und sie entschlofs sich rasch, davon Abstand zu nehmen. Unsere deutschen Volkskreise stehen den Dingen nach viel zu fremd und kritisch gegenüber, als dafs man sie für eine Einsetzung ihrer Person gewinnen könnte, zu der jedenfalls ein grofser Enthusiasmus für die Sache gehört; ob es späterhin einmal möglich sein wird, weiterzugehen, mufs vorläufig dahingestellt bleiben. Man begnügte sich demgemäfs mit der Aufstellung eines Fragekastens, und da auch nicht selten briefliche Bitten um weitere Aufklärung an den Dozenten gerichtet wurden, so fand derselbe mehrfach die erwünschte Gelegenheit, mit seinem Publikum in unmittelbar persönliche Berührung zu treten. Am lebhaftesten gestaltete sich der Verkehr, wie man sich leicht denken kann, in dem Kurse über geometrisches Zeichnen, an dem hauptsächlich jüngere Handwerker teil nahmen, und für welchen die Stadtverwaltung nicht nur das Lokal, sondern auch die erforderlichen breiten Tische geliefert hatte.

Mit guten Erwartungen tritt der Verein in sein zweites Lebensjahr ein. Man war in der Lage, einen Saal überwiesen zu erhalten, in welchem von nun an die meisten Vorträge abgehalten werden sollen, nämlich alle diejenigen, welche nicht besonderer Veranstaltungen für Versuche u. dergl. bedürfen. Mit der Zeit hofft man immerhin den Saal — die Aula der städtischen Handelsschule — für alle Kurse aptieren und überhaupt den Verein in der Weise erweitern zu können, dafs er sich im kleineren Mafsstabe ein Ziel stecken kann, wie es die Berliner Gesellschaft »Urania« im grofsen Stile thut. Dafs dann vielleicht noch — eben wie in Berlin — ein Gelehrter speziell für die dann beträchtlich sich ausdehnenden Geschäfte als Dirigent berufen werden wird, das dürfte schon jetzt als sehr wahrscheinlich anzusehen sein. Vorderhand mufs man eine Hauptaufgabe darin erblicken, dafs der Verein finanziell gestärkt und befähigt werde, auch umfassenderen Pflichten gerecht werden zu können. Eine kleine Steigerung der Eintrittsgelder dürfte kaum zu umgehen sein, aber vor allem darf man wünschen, dafs die Anzahl der »fördernden Mitglieder«, welche sich durch Entrichtung einer höheren Beitragssumme dauernd dem Vereine anschliefsen, eine Vermehrung erfahre. Es sind ihrer bisher 67, und durch sie sind — von den oben erwähnten stattlichen Spenden abgesehen — dem Unternehmen 1451 M an einmaligen Leistungen zugeführt worden, wogegen die wiederkehrenden Jahresbeiträge dieser fördernden Mitglieder sich blofs auf 692 M belaufen. Dafs man von einer 400000 Einwohner zählenden Stadt, der drittgröfsten des Deutschen Reiches, noch mehr zu erwarten berechtigt wäre, ist nicht zu bestreiten. —

Unsere Darstellung mag ausreichen, um jedermann zu überzeugen, dafs die Münchener Unternehmung, der Hochschulerweiterung einen neuen Platz in Deutschland zu sichern, unter guten Auspizien begründet und in die richtigen Wege geleitet worden ist. Aus einem allseitig gefühlten Bedürfnis heraus erstanden, ohne Lächeln irgend einer Gnadensonne von oben auf seinen gegenwärtigen Standpunkt gelangt, wird der Verein auch ferner thatkräftig seinem edlen Ziele nachstreben:

»Echte Bildung in weite Volkskreise hineinzutragen und der Freude am Wissen, der reinsten aller Freuden, möglichst viele Volksgenossen teilhaftig zu machen.«[1])

München S. Günther

---

2. Der deutsche und französische Unterricht in kaukasischen Gymnasien

Wenn wir von einer schwachen Seite unserer Gymnasien sprechen sollen, so ist sicher dieselbe der Unterricht in den fremden Sprachen. Es unterliegt keinem Zweifel, dafs er seinen Zweck nicht erreicht. Nach der glücklichen Absolvierung des Gymnasiums können die Schüler sich nicht nur nicht in den Sprachen unterhalten, sie sind nicht einmal im stande richtig zu lesen und das Gelesene zu verstehen. Der junge Studiosus ist unwissend und er bleibt in dieser Lage so lange, bis er selbst zur Einsicht kommt, dafs die fremden Sprachen für seine Studien sehr notwendig sind, bis er klar einsieht, dafs jede wissenschaftliche Forschung ohne die Kenntnis der modernen europäischen Sprachen unmöglich ist, zumal ohne Kenntnis der deutschen Sprache, die sich in aller Hinsicht das Recht zu einer Weltsprache schon längst erworben hat. Vom achtjährigen schläfrigen Zustande erwacht, ergreift er schnell mit seinem jungen Geiste das Erlernen der europäischen Sprachen, um mit einem sicheren und starken Wissen ins Leben zu treten. Denn wie kann man gelehrte Studien treiben ohne die Kenntnis der europäischen Sprachen? Man denkt bei uns in letzter Zeit, dafs man mit Übersetzungen dasselbe erreichen könne, so z. B. stellt man oft die Frage, wozu das Lateinische und Griechische? Man könne die griechischen und römischen Autoren ebenso gut in Übersetzung lesen; oder wozu das Englische, wenn man die Shakespearschen Tragödien auch in anderer Sprache lesen und verstehen könne. Dadurch wird die Notwendigkeit der Kenntnis der Sprachen bestritten, und die Bedeutung der Übersetzungen hervorgehoben, sicher ist es ein Trugschlufs, denn in der Übersetzung geht der Geist des Verfassers mehr oder weniger verloren. Wenn einer Schillers Dichtungen und dramatische Werke, Goethes Faust, Hermann und Dorothea und anderes in fremder Sprache gelesen und studiert hat, so kennt er Schiller und Goethe durchaus noch nicht. Die Wahrheit dieser Thatsache kann derjenige allein fühlen, der die oben erwähnten Werke im Original, wie in der Übersetzung gelesen hat.

Nachdem der Schreiber dieser Zeilen sechs volle Jahre im Gymnasium Deutsch getrieben hatte, konnte er nicht einmal einfache Sätze zusammenstellen und mufste von neuem deutschen Unterricht nehmen. Die geehrten Leser werden die Schuld offenbar der Schwierigkeit der fremden Sprachen zuschieben. Die Antwort darauf suchen wir lieber im allgemeinen Gymnasialprogramm: »Die neuen Sprachen (die französische und deutsche) haben im allgemeinen eine Nebenbedeutung. Obwohl sie, ohne Zweifel, mit den anderen Unterrichtsfächern zur geistigen Entwicklung des Zöglings beitragen, sollen sie jedoch als Mittel betrachtet werden, wodurch die Schüler sich solche Kentnisse aneignen, welche die Benutzung der litterarischen und gelehrten Werke des Westens möglich machen. Bei solcher beschränkten Aufgabe ist der Umfang des Unterrichts in den neuen Sprachen ein engerer, als der des klassischen Unterrichts. Von den Schülern, die das Gymnasium absolvieren,

---

[1]) Auch das Wintersemester 1897/98 hat sich vorzüglich in diesem Sinne angelassen.

4*

mufs man eigentlich folgendes verlangen: Das volle Verständnis der geschichtlichen Werke, auch die Übersetzung derselben, aber dabei mufs man sich von dem Gedanken fernhalten den Schülern Sprechen und Schreiben zu lehren, was im Gymnasium nie erreicht werden kann. Ebenso mufs man den Schülern nicht die Geschichte der Litteratur lehren, da die Schüler in kurzer Zeit nicht imstande sind, die Werke derjenigen Schriftsteller kennen zu lernen, wovon man in der Geschichte der Litteratur spricht.« So lauten die einleitenden Worte des Gymnasialprogramms.

Abgesehen davon könnte man trotzdem bei uns doch zu gewissen Resultaten kommen, wenn der Unterricht ein psychologischer wäre, wenn man bei den Schülern das unmittelbare Interesse erweckte und wenn man eine richtige Stoffauswahl getroffen hätte. Trotzdem sage ich, könnte man mit weniger Zeit viel erreichen und die fremden Sprachen hätten dann nicht eine Nebenbedeutung bekommen und der fremdsprachliche Unterricht hätte ebenso seinen beträchtlichen Beitrag für die Erziehung des Zöglings geliefert. — Also den Grund, dafs der fremdsprachliche Unterricht nicht den Zweck erreicht, ist in der Stoffauswahl, in dem nichtpsychologischen Lehrverfahren, das das Interesse des Schülers tötet, zu suchen. Was die Stoffauswahl betrifft, können die uralten Schulbücher Margot und Kercovius eher den Geist des Schülers abstumpfen, als erzieherisch auf denselben wirken. Noch weniger tauglich ist die Unterrichtsmethode, wie wir schon oben erwähnt haben.

Noch vor einigen Jahren machte Sr. Excellenz der Herr Kurator von Kaukasien, ein durchaus energischer und geistreicher Gelehrter, bei einem Gespräch mit mir mich darauf aufmerksam und betonte ausdrücklich, dafs die fremden Sprachen, die eine ungeheuere Bedeutung für die Erziehung haben, bei uns schwach behandelt werden. Sein energischer Geist blieb nicht unthätig: in kurzer Zeit wurden junge Kräfte berufen, neue Schulbücher auf Grund der pädagogischen Prinzipien zusammengestellt, die jedoch noch nicht überall verbreitet sind. In der Sache des fremdsprachlichen Unterrichts machte sich ein deutscher Lehrer, Namens Kreisberg, durch seine langjährige Praxis verdient, indem er durch die Worte Sr. Excellenz des Kurators ermutigt, einige Schulbücher für die deutsche und französische Sprache entsprechend den modernen Forderungen — den didaktischen Grundsätzen — verfafste.

Unter seinen Werken nimmt den obersten Platz das Lehrbuch der deutschen Sprache ein. Für den ersten Augenblick macht das Buch den Eindruck, als ob der Verfasser die Herbartischen Grundsätze zum Prinzip habe, denn man sieht darin eine methodisch geordnete Reihenfolge des Materials, welche aus 34 kleinen, das Interesse des Kindes weckenden Erzählungen und Fabeln besteht; sodann kommen die schriftlichen Übungen, ein kleines Wörterbuch und zuletzt eine kurzgefafste Grammatik. Wenn wir aber das Buch näher kennen lernen, so werden wir sehen, dafs die Richtung des Verfassers eine andere ist, als die der Herbartischen Schule, obwohl er mehr oder weniger unter dem Einflusse der Herbartianer steht.

In der Einleitung fafst er seine didaktischen Grundsätze zusammen. „Vorher, meint er, mufs man die Kinder mit den deutschen Namen derjenigen Gegenstände bekannt machen, die sich in der Klasse befinden, sodann nimmt der Lehrer die erste Fabel zum Lesen und übersetzt den Titel der Fabel; einzeln oder zusammen wiederholen die Schüler die Überschrift und die Übersetzung. Nach der Wiederholung schreibt der Lehrer den Titel auf die Schultafel und stellt eine Vergleichung der Buchstaben mit denen des russischen oder des lateinischen Alphabets an. Dasselbe schreiben die Kinder in ihren Heften. Darnach liest der Lehrer die Sätze der Fabel, dabei zeigt er nur diejenigen Buchstaben und die Bedeutung derjenigen Wörter, welche den Schülern noch unbekannt sind. Auf Grund dieser lesen die

Kinder den nächsten Satz selber ohne Hilfe des Lehrers. Auf solche Weise kann man in einer Stunde die ersten vier Sätze der Fabel durchmachen. In der nächsten Stunde übersetzen die Kinder den Titel und die ersten vier Sätze der Fabel und sagen sie auswendig etc. Die Einleitung behandelt weiter den Unterrichtsgang des übrigen Teiles der Fabel. Da der Verfasser in manchem auf dem Boden der Herbartischen Pädagogik steht, so ist zu hoffen, daſs eine Verständigung unter uns sehr leicht möglich ist. Vom psychologischen Standpunkte aus ist das oben erwähnte Unterrichtsverfahren von Kreisberg nicht das richtige. Viel zweckmäſsiger und dem Standpunkte der Psychologie entsprechend ist es, wenn der Lehrer folgenden Unterrichtsgang einschlägt.

Beim Erlernen jeder Sprache haben wir zweierlei zu thun. Wir müssen uns den Inhalt, sowie auch die Form der Sprache aneignen. Der Inhalt der Sprache ist die logische Verbindung des Gedankenkreises, welche wie in der Muttersprache, so auch bei allen Sprachen gleichbleibt, aber in der Form, in der Art und Weise des Ausdrucks unterscheidet sich jede Sprache von der anderen. Der Inhalt ist also etwas Reales, Bekanntes, während die Form des Ausdruckes dieses Inhaltes uns unbekannt ist.

Vom Bekannten zum Unbekannten fortzuschreiten im Sprachunterrichte heiſst: vom Inhalte, der bekannt ist, zur unbekannten Form übergehen. Aus diesem Grunde wäre es auch falsch, wenn wir das Ziel vielleicht so formuliert hätten: »Heute wollen wir die deutschen Buchstaben lernen oder die erste Deklination etc. Ein solches Ziel wird das unmittelbare Interesse nicht hervorrufen. Anders ist es, wenn wir folgendes Beispiel setzten: Wir wollen heute über einen Wolf und ein Lamm lesen.« Kaum werden wir in der Klasse jemanden finden, der sich nicht dafür interessieren würde. Jeder Schüler hat über den Wolf gelesen, kennt das Tier, hat von ihm oft gehört. Leicht lernen wir den Inhalt der Fabel „Der Wolf und das Lamm“. Der Inhalt ist uns faſslich, die Form, d. h. die Erzählung in der deutschen Sprache ist für uns neu; abgesehen davon, haben die Kinder Interesse dafür, ihre Aufmerksamkeit ist geschärft, der Inhalt der Fabel ist ihnen bekannt, d. h. der Boden für die schnelle und sichere Apperzeption des Neuen, der neuen Form ist schon vorbereitet. Der Anfang dessen ist das Bewuſstsein des Schülers, daſs der Stoff, als ein neuer ihm nicht ganz unbekannt ist. Der Lehrer soll vorher wissen, was von dem Stoffe dem Schüler neu ist, dann ist seine Aufgabe, die Gruppierung des alten im Bewuſstsein, was die hauptsächlichste Bedingung der Apperzeption ist. Man muſs die alten Vorstellungen, die irgendwelche Beziehung zum Neuen haben, ins Bewuſstsein wieder rufen. Dabei stellt man zusammen und verbindet alle diese alten Vorstellungen mit dem neuen Material. Oft macht der Lehrer die Erfahrung, daſs alle nötigen Vorstellungen für die Apperzeption im Bewuſstsein des Schülers vorhanden sind, aber in einer solchen Unordnung, daſs keine Apperzeption stattfinden kann; in solchen Fällen ist die nächste Aufgabe des Lehrers diese Vorstellungen zu gruppieren und in die nötige Ordnung zu bringen.

Entwerfen wir für die bessere Veranschaulichung einen Plan der Präparation »Der Wolf und das Lamm«.[1])

[1]) Da der Inhalt dieser Fabel bekannt ist, so finden wir nicht nötig ihn hier zu bringen. Und auſserdem setze ich voraus, daſs die Kinder das Lesen und Schreiben vor der Fabel gelernt haben, denn der Verfasser sagt in seiner Einleitung ausdrücklich, daſs bevor wir die Fabel anfangen, machen wir die Kinder mit den deutschen

Ziel: Wir wollen heute die Fabel »Der Wolf und das Lamm« in der deutschen Sprache lesen.

Analyse: a) Des Inhaltes.

Wer kennt von euch einen Wolf? wer kennt von euch ein Lamm? Wer hat von euch über den Wolf gelesen? Ist der Wolf ein gutes oder böses, wildes oder zahmes Tier? Was erzählen über ihn die Jäger? Wir wollen sehen, als was für ein Tier der Wolf in unserer Fabel erscheint. Ist das Lamm ein starkes Tier? Wozu dient es dem Menschen. Wenn der Wolf und das Lamm zusammentreffen, was geschieht dann? (Hier werden alle alten Vorstellungen hervorgerufen und geordnet. Der Lehrer darf nur nicht in einem examinatorischen Ton übergehen. Aufserdem noch mufs man den Schülern in keinen engen Rahmen setzen, vielmehr mufs man sie aussprechen lassen, wenn auch das Hervorgebrachte nicht in naher Beziehung zur Sache steht).

b) Der Form. Schreibt russisch einige Sätze und zeigt dabei das Subjekt und Prädikat und die anderen Wörter mit der Bezeichnung der Fragen! Nennt einige Substantiva materialia, abstracta, einige adjectiva, verba-(infinitiv, indicativ, conjunctiv), einige Verba transitiva, intransitiva und neutra. Was für Genera haben die Substantiva? Wieviel Zahlen haben die Substantiva? Wie viele Beugefälle kennen wir im Russischen, auf welche Fragen antworten sie? Wodurch unterscheiden sich die Beugefälle im Russischen? a) der Form und b) der Aussprache nach? Nennt einige Adverbia, Conjungtione und Präpositionen. Sagt einige russischen Verba im Praesens, Imperfectum etc. Diese Formenanalyse mufs schon in der russischen Stunde vorbereitet sein, damit man nicht zuviel Zeit dafür in Anspruch nimmt.

Synthese: a) Synthese des Inhaltes.

Lesen wir die Erzählung über den Wolf und das Lamm in deutscher Sprache!

Die Überschrift der Fabel »Der Wolf und das Lamm.« Welches Wort heifst der Wolf und welches das Lamm? Sagt umgekehrt: »Das Lamm und der Wolf«. Aus der Überschrift kann man leicht erraten, dafs ein Lamm zu einem Bache kommt. Nun leset den ersten Satz »Ein Lamm kam zu einem Bache«. Aus dem Russischen ist bekannt, dafs ein Wolf auch zu dem Bache kam. Leset: »Bald darauf kam auch ein Wolf zu dem Bache«. Wiederholet zuerst den letzten Satz! Alle Schüler zusammen! Wiederholet einzelne Bänke. Wiederholet die beiden Sätze. Wiederholet alles zusammen! Wiederholet: Der Wolf und das Lamm; das Lamm und der Wolf; der Wolf und der Bach; der Bach und das Lamm.

Weshalb kam das Lamm zu einem Bache. Es war durstig. Weshalb kam der Wolf zu dem Bache? Weil der Wolf auch durstig war. »Der Wolf war auch durstig.«

Also kamen die beiden zu dem Bache um zu trinken. Werden sie getrunken haben? »Sie tranken.«

Wenn der Wolf ein Lamm sieht, was wird er machen. Wird er mit ihm freundlich sein? Nein, der Wolf ist ein wildes Tier, deshalb wird er es fressen. Der Wolf wird, wie die russische Fabel lautet, mit ihm ein Gespräch angefangen haben. »Da sprach der Wolf zu dem Lamme.« Wiederholet erst diesen Satz, füget hinzu den zweiten, dritten und alle Sätze der Reihenfolge nach.

Übersetzet deutsch: Da sprach das Lamm zu dem Wolfe. — Der Wolf und

---

Namen der Gegenstände bekannt, und schicken einige deutsche Sprichwörter der Fabel voraus, woran sie das Lesen und Schreiben lernen können.

das Lamm tranken. Der Wolf und das Lamm waren durstig. Was wird der Wolf zu dem Lamm gesprochen haben? Ihr kennt es aus dem Russischen (Krylons Fabel). »Warum trübst du das Wasser, während ich trinke?« Wiederholet den Satz, alle Schüler zusammen, einzelne Bänke.

Wird es für das Lamm gleichgiltig gewesen sein den Wolf zu sehen? Es wird doch zitternd geantwortet haben. »Zitternd antwortete das Lamm.« Wiederholet: erst einzelne Bänke, die ganze Klasse. Füget den letzten Satz hinzu. Wiederholet alle beide Sätze. Die Antwort ist uns aus dem Russischen bekannt. »Das Wasser fliefst ja von dir zu mir.« Wiederholet den Satz. Übersetzet ihn deutsch: Zitternd sprach das Lamm zu dem Wolfe: Das Wasser fliefst ja von dir zu mir.

Hätte die Antwort des Lammes den Wolf beruhigen können? Nein; »die Antwort des Lammes beruhigte den Wolf nicht.« Wiederholet die letzten zwei Sätze, einzelne Schüler, jede Bank, die ganze Klasse. »Er fuhr drohend fort.« Wiederholet den Satz. Was wird er gesagt haben? Es ist aus der russischen Fabel bekannt. »Vor sechs Monaten beleidigtest du mich.« Wäre es wirklich möglich, dafs es den Wolf beleidigte? Das Lamm war ja noch nicht so alt; lebte es damals schon? Es war noch nicht geboren, denn es war noch zu jung. Das Lamm wird wohl geantwortet haben. »Damals lebte ich noch nicht, antwortete das Lamm.«

Der Wolf sucht doch keinen moralischen Grund; es ist ihm gleich, ob das Lamm ihn beleidigt hat oder nicht, es war hungrig, vielmehr seiner Natur gemäfs wollte er das Lamm fressen. Wie ist es im Russischen weiter? Der Wolf antwortete dem Lamme, dafs sein Vater ihn beleidigt hätte und zerrifs das Lamm. So ist es auch im Deutschen. Lesen wir: »Nun, so beleidigte mich Dein Vater, rief der Wolf drohend und zerrifs das Lamm.« Wiederholet die letzten Sätze, zuerst einzelne Schüler, dann einzelne Bänke, die ganze Klasse.

Leset und übersetzet die ganze Fabel nochmals. Wiederholung der Fabel durch die ganze Klasse.

Es ist auch zu empfehlen, eine Wiederholung durch die Fragestellung von seiten des Lehrers: Übersetzet deutsch »kam«. Wer kam? Antwortet auf meine Frage deutsch! »Ein Lamm kam.« Wohin kam ein Lamm? »Ein Lamm kam zu einem Bache.« Wer kam noch zu dem Bache? Gebet die Antwort in deutscher Sprache!

»Der Wolf kam auch zu dem Bache.« Auf solche Weise fangen wir den ersten Satz mit dem Verbum an, allmählich gehen wir dann zu den anderen Wörtern (jedes in seiner Abhängigkeit von dem anderen) über. In der Weise müssen alle Sätze wiederholt werden. Es ist das Chorlesen ein unentbehrliches Mittel für die bessere Aneignung.

Die Schüler müssen sich die Wörter so gut aneignen, dafs sie dieselben in jeder Reihenfolge apperzepieren, d. h. die deutsche Bedeutung sagen können, wenn man das russische Wort sagt.

Die Fabel schreiben die Kinder in ihre Hefte und auf die Schultafel. Wenn das Lesen der Fabel gut von statten gegangen ist, wenn die Kinder die deutschen Wörter und die Übersetzung sich angeeignet haben, so kann man zur Synthese der Form schreiten.

b) Synthese der Form.

»Der Wolf und das Lamm.« Diese Wörter stehen über der Erzählung und deshalb heifsen sie die Überschrift. Nennt irgend welche Überschrift von anderen gelernten Erzählungen! Was für Überschriften haben eure Lehrbücher? Was für

eine Überschrift hat die Erzählung, die ihr in der russischen Stunde lernt? Was sind der Wolf und das Lamm? Der Wolf und das Lamm sind Namen der Gegenstände: auch beide Namen beseelter Wesen. Der Wolf und das Lamm sind folglich nomina substantiva.

Das Wort »der Wolf« wird mit dem Worte »das Lamm« verbunden durch »und«. Wie heifst ein solcher Redeteil? Ein solcher Redeteil heifst »Bindewort«.

Ein Lamm kam zu einem Bache. Kam. Wer kam? Wohin kam ein Lamm? Suchet in diesem Satze alle Hauptwörter. Was für Wörter giebt es noch in dem Satze? Was drückt das Wort »kam« aus? Wie heifsen solche Redeteile, die zeigen, was der Gegenstand macht? Wir lasen in dem Satze »ein« und gleich darauf »einem«. Wie nennen wir in der russischen Sprache eine solche Veränderung? In welchem Beugefalle steht »einem«? Was für ein Beugefall ist »Bache«. Was für ein Unterschied ist zwischen »ein« und »einem«? Wie ist Dativ entstanden? Es ist noch ein Wort in dem Satze? Wie heifst ein solcher Redeteil, der Beziehung eines Gegenstandes zu dem anderen bezeichnet? Ein solcher Redeteil heifst Präposition. Mit welchem Beugefalle wird das Wort »zu« gebraucht? Wie wird der Dativ von »ein Lamm, ein Wolf«? Leset den Satz und nennt die einzelnen Redeteile, und bestimmt den Beugefall, in dem sie stehen!

Bald darauf kam auch ein Wolf zu dem Bache. Kam. Wer kam? Ein Wolf kam? Wohin kam ein Wolf? Ein Wolf kam zu dem Bache. Wann kam ein Wolf zu dem Bache? Das Wort »kam« ist uns schon bekannt, was für ein Redeteil ist es?

Was für ein Beugefall ist »ein Wolf«? Wie wird der Dativ von »ein Wolf«? Erratet durch den vorigen Satz, was für ein Beugefall ist »zu dem Bache«? Wie heifsen die Wörter: einem, ein, der, das, dem. Was für ein Unterschied ist zwischen »Bach, Bache, Lamm, Lamme, Wolf, Wolfe. Wie entsteht der Dativ! Wir kennen schon zwei Beugefälle.

Nominativ und Dativ.

Nom.: Der Bach, der Wolf, das Lamm.

Dativ: Dem Bache, dem Wolfe, dem Lamme.

Nom.: Ein Bach, ein Wolf, ein Lamm.

Dativ: Einem Bache, einem Wolfe, einem Lamme.

Wann kam ein Wolf zu dem Bache? Bald darauf kam ein Wolf zu dem Bache. Was für Redeteile sind die Wörter: »bald, darauf, auch«? Wiederholet den Satz und nennt die Redeteile, welche in dem Satze vorkommen.

Der Wolf war auch durstig. Welche Wörter in dem Satze sind uns schon bekannt? Was für ein Beugefall ist »der Wolf«? Was für ein Redeteil ist »auch«? War — war. Wer war? Der Wolf war durstig. Was für ein Redeteil ist »durstig«? Was für Redeteile sind war, kam? Sie tranken. Wer trank? Sie tranken.

Was für ein Redeteil ist »die«? In welcher Zahl und Person steht das Fürwort »sie«?

Da sprach der Wolf zu dem Lamme. Sprach. Wer sprach? Zu wem sprach der Wolf? Wann sprach der Wolf? Was für Wörter sind euch schon bekannt? Was für ein Redeteil ist »da«? Wiederholet den Satz! Setzt statt des Wortes »zu dem Bache« der Wolf, statt des Wortes »der Wolf« das Lamm. Saget deutsch: da sprach das Lamm zu dem Wolfe. Saget die deutschen Wörter: der Bach, das Lamm, der Wolf im Dativ!

Warum trübst du das Wasser, während ich trinke? Du trübst. Was trübst du? Du trübst das Wasser. Was heifst »du«? Was für ein Redeteil ist »du« und in welcher Zahl und Person ist es? Was für ein Pronomen haben wir noch in der

Fabel gelernt? In welcher Zahl und Person steht es? Trübst. Was für ein Redeteil ist »trübst«? Es ist ein Zeitwort mit einer solchen Endung, die bis jetzt in der Fabel noch nicht vorgekommen ist. In welchem Beugefalle steht hier das Wasser. Saget accusativ das Lamm. Wir kennen jetzt noch einen Beugefall.

Nom.: das Lamm, ein Lamm.

Dativ: dem Lamme, einem Lamme.

Accus.: das Lamm, ein Lamm.

Was für ein Beugefall steht im Verhältniswort »zu«? Was für ein Redeteil ist »während«? Welche Umstandswörter haben wir bis jetzt in der Fabel gelernt? Übersetzt nach der Analogie »trübst« trinkst. In was für eine Zahl und Person stehen »trübst« und »trinkest« und in welcher Zeit? Ich trinke.

In welcher Zeit und Person steht »ich trinke«. Was für ein Redeteil ist »sich«. Saget ihr deutsch, ich trübe, nach der Analogie: »ich trinke«. Wiederholet die zwei letzten Sätze. Übersetzet deutsch: Ich trinke das Wasser, du trinkst das Wasser. Ich trübe das Wasser, du trübst das Wasser. Zitternd antwortete das Lamm. Hier sind alle Wörter den Schülern bekannt, ausgenommen zitternd, welches Wort wegen der Anhäufung der grammatikalischen Begriffe nicht am Platze ist zu erörtern, vielmehr nur von dem Lehrer übersetzt wird. Übersetzet russisch: Der Wolf antwortete, das Lamm antwortete. Wiederholet den ganzen Satz. Wie kann ich das Wasser des Baches trüben. Was trüben? Das Wasser trüben. Was für ein Redeteil ist das Wasser und in welchem Beugefall steht es? Das Wasser des Baches trüben, übersetzet den Satz russisch. Auf welche Frage antwortet des Baches? In welchem Beugefalle steht russisch. In welchem Beugefalle wird es deutsch stehen? Wir kennen noch einen Beugefall. den Genetiv. Wie entsteht er?

Nom.: Der Bach, ein Bach, das Lamm, ein Lamm.

Genet.: des Baches, eines Baches, eines Lammes, des Lammes.

Dat.: dem Bache, einem Bache, einem Lamme, dem Lamme.

Accus.: das Lamm, ein Lamm.

Trüben. — Wie heifst es russisch? In welchem modo steht es russisch, wie wird der Infinitiv in deutscher Sprache? Stellet in den Infinitiv trüben, trinken. Übersetzet: Das Wasser des Baches trinken.

Was für ein Redeteil ist »wie«? Was für Umstandswörter sind uns schon bekannt? Wiederholet den Satz und nennet die Redeteile, die hier vorkommen!

Die Antwort des Lammes beruhigte den Wolf nicht.

Beruhigte. Was beruhigte nicht. Die Antwort beruhigte nicht. Wessen Antwort beruhigte nicht? Die Antwort des Lammes beruhigte nicht. Wen beruhigte die Antwort nicht? Die Antwort des Lammes beruhigte den Wolf nicht. Was für ein Beugefall ist des Lammes. Saget den Genetiv von Bach und Wolf. In welchem Beugefalle steht den Wolf? Dekliniert die Wörter: Der Wolf, der Bach, das Lamm. Wie ist im Accusativ der Wolf. ein Wolf. das Lamm, ein Lamm. Was für ein Unterschied ist zwischen den sächlichen und männlichen Genera im Accusativ? Er fuhr drohend fort? Wer fuhr drohend fort? Er fuhr drohend fort. Was für ein Redeteil ist »er«? Was für Fürwörter kennen wir noch, in welcher Person steht »er«? Saget es in erster, zweiter und dritter Person. Was für ein Redeteil ist »fuhr fort«? Und in welcher Zeit steht es? Saget alle gelernten Zeitwörter, die im Imperfectum stehen.

kam, war, sprach, fortfuhr, tranken.

antwortete, beruhigte.

In welcher Person stehen diese Zeitwörter? Alle stehen in dritter Person

singul., aufser tranken. Wir sehen, dafs einige Zeitwörter im Imperfektum eine bestimmte Endung te haben, aber die anderen nicht.

Die Zeitwörter, die im Imperfectum bestimmte Endung haben, heifsen schwache Konjugation und die mit unbestimmter Endung — starke Konjugation.

Was für eine Zahl ist »tranken«? Wie entsteht die Endung im Imperf. Plural? Stellt in den Plural »kam, war, sprach, fortfuhr«. Übersetzet aus dem Russischen: Der Wolf und das Lamm tranken; der Wolf und das Lamm waren durstig; der Wolf und das Lamm sprachen; übersetzet ferner: sie sprachen, sie waren, sie kamen. Stellt »tranken« in den Singular. Übersetzet aus dem Russischen: »er trank, der Wolf trank, das Lamm trank«? Die Entstehung des Plur als in dritter Person bei der schwachen Konjugation ist etwas anders. Der Unterschied ist nicht grofs. Übersetzet aus dem Russischen: »sie antworteten, sie beruhigten, das Lamm und der Wolf antworteten«. Wir hatten noch in der Fabel das Wort »trüben«. Was heifst es? In welcher Form steht es? Erratet, wie würde das Impefektum von trüben lauten? (Einige werden trüb sagen, andere trübte, da sie noch kein bestimmtes Gesetz darüber kennen.) Mit der Hilfe des Lehrers werden die Schüler die Form herauskriegen. Übersetzet aus dem Russischen: Der Wolf trübte, das Lamm trübte, der Wolf und das Lamm trübten.

Vor sechs Monaten beleidigtest du mich.

Wer beleidigte? Du beleidigtest? Was für ein Redeteil ist »du«. Was für ein Redeteil ist beleidigtest? Und in welcher Form und Person steht es? Saget in zweiter Person das Imperfekt von den Zeitwörtern: antworten, beruhigen, trübte, trank, war!

Damals lebte ich noch nicht. Wer lebte noch nicht? Ich lebte noch nicht. Was für eine Person ist lebte? Mit welcher Person hat es Ähnlichkeit? Nennet alle Redeteile, die in dem Satze vorkommen! Stellt nach der Analogie »lebte«, antwortete, sprach, war, trübte, kam u. s. w. Konjugiert auch in dritter Person sing. die obenerwähnten Zeitwörter. Was heifst »trübte«? In welcher Form steht es. Wie wird der Infinitiv? Nach der Analogie saget im Infinitiv leben, antworten, beruhigen; war im Infinitiv ist »sein«. sprach = sprechen; trank = trinken, rief — rufen u. s. w.

Dekliniert: Der Wolf, das Lamm, ein Lamm, ein Wolf.

Konjugiert: Praesens: trinken, trüben, fliefsen.

Imperfect.: sprechen, antworten, beruhigen.

Auf diese Weise werden wir die ganze Fabel synthetisch durchnehmen und alles Gesagte zusammenfassen. Man könnte schliefslich eine Wiederholung auch von einem anderen Standpunkte aus vornehmen.

Die grammatikalischen Formen, die wir behandelt haben, sind den Kindern aus der russischen Stunde bekannt. Der deutsche Unterricht benutzt die gegebenen Erkenntnisse, fügt zu dem Neuen das analytisch Gegebene.

Ein Lamm kam zu einem Bache. Bald darauf kam auch ein Wolf zu dem Bache. Der Wolf war auch hungrig.

Wie viele Gedanken sind in dem Bevorstehenden? Wie lautet der erste, der zweite und der dritte. Einen solchen Gedanken nennen wir einen Satz. Wieviel Sätze sind hier? Was wird gesprochen über den ersten Satz, über den zweiten, über den dritten? Also als Gegenstand des ersten Satzes erscheint ein Lamm, — des zweiten Satzes ein Wolf, des dritten — der Wolf. Was wird im ersten Satze über das Lamm gesagt? u. s. w., können wir irgend welches Wort von dem Satze wegnehmen, ohne den Gedanken des Satzes zu verlieren. Man könnte es thun, nur

nicht die Hauptglieder des Satzes. Weshalb heifsen sie Hauptglieder? Wie heifsen solche Sätze, in denen es aufser den Hauptgliedern Subjekt und Prädikat andere Wörter giebt? Wie heifsen solche Sätze, welche nur aus Subjekt und Prädikat bestehen.

Association. a) Hier vergleichen wir die grammatikalischen Formen, die wir in der Fabel gelernt haben mit denen der lateinischen, russischen Grammatik. Was für eine Endung nimmt im Russischen, Lateinischen, Französischen die erste Deklination, dort unterscheidet man die Deklination (aufser Französisch). Durch die Endung des Wortes, hier durch den Artikel. Wieviel Beugefälle sind in obenerwähnten Sprachen. Wieviel Zahlen u. s. w. Wie entsteht das Imperfektum im Deutschen, wie ist es im Russischen und Lateinischen?

b) Auf dieser Stufe mufs man den Inhalt der Fabel mit denen der anderen russischen oder lateinischen Fabeln vergleichen, um den Grundgedanken der Fabel zu begreifen, um Gesetze fürs Leben ziehen zu können und diesen Grundgedanken in einigen schönen deutschen Sprichwörtern ausdrücken zu lassen. Wären passend für die Vergleichung die lateinische Fabel: amicitia lupi, die russische Fabel: Der Wolf und der Kater, der Wolf und der Kranich u. s. w.

System. 1. Was für Redeteile haben wir in der Fabel gelernt? Aufzählen 1. alle Hauptwörter. 2. Eigenschaftswörter. 3. Zeitwörter. 4. Bindewörter. 5. Fürwörter. 6. Umstandswörter. 7. Zahlwörter. 8. Verhältniswörter. 9. Artikel.

2. Die Endung der starken Deklination. Wieviel Beugefälle sind im Deutschen? Auf welche Fragen antworten sie?

Die Entstehung der Beugefälle in der starken Deklination. (In die starke Deklination gehören: die männlichen und sächlichen Hauptwörter. Die einsilbigen Wörter empfangen im Genetiv die Endung es und im Dativ — s, während die mehrsilbigen im Genetiv nur ein s annehmen.)

Wie viele Artikel sind in der deutschen Sprache, wie unterscheidet man die bestimmten und die unbestimmten Artikel? Wie unterscheidet man das Geschlecht?

3. Konjugation. Die Zeitwörter in der Fabel teilen sich in zwei Gruppen, wie wir es im Imperfectum gemerkt haben, in die starke und schwache Konjugation. Der Unterschied im Imperfect? Die Endung des Infinitivs? Die Endung Präsentis, imperfecti. Die in der Abstraktion behandelten grammatikalischen Formen mufs man in das Systemheft des Schülers eintragen lassen; in das Symstemheft müssen eingetragen werden auch die gelernten deutschen Sprichwörter. Auf diese Weise wird eine von den Schülern selbstverfafste Grammatik entstehen, die sie immer zur Hand haben müssen. Der Lehrer mufs acht geben, dafs die Hefte in Ordnung sind und sich kein Fehler hineinschleicht.

Anwendung. a) Sagt die gelernten Zeitwörter in allen Formen. Dekliniert alle gelernten Hauptwörter im Singular. Zählt alle Umstandswörter, die ihr gelernt habt! Zählt alle Verhältniswörter, die ihr gelernt habt, und saget, in welchen Beugefällen werden die Substantiva mit den Verhältniswörtern gesetzt. b) Antwortet deutsch auf die Fragen, die ich euch russisch stellen werde: Wer kam? Wohin kam ein Lamm? Wer kam auch bald zu dem Bache? Wohin kam ein Wolf auch bald darauf? Wer war auch durstig? Wer trank? Wer sprach zu dem Lamme? Was sprach der Wolf? Was antwortete das Lamm? Wen beruhigte die Antwort des Lammes nicht? Wie fuhr der Wolf fort? Was sprach er? Was antwortete das Lamm? Was rief da der Wolf? Wen zerrifs er? c) Übersetzet aus dem Russischen ins Deutsche folgende Sätze: Ein Lamm trank. — Das Lamm war auch durstig. Die Antwort des Lammes beruhigte den Wolf nicht. Der Wolf zerrifs das Lamm. Er antwortete drohend

dem Lamme. Das Lamm antwortete zitternd dem Wolfe. Das Wasser des Baches fliefst von dem Lamme zu dem Wolfe. Die Antwort beruhigte den Vater. Der Wolf zerrifs den Vater. Ich trinke zitternd. Trinkst du? Der Wolf trinkt das Wasser des Baches. Sie trinken. Wie kann ich trinken? Trinkst du? Ich trank. Trank er auch? Er trank und sie tranken auch. Du beleidigtest mich. Du beleidigst mich. Ich beleidige. Ich beleidigte. Sie beleidigen. Sie beleidigten. Das Lamm antwortete zitternd. Wie kann ich den Wolf beleidigen. Er lebte auch vor sechs Monaten. Ich lebe. Sie kamen zu mir. Wer antwortete dir drohend? Was antwortete er dir drohend. Was trankst du? Er lebt. Bald darauf beruhigte er mich. Du beruhigtest mich nicht. Du beruhigst mich nicht. Das Lamm antwortete: Wie kann ich den Wolf beruhigen? Wer kam? Sie kamen. Wohin kamen sie? Sie kamen zu dem Bache. — Warst du durstig? Ich war durstig und sie waren auch durstig. Der Wolf und das Lamm sprachen. Sie sprachen zitternd. Ein Lamm und ein Wolf kamen zu einem Bache. Sie waren auch durstig. Der Wolf und das Lamm sprachen. Sie sprachen zitternd. Ein Lamm und ein Wolf kamen zu einem Bache. Sie waren auch durstig. Der Wolf sagte zu dem Lamme, während das Lamm trank: »ich trinke und du trübst das Wasser des Baches. Zitternd antwortete das Lamm dem Wolfe: Ich kann das Wasser nicht trüben. Das Wasser des Baches fliefst ja von dir zu mir. Der Wolf fuhr drohend fort: Vor sechs Monaten beleidigtest du mich. Damals trübtest du das Wasser, während ich trank. Das Lamm antwortete zitternd. Ich lebte damals noch nicht. Das Lamm beruhigte den Wolf nicht. Der Wolf rief drohend: Nun, dein Vater hat mich beleidigt. Damals zerrifs er das Lamm.

Ungefähr in solcher Weise kann man das erste deutsche Lesestück für die Ausländer durchnehmen. Die Behandlung dieses Lesestückes konnte man auch in einige Nebenziele verteilen. Für die Engländer, Dänen, überhaupt für alle germanischen Völker kann man einen anderen Weg einschlagen, denn ihre Sprachen enthalten in sich viele ähnliche Wörter, Ausdrücke, die als Anknüpfungspunkte, als apperzipierende Vorstellungen betrachtet werden können, anders ist es für Russen, Armenier, Georgier und Tartaren, welche die Mehrzahl der kaukasischen Gymnasiasten und Realisten ausmachen.

Meiner Ansicht nach ist die Wahl dieser Fabel, als erstes Lesestück für die Ausländer keine treffende, denn hier findet man eine grofse Überhäufung der grammatikalischen Formen, so z. B. der Wolf, das Lamm sprach, beruhigte, zitternd, drohend, ein Lamm, das Wasser zu dem Bache, die Antwort, war etc. Anders ist das lateinische Lesebuch von Drbohlav, wo jedes Lesestück eine bestimmte grammatikalische Form in sich enthält. Das erste Lesestück — die erste lateinische Deklination in numeris singul. und Präsens der Zeitwörter, während bei Kreisberg männliche, weibliche und sachliche Deklination, zwei Konjugationen, bestimmte und unbestimmte Artikel, imperfectum, präsens, participium vorkommen. Bei Drbohlav sind die methodischen Einheiten entsprechend den Forderungen der Unterrichtslehre deshalb auch leicht durchführbar, bei Kreisberg sind sie zu umfangreich und überhäuft von Begriffen. Selbst der Lehrer kann in Verirrung geraten wegen der fürchterlichen Überhäufung der grammatikalischen Formen, »man sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht«. Vom anderen Standpunkte ist auch diese Fabel zu verwerflich: In der Fabel tritt die moralische Idee durch die Verneinung derselben hervor und das Hervortreten der Idee geschieht auf dem didaktischen Weg, woraus eine Moralpredigt entsteht.

Den Fabeln folgt eine ziemlich durchdachte Übung, die wir in der fünften

Stufe behandeln. Die Übungen geschehen in soviel Abschnitten, wieviel Fabeln das Buch in sich enthält. Daraufhin bringt der Verfasser eine kurzverfaſste Grammatik. Dieser Teil des Buches ist ganz überflüssig, denn die Kinder, wie wir oben gesagt haben, müssen selber in ihrem Systemhefte eine solche Grammatik zusammenstellen. Dieser Teil ist eine Erleichterung für die Lehrer, die keine pädagogische Bildung genossen haben und von keinem Nutzen für die Schüler; abgesehen davon ist dieser Teil auch deshalb nicht von groſsem Werte, weil die Zusammenstellung der grammatikalischen Formen mit denen der in der Fabel vorkommenden Formen in der Reihenfolge nicht übereinstimmt, so z. B. in der ersten Fabel kommen die Artikel, die starke Deklination, imperfectum, präsens der Verba vor, während die zusammengestellte Grammatik von Kreisberg zuerst die erste Deklination behandelt, was aber die Verba betrifft, müssen wir wenigstens zehn Seiten blättern, um im Chaos der Formen der Verba das für uns Nötige aufzufinden. Ein solches Verfahren ist verwerflich, denn der Schüler muſs das Bewuſstsein haben, daſs er ein Ganzes durchnimmt und nicht ein Stückwerk. Diejenigen, die »die formalen Stufen« im Unterrichte anzuwenden verstehen, wissen, daſs ein Leitfaden auf die Stufe der Abstraktion tritt. Anstatt dem von Schülern geführten Systemhefte, überreicht man den Schülern den Leitfaden, in welchen der von den Schülern verarbeitete Stoff, ganz genau so dargestellt und zusammengefaſst ist, wie die Kinder es erfaſst haben. Der Kreisbergsche ist nicht ein solcher Leitfaden. Ein solches Leitfadenwissen ist nicht das geistige Eigentum des Schülers und schnell verschwindet es aus dem Bewuſstsein, »wie der Märzschnee von der Sonne«. Sehr trefflich sagt mein Lehrer Florin: »Das Leitfadenwissen ist ein psychisches Gift. Es tötet das lebendige Interesse und stumpft den Geist ab. Die Eiteln macht es eitler zu Wort- und Klopffechtern; in andern ertötet es aber alle Lernfreude, führt sie zu so »gründlichem Ausspannen«, wenn das Examengespenst beschworen ist, daſs sie ihr Lebtag nicht mehr einspannen.

Das französische Lesebuch von Kreisberg ist zwar nicht so streng methodisch geordnet, aber doch besser gelungen. Das Theoretische geht Hand in Hand mit dem Praktischen.

Auſserdem hat Herr Kreisberg noch folgende Lese- und Schulbücher für den französischen und deutschen Unterricht verfaſst.

1. Der zweite Teil des deutschen Lesebuches, in derselben Reihenfolge behandelt. Das Buch enthält in sich schöne und interessante Erzählungen.

2. Französische Lesebücher: a) Les aventures de Tèlemaque, fils d'Ulysse par Fénelon. b) Le verre de'au ou les effets et les causes. Comedie en cing actes et enprose par Scribe. Mit einer kurzen Biographie und Wörterbuch. c) Histoire de Charles XII par Voltaire mit einem Wörterbuch.

Zum Schlusse meiner Abhandlung hege ich die Hoffnung, daſs Herr Kreisberg seine erfolgreiche Thätigkeit noch weiter fortsetzen wird, um der kaukasischen Jugend noch manches wertvolle pädagogische Werk zum Erlernen der fremden Sprache zu liefern, eine Studie der Herbartschen Pädagogik würde ihm viele auſserordentlich wertvolle pädagogische Winke für seine pädagogische schriftstellerische Thätigkeit geben.

Tiflis Dr. J. Barchudarian

3. Evangelischer Diakonieverein

In der »Christlichen Welt« (1897, 35 u. 36) giebt Prof. Zimmer-Herborn unter der Überschrift »Drei Jahre im Evang. Diakonieverein« einen Bericht über die Thätigkeit dieses Vereins, der auch für pädagogische Kreise von grofsem Interesse ist. »Die eigentliche Aufgabe, mit der der Verein seine Aufgabe begonnen hat und die ihm das charakteristische Gepräge verleiht, ist seine Mitwirkung an der weiblichen Erziehung. Die Diakonie, ein Erziehungsmittel — das ist sein wichtigster Grundsatz und in der Verwirklichung dieses Satzes sieht er sein eigentliches Problem.« Den Ausgangspunkt für den Verein bildete die Fürsorge für die Töchter und Bräute von Pfarrern. Nicht die Krankenpflege sollte in erster Linie stehen, sondern die Ausbildung von Pfarrerstöchtern für den Hilfsdienst in der Gemeinde. Dieses erste Ziel des Vereins wurde im »Töchterheim« zu Cassel (Amalienstrafse) verwirklicht, das sich aber nicht auf den Zuzug aus Pfarrerfamilien allein beschränkt. Zweck der Anstalt ist die Erziehung zu Selbständigkeit und Gemeinsinn unter Erweiterung der Allgemeinbildung und Darbietung einer Berufsausbildung, die den Zöglingen die Möglichkeit eines selbständigen Berufs bietet, ohne ihnen innerlich und äufserlich den Beruf der Hausfrau und Mutter zu nehmen. Für die Einrichtung ist charakteristisch die Verbindung von Pensionat und Seminar für Erziehungs- und Wirtschaftsdiakonie. Als Vorbildung wird die der höheren Mädchenschulen oder gleichwertige Ausbildung gefordert. Das früheste Eintrittsalter ist 16 Jahre, die Dauer des Kursus zwei Semester. Die Anstalt besteht aus zwei selbständigen Zweigen, einer für Erziehungs-, der andere für Wirtschaftsdiakonie. Beiden gemeinsam sind die Fächer der allgemeinen Bildung, getrennt sind sie in den Fächern der besonderen Berufsbildung (Hauswirtschaft und Erziehung in Familie und Kindergarten). Für die Ausbildung zur Leitung von Kindergärten ist ein 1½jähriger Kursus erforderlich.

Die Abteilung für Erziehungs- und Lehrdiakonie hat ein sehr ansprechendes Heim in der Amalienstrafse in Cassel. Dort können im ganzen 40 junge Mädchen Aufnahme finden. Nähere Auskunft ist durch Frl. Mecke oder durch Frl. Wittenberg (Cassel, Amalienstrafse) zu erhalten. Zu weiterer Orientierung empfehlen wir das Schriftchen des Herrn Prof. Zimmer »Frauenfrage und Mädchenerziehung« (Herborn 1897.)

Jena W. Rein

---

4. Herbart-Versammlung in Milwaukee 1897

(The Public School Journal, Sept. 1897, Bloomington, Ill.)

Man kann wohl fragen, ob irgend eine Tagung, auf welchem Gebiet sie auch sei, oder irgend eine allgemeine Versammlung, gröfseres allgemeines Interesse hervorgerufen hat oder mit mehr Begeisterung aufgenommen wurde, als die Herbart-Vereinigung in Milwaukee.

Die Gesellschaft zählt 2000 Mitglieder. Ihre Arbeiten sind immer gut vorbereitet und gründen sich auf eine idealere Methode, als irgendwo anders zu finden ist. Das Resultat ist, dafs viele Lehrer und Lehrerinnen ihr beizutreten wünschen. Herren und Damen von den besten Fähigkeiten nehmen an den Diskussionen teil. Es findet sich da ein moralischer Ernst, verbunden mit einer grofsen Toleranz anderen Meinungen gegenüber, die immer das Ziel verfolgt, die Wahrheit zu suchen. Die Gesellschaft ist fast die einflufsreichste im Land. Ihr Name ist etwas unglück-

lich gewählt, insofern sie Lehren mit sich führt, die nicht befolgt und nicht weiter verbreitet werden.

Sie suchet nach Wahrheit unter allen Formen und Namen und ist bestrebt, sie in ein amerikanisches System von erzieherischen Gedanken und deren Ausübung zu bringen, die dem amerikanischen Charakter, Bedingungen und Bedürfnissen angepaſst sind. Es ist eine starke und wachsende Überzeugung, daſs die Gesellschaft eine Bewegung von groſsem Wert ist. Es ist keine neue Philosophie, sondern eine verbesserte Pädagogik, die sie zu verbreiten sucht. Durch Autorität kann sie nicht verbreitet werden, sondern allein durch freie und ungefesselte Forschung und Studium. Sie ist tolerant, denn Altes und Neues, das sein Recht nachgewiesen hat oder beweist, bringt sie in ein verständiges Erziehungs-System. Sie war anfangs die Zielscheibe für Spott, Scherze und billige Witze, aber das ist vorübergegangen. Niemand kann mehr lachen bei Wörtern wie: Apperception, Concentration und Co-ordination. Die Bewegung hat ihren Wert bewiesen, und solche, die sonst zum Tadeln in die Versammlungen kamen, kommen jetzt zum Lernen. Es ist vieles bei den pädagogischen Nationalversammlungen, was man fast oberflächlich nennen könnte. Sie haben einige tote Zweige. Aber die Herbartsche Gesellschaft ist ein kräftiger Schöſsling, welcher gut dafür sorgt, daſs er die besten Kräfte aus dem väterlichen Stamm zieht.

Der Saal, der für die Versammlung in Milwaukee bestimmt war, reichte fast nicht hin für die Menge der Teilnehmer. Besprochen wurde das zweite »Herbart-Jahrbuch«, das den Mitgliedern der Herbart-Gesellschaft mehrere Monate vor der Versammlung zugestellt worden war.«

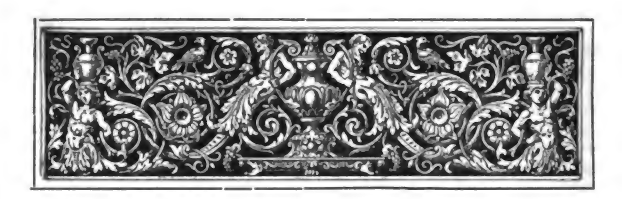
---

5. Die Veröffentlichungen von Prof Dr. Ch. MacMurry

(The Public-School Journal, Sept. 1897, Bloomington, Ill.)

Es ist erwiesen, daſs kein Buch, das in den letzten 4 oder 5 Jahren gedruckt wurde, einen so groſsen Einfluſs auf die Lehrer gehabt hat, da es sie zu höheren Idealen und besseren Methoden beim Unterricht der Kinder einführte als der kleine Band: »MacMurrys General Method«. Es ist eine interessante, klare und fördernde Arbeit über den Zweck der Schulerziehung und die verschiedenen psychologischen Prozesse, die darin enthalten sind. Eben ist eine neue Auflage dieses Buches veröffentlicht worden, welche die Anzahl der bis heute verkauften Exemplare auf 35000 bringt. Sicher ist kein Buch in Amerika von Lehrern mehr gebraucht und mehr studiert, und in den monatlichen Zusammenkünften mehr darüber disputiert worden.

Das Zwillingsbuch dazu ist »The Method of the Recitation«, in dem die Prinzipien und Fortschritte der Schularbeit besprochen werden, in den verschiedensten Zweigen, ebenso wie die Endresultate, die von dem Lehrer auf jeder Lernstufe gesucht werden. Dieser Band ist reich an Winken für die Lehrmethode. Die Verfasser sind Dr. Charles und Dr. Frank MacMurry.



C Besprechungen

I Philosophisches

E. Häckels Phylogenie der Protisten und Pflanzen (1894). Bedenken gegen das biogenetische Grundgesetz und einige andere Auffassungen des Buches.

Es ist jetzt ein umfassendes Werk Häckels in Herausgabe begriffen: »Systematische Phylogenie«. Von demselben sind der erste und fünfte Band erschienen. Wir beschäftigen uns nachstehend nur mit dem ersten Bande, der »Phylogenie der Protisten und Pflanzen«, welcher Band auch die generellen Prinzipien enthält.

Die wesentlichen Lehren, auf denen eine solche Phylogenie beruht, sind ja allgemein bekannt. Das vorliegende Häckelsche Werk soll nun hauptsächlich die Resultate der stammesgeschichtlichen Forschungen zusammenfassen und die phylogenetischen Hypothesen begründen. — Wir geben zunächst einen kurzen Überblick des Inhalts und wenden uns dann zu gewissen einzelnen Auffassungen und Dogmen, welche uns in erkenntnistheoretischer Beziehung Bedenken erregen.

Die Anordnung des Werkes ist bedingt durch die Einteilung der Organismen und diese beruht auf folgendem Gedankengang: Die Pflanzen sind im allgemeinen Plasmaerzeuger, die Tiere Plasmaverzehrer.[1]) Obgleich sich dieser bedeutungsvolle Gegensatz nicht mit dem Unterschiede zwischen Pflanze und Tier deckt, bietet er doch für die Protisten, d. h. für jene Organismen, welche nur als einzelne Zellen oder auch als Zellhorden existieren, ohne eigentliche Gewebe zu bilden, einen geeigneten Unterscheidungsgrund, während alle anderen Versuche der Unterscheidung von Pflanzen und Tier in diesem Gebiete scheitern. So trennt Häckel zunächst die höheren, vielzelligen und gewebebildenden Organismen von den niederen, den Protisten ab. Für erstere bleibt die althergebrachte Einteilung zwischen Pflanzen- und Tierreich bestehen, das Gebiet der Protisten aber wird geteilt in solche, welche Plasma erzeugen, also vom vegetalem Stoffwechsel sind, und in solche mit animalem Stoffwechsel.

Der vorbezeichneten Einteilung entsprechend behandelt das Werk in drei Kapiteln zunächst die generellen Prinzipien und dann die generelle Phylogenie

[1]) Richtiger wäre es zu sagen: Die Pflanzen erzeugen Plasma, die Tiere thun es nicht, denn auch die Pflanzen verzehren das von ihnen erzeugte Plasma im eignen Haushalt und zur Fortpflanzung.

der beiden Protistenabteilungen und die der höheren Pflanzen und fügt diesen Kapiteln fünf andere ein, welche die spezielle Phylogenie der Protisten mit vegetalem und animalem Stoffwechsel und die der höheren Pflanzen nämlich 1. der Algen, 2. der Moose und Farren, 3. der Nackt- und Bedecktsamer behandeln. Die einzelnen Organismengruppen und deren Unterabteilungen werden begrifflich scharf begrenzt und, soweit es nötig ist, eingehend beschrieben. Zahlreiche Stammbäume bilden die hypothetische Abstammung ab.

Wir wollen hier beispielsweise aus den verschiedenen Kapiteln die Abstammung der Dicotyledonen zusammenstellen. — Wie alle Bedecktsamer (Angiospermen) stimmen auch die Dicotyledonen überein in der höchst charakteristischen Bildung der Samenknospen und in der Art der Befruchtung. Nur die kleine, noch jetzt existierende Gattung der Casuarinen weicht in Bezug auf den Weg des Pollenschlauchs hiervon ab; sie stimmt auch in der Form des weiblichen Geschlechtsapparates mehr mit den Nacktsamern (Gymnospermen) überein. Die Casuarinen erscheinen sowohl hiernach, als auch in anderer Beziehung als wenig veränderte Überreste der Übergangsformen von den Gymnospermen zu den Dicotyledonen. Dieser Übergang soll im Beginn der Kreide, wahrscheinlich schon in der Juraperiode stattgefunden haben. — Die Gymnospermen sollen sich in devonischer, vielleicht schon in silurischer Zeit aus ihren Ahnen, den Farnen entwickelt haben. Wenn man nur das gegenwärtig Vorhandene vergleicht, so erscheint solche Entwicklung als ein ganz gewaltiger Sprung: Bei den Farnen bewegliche Geifselzellen, bei den Gymnospermen schlauchtreibender Pollen; dort scharf ausgeprägter Generationswechsel in zwei aufeinander folgenden, völlig individuell getrennten Lebewesen, hier Fortpflanzung in gleichartigen Individuen etc.! Wenngleich keine einzige Versteinerung von der entsprechenden Umbildung der Blüten Kunde giebt, sollen doch sicher in der devonischen oder silurischen Zeit viele verbindende Zwischenmitglieder existiert haben. Als Mittelglied nimmt Häckel die Bärlappflanzen an, welche nach unten sich eng an die niedern Farnen (z. B. Ophioglossen) anschliefsen, während nach oben sich aus ihnen die Selaginellen, die Ahnen der nacktsamigen Cycadeen, der gemeinsamen Stammgruppe aller Gymnospermen, entwickeln sollen.

Bis hierher ungefähr stehen uns geeignete Dokumente der Paläontologie zur Seite. Dabei ist jedoch zu beachten, dafs auf paläontologische Angaben, wonach irgend eine Form in der oder jener Schicht zuerst erschienen ist, sichere Schlüsse gegen ein früheres Auftreten nicht zu ziehen sind. Fragen, wie die, welche Kerner v. Marilaun aufwirft, woher anders denn, als von Phanerogamen, der Humus gekommen sei, in welchem die Pflanzen der Kohlenformation wuchsen, sind schwer zu entkräften. Für die nachfolgenden Stufen der Mose fehlen ältere paläontologische Dokumente ganz und für das Gebiet der Protisten gründen sich die phylogenetischen Urteile wesentlich nur auf vergleichende Anatomie, welche letztere für diejenigen Gruppen, welche eine feste Körperhülle oder Skelett von charakteristischer Form haben, einen verhältnismäfsig guten Anhalt bieten.

Die niederen Farne sollen sich aus den Lagermosen entwickelt haben, deren Sexualgeneration in Form eines Thallus von dem einfachen Prothallium der Farne nicht wesentlich verschieden ist. Die Lagermose aber schliefsen sich nach Häckel unmittelbar an ihre Algenahnen (speziell Ulvaceen) an. Als nächst niederere Abstammungsstufen werden dann die Chlorophyceen, Mastigoten,[1]) und Paulotomeen

[1]) Den zu den vegetalen Mastigoten gehörigen Volvocinen sollen nach Häckel die animalen Catallacteen entsprechen, von welchen letzteren die Matazoen, d. h. alle über den Protisten stehenden Tiere abstammen sollen.

bezeichnet. Hier sind wir an den einfachsten mit Kern versehenen Zellen angekommen. Sie sollen sich aus Chromaceen (mit Zellmembran ohne Kern) und letztere aus Phytomoneren (ohne anatomische Struktur und ohne Zellmembran) entwickelt haben.

Mit vorstehender Abstammungsliste soll keineswegs gesagt sein, dafs alle Pflanzen von ein und demselben Wurzelpunkt ausgegangen seien. Für alle Stockpflanzen, von den Mosen hinauf bis zu den Bedecktsamern ergiebt sich nach Häckel die gröfste Wahrscheinlichkeit für Abstammung aus einer Wurzel; für die niedereren Pflanzen dagegen besitzt eine vielstammige Auffassung den höheren Grad der Wahrscheinlichkeit. Ch. Darwin sagt bezüglich der Wurzelpunkte der Abstammungen: »Ich glaube, dafs die Tiere von höchstens vier bis fünf Vorfahren abstammen, die Pflanzen von einer gleichen oder geringeren Zahl. Die Analogie würde mich noch einen Schritt weiter führen, nämlich zu der Annahme, dafs alle Tiere und Pflanzen von einer einzigen Urform abstammen. Doch die Analogie dürfte ein trügerischer Führer sein.« — Wir werden weiter unten sehen, dafs Häckel noch einige kräftige Schritte weiter geht.

* * *

Soviel in wenig Worten über den reichen Inhalt des Buches. Wir sprechen nachstehend nicht gegen die Lehre von Variabilität und natürlicher Zuchtwahl, sondern gegen einige wesentliche Punkte, welche uns als Übertreibung jener Lehre und ihrer Beurteilung erscheinen. Wir denken hierbei an das sogenannte »biogenetische Gesetz«, 2. an die Hypothese der Archigonie oder Urzeugung und 3. an die Auffassung, als wäre durch die Descendenzlehre das Wesen des Organischen mechanisch voll erklärt.

Mit ganz besonderer Vorliebe verweist Häckel auf »das biogenetische Grundgesetz.« Nun ist es ja ein logisch ungemein verlockender Gedankengang: a) Die Organismen entwickeln sich paläontologisch von Einzelzellen zu Zellgesellschaften und zum höher und höher differenzierten Gewebeorganismus und dabei beginnt gleichwohl jedes Individuum seine Existenz wieder mit der Eizelle; b) jeder Organismus reproduziert die Entwicklungszustände seiner Eltern. Der Organismus kann den Sätzen a und b vereint nur entsprechen, wenn er die Entwicklungszustände aller seiner Vorfahren, und zwar bei der begrenzten Entwicklungsdauer zeitlich verkürzt, reproduziert. Da haben wir als logische Zusammenfassung der Erfahrungsthatsachen a und b das biogenetische Grundgesetz: Ontogenie = verkürzte Phylogenie. — Schade, dafs dabei ein wesentlicher Umstand in der Thatsache b übersehen ist: die Ausgangspunkte der Organismen (Ei) sind nicht identisch. Der Protoplasmazustand b, aus welchem sich ein Organismus B, etwa eine Chromacee, entwickelt, ist im Laufe vieler Jahrmillionen in einem Protoplasmazustand n übergegangen, aus dem sich nun ein Organismus N, etwa eine Monokotyledone entwickelt. Das Ei der Chromacee war eine strukturlose, durch Teilung entstandene Zelle ohne Kern, das Ei der Monokotyledone hat komplizierte Struktur mit hoch entwickeltem Kern und entstand durch Kopulation zweier weit differenzierter Zellen. Der Plasmazustand beider Eizellen differiert um die Variationssumme vieler Millionen Jahre. Beide Organismen schlagen daher sofort weit getrennte Entwicklungen ein; die Ontogenesis einer Monocotyledone kann nicht die Entwicklungszustände der Phytomoneren, Chromaceen etc. reproduzieren.

Es kommt ein Zweites hinzu. Ein Organismus durchläuft viele verschiedene Zustände; welche von ihnen vergleicht man im biogenetischem Grundgesetz? Das Gesetz erregt in uns die Aussicht, dafs wir den ganzen phylogenetischen Gestaltungsverlauf, wenn auch ungemein verkürzt, in der Entwicklung des Individuum abgebildet zu sehen bekommen. Das ist ja ganz unmöglich und soll auch nicht gesagt werden; andererseits aber sagt uns

das Gesetz auch nicht, welche Zustände reproduziert werden. Nun wird ja im § 279 in dieser Beziehung auf die Embryologie und Metamorphologie hingewiesen. »Die erstere führt uns in der einfachen Stammzelle (oder der befruchteten Eizelle) auf den einzelligen Urzustand zurück;« aber wir sahen soeben, dafs an diesem Punkte Ontogenie und Phylogenie weit auseinanderfallen. Die Embryologie setzt erst auf höherer Stufe förderlich ein. Bezüglich der Metamorphologie erfahren wir beispielsweise an anderer Stelle, dafs sich für Stockpflanzen (Cormophyten) die ganze phylogenetische Forschung auf das Blatt und zwar auf die sexualen Blätter, die Blüte, konzentriere, denn die charakteristische Bildung derselben werde viel getreuer durch Vererbung konserviert, als die der sehr variablen negativen Blätter. Aber über alle diese Fragen der Anwendbarkeit und Nichtanwendbarkeit des gepriesenen Gesetzes schweigt dasselbe.

Auf solcher Unbestimmtheit beruht wohl auch die nicht eindeutige Fassung, welche Häckel seinem Gesetze giebt. In § 180 erscheint es in der Form: »Die Entwicklungsgeschichte des Individuums ist die Geschichte der wachsenden Individualität in jegliche Beziehung;« in § 6: »Die Ontogenie ist eine Rekapitulation der Phylogenie.« Im selben Paragraph wird diese Fassung in auffallender Hervorhebung des Keimzustandes übersetzt mit: »Die Keimesgeschichte ist ein Auszug der Stammesgeschichte« und später wieder in zweideutiger Weise mit: »Die Keimesentwicklung (die individuelle oder ontethische Bildungsreihe, Ontegenesis) ist eine gedrängte und abgekürzte Wiederholung der Stammesentwicklung (der phyletischen oder paläontologischen Bildungsreihe, Phylogenesis).«

Das biogenetische Gesetz wird auch thatsächlich bei Entscheidungen der Abstammung gar nicht benutzt. Man sieht bei allen Dicotyledonen eine gleichartige Gestaltung für geschlechtliche Fortpflanzung; man glaubt sie nicht aus Anpassung an gleiche Lebensbedingungen[1]) erklären zu können; sie mufs von einem gemeinsamen Ahnen vererbt sein; man glaubt ihn in einer den Casuarinen ähnlichen Pflanze, welch letztere den Nacktsamern in Bezug auf Fortpflanzungsapparat näher stehen, bestimmen zu sollen. Oder man beobachtet den gleichen festen Generationswechsel bei Farnen und Mosen und schliefst aus der niederen Organisation der Mose, noch bestärkt durch die Ähnlichkeit der sexuellen Farngeneration mit dem Thallus der Moose auf Abstammung der Farne von dem Mosen. Die Annahme von Variation und Vererbung ist die Grundlage dieser Schlüsse, nicht das biogenetische Grundgesetz. — Noch eines: In § 266 wird eine wunderbare Kette von 16 Ausbildungsstufen aufgeführt, welche das einfache Farnblatt mit der vollkommensten Angiospermenblüte verknüpft. Nun müfsten wir nach dem mehrgenannten Gesetz erwarten, wenn auch nicht alte, so doch eine gröfsere Anzahl jener 16 Stufen in der individuellen Entwicklung einer einzelnen hoch entwickelten Blume reproduziert zu sehen. Darüber fehlt jeder Nachweis. Es wird vielfach ohne unser Gesetz aus einer lückenlosen Entwicklungsreihe verschiedener Pflanzengattungen auf eine entsprechende Abstammung geschlossen.

Nun liegt ja dem mehrbesprochenen Gesetze ein grofser wahrer Kern zu Grunde und Ch. Darwin zeigt ihn wiederholt. Hier nur wenige bezeichnende Stellen: »Man kann sagen, die Natur habe sich Mühe gegeben, uns durch rudimentäre Organe und embryonale und homologe Strukturen ihr Abänderungsschema zu enthüllen.« Ferner: »Es ist allbekannt, dafs die Flügel von Vögeln und Fledermäusen und die Beine von Pferden und anderen Vierfüfslern in einer frühen embryonalen Zeit nicht zu unterscheiden

[1]) Wie etwa die äuferliche Fischform der Wale durch die Anpassung an des Wasser entstanden ist.

sind, dafs sie erst durch unmerklich feine Abstufungen differenziert werden. Embryonale Ähnlichkeiten jeder Beschaffenheit können dem Umstand zugeschrieben werden, dafs die Vorfahren unserer existierenden Arten nach ihrer frühesten Jugend sich verändert und diese ihre neuerworbenen Charaktere auf ihre Nachkommen in entsprechendem Alter übertragen haben. Der Embryo ist daher fast unberührt gelassen worden und dient als Urkunde des einstigen Zustandes der Art. Daher kommt es, dafs die existierenden Arten, während der ersten Entwicklungsstadien so oft alten, derselben Klasse zugehörigen Formen gleichen.« Ferner: »Die Embryologie gewinnt bedeutend an Interesse, wenn wir den Embryo für ein mehr oder minder verdunkeltes Bild des Vorfahren aller Glieder derselben grofsen Klasse entweder seines reifen oder seines Larvenzustandes halten.«

Fassen wir alles Gesagte zusammen: Das byogenetische Grundgesetz ist, die Häckelschen Abstammungsreihen angenommen, nicht für den ganzen Entwicklungsverlauf zutreffend; das Gesetz übertreibt die wirklich vorhandeneu Thatsachen der Wiederkehr einzelner Entwicklungszustände und giebt nicht an, welche dieser Zustände reproduziert worden; es wird für die Beurteilung der speziellen Abstammungsfragen thatsächlich nicht benutzt; es beruht auf einer sehr gefälligen aber unzuverlässigen Idee.

* * *

»Für unsere heutige, den Fortschritten der Physik und Chemie entsprechende Hypothese der Archigonie ist weiter nichts erforderlich« sagt Häckel, »als die Annahme, dafs der physikalisch-chemische Prozefs der Plasmodomie oder Carbon-Assimilation, die Synthese vom Plasma aus einfachen organischen Verbindungen (Wasser und kohlensaurem Ammoniak) unter dem ersten Auftreten der dafür günstigen Bedingungen in der Erdgeschichte zum erstenmale stattgefunden habe . . .« »Ob aber diese Urzeugungsprozesse auch später noch fortbestanden, nachdem schon im paläozoischen Zeitalter sich eine reiche Fauna und Flora entwickelt hatte, ist sehr zweifelhaft; und ebenso die Frage, ob dieselbe (wie manche annehmen) sich auch heute noch wiederholen . . .« »Theoretisch könnten in dem hypothetischen Prozesse der Archigonie etwa folgende fünf Stufen unterschieden werden: 1. durch Synthese und Reduktion entstehen aus einfachen und festen anorganischen Verbindungen (Wasser, Kohlensäure, Ammoniak, Salpetersäure) stickstoffhaltige Kohlenstoffverbindungen, 2. die Molekule dieser Nitrokarbonate erhalten diejenige Zusammensetzung, welche für die Albuminkörper (im weitern Sinne) charakteristisch ist, 3. die Albumin-Molekeln, von Wasserhüllen umgeben, treten zur Bildung von krystallinischen Molekelgruppen zusammen: Pleonen oder Mizellen; 4. die krystallinischen Eiweifs-Mizellen (als mikroskopisch noch unsichtbare Molekelgruppen!) treten zu Aggregaten zusammen, ordnen sich in denselben gesetzmäfsig und bilden so homogene (mikroskopisch sichtbare!) Plasmakörner: Plassonellen oder Plassogranellen; 5. indem die wachsenden Plassonellen sich durch Teilung vermehren und die Teilprodukte vereinigt bleiben, entstehen gröfsere individuelle Plasmakörper von homogener Beschaffenheit: Moneren«. — Hier sind wir nun auf der Stufe angekommen, bei welcher unser oben mitgeteilter Stammbaum endete.

Die Energie der Sonnenstrahlen, welche den chemischen Prozefs der Karbon-Assimilation mittelst Chlorophyll im lebenden Plasma bewirkt, kann ja vielleicht auch auf anderem bis jetzt unbekannten Wege Albuminkörper etc. aus unorganischen Stoffen erzeugen; aber dafs eine so entstandene chemische Verbindung lebendig würde, wären ein vollkommenes Wunder, ein Wunder, wie es stärker dem naivsten Glauben nicht geboten werden kann.

Gegen Zulässigkeit derartiger Hypothesen steht uns ein hier wohl unanfecht-

barer Gewährsmann zur Seite: Th. H. Hueyly sagt in seinen neuerdings wieder erschienenen Vorlesungen über die Ursachen der Erscheinungen in der organischen Natur[1]) bezüglich der Zulässigkeit von Hypothesen: »Erstlich müssen wir beweisen, daſs die vermuteten Ursachen der Erscheinungen in der Natur existieren, daſs sie das sind, was die Logiker verae causae, wahre Ursachen, nennen; dann müssen wir zweitens zeigen, daſs die angenommenen Ursachen der Erscheinungen fähig sind, die Erscheinungen, die wir durch sie zu erklären wünschen, wirklich hervorzubringen; und endlich müssen wir zeigen können, daſs keine anderen bekannten Ursachen diese Erscheinungen hervorzubringen im stande sind.« Der erste und dritte der von Huxley geforderten Beweise kann in gewisser Beziehung als erbracht zugegeben werden, aber bezüglich des zweiten Punktes ist solcher Beweis nicht erbracht. Die angenommenen Erscheinungen (hier Entstehung organischer Verbindungen mit Hilfe irgend welcher Energiequelle) sind nicht fähig, die Erscheinungen des Lebens hervorzubringen. Dem widerspricht jegliche Erfahrung.

Darwin meint, die Analogie, welche die Annahme der Abstammung der Organismen von einer Urform veranlaſst, dürfte eine trügerische Führerin sein. Trotz dieser Warnung haben wir soeben den Weg weiter und weiter fortgesetzt und stehen nun mit dieser Urzeugung in vollem Widerspruch zur Auffassung der unbelebten Natur. — Wir können letztere nicht ändern; was sollen wir thun? — Wir sollen anerkennen, daſs hier zwischen Organischen und Unorganischen, zwischen unserer Theorie vom ehemals feuerflüssigen Zustand der Erde und der Abstammungslehre der Organismen unabweisbare Widersprüche vorhanden sind und sollen uns nicht mit unbegründeten Hypothesen darüber hinwegsetzen.

* * *

Wir kommen nun zum letzten Punkt: einer eigentümlichen, mit einem groſsen Teile des Werkes nicht übereinstimmenden Bestreben nach einer Darstellung, als wäre das Wesen des Organischen durch die Descendenzlehre mechanisch voll erklärt.

Wir geben eine Reihe bezüglicher Stellen des Buches wieder: aus § 15: »Denn die Selektionstheorie hat endgültig das groſse Rätsel gelöst, wie durch zwecklos wirkende mechanische Naturprozesse die zweckmäſsigen Einrichtungen der Organisation entstehen können. — Aus § 17: »Der Gang dieses Prozesses ist ein rein mechanischer, frei von allen bewuſsten teleologischen Einflüssen.« — Aus § 79: »Diese elementaren Lebensthätigkeiten (der Probionten) vollzogen sich bei ihnen in einfachster Form und trugen noch ganz den Charakter von einfachen chemischen und physikalischen Prozessen.« — Aus § 199: »Vielmehr erkennen wir in der Geschichte der Pflanzenwelt — daſs alles sich selbst entwickelt, und daſs die Gesetze dieser natürlichen Entwicklung rein mechanisch sind.«

Wie kann ein Mann, der groſse Abschnitte des vorliegenden Werkes der Zellseele, der Pflanzenseele widmet, der von Psychologie der Botanik redet, aus Abneigung gegen eine naive Teleologie die unermeſsliche Fülle der geistigen und zweckgerichteten Thätigkeit übersehen, welche doch (nach seiner eigenen Ansicht), in den Jahrmillionen und in all den unzähligen Individuen von Einzelzellen bis zu den hochentwickelten Organismen das geschaffen hat, was wir Entwicklung nennen. Jede kleinste Anpassung, jede kleinste Variation, jede Zellteilung und Vererbung setzt zweckgerichtete geistige Vorgänge voraus, minime Empfindungen und Willensimpulse sonder Zahl. Was die Organismen weiter und weiter entwickelt hat, das sind diese un-

---

[1]) Bearbeitet von Bräm, Braunschweig, Vieweg & Sohn, 1896.

endlichen unentwirrbaren minimen geistigen und zweckgerichteten Vorgänge.

All dies bleibt unberührt in unserer Descendenzlehre, eingehüllt in die Abstraktionen, Variieren, Vererben, Überleben des Tüchtigeren. Damit setzen wir diese Lehre nicht herab. Durch geistreiche Elimination aller Einzelbewegungen in einem System materieller Punkte sind wir zu dem wichtigen und praktischen Gesetz von der Bewegung des Schwerpunkts gekommen; unter Elimination aller vorerwähnten geistigen Vorgänge kam Darwin zu dem grofsen Gesetz der Descendenz, welches uns einen gewissen weiten Ausblick über den Zusammenhang des Organischen in der Welt bietet und zudem uns zwingt, an unsere Auffassung der Gottheit höhere, dem naiven Denken ungewohnte, wenn auch unerreichbare Forderungen zu stellen. — Das ist, was Darwins Lehre Ruhm verleiht; das aus der Elimination des Geistigen entsprungene angeblich Mechanische mehrt ihn nicht. J. Redlich.

Wolfgang Golther, Handbuch der germanischen Mythologie. 668 S. gr. 8⁰. Leipzig, 1895. Verlag von S. Hirzel. Preis 12 M.

Auf dem Gebiete der germanischen Mythologie ist in den letzten Jahrzehnten viel und schwer gesündigt worden, namentlich durch Simrock, dessen Handbuch trotz seiner verschrobenen Darstellung der Wolfschen Schule zu unverdientem Ruhme verhalf und ein völlig falsches Bild in die weitesten Kreise trug, aber auch durch andere Gelehrte in Einzelforschungen, die sich über die unzureichenden Quellen durch kühne Hypothesen frisch hinweg halfen und den Boden gesicherter Thatsachen völlig verloren. Mythologie und Religion hielt man nicht gehörig auseinander und beachtete zu wenig, dafs die Mythologie bereits eine höhere Stufe darstellt, die sich auf den gegebenen religiösen Thatsachen aufbaut, dafs zwischen den letzten Ursachen und der Mythologie Glaube und Kult in der Mitte liegt, dafs man darum den Mythus nicht ohne weiteres in Naturvorgänge auflösen kann. Ohne Berechtigung erklärte man die gesamte Volkssage für uralt oder wenigstens als direkten Abkömmling des Heidentums und übersah, dafs aus dem natürlichen volkstümlichen Keime fortwährend frische Sprossen treiben, die anders beurteilt werden müssen; allzuviel übersah man, dafs man die mythologische Überlieferung nicht aus den örtlichen und zeitlichen Verhältnissen, worin sie uns entgegentritt, loslösen und verallgemeinern darf, dafs man nicht, wie Simrock es that, den Inhalt der nordischen Quellen unbesehen für Deutschland herübernehmen darf, allzulange hinderte im besonderen die geschichtliche Erkenntnis nordischen Glaubens und nordische Sage der Umstand, dafs man in der systematischen Bearbeitung derselben durch Snorri Sturluson Snorris Auffassung nicht vom Stoffe schied. So nur war es möglich, dafs man ein Bild entwerfen konnte, das so ziemlich das Gegenteil von dem bildet, was uns die Quellen bieten. Denn »anders waren Glaube und Sage zur Zeit des Tacitus, anders zur Zeit der Bekehrung, anders im Norden als im Süden, nie waren alle diese verschiedenen Züge in einer urdeutschen, urnordischen oder gar urgermanischen Mythologie vereinigt«. »Urgermanisch, aus vorgermanischer Zeit stammend, ist nur ein kleiner Teil religiöser Vorstellungen. So der Götterbegriff, Tius und eine Schar von Lichtgöttern um ihn. Seine Beinamen mögen sich schon frühzeitig zu besonderen Gestalten entwickelt haben, wie z. B. Donar. Aufserdem ist der allgemeine, typische Grundstock der niederen Religion und Mythologie gemeingermanisch. Rituelle Formen, Opferbräuche, Besprechungen u. dergl. machten den Kultus aus. Im übrigen aber löst sich die germanische Mythologie in eine grofse Anzahl von örtlichen Kulten auf, die mehr oder weniger Ausbreitung und Lebensdauer gewannen. Am kräftigsten gedieh der istväische Wodansdienst. Die Eigenart der germanischen

Stämme und Völker zeigt sich auch darin, wie sie einigen wenigen gemeinsamen Typen besondere Gestalt und Bildung verliehen.« S. 52 f.)

Das vorliegende Handbuch hält sich von den berührten Einseitigkeiten fern. Golther legt das Hauptgewicht auf die Darstellung der von den kritisch gesichteten Quellen gebotenen Überlieferung und ihrer Entwickelungsgeschichte. Was allein auf kühne Vermutungen hin aufgebaut werden kann, scheidet er aus, sucht ein Hinausgreifen über die Zeit der Denkmäler möglichst zu vermeiden und beschränkt sich demgemäfs auf das erste Jahrtausend unserer Zeitrechnung. Mit Recht schreibt Golther: »Die Wissenschaft mufs oft Entsagung üben. Es ist besser und nützlicher, bei der Göttersage einzuhalten, wo die Erklärung versagt, als eine Erklärung zu erzwingen. Denn nur zu schnell verliert man Grund und Boden. Der Forschung wird besser gedient, wenn die Lösung einer Frage nur so weit geführt wird, als sie wahrscheinlich ist, wenn die Grenzen unseres Wissens, sei's auch nur vorläufig, nicht überschritten werden, als wenn man sich und anderen Ergebnisse vortäuscht, deren Haltlosigkeit bald genug erhellt.« Das ist gewifs der allein richtige Standpunkt. Nordische und deutsche Mythologie kommen auf dem Hintergrunde germanischer Glaubensvorstellungen gleichermafsen zu ihrem Rechte, aber mit starker Betonung beiderseitiger Selbständigkeit. Die Quellen und Belege für die vorgetragenen Ansichten sind so verzeichnet, dafs eine Nachprüfung jeder Zeit möglich ist, die nordischen Quellen sind stets verdeutscht.

Der Inhalt des verdienstvollen Werkes geht aus folgender Übersicht hervor: Einleitung. 1. Hauptstück: die Gestalten des Volksaberglaubens (die niedere Mythologie): Der Geisteraberglauben und seine nächsten Ursachen, Maren, Seelen und ihre Erscheinungsform, das Seelenheim, Seelenkult, Ahnenkult, Glauben an eine Wiedergeburt, übermenschliche Wesen, die aus Maren und Seelen hervorgingen, Elbe und Wichte, Riesen. 2. Hauptstück: Der Götterglauben: die Götter: Tius, Freyr, der Himmelsgott als Donnerer, Wodan-Odin, Heimdall, Balder, Forseti, Ullr, Widar, Wali, Hönir, Bragi, Requalivahanus, Loki; die Göttinnen: Frija und ihr Kreis, die Erdgöttin, germanische Göttinnen auf römischen Inschriften und bei antiken Autoren, Totengöttinnen, nordisch-finnische Göttinnen, die Sonnengöttin, angebliche Göttinnen. 3. Hauptstück: Von der Weltschöpfung und vom Weltende: Deutsche Sagen über den Ursprung der Götter und Menschen, die nordische Schöpfungslehre, Weltuntergang. 4. Hauptstück: Die gottesdienstlichen Formen: der Götterdienst im allgemeinen und das Opferwesen, das Priesterwesen.

Eichen C. Ziegler

E. Wasmann, Vergleichende Studien über das Seelenleben der Ameisen und höheren Tiere. Freiburg i. Br., Herder. 122 S.

Über Wasmanns Ansicht vom Seelenleben der Tiere, über Instinkt und Intelligenz ist bereits in dieser Zeitschrift 1897, S. 308 ff. gehandelt. Diese Ansicht wird auch in dem angeführten neuen Werke ausführlich dargelegt, gegen Einwände verteidigt und durch zahlreiche Beispiele aus dem Seelenleben der Tiere erhärtet. Dabei hat der Verfasser besonders dies weiter ausgeführt: wenn gar viele Forscher bereit sind, in den scheinbar intelligenten Handlungen der Ameisen nicht eigentliche Intelligenz, sondern nur Instinkt zu sehen, so sollten sie eigentliche Intelligenz allen Tieren, auch den höheren absprechen, denn die Handlungen der letzteren reichen nicht heran an die scheinbar intelligenten Handlungen der Ameisen. In den Ameisen sieht Wasmann, wohl der beste Kenner derselben, die höchste Vollkommenheit des Gesellschaftslebens im Tierreich. Er führt dies aus hinsichtlich des gegenseitigen Zusammenhaltens, der Arbeitsteilung, der Kriege, des Sklavenraubes, der Baukunst

und der Brutpflege, indem jedesmal das Verhalten der Ameisen mit dem entsprechenden Verhalten anderer, niederer und höherer Tiere verglichen und als das vollkommnere dargethan wird, das aber gleichwohl kein eigentliches intelligentes genannt zu werden verdient. O. F.

II Pädagogisches

W. Bartholomäus, Rektor, Hamm i. W. Pädagogische Abhandlungen. Neue Folge. 1. Bd., H. 3.

Welche Aufgabe hat die preufsische Volksschule gegenüber den sozialistischen Irrtümern und Entstellungen? Von W., Hering, Kgl. Seminarl. in Aurich. Bielefeld, Helmich.

Man durfte unter dieser Überschrift mehr erwarten, als man findet. Statt die Irrtümer und Entstellungen der Sozialdemokratie aus den sozialistischen Quellenschriften darzustellen — was, nebenbei bemerkt, allerdings keine so einfache Sache gewesen wäre — begnügt sich der Verfasser, zwei Stellen aus sozialistischen Werken oder Zeitungen anzuführen, von denen die erste alle Religiosität mit beifsendem Spott überschüttet und die andere das Eigentum für verkappten Diebstahl erklärt. Da diese Stellen in Anführungsstrichen stehen, so ist anzunehmen, dafs sie Citate sind. Warum ist aber nicht angegeben, wo sie stehen? Und ist denn in beiden Stellen die Summe der Irrtümer und Entstellungen der Sozialdemokratie enthalten? Doch bei weitem nicht. Will man aber gegen etwas ankämpfen, so mufs man es auch in seinem ganzen Umfang kennen. Weil die Darstellung der Grundirrtümer der Sozialdemokratie fehlt, tragen die vorgeschlagenen Mafsnahmen etwas — wie soll ich sagen? — Naives an sich: Alle Fächer, sogar Naturkunde und Rechenunterricht, sollen auf irgend eine Weise zur Bekämpfung der sozialistischen Auswüchse beitragen, vor allem der Geschichtsunterricht, der das gute Verhältnis zwischen König und Volk, das von der Sozialdemokratie geflissentlich zerstört wird, herstellen soll. Es ist aber geradezu mehr als naiv, wenn unter der Überschrift, die dieser Vortrag trägt, eine historische Wandkarte (die von Gaebler) und die Benutzung historischer Bilder empfohlen werden. In der Politik ist es ja ein ausgesprochener Grundsatz gewesen — oder ist es noch —, jedes Gesetz daraufhin zu prüfen, inwieweit es zur Bekämpfung der Sozialdemokratie beiträgt; auf das friedliche Gebiet des Schulunterrichts aber wollen wir diesen Grundsatz nicht übertragen; hier dürfen wir nicht daran denken, alles auf eine politische Spitze zuzuschneiden; hier haben nur pägagogische Erwägungen mitzureden. — Statt aller gutgemeinten Vorschläge hätte der Verfasser besser gesagt: Wir wollen unsern Schülern die Grundlage eines religiös-sittlichen Charakters übermitteln, wollen das empfängliche Herz für Vaterland und Kaiser begeistern, und wenn wir etwas mehr thun wollen, dann wollen wir uns der der Schule entwachsenen Zöglinge annehmen, damit die grofse Jugendwüste, die der Schulzeit folgt, nicht alle in das Herz der Kinder gepflanzten Keime im Unkraut erstickt. Und wenn es uns dann noch nicht gelingt, die Sozialdemokratie zu überwinden — wohlverstanden: ich sage zu überwinden und bin nicht naiv genug, es zu glauben — dann ist das eben ein neuer Beweis dafür, dafs nicht verkehrte Mafsnahmen des Jugendunterrichts, wie stockkonservative Blätter wohl behauptet haben, sondern die wirtschaftliche Lage der arbeitenden Bevölkerung das Volk in die Arme der Sozialdemokratie treibt. — Wo ist also der wirksamste Hebel zur Überwindung der Sozialdemokratie anzusetzen?

Eisenach K. Bodenstein

Alfred Lichtwark, Übungen in der Betrachtung von Kunstwerken. Hamburg 1897, Lütcke & Wulff.

Dieses kleine Schriftchen ist das Ergebnis einer Bewegung, die in Hamburger Lehrerkreisen, durch die Bemühungen des Prof. Dr. A. Lichtwark angefacht ist. Prof. Lichtwark ist als Direktor der Hamburger Kunsthalle bemüht, die Kunstschätze des Museums auf jede Weise der Bevölkerung seiner Heimat nicht allein zugänglich, sondern auch nutzbar zu machen. Er will nicht nur möglichst vielen Gelegenheit geben Kunstwerke zu geniefsen, sondern er will Kunstsinn und Geschmack in besonders diejenigen Kreise der Hamburger Bevölkerung tragen, die im Kunsthandwerk und in der Industrie thätig sind, damit das Hamburger Fabrikat veredelt wird und sich im Wettbewerbe erfolgreicher zeigen kann. Er richtet darum sein Hauptaugenmerk auf die Schulen und weifs, wenn er die Lehrer dafür gewinnt und befähigt, im Schulunterricht auch künstlerische Erziehung zu pflegen, so ist das der sicherste Weg, Kunstsinn zu verbreiten. Er hat diese Gedanken zuerst dargelegt 1887 in der Schrift: »Zur Organisation der Hamburger Kunsthalle. Hamburg 1887.« Darin sind zwei Reden enthalten, die zweite über das Thema: »Die Kunst in der Schule«. Wie er hier ankündigt, so sind in den folgenden Jahren wiederholt Schulklassen von jeder Schulgattung in die Kunsthalle geführt worden, um zur Betrachtung eines Kunstwerkes, in der Regel eines geeignet gewählten Gemäldes angeleitet zu werden. 1896 hat sich eine Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung in der Schule gebildet, durch welche die so begonnene Arbeit weiter entwickelt werden soll. Von dieser Lehrervereinigung ist Prof. Lichtwark aufgefordert worden, eine Anleitung zu schreiben für das Geschäft der Bilderklärung, und man ist übereingekommen, dafs diese Anleitung nicht theoretisch gehalten sein, sondern in Form von Lehrproben ausgeführt werden sollte. So hat der Verfasser die im vorigen Winter mit einer Schulklasse im Museum abgehaltenen Lehrstunden, in denen jedesmal ein Gemälde betrachtet und in dialogischer Form den Kindern erläutert wurde, zusammengestellt und in dieser Schrift veröffentlicht. Es sind 10 Abbildungen derjenigen Gemälde beigegeben, welche den Gegenstand der Lehrproben bilden. Sie zeigen neben der bei einem solchen Manne selbstverständlichen Sachkenntnis und wissenschaftlichen Beherrschung des Gegenstandes soviel didaktische Vorzüge, einen so frischen, der Jugend angemessenen Ton, dafs die Lektüre dieser höchst eigenartigen Schulstunden jedem Freunde der Jugend und Kunstliebhaber einen ungewöhnlichen Genufs bereitet und nur zu bedauern bleibt, dafs die Schrift nicht im Buchhandel für jedermann zugänglich gemacht worden ist.[1])

Halle a. S. A. Rausch

D Aus der Fachpresse

I Aus der philosophischen Fachpresse

Archiv für systematische Philosophie. Von P. Natorp. III, 4.

Inhalt: I. Paul Natorp, Grundlinien einer Theorie der Willensbildung (V). — Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der systematischen Philosophie: I. Paul Natorp, Bericht über deutsche Schriften zur Erkenntnistheorie aus den Jahren 1894 und 1895. — II. August Baur, Übersicht über die deutsche religionsphilosophische Litteratur aus den Jahren 1895 und 96. III. Zeitschriften. —

[1]) Es ist dies mittlerweile geschehen: Verlag von G. Kühtmann in Dresden.

Bibliographie der gesamten philosophischen Litteratur 1896.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Von R. Falckenberg. Bd. 111. H. 1. 1897.

Volkelt, Das Recht des Individualismus. — Busse, Die Bedeutung der Metaphysik für die Philosophie und Theologie. — Lülmann, Leibniz's Anschauung vom Christentum. — Pfennigsdorf: Bewufstsein und Erkenntnis. — Golling, L. Campbell über Platos Sprachgebrauch im Sophistes und Politikus. — Rezensionen.

Gutberlets Philosophisches Jahrbuch. X. Jahrgang, 4. Heft.

Inhalt: I. Abhandlungen. 1. F. X. Pfeiffer, Über den Begriff der Auslösung und dessen Anwendbarkeit auf Vorgänge der Erkenntnis. 2. V. Frins S. J., Zum Begriffe des Wunders (Schlufs). 3. B. Adlhoch, O. S. B., Der Gottesbeweis des hl. Anselm (Schluss). 4. G. Grupp, Die Grundlage des Glaubens. — II. Rezensionen und Referate.

Neue metaphysische Rundschau. Eine unabhängige Monatsschrift für philosophische, psychologische und aktuelle Forschungen. Von P. Zillmann. Bd. I, 2.

Inhalt: Hargrove, Der metaphysische Charakter des Universums. — Ullrich, Moderne phrenologische Forschung. — Noack, Unbekannte Strahlen. — Vivekananda, Joga-Philosophie. — Rundschau. — Litteratur.

Archiv für Geschichte der Philosophie, in Gemeinschaft mit Wilhelm Dilthey, Benno Erdmann, Paul Natorp, Christoph Sigwart und Eduard Zeller herausgegeben von Ludwig Stein. Berlin 1897. Georg Reimer. X. Bd., 4. H.

Maier, Melanchthon als Philosoph. — Ritter, Bemerkungen zum Sophistes. — Speck, Bonnets Einwirkung auf die deutsche Psychologie des vorigen Jahrhunderts. — H. Siebeck, Noch einmal die Synteresis. — H. Diels, Über Xenophanes. — Joël, Bericht über die deutsche Litteratur zur nacharistotelischen Philosophie. 1891—1896. — E. Zeller, Die deutsche Litteratur über die sokratische, platonische und aristotelische Philosophie 1895. — Neueste Erscheinungen.

Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters. Texte und Untersuchungen. Herausgegeben von Dr. Clemens Baeumker und Dr. Georg Freih. von Hertling. Münster 1897. Aschendorffsche Buchhandlung. Bd. II. Heft III.

Dr. Georg Bülow, Des Dominikus Gundissalinus Schrift von der Unsterblichkeit der Seele, herausgegeben und philosophiegeschichtlich untersucht. Nebst einem Anhange, enthaltend die Abhandlung des Wilhelm von Paris (Auvergne) de immortalitate animae.

Band II, Heft IV:

Dr. M. Baumgartner, Die Philosophie des Alanus de Insulis, im Zusammenhange mit den Anschauungen des 12. Jahrhunderts dargestellt.

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft. Herausgegeben von Ludwig Keller. Berlin 1897. Gärtner (Heyfelder). Bd. 6. Heft 7 und 8. September — Oktober 1897:

Adolf Lasson, Jacob Böhme. Rede zur Böhme-Feier im Festsaale des Berliner Rathauses am 4. April 1897. — Dr. H. Schwarz, Das Verhältnis von Leib und Seele. — Kleinere Mitteilungen. — Besprechungen. — Nachrichten.

Rivista Italiana di Filosofia. A. XII. Vol. I. Maggio-Giugno. Valdarnini, A., Il metodo e la dottrina della conoscenza in Galileo. — Marpillero, G., Le idee della vita e della morte nei bambini. — Felici, G. S., Marcello Palingenio Stellato. — Vol. II. Luglio-Agosto. Chiapelli, A., Il Cristianesimo e il progresso. — Tarozzi, G., Il sacrificio

nella coscienza moderno. — Covotti, A., Il ,Cosmos Noetos' di Plotino nella sua posizione storica.

The Monist. A. Quarterly Magazine Devoted to the Philosophy of Science. Vol. 7, N. 4.

Loeb, Jaques, On Egg-Structure and the Heredity of Instincts. — Hutchinson, Woods, The Value of Pain. — Topinard, P., Man as a Member of Society. — Lum. Dyer D., The Basis of Morals. A Posthumous Paper of an Anarchist Philosopher. — Carus, P., Lau-Tsze's Tau-Teh-King. The Old Philosopher's Classic on Reason and Virtue Translated. — Arréat, Lucien, Literary Correspondence. France.

International Journal of Ethics. Vol. 7, No. 4.

Stimson, F. J., The Ethical Side of the Free Silver Compaign. — McTaggart, J. Ellis, The Conception of Society as an Organism. — Davidson, Thomas, When the »Heigher Criticism« has done its work. — Morrison, Will. Douglas, The Treatment of Prisoners. — Husband, M. G., Philosophical Faith. — Woodbridge, Fr. J. E., The Place of Pleasure in a Systems of Ethics.

Revue Néo Scolastique. Publiée par la Société philosophique de Louvain.

4. année No. 3. 1. Août 1897:

D. Nys, La Notion de temps d'après saint Thomas d'Aquin (suite). — H. Hallez, La vue et les couleurs (suite et fin). — Arm. Thièry, La vue et couleurs. Quelques observations en réponse à M. Haller. — Ern. Pasquier, Sur les hypothèses cosmogoniques. — Léon De Lantsheere, L'évolution moderne du droit naturel. — Mélanges et documents. — Bulletins Bibliographiques.

Revue philosophique de la France et de l'Étranger. Dirigée par Th. Ribot. Paris 1897. Félix Alcan.

22. année No. 10. Octobre:

G. Tarde, La graphologie. — G. Milhaud, Le raisonnement géométrique et le syllogisme. — Dugas, Analyse psychologique de l'idée de devoir. — Recherches expérimentales: B. Bourdon, La sensibilité musculaire des yeux. — Notes et documents: Dumas, Gall et l'expression des émotions. — Analyses et comptes rendus. — Revue des périodiques étrangers. — Livres nouveaux.

Revue de l'Université de Bruxelles. (R. Sand et F. Wiener.) Bruxelles 1897. Bruylant-Christophe & Cie.

II. année No. 10. Juillet:

W. Prinz, L'Echelle réduite des expériences géologiques permet-elle leur application aux phénomeèns de la nature. — Paul de Reul, La Langue et le Style. — Bibliographie. — Chronique universitaire. — Tables.

The Psychological Review. Edited by J. McKeen Kattell and J. Mark Baldwin. New-York and London 1897. Published Bi-Monthly by Macmillan and Co.

Vol. IV No. 5. September:

G. V. Dearborn and F. N. Spindler, Studies from the Harvard Psychological Laboratory (VIII): Involuntary Motor Reaction to Pleasant and Unpleasant Stimuli. — G. M. Stratton, Vision without Inversion of the Retinal Image (concluded). — J. Mark Baldwin, The Psychology of Social Organization. — Shorter Contributions and Discussions. — Psychological Literature. — New Books.

II Aus der pädagogischen Fachpresse

Brinkmann, Die Monopolisierung der Schulbücher. Neue päd. Zeitung. 1897, Nr. 40.

1. Eine Monopolisierung der Lehr- und Lernmittel bietet die Vorteile, bei ein-

tretendem Schulwechsel die Neuanschaffung der ersteren unnötig zu machen, sie durch Erweiterung des Absatzgebietes zu verbilligen und dadurch namentlich die ärmeren Volksschichten zu entlasten, die Einheitlichkeit des kindlichen Gedankenkreises bis zu einem gewissen Grade zu erhalten, die Gleichmäfsigkeit der Memorierstoffe zu verbürgen und durch beides die Schularbeit zu erleichtern und ihre Erfolge zu sichern.

2. Eine Monopolisierung der Lehr- und Lernmittel zeitigt die Nachteile, dafs in die Rechte vieler Herausgeber und Verleger schädigend eingegriffen, der Lehrerschaft der ihr gebührende Einflufs bei Einführung von Lehr- und Lernmitteln entzogen und die rechte Auswahl unter denselben unmöglich gemacht, die Stimme der Kritik gefälscht oder ertötet, die Schule einseitigen pädagogischen, religiösen und politischen Einflüssen preisgegeben, die gesegnete Weiterentwicklung auf pädagogischem Gebiete gehemmt, die unterrichtliche und erziehliche Thätigkeit des Lehrers eingeengt, die Berücksichtigung berechtigter Eigentümlichkeiten gehindert und eine unheilvolle Gleichmacherei herbeigeführt wird.

3. Eine Monopolisierung der Lehr- und Lernmittel hat nur wenige, meist auch auf anderem Wege erreichbare Vorteile, daneben aber schwere Nachteile, namentlich auf pädagogischem Gebiete im Gefolge und ist deshalb abzuweisen. Eine Einheitlichkeit der Lehr- und Lernmittel in kleineren zusammengehörigen Bezirken ist dagegen wünschenswert. In jedem Falle gebührt der Lehrerschaft bei Einführung von Lehr- und Lernmitteln ein mafsgebender Einflufs.

Scherer, Die Forderungen der Gegenwart an die Bildung der Volksschullehrer. Sammlung päd. Vorträge. Meyer-Markau. X. Band, Heft 3.

1. Kultur- und Geistesleben, Wirtschaftsleben, Volksbildung und Pädagogik der Gegenwart stellen an die allgemeine und berufliche Bildung der Volksschullehrer Forderungen, welche die übliche Vor- und Ausbildung nicht mehr erfüllen können; beide bedürfen daher einer zeitgemäfsen Reform.

2. Die allgemeine Vorbildung mufs durch eine höhere Lehranstalt (Oberbürgerschule) vermittelt werden, welche sich an die Volksschule anschliefst und in einem vierjährigen Kursus eine wissenschaftlich-volkstümliche Bildung gewährt. Für den Eintritt in diese Anstalt wird der Nachweis der Kenntnisse gefordert, welche eine gutorganisierte achtklassige Volksschule bietet, nebst den Elementen der französischen Sprache. In den Lehrplan dieser Schule ist neben den Fächern der Volksschule die französische Sprache als obligatorischer und die englische Sprache als fakultativer Lehrgegenstand aufzunehmen. Der erfolgreiche Besuch der Ober-Bürgerschule berechtigt zum einjährig-freiwilligen Militärdienst und, abgesehen von dem Besuch anderer Fachschulen, zum Eintritt in die pädagogische Fachschule.

3. Die berufliche Ausbildung geschieht durch die päd. Hochschule und das päd. Seminar. Es müssen seitens der mafsgebenden Faktoren Veranstaltungen getroffen werden, dafs Volksschullehrer, welche ihre sämtlichen Prüfungen gut bestanden haben und wenigstens zwei Jahre im praktischen Schuldienst thätig gewesen sind, durch den weiteren Besuch von Hochschulen in wissenschaftlicher und pädagogischer Hinsicht sich so fortbilden können, dafs sie nach genügend praktischer Erfahrung im Schuldienst als Lehrer an den Lehrerbildungsanstalten und in der Schulverwaltung verwendet werden können.

Schneider, Die realistische Grundlage der ethischen Fächer. Neue päd. Zeitung. 1896, Nr. 51. 52.

1. Die Grundlagen des Seelenlebens bilden die aus der Wahrnehmung von sinnlichen Dingen und Vorgängen gewonnenen sogenannten realen Vorstellun-

gen. Aus diesen entwickeln sich alle höheren Seelengebilde, also auch die sittlichen Anschauungen und Begriffe.

2. Deshalb wird die Schule ihr Ziel — des Kindes Charakterstärke in der Sittlichkeit — am sichersten erreichen, wenn sie ihre gesamte Thätigkeit auf die planvolle Betrachtung der Heimat und Gegenwart gründet.

3. Im Interesse der sittlichen Bildung müssen deshalb die Gegenstände, welche reale Vorstellungen vermitteln, bei der Aufstellung des Lehrplanes den Ausgangspunkt der Stoffauswahl, sowie den Mittelpunkt der Stoffanordnung bilden.

4. Der Unterricht hat dafür zu sorgen, dafs auf jeder Stufe und innerhalb einer jeden Einheit zunächst die realen Vorstellungen gewonnen und sodann aus diesen erst die ethischen Begriffe abgeleitet werden.

Tischendorf, Richtlinien für den Unterricht in der Heilsgeschichte. Deutsche Schulpraxis. 1896. Nr. 40, 41.

I. Der Unterricht in der Heilsgeschichte hat es mit Geschichte, nicht mit Geschichten zu thun. Deshalb ist es nötig, 1. an Stelle von Einzelzielen gruppierende Gesichtspunkte als Zielangaben zu verwenden. 2. Der pragmatische Zusammenhang der Ereignisse mufs den Kindern klar zum Bewufstsein kommen.

II. Beides wird erst recht gelingen, wenn man alle Gruppierungen und Erwägungen auf einem Einheitsgrunde ruhen läfst, und zwar auf dem, der in der Frage zu Tage tritt: Was lehrt dieser Abschnitt über das Wesen und Werden des Reiches Gottes.

III. Alle diese Erwägungen aber, die sich an die heilsgeschichtlichen Stoffe knüpfen, sind so weit fortzuführen, dafs sie in das persönliche Leben des Kindes hineinreichen.

IV. Die Heilswahrheiten sollen erlebt werden. Sie müssen daher herauswachsen aus einer plastisch-anschaulichen Vorführung des Geschichtsverlaufes. Wollen wir dieser Forderung Rechnung tragen, so müssen wir 1. den heilsgeschichtlichen Vorgängen einen lebenswahren Hintergrund geben, 2. die Kinder durch eine im ethischen Geiste gehaltene psychologische Betrachtung einführen in die Seelenvorgänge der handelnden Personen, damit die Saiten nachklingen, die einstmals in den Herzen derer angerührt wurden, die Zeugen der grofsen Thaten Gottes waren.

Dr. Haupt, Die Heilsgeschichte in der Volksschule. Deutsche Schulpraxis. 1897. Nr. 2—4.

Seitdem es christliche Schulen giebt, ist wohl noch nie so viel über, für und gegen den Religionsunterricht geschrieben worden wie in unserer Zeit. Es ist ein allgemeiner Kampf ausgebrochen: der eine stürmt gegen den bestehenden Religionsunterricht und hält als schützenden Schild die Darbietung eines historisch-pragmatischen Lebensbildes Jesu vor, ein anderer kommt mit dem schweren Geschütz der vernichtenden Kritik des alten Testamentes und läfst das Feldgeschrei eines germanischen Christentums ertönen, ein dritter berennt die Jahrhunderte alte Burg des lutherischen Katechismus, ein vierter teilt mit der Waffe der Simultanschule wie ein gewandter Keulenschwinger wuchtige Schläge aus und ein fünfter schreckt die Feinde mit dem unheilvoll klingenden Schlachtrufe: Autoritätsglauben und Unterricht aus der Blütezeit der Orthodoxie. Nicht minder tapfere Helden stehen ihnen zur Seite und nehmen den Kampf in anderer Richtung auf, um den Forderungen der bestehenden Lehrpläne durch vertiefende Präparationen und Unterredungen Geist und Leben zu geben. Alle aber, zu ihrer Ehre sei es gesagt, sind durchdrungen von der grofsen Bedeutung dessen, was auf dem Spiele steht; alle kämpfen erfüllt von hohen, ja von den höchsten Idealen; alle kennen den Preis des Kampfes und leben in dem Bewufstsein, dafs es sich nicht blofs um das Heil eines einzelnen

Menschen, sondern um Leben und Seligkeit der deutschen Volksschule handelt; und es ist ein schönes Zeugnis für den deutschen Lehrer, daſs er auf diesem Gebiete einen Ernst und eine Überzeugungstreue entfaltet, die der Hoheit der Sache würdig ist.

Nachdem Dr. Haupt dann die einzelnen Seiten der Reformbestrebungen beleuchtet hat, kommt er zu folgendem Ergebnis: Die Volksschule muſs dem Kinde eine zusammenhängende Darstellung der Heilsgeschichte geben. Die Heilsgeschichte zerfällt in drei Perioden mit je zwei Abschnitten. Die Vorbereitung des Heils geschieht in der Volksreligion des Moses und in der Weltreligion der Propheten; die Persönlichkeit und das Wirken des Heilandes geben ein treues Lebensbild des Heilbringers; die Ausbreitung des Heils gliedert sich in die Apostelgeschichte und in die Kirchengeschichte. Ethik und Dogmatik dürfen zwar für die Auswahl der Geschichten nicht maſsgebend sein, doch sind Sätze aus dem Katechismus, ethischen oder dogmatischen Inhalts überall, wo es angeht, zu verwerten, teils als Belegstellen, teils als Schluſsglieder von Entwicklungsreihen. Die einzelnen Perioden sind nicht immer nach einander zu behandeln, sondern wie es die geistige Fähigkeit der Kinder erlaubt, doch müssen von Anfang an die Höhepunkte der Heilsentwicklung jedes einzelnen Zeitabschnittes in jedem Schuljahre hervorgehoben werden und die letzten zwei Jahre ihren organischen Zusammenhang zeigen. Als Hintergrund aller Heilsgeschichte steht das Land Kanaan mit seinen Erzeugnissen und seiner Eigenart, und das Volk Israel mit seinen Charaktereigentümlichkeiten und seinen Sitten und Gebräuchen. Den Mittelpunkt jeder Gruppe von Geschichten oder jeder Epoche bildet eine Person, die Träger des Heilsgedankens ist, die leuchtende Sonne aber, die in jede Unterrichtsstunde hineinstrahlt, sei Jesus Christus, das Heil der Welt!

Dr. Thrändorf, Wie erziehen wir zum Glauben an Jesus Christus. Deutsche Schulpraxis. 1897. Nr. 5, 6.

Wer zum Glauben erziehen will, der muſs vor allen Dingen wissen, was Glaube ist. Unsere gewöhnlichen Religionsbücher machen sich die Sache sehr leicht, sie beantworten, die wichtige Frage nach dem Wesen des Glaubens einfach mit dem bekannten Wort aus dem Ebräerbriefe (11. 1.). Daher kommt es auch, daſs für die groſse Masse der Laien — selbst der Gebildeten — Glauben einfach gleich Fürwahrhalten ist. Damit bewegt man sich aber durchaus in katholischen Geleisen. Der Glaube ist aber kein gutes Werk in katholischem Sinne und keine verdienstliche intellektuelle Leistung. Deshalb darf auch die Methodik des Religionsunterrichts nicht mehr darauf ausgehen, den Zögling für solche Glaubensleistungen vorzubereiten, sondern muſs Wege einschlagen, die dem Geiste der Bibel und des Protestantismus mehr entsprechen.

»Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir«, dies Bekenntnis des Paulus ist zugleich die trefflichste Beschreibung vom Wesen des evangelischen Glaubens, und für diesen Glauben muſs die Schule erziehen, wenn sie wirklich evangelische Schule sein will. Dabei wird sie sich bewuſst bleiben müssen, daſs der Glaube im letzten Grunde nicht ihr, sondern Gottes Werk ist, und daſs sie nur die Aufgabe hat, das Werk Gottes an ihren Zöglingen zu fördern. Worin bestand nun das Werk, das Gott an und in Paulus, an Luther, Zwingli und anderen seiner Jünger gethan hat? Eine fertige Lehre hat er ihnen nicht überliefert oder überliefern lassen, Katechismen gab es noch nicht, also können sie nicht zu den wesentlichen Werkzeugen, durch die Gottes Gnade wirkt, gehören; aber ein Gnadenmittel gab es, durch das Gott den neuen Bund mit seinen Menschenkindern schloſs, er sandte seinen Sohn in die Welt, damit er durch ihn seinen ewigen Liebeswillen offenbarte und die Menschenherzen vom

Dienste des vergänglichen Wesens erlöste und ihnen den Geist der Kindschaft brachte, der in der Liebe zum Vater die Kraft neuen ewigen Lebens findet.

Kirche und Schule haben später diese Zeugnisse von der erfahrenen Gnade Gottes mit der Gnade selbst verwechselt und daher den Versuch gemacht, durch Bekenntnisse das zu bewirken, was Gott nach seinem ewigen Ratschlufs durch die lebendige Person seines eingeborenen Sohnes gewirkt hat und für ewige Zeiten wirken will und wirken wird. Durch dieses völlige Mifsverstehen der Gnade Gottes in Christo Jesu ist der Katechismus in der Schule zu seiner dominierenden Stellung gekommen, während der biblischen Geschichte anfangs gar keine, später nur eine dienende Stellung eingeräumt wurde. Wer dagegen die Gnade Gottes recht würdigen will, der mufs sich drein fügen, dafs es ihm gefallen hat, sich in lebendigen Personen und nicht in Lehrsystemen, und wenn sie noch so kindlich wären, zu offenbaren. Der Weg zum Bekenntnis des 2. Artikels kann also nur durch das Leben Jesu führen.

E. R.

»Die Muttersprache — eine Disziplin?« fragt H. Wigge (Neue Päd. Zeitung 1896, 18, 19) und antwortet: Die Muttersprache ist keine Disziplin, sondern ein Prinzip, die Hauptsorge bei der Sprachbildung hat sich auf ein geläufiges und sicheres Können im Reden, Schreiben und Lesen zu richten, und am intensivsten sind auf allen Stufen die mündlichen Sprachübungen zu pflegen. Neben den allgemeinen besondern Sprachübungen und zu ihrer Unterstützung Sprachlehre, also »Sprachübung und Sprachlehre« fordert E. Wilke (Ebenda 47, 48). Doch läfst er nur solche grammatischen Begriffe und Regeln passieren, welche im Dienste der Sprachübung stehen; auch sollen die besonderen Sprachübungen nur an Stoffen vorgenommen werden, welche dem Kinde bekannt sind. Den verbundenen Sach- und Sprachunterricht bezeichnet auch P. Odelga in seiner Arbeit: »Soll bei der schulmäfsigen Spracherlernung der Inhalt oder die Form das leitende Motiv bilden?« als das »einzig richtige, weil naturgemäfse Verfahren.« Auf die aufgeworfene Frage antwortet er darum: Weder der Inhalt noch auch die Form bildet durchgehends das leitende Prinzip, sondern es bildet je nach dem Bedürfnis bald der eine, bald die andere die Richtschnur (Schles. Schulz. 1896, 37). Über den »Vereinigten Sprach-, Schreib- und Leseunterricht« entwickelt Wedekind (Neue Päd. Ztg. 1896, 29) folgende Sätze: Der heimatkundliche und der Schreibleseunterricht sind mit einander zu verbinden. Der heimatkundliche Unterricht hat dem Schreibleseunterricht voran zu gehen, ihn durch phonomimische Übungen vorzubereiten und durch stete Bezugnahme auf den Lehrstoff zu unterstützen. Den Leselehrmethoden, die den Laut durch Analyse aus Normalwörtern gewinnen, ist, wo es sich ungezwungen thun läfst, die phonomimische Lautbehandlung vorzuziehen, weil dadurch der Laut für sich allein dargestellt, aber vom Schüler doch als selbständiges Sprachganzes aufgefafst wird. »Zum Lehrplan für die Rechtschreibung« begründet R. Seyfert (D. Schulpr. 1896, 13, 14) folgende Sätze: 1. Auf jeder Stufe sind allgemeine und besondere Rechtschreibungen anzustellen. Zu den allgemeinen Übungen gehören alle schriftlichen Arbeiten, insbesondere aber die im Deutschunterricht entwickelten Sprachstücke, Aufsätze und Diktate. Sie müssen sich auf alle in den betreffenden Sprachganzen vorkommenden Wörter erstrecken. Die besonderen Rechtschreibungen sind auf die Gewinnung orthographischer Reihen und Regeln gerichtet; sie begleiten die allgemeinen Übungen etwa wie die sogenannten Elementarübungen den Liederstoff im Gesangunterrichte. 2. Die besondern Rechtschreib-

übungen müssen vom Leichten zum Schweren planmäſsig geordnet und bedeutend vereinfacht werden. Der Anfang ist mit den lauttreu geschriebenen Wörtern zu machen; dann folgen die Erscheinungen, welche am meisten ins Auge fallen, nämlich die Verdoppelung des Wortlauts, die Dehnung durch h und e; die weiteren Übungen erstrecken sich lediglich auf die Fälle des Zweifels. 3. Für die besonderen Übungen ist ein Heft anzulegen, das für die Regelfälle Beispiele, für die Zweifelfälle Reihen enthalten muſs. Im Interesse der Rechtschreibung fordert Hauptlehrer von den Steinen — »Das Schulkreuz und die Schullesebücher (Ev. Sch. 1896, 11) — Ersatz der Druckschrift durch die Schreibschrift in den Lesebüchern der beiden ersten Schuljahre, wobei sich die Kinder ein groſsartiges Kapital richtiger Wortbilder aneignen würden. »Didaktstoffe in Aufsatzform« empfiehlt R. Leite (Ev. Schulbl. 1896, 10). Je mehr die Diktate zu einem festen Zusammenschluſs der Gedanken beitragen, um so mehr Wert werden sie für den Aufsatzunterricht gewinnen. Über »Zweck, Anlage und Gebrauch von Sprachheften in der Volkschule« spricht sich E. Wilke aus (Prax. d. V. 1896, 2). Er führt aus: Die Darbietung des neuen grammatisch-orthographischen Stoffes ist anzuknüpfen an die Sprache, die das Kind spricht, liest und schreibt. Die Darbietung selbst kann durch ein Sprachheft in der Hand der Kinder zweckmäſsig erleichtert werden. Auf der Stufe des Denkens bietet das Sprachheft Stoffe für die Vergleichung dar; es darf aber nicht durch Mitteilung der Unterrichtsergebnisse an unrechter Stelle die selbständige Ableitung dieser Ergebnisse vereiteln. Unentbehrlich erscheint ein Sprachheft für die Stufe der Übung; es bietet als Anschauungsstoff zusammenhängende Sprachstücke; Stoffe zu Stilübungen gehören nicht hinein. Es darf den mündlichen Unterricht nicht beeinträchtigen, sondern es soll ihn unterstützen. Den »Gang der unterrichtlichen Bearbeitung eines Lesestückes oder Gedichtes« zeigt P. Stolze (Prax. d. Erz. 1896, 6.)

Ziemlich stiefmütterlich wird der geographische Unterricht in der Presse behandelt. R. Prüll veröffentlicht eine Abhandlung über »Die Heimatkunde« (Leipz. Lehrerz. 1896, 9, 10). Aufgabe: 1. Kenntnis von der Bodengestalt und -beschaffenheit, von der Bewässerung und den Produkten und Beschäftigungen in der Heimat. 2. Gewinnung der geographischen Grundbegriffe und Gesetze an den Objekten der Heimat. 3. Einführung in das Verständnis und in den Gebrauch der Karten durch das Zeichnen im Gelände und durch die Orientierungsübungen. Auswahl und Anordnung: 1. Anordnung nach natürlichen Gebieten. 2. Verteilung des Lehrstoffes auf alle Klassenstufen. 3. Verknüpfung mit Unterrichtsfächern verwandten Inhaltsmethode. 1. Anschauen: Vorbereitung — Spaziergang — Zeichnung im Gelände und an der Wandtafel — Einzelbetrachtung am Relief, der Zeichnung, der Heimatkarte. 2. Denken: Begründung der Erscheinungen — Erklärungen — Heraushebung der Begriffsmomente durch Vergleichung — mündliche und schriftliche Fixierung der Begriffe und Gesetze — Bildung von Vorstellungs- und Begriffsreihen. 3. Einüben: Faustzeichnung der Schüler — Orientierungsübungen auf der Heimatkarte — fingierte und wirkliche Wanderungen nach der Karte — Wiederholungen nach neuen Gesichtspunkten — schriftliche Arbeiten.

Z.

Druck von Hermann Beyer Söhne in Langensalza

Neu eingegangene Bücher und Zeitschriften

Josef Müller, System der Philosophie enthaltend: Erkenntnistheorie, Logik und Metaphysik, Psychologie, Moral und Religionsphilosophie. Mainz, Kirchheim, 1898. 372 S.

Josef Müller, Eine Philosophie des Schönen in Natur und Kunst. Mainz, Kirchheim. 1897. 270 S.

Walter Przibrom, Versuch einer Darstellung der Empfindungen. Wien, Hölder. 1898. 28 S.

Willi Nef, Die Ästhetik als Wissenschaft der anschaulichen Erkenntnis. Leipzig, Haacke, 1898. S. 51.

Scheidemantel, Die Grundprobleme der Ethik Spinozas. Ebenda, 1898. 36 S.

J. Baumann, Realwissenschaftliche Begründung der Moral, des Rechts und der Gotteslehre. Leipzig, Weicher, 1898. 295 S.

F. Krueger, Der Begriff des absolut Wertvollen als Grundbegriff der Moralphilosophie. Leipzig, Teubner, 1898. 93 S.

Moosherr, Herbarts Metaphysik. Wissenschaftliche Beilage zum Bericht der Realschule zu Basel. Basel, Bürgin, 1898. 72.

— Die theoretischen Voraussetzungen der Pädagogik. Aargau, Sauerländer, 1898. 18 S.

Kohlrausch, Der Konfirmanden-Unterricht. Ein theoretisch-praktisches Handbuch. Magdeburg, Rathke, 1898. 220 S.

B. Vetter, Die moderne Weltanschauung und der Mensch. 2. Aufl. Jena, Fischer, 1896. 157 S.

W. Haacke, Die Schöpfung des Menschen und seiner Ideale. Jena, Costenoble. 1895. 486 S.

Wendt, Das wahre Wesen der Gefühle. Pädag. Zeit- und Streitfragen. Wiesbaden, Behrend, 1895. 35 S.

Ehrat, Die Bedeutung der Logik bezw. der Erkenntnistheorie für Wissenschaft, Schule und Leben. Zittau, Pahl, 1896. 142 S.

Rappoport, Die soziale Frage und die Ethik. 2. Aufl. Bern, Goepper & Lehmann, 1895. 48 S.

K. Laacke, Die Neuregelung der Lehrerbesoldungen. Leipzig, E. Wunderlich.

Th. Göhl, Lehrgespräche im Zeichenunterricht. Ebenda.

Fr. Barth, Handbuch des Obst- und Gartenbaues, Ebenda.

E. R. Freytag, Sachsens gesch.-geogr. Sprichwörter. Ebenda.

J. Tischendorf, Präparation f. d. geogr. Unterr. IV. Europa. 4. Aufl. Ebenda.

P. Th. Hermann, Diktatstoffe. 3. Aufl. Ebenda.

Th. u. Fr. Franke, Prakt. Lehrbuch d. Sächs. Gesch. Ebenda.

O. Twiehausen, Der naturgesch. Unterricht. 6. Aufl. Ebenda.

R. Seyfert, Die Arbeitskunde. 3. Aufl. Ebenda.

G. Rudolph, Wortkunde etc. Ebenda.

J. Tischendorf, Präparationen f. d. geogr. Unterricht. III, 1 u. 2. 5. Aufl. Ebenda.

Sully-Stimpfl, Handbuch der Psychologie fur Lehrer. Ebenda.

H. Prüll, Europa. Ebenda.

K. Sacher, Kleine Kirchengeschichte. Ebenda.

Fr. Schmeding, Zum 100. Geburtstag Benekes. Leipzig, Dürr.

F. A. Schröder, Die Rechtsunsicherheit der Volksschullehrer. Leipzig, Hahn.

K. Henniger, Die Verbindung der Lehrfächer i. d. einkl. Volksschule. Hildesheim, Helmke.

M. Walter, Über Erziehung der Jugend etc. Frankfurt, Limpert.

L. S., Bildungsgang und Stellung der Seminarlehrer. Gotha, Thienemann.

Rapport du Music Pédagogique de Fribourg. Fribourg, S. Paul.

B. C. Mulliner, The application of psychology etc. London, Swan-Sonnenschein.

Heilmann-Jahn, Psychologie als Grundwissenschaft der Pädagogik. Leipzig, Dürr.

F. Bünger, Entwicklungsgesch. des Volksschullesebuches, Leipzig, Dürr.

O. Schmeil, Lehrbuch der Zoologie. Stuttgart, Nägele.

Hierzu eine Beilage von **Bleyl & Kaemmerer** in **Dresden.**
„ „ „ „ **Hermann Haacke** in **Leipzig.**
„ „ „ „ **Vandenhoeck & Ruprecht** in **Göttingen.**
„ **zwei Beilagen** „ **Hermann Beyer & Söhne** in **Langensalza.**

Zeitschrift

für

Philosophie und Pädagogik

Herausgegeben

von

O. Flügel und W. Rein
Wansleben b. Halle Jena

Fünfter Jahrgang
Zweites Heft



Langensalza
Verlag von Hermann Beyer & Söhne
Herzogl. Sächs. Hofbuchhändler
1898

Preis des Jahrganges (6 Hefte) 6 M

Inhalt

A Abhandlungen Seite

Idealismus und Materialismus der Geschichte Von O. Flügel (Forts.) . . . 81

Über die Versuche geistige Ermüdung durch mechanische Messungen zu untersuchen Von Dr. R. Tümpel (Schlufs) 108

Die Bekenntnisschriften, die Kirche und der evangelische Religionslehrer Von Ernst Heyn (Schlufs) 114

B Mitteilungen

1. Das Zeichnen nach Gips (Robert Bauer) 125
2. Schulprogramm des national-sozialen Vereins (Rein) 129
3. Konzentrationslehrplan für eine achtklassige Volksschule in der Schweiz (N. Roos) 130
4. Hamburger Lehrer-Vereinigung 132
5. Vom Rechtschreib-Unterricht (K. Duden) 132
6. Friedrich Mann: Deutsche Blätter für erziehenden Unterricht (W. Rein) 132

C Besprechungen

I Philosophisches

Treitschke über Hegel (O. Flügel) 133

Prof. Dr. L. Zehnder, Mechanik des Weltalls (J. Redlich) 137

Dr. Max F. Hecker, Schopenhauer und die indische Philosophie (Dr. Susanna Rubinstein) 144

II Pädagogisches

Prof. Dr. H. J. Müller, Direktor des Luisenstädtischen Gymnasiums zu Berlin: Lateinische Schulgrammatik, vornehmlich zu Ostermanns lateinischen Übungsbüchern (Eduard Heydenreich) 148

Dr. M. Spanier, Künstlerischer Bilderschmuck für Schulen (Dr. Rud. Menge) 153

J. Hochs Rechenmaschine (M. Fack) 154

Dr. H. H. Frick, Leiter der 6. Distriktschule zu Cincinnati, Ohio: Der deutsche Unterricht in amerikanischen Schulen etc. (Kleinsorge) 158

D Aus der Fachpresse

Aus der pädagogischen Fachpresse 158



A Abhandlungen

Idealismus und Materialismus der Geschichte

Von

O. Flügel

(Fortsetzung)

Wenn man aus den ethischen Betrachtungen des Evolutionismus über die Gesellschaft Pflichten oder doch Ratschläge für den Einzelnen ableiten will, so ist bald zu bemerken, dafs hier wie bei Hegel, über dem Allgemeinen der Einzelne fast vergessen ist, und es hinterher nur empfohlen werden kann, sich, so gut es geht, dem Ganzen anzuschliefsen, wenn man sich nicht stark genug fühlt, es sich dienstbar zu machen. Ist nur das Wohl des Ganzen dasjenige, welches erstrebt werden soll und was den Wert der Handlungen verstimmt, so hat nur das ins Grofse gehende und erfolgreiche Thun sittlichen Wert. Der Erfinder des Einpökelns der Heringe, der so vielen Brot gegeben, oder der Erfinder des schmerzverhindernden Chloroform — sie mögen ihre Erfindungen in der eigennützigsten Absicht gemacht haben — sind um ihrer wohlthätigen Folgen willen die sittlichen Helden. Auch jedes Mittel ist recht, wenn der Erfolg vielen Nutzen bringt. Auf die Gesinnung kann gar kein Wert gelegt werden. Für den Einzelnen, dem keine Macht zu Gebote steht, gilt, was Paulsen sagt: »Das Ausschlaggebende in der Beurteilung des Wollens und Handelns ist immer die Rücksicht auf die Wohlfahrt des Ganzen. Nun soll freilich der Einzelne die Regeln für sein Thun nicht durch Ausrechnung der voraussichtlichen Wirkungen seiner Handlungen finden; denn die Berechnung des Nützlichen ist im einzelnen Falle nicht durchzuführen, viel sicherer und der Wohlfahrt

zuträglicher ist es, sich im allgemeinen der herrschenden Sitte anzuschliefsen oder (d. h. nämlich) dem Gewissen zu folgen, welches ja nichts anderes ist, als das Sein der Sitte im Bewufstsein des Einzelnen.« Oder WUNDT: »Es kann sich ereignen, dafs die gewöhnliche Pflichterfüllung zum Unrecht und die Auflehnung gegen die bestehende Rechtsordnung zur sittlichen That wird. Freilich sind nur Charaktere von hoher sittlicher Energie und Einsicht, in denen sich der umfassendere sittliche Gesamtwille zu klarem Bewufstsein durchdrungen hat, zur Lösung solcher Konflikte berufen. Die gewöhnliche Charakterbildung mufs sich auch mit der gewöhnlichen Pflichterfüllung begnügen.«

In diesen Ausführungen von PAULSEN und WUNDT wird eine zwiefache Sittlichkeit gelehrt; eine für Menschen gewöhnlichen Schlages, deren Pflicht es ist, sich ohne weiteres der herrschenden Sitte anzuschliefsen, denn das ist das Klügste und Bequemste für den Einzelnen, und für die Gesellschaft ist es auch am zuträglichsten, wenn Ruhe die erste Bürgerpflicht ist. Eine andere Sittlichkeit giebt es für Kraftgenies, Übermenschen und solche, die es glauben zu sein oder zu werden. Diese mögen über die Stränge schlagen.

Das ist offenbar der Nullpunkt der Sittenlehre, wenn sie nichts weiter zu sagen hat, als: mach's wie die andern! Da sieht man, wie aus der kosmischen Sittenlehre, die eingangs die ganze Welt und die Ordnungen umspannt, die im ganzen Weltall namentlich dem Reiche der Organismen herrschen, zur philisterhaften spiefsbürgerlichen Klugheitslehre wird. Ja dies geschieht nicht einmal in dem Sinne, dafs wenigstens für alle oder doch die Mehrzahl eine gleichmäfsige Regel empfohlen würde, vielmehr wie den kräftigeren Geistern ihre eigne Bahn nach ihren Neigungen gestattet wird, so im Grunde für jeden einzelnen, der am besten beurteilen kann, was ihm dienlich ist, »so hat nach PAULSEN der Engländer eine andere Moral als der Chinese oder der Neger, der Kaufmann eine andere als der Beamte etc.[1])

Das ist nicht anders, als wenn man ein normales Münz- und Gewichtssystem für ein Land als verbindlich aufstellen wollte, zugleich aber jedem gestattete, seine besondern Gewichte und Münzen zu benutzen.

Darum meint auch H. MÜNSTERBERG: Nur der starke, pflichtbewufste Sinn des wahrhaft Gebildeten kann ohne Schaden eine derartige

[1]) Vergl. dazu ENGELS Antidühring III, 303: »FEUERBACHS Moral ist auf alle Zeiten zugeschnitten und eben deswegen ist sie nie und nirgends anwendbar. In Wirklichkeit hat jede Klasse, sogar jede Berufsart ihre eigne Moral.«

Moral verarbeiten, der Halbweise kann ihr manches sophistische Argument für seinen sittlichen Leichtsinn entlehnen.[1])

Überhaupt sollte man sich doch nicht verhehlen: entweder giebt es eine Moral, oder es giebt keine.

Giebt es eine, dann ist sie für alle verbindlich und Abweichen davon ist eben unmoralisch. Nicht aber so, dafs die eine Handlung moralisch ist und ihr Gegenteil in ganz demselben Sinne auch, als könnte der eine diese, der andre eine andere Moral lehren und befolgen; als könnte es neben dem gangbaren Einmal Eins noch ein anderes geben, das auch richtig wäre. Eine andere Moral geben oder erfinden wollen, das wäre nach dem Ausdruck des Evolutionisten H. Spitzers, als ob man das Erdniveau verändern wollte.[2])

Die Darlegungen über die Hegelsche und die evolutionistische Ethik hatten den Zweck einmal darzuthun, dafs der Idealismus der Geschichte sich auf ethischem Gebiet, wie auf theoretischem an Hegel oder Schelling, der Materialismus der Geschichte sich an den Evolutionismus anschliefst, ferner dafs die Ethik Hegels und die des Evolutionismus vollkommen die gleiche ist. Wie es in der theoretischen Philosophie im Grunde genommen nur das Entweder-oder giebt: absolutes Werden oder durchgängige Kausalität, so giebt es in der Ethik nur die beiden Ansichten: das Sittliche entweder als das blofs Nützliche, d. h. das relativ Wertvolle oder das absolut Wertvolle zu betrachten. Der relative Standpunkt ist wohl der ältere, dem erst Sokrates wissenschaftlich entgegentrat. In der Praxis ist natürlich das Sittliche niemals ganz unbekannt gewesen. Der relative Standpunkt hat sich im Laufe der Zeit seit den Sophisten in nichts geändert oder bereichert und kann auch keine Weiterbildung erfahren. Als ethisches Prinzip gilt der Nutzen nämlich Befriedigung der Begierden, und als Mittel dazu Macht und List. So bei Spinoza und Hegel. Auch der neuere Evolutionismus hat nichts weiter dazu gethan, als das Prinzip an der reichen Fülle ethnologischer und naturwissenschaftlicher Beispiele zu erläutern.

Ein Hauptfehler liegt darin, dafs dabei praktische und theoretische Philosophie nicht gesondert werden, sondern der Versuch gemacht wird, die praktische aus der theoretischen abzuleiten, so dafs

[1]) Der Ursprung der Sittlichkeit 1889, S. 135.

[2]) Vergl. zu dem Ganzen aufser den angeführten Schriften noch Cathrein: Die Sittenlehre des Darwinismus. Eine Kritik der Ethik Spencers 1885. Schneider: Die Sittlichkeit im Lichte der Darwinschen Entwicklungslehre 1895. Gutberlet: Der Mensch 1896. Kaler: Die Ethik des Utilitarismus 1885. Pettkoff: Das Ziel der Erziehung und der Evolutionismus in der Ethik 1895.

auch die praktische nicht beurteilen, sondern erklären soll. Stellt man sich einmal auf diesen Standpunkt, so wird man finden, dafs die Betrachtungen auch in dieser Beziehung nicht genügen, dafs sie nämlich die praktischen Urteile, Gesinnungen und Handlungen nicht aus dem Prinzip des Nutzens allein erklären können. Ich habe dies ausführlich im 2. Bande der Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik mit Rücksicht auf die neueren Arbeiten behandelt und glaube dort dargethan zu haben: alle Völker kennen den Gegensatz von Nutzen und Pflicht; aus dem blofsen Nutzen würde sich nicht erklären lassen das Wertlegen auf die Gesinnung oder den ganz im Innern eingeschlossen bleibenden Willen, nicht das Wohlwollen, wenn auch vielleicht das Wohlthun, nicht die Wahrheitsliebe, nicht die Dankbarkeit, nicht die innere Freiheit oder Überzeugungstreue. Ferner ist kein Volk ohne Schmuck, ohne Beginn der Kunst, welche geübt wird ohne jede Rücksicht auf Nutzen. Diese Thatsachen lassen sich nicht aus der Rücksicht auf den Nutzen oder auf die Wohlfahrt, sei es des Einzelnen, sei es der Gesamtheit erklären, sondern nur im Sinne der absoluten Ethik. Sagt man aber: sittlich zu handeln macht den Menschen Freude, befördert also sein Wohlbefinden, so gilt das nur von dem bereits sittlich hochentwickelten Menschen; allein eben darum handelt es sich ja, nämlich zu zeigen, wie der Mensch diese Stufe der sittlichen Bildung erreicht hat, dafs er Freude am Sittlichen hat. Dafs diese Entwicklung nur sehr langsam und vollkommen natürlich also psychologisch erklärbar vor sich gegangen ist, darüber möge man die Ausführungen sehen in meiner Schrift: Das Ich und die sittlichen Ideen im Leben der Völker. Da ist auch ausgeführt, dafs die Annahme einer allmählichen natürlichen Entwicklung der sittlichen Ideen im Urteilen und Handeln der Menschen der Absolutheit der Ideen keinen Eintrag thut. Übrigens legen fast alle Evolutionisten unwillkürlich Zeugnis wider sich und für die absolute Ethik ab, sofern fast alle in den Gang der blofsen Nützlichkeit ursprüngliche sittliche Urteile und Tendenzen, wie eine Art Lückenbüfser, eingreifen lassen.

Zu den schon früher angeführten Beispielen möge noch H. Spencer hinzugefügt werden. Spencer erörtert den unlauteren Wettbewerb, der aus dem von ihm vertretenen Manchestertum notwendig folgt. Diesem unlauteren Wettbewerb tritt er, ohne den Widerspruch zu verschleiern, entgegen mit der Autorität der Moral. Er bezeichnet es als sittliche Pflicht des Menschen, dafs er von seiner allfälligen persönlichen oder sonstigen Überlegenheit keinen Gebrauch mache, der darauf abziele, andere normale Vertreter seines Berufes zu ruinieren und dadurch den eignen Verdienst auf eine abnorme Höhe zu steigern;

bei allem Kraft- und Machtbewufstsein solle der Mensch vielmehr nach dem Grundsatz sich richten: leben und leben lassen. Es erscheint ihm als recht und angemessen, dafs der Starke neben der schonenden auch helfende Barmherzigkeit übe gegenüber dem Schwachen, dafs er diesen zu stützen, zu fördern, zu heben trachte. Und zwar soll diese helfende Barmherzigkeit den Starken nicht durch die soziale Ordnung abgezwungen werden, sondern soll aus seinem eignen Willen hervorgehen.[1]) Es braucht wohl nicht darauf aufmerksam gemacht zu werden, wie hier gleich einer elementaren Macht sittliche Urteile und Forderungen von der schonenden und helfenden Barmherzigkeit zum Vorschein kommen, die sich niemals aus dem Prinzip des Nutzens und der Macht erklären lassen.

Übrigens wenn Wohlfahrt das alleinige Ziel des Menschen ist, so sollte man sich hüten, ihn zur Sittlichkeit zu erziehen. Denn der Sittliche leidet am meisten, indem er in sich und um sich soviel Unsittlichkeit und Leiden sieht, das er nicht abzustellen vermag. Wäre er gleichgiltiger, also weniger sittlich, so litte er weniger darunter. In die Tugend, sagt daher Herbart, kommt immer ein starker Zug des Leidens hinein.

Endlich möge eine längere Stelle aus der Abhandlung von Lazarus über die Ideen in der Geschichte mitgeteilt werden: Aus selbstsüchtigem Trug oder herrschsüchtiger List die veredelte Gestalt der menschlichen Gesellschaft hervorgehen lassen, das heifst ja mehr als eine Schöpfung des Seienden aus dem Nichts, eine Schöpfung des Idealen aus seinem Gegenteil klauben. Gewifs haben Herrschsucht, Arglist und thörichter Selbstbetrug oft genug den falschen Schein der Idee an die Stelle ihrer wirklichen Erscheinung gesetzt, aber das täuschende Nachbild setzt eben das wahrhafte Urbild voraus. Es würde niemand Liebe heucheln, wenn nicht Liebe als etwas Lobenswertes gelte. Und dann konnte Verblendung und Absicht wohl irrige und verwirrende Dogmen schaffen, nicht aber auch die gläubige Hingabe an sie, welche, irregeleitet, doch aus idealem Antriebe entspringt.

Noch andere haben den Gedanken ausgesprochen, in welchen alle Betrachtungen dieser Richtung schliefslich immer einmünden müssen, den Gedanken, dafs durch den Zusammenstofs der Interessen durch die Berechnung des Egoismus jene wunderbare Institution von idealer Gestaltung, wie sie die menschliche Gesellschaft durchflechten, zustande gekommen sind. Versuche man es aber mit der theoretischen Ana-

---

[1]) Boesch, Die entwicklungstheoretische Idee sozialer Gerechtigkeit. Eine Kritik und Ergänzung der Sozialtheorie H. Spencers. 1896, S. 135.

lyse, all jenen Heroismus der Hingebung, der Aufopferung, jene eigentümlichen Erscheinungen der Begeisterung für Freiheit und Recht, die alle Fesseln der Naturtriebe durchbrechen, das, was Ehre heifst und Tapferkeit als ein blofses Gebälk, zusammen gezimmert aus egoistischen Interessen darzustellen! Versuche man es, die Urkraft der Sonne der Idee zu leugnen und das edle Feuer der Freundschaft oder der Vaterlandsliebe, des Forschungseifers und der erziehenden Belehrung aus der Reibung selbstsüchtiger Strebungen zu erklären! Wie fein diese Theorie auch ausgedacht sei, immer und immer wird die innere Erfahrung — und auf Erfahrung will sie doch gegründet sein — die innere Erfahrung aller Edelgesinnten dagegen protestieren und die kunstvoll getürmten Eispaläste einer kalten Reflexion stürzen schmelzend dahin vor dem Sonnenblick eines reinen, idealen Wollens.

Und wir brauchen nicht einmal so hoch zu greifen; wer möchte zu behaupten wagen, er habe eine richtige psychologische Analyse gemacht, wenn er etwa eine Erscheinung wie die, dafs die Postkondukteure auf den Alpenpässen im Winter tagelang mit Lebensgefahr sich abmühen, um die Regelmäfsigkeit des Verkehrs zu erhalten, allein aus egoistischen Interessen erklärt? Oder wenn unsere Forstschutzbeamten so oft ihr Leben einsetzen gegen Wilddiebe, gegen die sie so leicht ein Auge zudrücken könnten? Werden wir hier nicht den Schimmer der Idee erkennen, welche eben als Pflichttreue einem solchen Menschen ins Herz scheint?

Beachten wir ein solches Faktum, wie es sich neuerdings (1864) ereignet hat: Mehrere Sträflinge brechen aus einem Gefängnis, indem sie den Winteranfang benutzen, um über den zugefrorenen Graben der Festung zu entkommen. Entdeckt, werden sie von den Gefangenwärtern verfolgt, es gelingt ihnen jedoch das jenseitige Ufer zu erreichen; die Wärter wollen nachsetzen, scheuen aber vor der erschütterten und eben brechenden Eisdecke zurück; nur einer von ihnen wagt es, aber er bricht ein; da kehrt einer der entflohenen Sträflinge zurück und rettet seinem Verfolger das Leben. Wenn alle Rechtsbegriffe unter den Menschen, wenn der ganze Bau der bürgerlichen Gesellschaft nur auf dem geschlichteten Widerstreit der egoistischen Interessen gegründet wäre; wenn jeder das Leben des andern nur schont, weil dabei allein die Gesellschaft bestehe, also auch sein Leben geschützt werden kann: dann war jener Mensch, der seines Häschers Leben nicht nur schont, sondern mit Gefahr des eignen rettet, nicht mehr und nicht weniger als ein Narr. Freilich ins Gefängnis zurückgeführt, mag er sich selbst gesagt haben: Du warst ein Narr! wollte aber die Wissenschaft auch dies Urteil über ihn sprechen,

dann würde sie nur beweisen, dafs sie nicht im stande ist, jenes Licht der Idee zu erkennen, von welchem ein flüchtiger Strahl hingereicht hat, das Gemüt dieses armen Schächers zu einer Grofsthat zu entzünden.

Es ist verkehrt und sogar gefährlich, das Sittliche, wie eine Art von Versicherung auf Gegenseitigkeit zu gründen. Wenn das sittliche z. B. rechtliche Handeln der Beitrag ist, wofür der Einzelne von der Gesellschaft gegen das Unrecht der anderen wie gegen Feuerschaden gesichert wird: dann mag es mancher vorziehen, die Prämie zu sparen und auf Ersatz zu verzichten.

Die Förderung allgemeiner Wohlfahrt aber, um die eigne Wohlfahrt dadurch zu vermehren, ist, wenn eine Thatsache, wahrscheinlich keine von weiter Ausbreitung; der auf eigne Wohlfahrt gerichtete Sinn wird den kürzeren Weg, sie auf Kosten anderer zu erringen, immer vorziehen, im besten Falle aber in seiner national-ökonomischen Tugend das nichtige Schattenspiel eines reinen Wohlwollens darbieten.«

Die Frage, ob der Mensch völlig uneigennütziger Motive und also einer reinen Tugend fähig sei, ist uralt und ist von jeher verschieden beantwortet worden. Sie wird bereits im Buch Hiob gestellt und im bejahenden Sinne gelöst. Im verneinenden Sinne wird die Frage entschieden von vielen der alten Sophisten und vielen Anhängern Aristipps und Epicurs. Was diese etwa gegen die Möglichkeit einer reinen uninteressierten Tugend vorbringen, trägt in Wielands Agathon Hippias vor. Unter den neuern suchen besonders Mandeville und Helvetius darzuthun, dafs reine Liebe zum Guten nur eine Chimäre sei. Die Eigenliebe, heifst es, ist das einzige Motiv für alles menschliche Handeln, sie spricht alle Sprachen, spielt alle Rollen, selbst die der Uneigennützigkeit. Das fühlbare Ziel aller Bewegung ist Selbsterhaltung der Wesen. Dieses Streben nennt der Physiker gravitation sur soi, der Moralist: amour de soi. Ebenso sieht Marx überall, selbst in der Wohlthätigkeit und im Wohlwollen nur egoistische Motive, nämlich die Befriedigung der Selbstliebe, den Kitzel des Übermuts und Amüsement.

Was dagegen gesagt ist, hat wohl am ausführlichsten Reinhard besprochen.[1]) Wer so gering von der moralischen Natur denkt, hat sich zu fragen, ob er auch immer genau und unparteiisch genug beobachtet hat, denn die reine Tugend, wenn es solche giebt, wird sich nie hervordrängen; ob er auch alle Stände der menschlichen Gesellschaft hinlänglich kennt, denn, sagt Chamfort: Die an Höfen leben

[1]) Reinhard, System der christlichen Moral 1810, IV, 1—119.

oder für Polizei zu sorgen haben, glauben die Menschen zu kennen und kennen nur den Auswurf derselben. Man beurteilt aber eine Stadt nicht nach den Gossen oder ein Haus nicht nach den Kloaken; ob seine Forderungen nicht übertrieben sind, dafs er etwa eine Tugend verlangt, die jeder Empfindung des Wohlgefallens und der Neigung entgegengesetzt sei; ob er billig genug sei, gewöhnliche Schwachheit von vorsätzlicher Bosheit zu unterscheiden; ob er nicht schuld sei, dafs sich bessere Menschen von ihm zürückziehen und er gar nicht im stande ist, sich in deren Geist zu versetzen. In dieser Beziehung sagt FICHTE: Wohl kann der Edle wissen, wie dem Unedlen zu Mute ist, denn wir alle werden im Egoismus erzeugt und geboren und haben in ihm gelebt, und es kostet Mühe und Kampf, diese alte Natur in uns zu ertöten. Keineswegs aber kann der Unedle wissen, wie dem Edlen zu Mute ist, indem er nie in dessen Welt gekommen, und durch sie den Durchgang gemacht hat, wie der Edle durch die seinige allerdings hindurch mufste.[1])

Es würde auch nicht soviel geklagt werden über ungerechte Schicksalsschläge, und es würden nicht soviel Versuche gemacht sein, Gott darüber zu rechtfertigen, dafs es der Tugend übel, dem Laster wohl gehe, wenn man nicht voraussetzte, dafs es reine Tugend gäbe.

Und wenn es so wäre, bemerkt KANT, dafs reine Tugend nie wirklich wäre, müfste man doch an sie glauben und sie erstreben. Man braucht eben kein Feind der Tugend, sondern nur ein kaltblütiger Beobachter zu sein, der den lebhaften Wunsch für das Gute nicht sofort für dessen Wirklichkeit hält, um (vornehmlich mit zunehmenden Jahren und einer durch Erfahrung teils gewitzigten, teils zum Beobachten geschärften Urteilskraft) in gewissen Augenblicken zweifelhaft zu werden, ob auch wirklich in der Welt wahre Tugend angetroffen werde. Und hier kann uns nun nichts vor dem gänzlichen Abfall von unseren Ideen der Pflicht bewahren und gegründete Achtung gegen ihr Gesetz in der Seele erhalten, als die klare Überzeugung, dafs, wenn es auch niemals Handlungen gegeben habe, die aus solchen reinen Quellen entsprungen wären, dennoch hier auch gar nicht davon die Rede sei: ob dies oder jenes geschehe, sondern die Vernunft für sich selbst, und unabhängig von allen Erscheinungen, gebiete, was geschehen soll, mithin Handlungen, von denen die Welt vielleicht bisher noch gar kein Beispiel gegeben hat, an deren Thunlichkeit sogar der, so alles auf Erfahrung gründet, sehr zweifeln möchte, dennoch durch Vernunft unnachläfslich geboten sei und dafs

[1]) FICHTE, Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters, S. 72.

z. B. reine Redlichkeit in der Freundschaft um nichts weniger von jedem Menschen gefordert werden könne. wenn es gleich bis jetzt gar keinen redlichen Freund gegeben haben möchte. weil diese Pflicht als Pflicht überhaupt vor aller Erfahrung in der Idee einer den Willen durch Gründe a priori bestimmenden Vernunft liegt.[1])

Infolge der neuern Verhandlungen über »geborene Verbrecher« ist vielfach der leibliche erbliche Einflufs auf den Charakter überschätzt und der Glaube an die Macht des Willens und seine Beeinflussung durch ideale Mächte gering geworden. Doch bemerkt selbst Lombroso (der Verbrecher S. 120): »Wir haben recht oft vollkommen gute und anständige Kinder angetroffen, die von ruchlosen Eltern stammten, unter 45 Kindern mit erblicher Belastung waren 12 also 26,66 Prozent gut.«

Der Spielraum der moralischen Bildungsfähigkeit verengert sich allerdings mit jedem weitern Lebensjahre, aber wir wissen nie, wieweit er sich noch erstreckt, und niemals wird eine sittliche Besserung ganz unmöglich. Der Versuch einer sittlichen Beeinflussung von Seiten anderer und einer sittlichen Selbsterziehung ist nie völlig aussichtslos. Der Strafanstaltsdirektor H. v. Valentini sagt sogar: Mit den Gefangenen aus den Reihen des Volkes und aus ihnen ist alles zu machen, was man mit und aus ihnen machen will. Ich selbst habe es in sehr schwierigen Lagen erprobt, ich spreche aus Erfahrung ... nicht das Bajonett und die Furcht, sondern einzig und allein der freie Wille, der gute Wille, das Ehrgefühl der infamierten Verbrecher sah ich sie beherrschend.[2])

»Die morallose und darum unmoralische Wirtschaftstheorie, die nur den Eigennutz als Triebfeder kennt, ist die gefährlichste Lüge, die je von der Wissenschaft ausgesprochen ist, zum Glück aber auch eine, deren innerer Widerspruch leicht entdeckt werden kann, denn sie führt zu der Alternative: entweder ist der Eigennutz auch auf dem Gebiet des Staats- und Rechtslebens das Entscheidende — damit wird aber eine unsittliche Grundlage aller menschlichen Ordnung aufgestellt und zum positiven Angriff auf sie fortgeschritten — oder man löst die natürliche Einheit des Menschen in verschiedene von einander unabhängige Kräfte auf und macht ihn im Rechtsleben zum Idealisten, in der Wirtschaft zum Materialisten. Die wirklichen Motive der Wirtschaft sind: der Trieb der Selbsterhaltung, der politische Gemeinsinn, das nationale Rechtsgefühl.«[3])

[1]) Grundlegung der Metaphysik der Sitten. S. 27.

[2]) Das Verbrechertum im preufsischen Staate. 1869. S. 226.

[3]) W. Arnold, Recht und Wirtschaft nach geschichtlicher Ansicht. 1863.

Soviel zu der Frage, ob der Mensch uneigennütziger, idealer Motive seines Handelns fähig sei.

Nun möge noch ein Überblick über die Ziele der Sozialisten folgen.

Die Ziele der Sozialisten

Am Ende seines Werkes[1]) über Proudhon teilt DIEHL die Vertreter des Sozialismus, Kommunismus und Anarchismus so ein: 1. Der soziale Materialismus (MARX, ENGELS etc.). 2. Der soziale Eudämonismus (BABEUF, CABET, DEZAMY, BAKUNIN etc.). 3. Der soziale Idealismus (PLATO, ARISTOTELES, FICHTE, RODBERTUS, PROUDHON, COMTE etc.).

Beginnen wir mit der letzten Klasse. Sie bietet schon darum prinzipiell die wenigsten Schwierigkeiten, weil hier der uns gegeläufige Standpunkt der Moral oder des Gewissens mit seinen unbedingten Forderungen vertreten wird. Die sittlichen Urteile und Forderungen gelten nicht als blofse Eingebungen der Zweckmäfsigkeit, des Nutzens, der Gewohnheit oder äufserer Gesetze, sondern als absolute, seien es angeborene, seien es erworbene Kundgebungen der menschlichen Natur im Gegensatz zum Eudämonismus oder Egoismus. Zumeist wird die Idee der Gerechtigkeit an die Spitze gestellt. Und als Zweck der menschlichen Gesellschaft gilt es: die Gerechtigkeit zu verwirklichen. »Die Gerechtigkeit, sagt PROUDHON, ist das Gefühl unserer Würde im Menschen, sie ist allem Egoismus entgegengesetzt und übt einen Zwang aus, der allen anderen Gefühlen vorangeht. Sie ist ein Produkt des Gewissens, das ein integrierender Teil jedes Menschen ausmacht. Vor jeder Idee von Recht und Pflicht sagt uns das Gewissen: Diese Dinge billige ich und diese nicht. Die Gerechtigkeit als eine Fähigkeit der Seele führt uns spontan zum Guten und zur Tugend, bevor wir die Begriffe des Moralischen und der Tugend erworben haben, und dieses Gefühl genügt zu unserer Rechtfertigung und Vervollkommnung, ohne dafs ein Einflufs von aufsen her nötig ist. Es ist nicht wahr, dafs das Recht sich für jeden einzelnen auf das Interesse begründe. Recht und Interesse sind grundverschieden. Aus dieser Idee der Gerechtigkeit folgert nun PROUDHON sein Gesellschaftsideal, das einer Art von Anarchismus gleicht, folgert er auch ganz bestimmte Sätze z. B. dafs jeder den vollen Lohn seiner Arbeit erhält u. a. Es ist bekannt, dafs die Vertreter eines Staatsideals auf Grund derselben Gerechtigkeit oder der absoluten Moral zu sehr ver-

[1]) In CONRADS Sammlurg national-ökonomischer und statistischer Abhandlungen 1896 u. 1897.

schiedenen Ergebnissen gelangen, ja man kann sagen: es hat wohl kaum einen Staat gegeben, dessen Einrichtungen man nicht vom Standpunkt der Gerechtigkeit zu rechtfertigen versucht hätte. Nicht nur Plato und Aristoteles haben die Sklaverei als gerecht verteidigt, weil den Sklaven als einer untergeordneten Menschenklasse ihr Recht würde, wenn sie dienen müfsten. Auch im Namen einer christlichen Gerechtigkeit hat man Sklaverei, Ketzerverbrennung, Verfolgungen und Unterdrückungen, Beraubungen aller Art als sittlich erlaubt ja geboten zu rechtfertigen versucht.

Doch das interessiert uns jetzt nicht, es kam nur darauf an, hervorzuheben, dafs hier prinzipiell eine sittliche Idee, nämlich die Gerechtigkeit anerkannt wird.

Das scheint bei der zweiten Klasse, dem sozialen Eudämonismus nicht der Fall zu sein. Diehl führt zahlreiche Citate aus französischen Sozialisten an, die alle darauf hinauslaufen, was ein grofser Teil der englischen Moralphilosophen als das höchste Ziel angeben, nämlich: das möglichst gröfste Glück aller: Glück und Wohlbefinden, wenig Arbeit, viel Lebensgenufs sind die Endziele des sozialen Lebens. Hierin findet Diehl gegenüber dem Idealismus, dessen Ziel Gerechtigkeit ist, ein anderes Ziel, die Arbeit wird als Last betrachtet, die möglichst vermindert werden mufs, sie hat keine sittliche Bedeutung und verliert die Wichtigkeit der Pflichterfüllung für die Gemeinschaftszwecke.

Allein ist dies so, wenn das Prinzip der Herbeiführung des möglich gröfsten Glückes aller von allen gleichmäfsig angestrebt wird? Man hat doch ein Prinzip zunächst in vollem Ernst zu nehmen, ob die Vertreter desselben wirklich alle Konsequenzen daraus gezogen haben, soll späterhin untersucht werden.

Man denke sich eine Gesellschaft, von der jedes einzelne Glied erfüllt ist von dem Wunsche für das Beste aller andern und daran alle seine Kräfte setzt — das ist das Höchste, was man sich denken kann, das ist weit mehr als Gerechtigkeit, das ist reines Wohlwollen, das ist selbstverleugnende Liebe gegen alle ohne Ausnahme. Der Einwand liegt nahe zu sagen: es ist ja aber nur äufserer Lebensgenufs, was angestrebt wird; allein man vergesse nicht: dies geschieht für andere. Das ist aber der gröfste Unterschied, den es überhaupt in dieser Beziehung giebt, ob ich bestrebt bin, mein Wohl zu befördern — das ist Egoismus, oder das Wohl anderer — das ist Wohlwollen und bleibt Wohlwollen auch wo ich zunächst nur das äufsere Wohl des anderen im Auge habe.

Allein auch der Gedanke nur an äufseren Lebensgenufs wird

eigentlich von dem Prinzip ausgeschlossen. Freilich liegt es nahe zu fragen: soll denn der Verbrecher unbestraft bleiben, soll man helfen, dafs der Böse sein Glück, der Lüstling, der Träge seine Lust findet? Doch das wird von dem Prinzip abgewiesen. Nach ihm strebt jeder das Glück der anderen an, denkt nicht an sein Glück auf Kosten anderer. Egoisten giebt es in einer solchen Gesellschaft nicht. Giebt es deren noch, so mufs es das Streben der anderen sein, sie aus Egoisten zu Wohlwollenden zu machen, damit jeder ohne Ausnahme das Glück aller anstrebe. Soll jeder auf das Glück aller bedacht sein, so ist jeder vom Wohlwollen beseelt. Und vom Wohlwollen beseelt sein, das ist der höchste, der erwünschteste, der sittlichste Seelenzustand, der sich denken läfst. So mufs also jeder bestrebt sein, jeden andern wohlwollend oder tugendhaft zu machen, soviel er kann, denn nur in diesem Falle streben alle das Glück aller an. Wiederum ist das Streben, den anderen wohwollend zu machen, oder echte Liebe in ihm zu pflanzen, das Höchste, was angestrebt werden kann. Da ist nicht mehr ausschliefslich vom äufsern Lebensgenufs die Rede, dieser ist durchaus nicht ausgeschlossen, aber das letzte Ziel für jeden ist, jeden anderen mit der edelsten Gesinnung des Wohlwollens zu beseelen. Hier ist Pflichterfüllung im höchsten Mafse, ja mehr als Pflichterfüllung, sofern Pflicht immer einen innern Widerstand voraussetzt, der überwunden werden soll; aber wo das Wohlwollen, die Liebe spricht, da wird freiwillig, gern und vollkommen gethan, ohne jeden innern Zwang, was sonst die Pflicht fordert. Hier wird der Wert der Arbeit in ihrer sittlichen Bedeutung nicht verkannt, es ist vielmehr der höchste Gesichtspunkt, aus dem die Arbeit betrachtet werden kann, nämlich als ein Dienst für andere, andere glücklich, weise und tugendhaft zu machen, denn das alles liegt in dem Satze: aller Glück anzustreben. Was man sonst zum Ruhme der Arbeit sagt, dafs sie den Arbeitenden erzieht, dafs sie die Kulturgüter erhält und vermehrt, dafs sie die Mittel für das Wohlwollen gewährt, das alles ist in dem Prinzip, alle glücklich zu machen eingeschlossen. Man lese die Schilderung die HERBART von dem Verwaltungssystem und dem darin herrschenden Geiste des allgemein verbreiteten Wohlwollens giebt!

Ich weifs wohl, so haben es die meisten Vertreter dieses Prinzips nicht gemeint, und dafs dies eine Utopie ist. Aber sicherlich geht man zu weit, wenn man sagt, es habe keiner der Vertreter dieses Prinzips es in diesem Sinne aufgefafst. Sicherlich war das Streben derer, die für das Glück aller schwärmten, gar oft völlig rein und frei von Egoismus; für ihre eigne Person übernahmen sie alle Plackereien und hatten wohl meist nicht die Hoffnung, dafs sie selbst, die Zeit allge-

meinen Glücks erleben würden. Wie gerne ginge ich zu Grunde, wenn die Menschheit frei würde, wenn das Volk endlich von edlen Lehrern erleuchtet, von großsherzigen Führern geleitet würde, sagt Proudhon. Man unterschätzt ihre Gesinnung, wenn man sie sozialen Eudämonismus nennt, denn Eudämonismus ist nur ein anderes Wort für Egoismus. Egoismus ist aber sicherlich manchem jener Vertreter in dieser Beziehung fern gewesen. Man müfste also hier das Wort Eudämonismus in einem entgegengesetzten Sinne nehmen, nämlich als das Streben für fremdes Glück.

Für viele Vertreter des »höchsten Glückes für alle« gilt freilich das Wort Eudämonismus, sie haben nur eignes Glück im Auge, wenn sie das Glück aller als Ziel angeben.[1]) Doch ehe dieser Gedanke erörtert wird, ist noch nötig, die Frage zu beantworten: ist es Egoismus, wenn ein Staat sich selbst zu erhalten sucht? Es scheint auf der Hand zu liegen: was für den einzelnen Pflicht ist, nämlich sein eignes Glück hintansetzend für anderer Glück zu sorgen, das müfste auch für die Staaten und deren Lenker gelten, es sei Egoismus sich selbst zu erhalten und feindliche Angriffe abzuwehren. Darüber bemerkt Geyer: Auch hier kann es vorkommen, dafs der Egoismus der Staatslenker andere und vielfach sich selbst zu täuschen sucht durch die Annahme einer Pflicht, während in Wirklichkeit Selbstüberhebung, Neid oder Habgier die Triebfedern des Handelns sind. Allein in der That ist, abgesehen von jenen Fällen der blofs vorgespiegelten Pflicht, der »gesunde Egoismus« des Staates, mit welchem derselbe alle seine Kräfte aufbietend, sich selbst zu erhalten trachtet gegenüber jeder von aufsenher kommenden Störung nicht zu vergleichen mit dem Egoismus des Einzelnen. Jener staatliche Egoismus ist Pflicht, wenn der Bestand des Staates noch einen Wert hat für

---

[1]) Sagte doch Bebel auf dem Hamburger Sozialdemokratentage 1897 frei heraus: »Es hinge gewifs gern mancher von uns den Sozialdemokraten an den Nagel, wenn er plötzlich reicher Bourgeois werden könnte. »Selbst wenn die (sozialdemokratischen) Führer noch so klar einsehen, dafs die Ausführung ihrer Pläne das Volksvermögen um die Hälfte verringern würde, so werden sie deswegen doch nicht davon abstehen, falls sie selbst bei der Verteilung der andern Hälfte mehr als doppelte Portionen zu gewinnen hoffen. Es ist eben falsch, den verständigen Eigennutz schon für ein zureichendes Prinzip des Gemeinwohls anzusehen. Und die Behauptungen der ältern Nationalökonomik, welche von so vielen Reichen als hinlänglich betrachtet werden, um wenigstens alle ehrlichen und einsichtsvollen Sozialisten zu bekehren, so z. B. dafs neue Kapitalien nur durch Ersparnis gebildet werden können, dafs der redliche Sparer der ausschliefsliche Schöpfer des von ihm gebildeten Kapitales sei u. dergl. m. sind vor den Einwürfen der tiefern wissenschaftlichen Forschung unhaltbar. (Rocher.)

seine Angehörigen. Ein Gemeinwesen, welches als geordnete Zusammenfassung der in ihm vereinigten Kräfte seinen Bürgern zunächst gesicherten Genufs der materiellen Lebensbedingungen und auf dieser Grundlage die Möglichkeit des Strebens nach den höchsten menschlichen Zielen gewährt, kann sich nicht selbst aufgeben, ohne die schwerste Schädigung und Verletzung seiner Angehörigen. Sie verlassen wäre Treulosigkeit, sie zu schützen fordert das Wohlwollen und die Treue. Dies betont auch Holtzendorff indem er sagt: Die Verschiedenheit in den Forderungen der Staatsmoral im Vergleich zur Privatmoral zeigt sich zuvörderst darin, dafs das Selbsterhaltungsrecht des Staates ein ganz anderes in seiner Geltung sein mufs, als dasjenige des einzelnen Menschen, dem die Pflicht der Aufopferung für die höchsten sittlichen Zwecke vorgeschrieben ist. Sich für den Staat dahin geben auf dem Schlachtfelde, sich selbst der Erhaltung des Nächsten opfern, sind höchste Anforderungen der Sittlichkeit an den Einzelnen. Vom Staate kann dies niemals gefordert werden, weil eine Erhaltung die ideelle Grundlage der rechtlichen Existenz aller Staatsbürger ist. Nur in dem einen Falle könnte der Staat seine eigne Auflösung beschliefsen, wenn er sich selbst in einem rechtlich und national homogenen Organismus höheren Ranges auflösen wollte, dessen Zwecke mit den seinigen identisch und gleichzeitig mit vollkommneren Mitteln besser erreichbar sein würden. Von einer absoluten Verpflichtung des Staates sich territorial unverletzlich und souverän zu erhalten, kann somit heutzutage nicht mehr gesprochen werden. Regelmäfsig gilt indes ganz gewifs der Satz, dafs der Staat zu seiner Selbsterhaltung um der Gesamtheit willen verpflichtet ist... Wir möchten, setzt Geyer hinzu, noch eine zweite Ausnahme hinzufügen. Die Pflicht der Selbsterhaltung besteht für den Staat, wie schon angedeutet, nur unter der Voraussetzung, dafs sein Dasein wirklich einen idealen Wert für seine Angehörigen hat. Bietet sich einem von innerlich unheilbarer Fäulnis ergriffenen Staatswesen die Gelegenheit, durch Anschlufs an einen gesund aufblühenden Staat zu retten, was etwa noch von idealen Gütern in ihm vorhanden ist, dann weifs die Moral einem solchen Staatswesen nichts zu sagen von der Pflicht der Selbsterhaltung. Der Trieb, sich selbst zu erhalten — mag freilich auch in ihm lebendig sein, wie sich ja auch in dem einzelnen dieser Trieb sträubt gegen die Pflicht der Selbstopferung.

Wie unsere völkerrechtlichen Verhältnisse leider noch liegen, ist es im allgemeinen richtig, wenn Jhering sagt: einem Volke, dem man ungestraft eine Quadratmeile entziehen kann, wird man auch die übrigen nehmen bis es nichts mehr hat. Darum wird in einem schein-

bar unbedeutenden Angriff auf sein Recht der Staat in der Regel einen Angriff auf seine Existenz erblicken können und sich aufgerufen fühlen, zur pflichtmäfsigen Selbsterhaltung, welche freilich nicht ohne weiteres durch das äufserste Mittel, den Krieg, angestrebt werden darf.[1])

Man hat hierbei den Gedanken abzuwehren, als wäre die Staatsmoral eine andere als die Privatmoral, die eine forderte, die andere verböte die Selbsterhaltung. Allein so ist es nicht. Selbsterhaltung ist auch für die einzelnen an sich weder gut noch böse, sie kann erlaubt, sie kann geboten, sie kann verwerflich sein. Das kommt ganz darauf an, ob dies egoistisch für sich oder rechtlich und wohlwollend für andere geschieht. Denn Selbstaufopferung im Dienst der idealen Güter bedeutet ja auch weiter nichts als einen Dienst für andere.

Nicht anders verhält es sich mit der staatlichen Selbsterhaltung. Die Lenker des Staates sollen die Bürger schützen. Treue und Wohlwollen würde aber verletzt, wenn sie dies nicht thäten. Das Wort Selbsterhaltung kann hier irre führen, es scheint hier dem Worte nach Egoismus vorzuliegen, wo doch der Sache nach gar nicht daran gedacht werden soll. Selbsterhaltung des Staates ist hier Sorge für die Bürger. Selbst ein Angriffskrieg kann Ausdruck dieser Fürsorge für die Seinigen sein. Zögern mit dem Angriffe wäre zuweilen Grausamkeit. Aber ist das nicht Grausamkeit gegen die Angegriffenen? Hier gilt das bekannte Wort: die Liebe kennt zwar keine Ausnahmen, aber Unterschiede. Selbst das neue Testament sagt: wer die Seinigen, sonderlich seine Hausgenossen nicht versorgt, der hat den Glauben verleugnet. Es liebt aber, sagt Kant, mancher die Tartaren, für die er nichts zu opfern braucht, um sich zu entbinden von der Pflicht der Fürsorge für die Seinigen. Ist ein Staat vor die Notwendigkeit gestellt, entweder sich, d. h. die Seinigen oder ihm Fremde zu schonen, so ist das erstere Pflicht. Das Wohlwollen als Gesinnung ist darum auch für die Angegriffenen nicht ausgeschlossen, aber es kann in einem solchen Entweder — oder nicht zur That werden. Der Schutz der Seinigen ist die nähere Pflicht, darum hat Kant recht, der keinen Unterschied zwischen Staats- und Privatmoral zuläfst: »ob zwar Politik für sich selbst eine schwere Kunst ist, so ist doch die Vereinigung derselben mit der Moral gar keine Kunst«, heifst es bei ihm.

---

[1]) Geyer in der Besprechung Jherings Schrift: Der Kampf ums Recht. Der Gerichtssaal. 1873, Heft 7, S. 34 ff.

Mit dem Vorstehenden sollte gezeigt werden, dafs in beiden Fällen nicht von Eudämonismus oder Egoismus die Rede ist, einmal wo der Staat Selbsterhaltung übt und ebensowenig da, wo das Prinzip oder die Idee aufgestellt wird: gröfstes Glück für alle.

Allein, wie gesagt, in sehr vielen Fällen verbindet sich Egoismus damit, ja oft ist es nur ein anderer Ausdruck für: sein eignes Glück durch Hilfe der anderen suchen.

Wo es so steht, dafs jeder allein an sein eignes wohlverstandenes Interesse denkt, wenn er andere schont, andern hilft, also durch das Glück anderer sein eignes befördern will, da ist der individualistische Standpunkt nur scheinbar verlassen. Die Sorge für andere ist nur ein Umweg, nur ein Mittel zum eignen Wohl, und nur solange man meint, dafs dies Mittel zum Ziele führt, dafs nämlich die persönlichen und gesellschaftlichen Interessen zusammentreffen, wird dieser Umweg, nämlich Schonung der anderen eingeschlagen werden, im anderen Falle wird der Egoist unmittelbar nämlich ohne Rücksichtnahme auf andere auf sein Ziel, das eigne Interesse losgehen. Auch dann, wenn die sogenannten altruistischen Gefühle auf blofser physiologischer Erregung, wie des Mitleids oder auf blofser Gewöhnung beruhen, sucht man damit doch immer nur egoistische Neigungen zu befriedigen. Welchen Gegensatz, bemerkt Hume, in dessen Fufsstapfen die Vertreter des wohlverstandenen Interesses alle wandeln, welchen Gegensatz man auch zwischen den selbstischen und sozialen Gefühlen und Dispositionen gewöhnlich annehmen möge, in Wirklichkeit sind sie einander nicht mehr entgegengesetzt, als die selbstischen und die ehrgeizigen, die selbstischen und die rachsüchtigen, die selbstischen und die Gefühle der Eitelkeit. Hume meint, die gesellschaftlichen Bestrebungen sind nur eine Unterabteilung der selbstischen, wie Ehrgeiz nur eine besondere Form der Selbstsucht ist. Es ist schon oben davon die Rede gewesen, wo Steinthal die Selbsttäuschung Jherings aufdeckte, als werde die Selbstsucht dadurch, dafs sie durch Rücksicht auf andere ihre eignen Interessen verfolgt, zur uninteressierten Gesinnung.

Nun sind ja derartige Versuche sehr oft gemacht, die Förderung des Wohles anderer als die unvermeidliche Bedingung des eigenen Wohls zu erweisen und mit einer Art von logischem Schein zu zeigen, dafs dies kein Egoismus ist. Viele folgen hier Mill, der etwa so schliefst: jeder Mensch strebt nach seiner eignen Glückseligkeit, folglich streben alle zusammen nach der allgemeinen Glückseligkeit. Das Ziel alles menschlichen Strebens ist demnach das allgemeine Beste. Der Trugschlufs liegt hier in dem Worte »all-

gemein«. Es wird dadurch der Schein erweckt, als strebte jeder einzelne nach der allgemeinen Glückseligkeit und so nach der Glückseligkeit anderer, während jeder doch nur nach seinem eignen individuellen Glück strebt und dieses Streben als allgemein d. h. als von allen gehegt angesehen wird. Carneri sucht diese Umdeutung im Sinne der Hegelschen Logik zu fassen, die in dem Allgemeinen das Reale und Ideale zugleich erblickt. »In dem Allgemeinen, meint er, in der Gattung wird die Idee lebendig, welche nicht nur das Individuum als zur Gattung gehörig charakterisiert, sondern durch welches das Individuum als zur Gattung gehörig geworden ist.« Ein solcher Gattungsbegriff als ein reales Band der gesonderten Individuen setzt den logischen Realismus der allgemeinen Begriffe voraus.[1])

Hiernach ist die Menschheit als Gattung ein einziges reales Wesen, was ich also dem einzelnen Menschen thue, thue ich dem ganzen Menschengeschlecht. Durch eine solche metaphysische Deutung suchte schon Mill seinen Betrachtungen nachzuhelfen. Am bekanntesten ist es, wie Schopenhauer dadurch das Mitleid begründen wollte, dafs ja alle Wesen im Grunde real identisch seien, jedes Wesen, wenigstens jeder Mensch leide an seiner eignen Natur, wenn ein anderer leide, denn der andere ist kein anderer, der andere bin ich selbst, ich bin mitleidig, eigentlich mitleidend im allereigentlichsten Sinne.

Einen etwas wunderlichen Ausdruck giebt diesem vielverwendeten Gedanken Teichmüller (das Wesen der Liebe 1879). »Setzen wir, die Welt bestände aus lauter materiellen Atomen oder aus materiellen Herbartschen Realen, die wie jedes unbedingt, selbständig sind, so könnte es keine Liebe geben, denn die Liebe setzt eine innerliche Beziehung des einen auf das andere voraus. Mithin mufs Atomismus eine falsche Weltanschauung sein, wenn es wirklich Liebe in der Welt giebt.[2])

Indes leuchtet es doch sofort ein, dafs wenn ich identisch bin mit den anderen und aus dieser Erkenntnis heraus handle, ich gar nicht wohlwollend oder liebevoll sein kann. Niemand kann gegen sich selbst wohlwollend sein, dergleichen nennt man Selbstliebe. Zum Wohlwollen gehört ein anderer, der ich selbst nicht bin. Die Liebe sucht nicht das Ihre, sondern was des andern ist. Der Gedanke an die Identität der Gattung Mensch macht alle Menschenliebe zur

---

[1]) Vergl. dazu Kaler: Die Ethik des Utilitarismus. S. 52.

[2]) S. Zeitschrift f. ex. Phil. XII, S. 97.

Selbstliebe. Kommt alles, was ich einem Individuum thue, der ganzen Gattung zu gute, nun dann will ich aufs beste für mich selbst sorgen und sorgen lassen, so sorge ich damit am besten für die ganze Menschheit, die sich ja auch in mir darstellt!

Sagt man: jeder Mensch strebt nach Glückseligkeit, so meint man natürlich: nach seiner eignen Glückseligkeit. Es soll heifsen: jeder menschliche Willensakt wird durch das Gefühl der künftigen Lust oder Unlust hervorgerufen. Nun aber vergifst der Eudämonismus einen Unterschied von Lust und Lust zu machen, er nennt Lust auch die Freude oder das Wohlgefallen an ästhetisch-schönen oder sittlich-löblichen Verhältnissen. Das ist aber ein grofser auch durch die Erfahrung gegebener Unterschied, ob z. B. ein Neger seinen Kahn zweckmäfsig baut oder ob er ihn mit Schmuck verziert, der zur Brauchbarkeit des Kahns gar nichts beiträgt. Vergifst man diesen Unterschied, so lehrt der Eudämonismus: es wird gehandelt nur um der Lust willen; soll ich für andere sorgen, so mufs die Lust des andern erst meine Lust oder Unlust werden. Das ist nun wohl bei den sympathetischen Gefühlen der Fall. Da identifiziert sich wenigstens für Augenblicke der Mitleidige mit dem andern, dessen Not er sieht. Darum aber ist auch das rein sympathetische Mitleid noch nichts Sittliches, ist nur der Boden, auf dem die sittlichen Gefühle des Wohlwollens gedeihen können. Das Wohlwollen unterscheidet sich vom Mitleid dadurch, dafs das Fühlen mit dem andern zu einem Fühlen für den andern wird. Der andere mufs eben als ein anderer, von mir verschiedener erkannt werden. Sonst sucht der Mitleidige ja doch immer nur seine Unlust los zu werden oder seine Lust zu vermehren. Noch deutlicher wird es, dafs wir uns bei dem Streben nach Glückseligkeit noch ganz auf dem Boden des Egoismus befinden, wenn wir die Frage untersuchen, wie sich der Mensch danach vernünftigerweise zu den sympathetischen Gefühlen zu stellen, ob er dieselben auszubilden und zu pflegen, oder aber einzuschränken habe. Das Ziel, das er dabei vor Augen haben mufs, ist die gröfstmöglichste Summe von Lust und die geringste von Unlust. Nun wird aber doch niemand behaupten, dafs es das Streben des Menschen sei, die gröfstmöglichste Summe von Lust überhaupt aufzuhäufen — komme sie zu gute, wem sie wolle — das wäre wieder Wohlwollen gegen Unbekannte — sondern der Eudämonismus kann nur immer an das Glück denken, das dem danach Strebenden zu gute kommt. Glückseligkeit, die niemand zu gute kommt, die nicht empfunden wird, ist ein Unding. Wer Glück für den einzigen Beweggrund des Wollens ansieht, kann nur sein Glück im Auge haben.

Fremde Lust kann für ihn nur dann Zweck sein, wenn sie der Grund, das Mittel seiner eignen Lust ist.[1])

Unter diesen Umständen aber ist es das beste, die etwa natürlicherweise vorhandenen Mitgefühle immer mehr einzuschränken, immer gleichgiltiger gegen anderer Wohl und Wehe zu werden. Je empfänglicher der Mensch ist gegen fremdes Leid, um so mehr Unlust hat er. Diese mufs der Eudämonismus fliehen. Mitfreude aber an anderer Freude ist zumeist kein so natürliches Gefühl als das Mitleid. Zur Mitfreude mufs wohl fast jeder Mensch erst erzogen werden.[2]) Aufserdem aber bietet die Welt weit mehr Anlafs zum Mitleid als zur Mitfreude. Wer also richtig rechnet, indem er allein seine Lust befördern will, hüte sich, die Mitgefühle in sich zu pflegen. Sie machen unruhig und blind gegen den eignen Vorteil.

So ist eudämonistischer Sozialismus oder sozialer Eudämonismus wohl ein ganz bezeichnender Name für einen sehr grofsen Teil von Sozialisten, aber der ganze Standpunkt beruht darauf, dafs man die Gedanken nicht bis Ende ausgedacht hat. Entweder: ich strebe nach der allgemeinen Wohlfahrt, weil dies das beste Mittel ist, für meine Wohlfahrt zu sorgen — dann befinde ich mich ganz innerhalb des individuellen Eudämonismus, nur m e i n Glück ist das Bestimmende meines Willens, suum utile quaerere ist nach Spinoza das Höchste. Die anderen, deren Glück ich auch anstrebe, sind nur die Mittel meines Glücks, wie ein Kutscher seine Pferde und ein Bauer sein Vieh oder ein Sklavenhalter seine Sklaven schont, weil er so den gröfsten Nutzen für sich daran hat.[3])

---

[1]) Kalker a. a. O. S. 52.

[2]) Über Mitgefühl s. den Artikel in Reins encyclopäd. Handbuch der Pädagogik. IV.

[3]) Es mögen wenigstens einige Stellen aus Stirners Buch mitgeteilt werden, der übrigens nur ausspricht, was jeder Eudämonist konsequenterweise denken mufs.

Bin ich mächtig, heifst es da, so bin ich schon von selbst ermächtigt. Was kümmert mich des Mitmenschen Recht? Sein Leben z. B. gilt mir nur, was mirs wert ist. Seine Güter, die sinnlichen wie die geistigen, sind mein, ich schalte damit als Eigentümer nach dem Mafse meiner Gewalt. Mein Verkehr mit der Welt: worauf geht er hinaus? Geniefsen will ich sie; darum mufs sie mein sein und darum will ich sie gewinnen. Ich will nicht die Freiheit, nicht die Gleichheit der Menschen; ich will nur meine Macht über sie, will sie zu meinem Eigentume d. h. geniefsbar machen. Wie ein Jagdhund meine Macht gegen das Wild ist, aber getötet wird, wenn er mich selbst anfällt. Ich thue nichts um der Menschen willen, was ich thue, thue ich um meinetwillen.

Ob was ich denke und thue, christlich sei, was kümmert's Mich? Ob es menschlich, liberal, human, ob unmenschlich, illiberal, inhuman, was frag Ich dar-

Oder aber die Fürsorge geschieht aus Wohlwollen, aus uninteressierter Liebe für die anderen, dann ist der Eudämonismus verlassen. Dann habe ich nicht mehr mein Glück im Sinne des Genusses, der Befriedigung der Begierden im Auge, sondern es sind absolut sittliche Urteile, Pflichten, die mich bestimmen. Für diesen Standpunkt ist aber der Name Eudämonismus sachlich und geschichtlich nicht gebräuchlich. In diesem Sinne wird man sich Gizycki anschliefsen: »Warum soll ich dem allgemeinen Wohle gemäfs handeln? Warum? Weil ein solches Handeln recht und vernünftig ist. Das Gebot, die allgemeine Wohlfahrt zu befördern, ist das Gebot meines — und nicht blofs meines — eignen Gewissens; es ist der Befehl, den die Unterstützung meiner — und nicht blofs meiner — Vernunft empfängt. Es ist das Geheifs der (sittlich) entwickelten menschlichen Natur selbst. Wer es nicht anerkennt, es nicht als das höchste, heiligste Gebot anerkennt, und doch vernünftig und gut handeln will und Pflichten gegen alle Menschen gelten läfst, der sieht nicht, was er selbst eigentlich will.« [1])

In dieses Entweder-oder: wird das allgemeine Wohl aus individualistischen Eudämonismus oder aus reiner Menschenliebe angestrebt, scheint die Schilderung, welche Diehl von einem Teil der sozialistischen Eudämonisten giebt, nicht zu passen. Da heifst es: Zwar die Gemeinschaft, deren Wohl angestrebt wird, besteht wieder

---

nach? Wenn es nur bezweckt, was Ich will, wenn ich nur Mich darin befriedige, dann belegt es mit Prädikaten, wie Ihr wollt: es gilt Mir gleich.«

Nicht, wie Ich das allgemein Menschliche realisiere, braucht meine Aufgabe zu sein, sondern wie ich mir genüge. Ich bin meine Gattung, bin ohne Norm, ohne Gesetz, ohne Muster Die Gedanken sind meine Geschöpfe; wollen sie sich losreifsen und etwas für sich sein, so nehme ich sie in ihr Nichts, d. h. in Mich. ihren Schöpfer zurück ... Wir beide, der Staat und Ich sind Feinde. Mir, dem Egoisten, liegt das Wohl dieser menschlichen Gesellschaft nicht am Herzen, Ich opfre ihr nichts, Ich benutze sie nur; um sie aber benutzen zu können, verwandle ich sie vielmehr in mein Eigentum und mein Geschöpf d. h. ich vernichte sie und bilde an ihrer Stelle den Verein von Egoisten.« Dem fügt Willmann folgendes bei: In Rufsland bedeutet Hegelianer soviel wie Nihilist. Wir (Bakunin u. a.) lasen 1839 Hegels Philosophie der Religion und des Rechts, eine neue Welt that sich uns auf: Macht ist Recht und Recht ist Macht. Ich kann nicht beschreiben, mit welchen Gefühlen ich diese Worte vernahm; es war Befreiung für mich . . . Das Wort Wirklichkeit ist für euch gleichbedeutend geworden mit dem Worte Gott. Die schlechte Wirklichkeit ist zur Zerstörung reif und es durchbebt Bakunin das heilige Gefühl des Aufruhrs. Willmann III, 580 bemerkt dazu: Hier entspringt aus der Zerstörung der Religion die Religion der Zerstörung, das angestarrte Nichts wird zur vernichtenden Kraft, der brütende Nihilismus macht dem thatkräftigen Platz.«

[1]) Gizycki, Moralphilosophie. S. 27.

aus Individuen, so dafs man sagen könnte, auch der Vertreter des Sozialprinzips ziele auf das Wohl der Individuen ab; aber der Unterschied ist doch der, dafs der individualistische Denker die Rechte und Interessen der einzelnen Individuen in den Vordergrund stellt, während der Vertreter des Sozialprinzips die Interessen des Einzelnen als dem Gemeinwohl untergeordnet betrachtet. Während der erstere seine Reformen durch das Recht des Einzelnen auf die Vorteile, die ihm die soziale Neuordnung bringen soll, begründet, kennt der letztere ein solches individuelles Recht überhaupt nicht: er kennt nur ein Recht des Staates, die einzelnen zu zwingen, für das Ganze Dienste zu leisten: Die Pflicht des Individuums, dem Gemeinwohle zu dienen, ist ihm das Primäre. Ob die einzelnen sich innerhalb dieser Staatsverfassung wohl und glücklich fühlen, steht nicht in Frage, selbst wenn die gerade lebenden Individuen und ganze Generationen sich bei einem Wechsel der Wirtschaftsordnung sehr wenig behaglich fühlen sollten, so kümmert dies die Vertreter des Sozialprinzips nicht: denn das über der Dauer der Einzelnen Erhabene, die den Wechsel der Generationen überlebenden Zwangsorganisationen, der Staat, das Volk, die korporativen Verbände, müssen nach rationellen Gesichtspunkten geordnet werden, und in diese Ordnung haben sich die Einzelnen zu fügen. Nichts von Menschenrechten, nichts von einem Rechte auf Arbeit, Recht auf Existenz etc., die zu verwirklichen seien, sondern nur das über dem Einzelinteresse waltende Staatsinteresse giebt den Ausschlag. Die Bürger sind nicht der Zweck für sich selbst, sondern blofs Mittel, für die Herrlichkeit des Staates zu dienen.«

Auch hier in diesem Staatsfanatismus verbirgt sich jenes Entweder-oder. Endweder haben dergleichen Reden nur Sinn als Ausdruck der herrschenden Klasse, der die Blüte des Staates zu gute kommt, oder aber man denkt dabei an die kommenden Generationen, zu deren Gunsten die jetzt lebende sich mancherlei Einschränkungen gefallen lassen mufs, wie wenn jemand Bäume pflanzt, von denen er selbst keinen Vorteil hat. Das ist wohlwollende Fürsorge für andere. Was kann denn unter den »rationellen Gesichtspunkten« anders gemeint sein, als rationell vom Standpunkt des Interesses meiner Person, meines Hauses, meiner Standesgenossen, oder aber rationell im Interesse aller. Das erstere ist Egoismus, das andere sittliche Gesinnung. Verdeckt werden dergleichen Gedanken so oft dadurch, dafs man fast nach Art des logischen Realismus, den Staat sich als etwas Reales vorstellt noch abgesehen von seinen Bürgern.

Als drittte Form des Sozialismus nennt Diehl den sozialen Materialismus im Sinne von Marx und Engels. Derselbe lehnt nicht

allein jedes ethische Ziel der Gesellschaftsordnung ab, wie etwa Gerechtigkeit, sondern für ihn giebt es überhaupt kein anzustrebendes Ziel, kein soziales Seinsollen, sondern nur ein Getriebenwerden durch äufsere wirtschaftliche Bedingungen. Für den Marxismus kann die Frage gar nicht aufgeworfen werden, ob er das Individual- oder das Sozialprinzip vertritt, da ihm jede derartige Begründung auf irgend ein Prinzip verfehlt erscheint. Mit gleicher Geringschätzung blicken die Marxisten auf die Verkünder des allgemeinen Wohls, der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, wie auf die Vertreter der autoritären staatssozialistischen Richtung: alles ist für sie Utopismus, was aus einer Idee heraus die Notwendigkeit des Sozialismus beweisen will, für sie giebt es nur »Wissenschaft, die Auffassung, dafs der Sozialismus mit naturgesetzlicher Notwendigkeit infolge veränderter technischer Produktionsbedingungen kommen mufs«. (DIEHL.) Man denke dabei an HEGELS Lehre, dafs es kein Seinsollen giebt, sondern dafs das, was jetzt ist, für jetzt auch das Vernünftigste sei.

Streng genommen befindet man sich hier im vollsten Fatalismus. Alle menschlichen Gedanken, Entschlüsse, Handlungen sind nur der Reflex der wirtschaftlichen Lebensbedingungen. Darnach hat jede wirtschaftliche Stufe einen geistigen Doppelgänger in den Gedanken der Menschen. Die Gedanken und Entschlüsse sind nur die völlig unselbständigen Schatten, die die realen Vorgänge der objektiven Dinge in unsern Geist werfen. Die Schatten bewegen sich nicht aus eigner Kraft, sondern die Bewegungen der Schatten haben ihren einzigen Grund in den Bewegungen der Dinge.

Nun sprechen die Marxisten ja auch von der Erkenntnis der wirtschaftlichen Entwicklung und fordern, man solle sich dieser Erkenntnis gemäfs verhalten, ihr sein Thun anpassen und so das, was sicher kommen mufs und kommen wird, teils beschleunigen, teils sein Kommen, sanfter machen. Gewöhnlich bedienen sie sich zweier Bilder. Eine schwangere Frau weifs, dafs das von ihr zu gebärende Kind kommen wird, und weil sie dies weifs, darum trifft sie Anstalten dazu. Oder weil man weifs, dafs der Winter kommen wird, darum sorgt man für Kohlen. Allein auch diese Fürsorge, dieser Entschlufs, Anstalten für ein kommendes Ereignis zu treffen, das ist doch gleichfalls nur der Reflex gewisser äufserer Bedingungen. Eine verwahrloste Frau ohne Überlegung, ohne Mitgefühl, entblöfst von allen Mitteln, trifft keine Anstalten; und warum nicht? Die äufseren Bedingungen, in denen sie lebt und grofs geworden ist, haben in ihr weder Bedachtsamkeit noch Mitleid entwickelt oder, sollte dies vorhanden sein, so fehlen vielleicht die Mittel. Desgleichen gehen Ge-

dankenlose oder ganz Dürftige dem Winter ohne Anstalten dafür zu treffen entgegen. So, würde man sagen, ist also jede Regung der Fürsorge auch nur ein Reflex, oder ein Schatten der realen Verhältnisse, hat aber ihre Ursache nicht in unserem eignen Innern.

Darum hat es auch keinen Sinn zu sagen: richtet euch darauf ein, dafs alle Produktionsmittel Gemeineigentum werden. Diejenigen, an welche dieser Zuruf gerichtet wird, können einen darauf bezüglichen Entschlufs gar nicht fassen. Wenn sie ihn fassen könnten, dann müfsten sie ihn auch fassen, weil er nur ein Reflex der Wirtschaft ist; müfsten sie ihn fassen, dann bedürfte es eines Zurufes nicht. Fassen die Aufgerufenen aber den Entschlufs nicht von selbst, so ist das ein sicheres Zeichen, dafs die wirtschaftlichen Verhältnisse noch nicht für die Kollektivierung aller Produktionsmittel reif sind. »Wenn wirklich, bemerkt Stammler (a. a. O. 445) alles gesellschaftliche Denken, Urteilen und Wollen weiter nichts ist, als Reflex wirtschaftlicher Verhältnisse, von deren Nährboden dermafsen abhängig, dafs mit ihnen jenes entsteht, wächst und vergeht, ohne alle Selbständigkeit für sich, so ist es ein Unding von menschlichen Zielen zu handeln, nach denen »man« die unabänderlich treibenden wirtschaftlichen Verhältnisse hinlenken will oder soll.« Freilich auch diejenigen, die die Erkenntnis gewonnen haben, der Sozialismus mufs und wird kommen, können sich dieser Einsicht nicht verschliefsen, können auch nicht anders, sie müssen rufen und agitieren: trefft Anstalten für das Kommende. Aber sie sollten sich auch, wie Kassandra sagen: helfen kann unser Ruf nicht. Durch blofse Worte und Einsicht läfst sich in anderen keine Einsicht noch weniger Wollen hervorrufen. Nicht durch Belehrung, Einsicht und Worte lassen sich die Geister revolutionieren, sondern nur durch reale Verhältnisse. Sind diese da, dann revolutionieren die Geister von selbst. Aber die realen Verhältnisse zur Revolution der Geister kann niemand durch Erkenntnis herbeiführen. Sie müssen von selbst kommen, oder kommen überhaupt nicht. Alles Geistige ist nur Reflex der wirtschaftlichen Verhältnisse, die ihren Gang ganz für sich gehen.

Sollte dieser Gedanke durchgeführt werden, so würde sich daraus ein Fatalismus ergeben, der gar keine geistige Arbeit gestattete. Der Menschengeist hätte nur das Zusehen, es bliebe ihm nur übrig, mit seinen Gedanken die Dinge und Ereignisse in der realen Welt zu begleiten, oder wie Hegel lehrte, seine Zeit in Begriffe und Worte zu fassen und anzuerkennen, das Wirkliche ist immer das Vernünftige, es soll nicht erst vernünftig geordnet werden; es zu ändern, auch nur zu beschleunigen oder zu verzögern, wäre unvernünftig, und über-

flüssig zugleich, denn die Dinge gehen von selbst ihren Lauf und wie sie gehen, mufs sie auch der Mensch vernünftig finden.

Man könnte zuweilen denken, die Marxisten zögen auch diese Konsequenzen, denn sie vermeiden es fast immer, Ziele und Zwecke für die menschliche Thätigkeit, namentlich für die gesellschaftlichen Ordnungen anzugeben. Und wenn meist als deren Ziel angegeben wird: Förderung der Produktion, so ist dies wohl in ihrem Sinne weniger ein Zweck, den die Menschen sich setzen, als vielmehr der unvermeidliche Erfolg, den alle wirtschaftliche Thätigkeit von selbst herbeiführt. Denn Förderung der Produktion, Vermehrung der Güter kann nie Ziel unserer Bestrebungen sein, wenn nicht dabei wenigstens stillschweigend hinzugedacht wird, dafs diese Güter auch genossen werden sollen. Güter, die nicht genossen werden, niemand zu gute kommen, sind keine Güter. Eine Produktion, die keinem Bedürfnis entgegenkommt und abhilft, ist ein nutzloses Klappern der Mühle. Und, wie schon bemerkt, käme es allein auf massenhafte Produktion an, dann wäre Sklaverei oder doch das Ausbeutesystem des Manschestertums das beste Mittel dazu.

Wenn also Förderung der Produktion als Ziel der gesellschaftlichen Ordnung angegeben wird, so kann verständigerweise nur gemeint sein, was Engels auch, freilich nur einmal und nur in der Polemik gegen Utopismus, als Ziel aufstellt, nämlich die Möglichkeit, vermittelst der gesellschaftlichen Produktion allen Gesellschaftsmitgliedern eine Existenz zu sichern, die nicht nur materiell vollkommen ausreichend ist, sondern die ihnen auch vollständig freie Ausbildung und Bethätigung ihrer körperlichen und geistigen Anlagen garantiert. Ist es so gemeint — und anders kann es nicht gemeint sein — dann sind wir wieder bei dem alten Gedanken: der Wohlfahrt aller. Dann reihen sich die Marxisten vollständig den sogenannten sozialen Eudämonisten ein. Insofern hat Dietzel recht, wenn er bemerkt, dafs der Sozialismus Marxscher Richtung verächtlich herabblickt auf die inexakte Sozialphilosophie seiner Vorgänger, welche die Formen der Verwirklichung der individualistischen Ideale durch spekulatives, rationalistisches Denken bestimmen und dem Individuum zu gewissen Grundrechten helfen wollte. Die materialistische Geschichtsschreibung lehnt die Ideale ab, sie vermeidet es, von Grundrechten zu sprechen, sie spottet über die spekulativ-rationalistischen Hirngespinste. Die Erreichung der Ideale, die Anerkennung der Grundrechte weist sie nach als notwendige Ergebnisse der sozialen Evolution. Was bei jenen ein subjektiv gesetztes Ziel, ist ihnen ein objektiv bestimmtes Resultat. Aber ihre kausale Betrachtungsweise führt zu gleichem Ende, wie

die teleologische jener. Die Methode ist verschieden, doch ein Blick in den Abschnitt über die Sozialisierung der Gesellschaft in Bebels Buche: Frau und Sozialismus zeigt, dafs im Gedankenkreise der Marxschen Schule die gleichen Grundrechte stillschweigend anerkannt werden, die gleichen Ideale walten und die gleichen Illusionen wie in Quesnay, Adam Smith, Bazard und Louis Blanc etc.«

Ist nun auch Bebels Schrift als populäre Agitationsschrift nicht eigentlich zur strengen Marxschen Richtung zu rechnen, so ist es doch richtig, dafs auch Marx und Engels die Ideen von der allgemeinen Wohlfahrt teils stillschweigend hegen, teils offen aussprechen. Man kann nicht einmal zugeben, dafs die Methode eine andere sei, nur die Worte sind andere. Diese stammen aus der Hegelschen Philosophie und lehren die Identität des Realen und Idealen oder von Sein und Denken. Dies wird von Marx so verwandt, dafs gesagt wird: die realen Verhältnisse der Produktion ziehen unmittelbar gewisse Gedanken nach sich, oder reflektieren sich im Geiste, oder erzeugen einen geistigen Überbau.

Das klingt fast, wie wenn die wirtschaftlichen Vorgänge eine Zauberkraft hätten, sich in Gedanken umzusetzen, wie wenn ein Gegenstand einen Schatten auf die Wand wirft, und die Wand ohne alles eigne Zuthun den Gegenstand abbildet. Entkleidet man aber diese Reden ihres geheimnisvollen Klangs, so kommen sehr gewöhnliche, allbekannte Gedanken zum Vorschein. Verständiges Denken hat man immer so definiert: sich in seinen Gedanken nach der Beschaffenheit des Gedachten zu richten, also die Dinge zu nehmen, wie sie sind. Es wäre unverständig, die Pferde hinter den Wagen zu spannen, den Bock zu melken etc. Unverständig, abgesehen von gewissen Fällen, Rüböl zu brennen, wenn Petroleum billiger und zweckmäfsiger ist, oder mit Holz zu heizen statt mit Kohlen, sich Extrapost zu nehmen, wenn man die Eisenbahn haben kann etc. Ebenso wäre es höchst unverständig, von einem Kinde zu verlangen, was nur ein Mann leisten kann, oder einem Nomadenvolke die Rechtsordnung eines ackerbauenden Volks aufzudrängen, oder heutzutage mittelalterliche Sitten, Rechte und Strafen einführen zu wollen etc. Also die Gedanken richten sich nach den Dingen. Aber warum? Nicht als würfen die Dinge ohne weiteres ihren Reflex in unsern Geist, sondern man hat es hier mit Auffassungen und Erwägungen sehr zusammengesetzter, bald mehr, bald weniger zutreffenden Art zu thun. Es dauert oft lange, ehe ein Vorteil erkannt, bis die Erkenntnis allgemein und in die That umgesetzt wird.

Anders meinen die Marxisten auch den Reflex der Dinge im

Geiste nicht. Der Geist reflektiert auf die Dinge, denkt darüber nach und kommt so zur Einsicht und läfst sich durch diese Einsicht in seinem Wollen und Handeln bestimmen. Sich aber nicht durch die Einsicht, sondern durch blofse Gewohnheit oder Leidenschaft bestimmen zu lassen, gilt von jeher für unverständig und unvernünftig. Bei den Marxisten ist nur der Ausdruck ein wenig anders, es sind abgekürzte Ausdrücke für sehr bekannte Sachen, wie wir auch sagen: die Eisenbahn macht die Menschen pünktlich. „Von allem, was in der Natur geschieht, geschieht nichts als gewollter, bewufster Zweck. Dagegen in der Geschichte der Gesellschaft sind die Handelnden lauter mit Bewufstsein begabte, mit Überlegung oder Leidenschaft handelnde, auf bestimmte Zwecke hinarbeitende Menschen; nichts geschieht ohne bewufste Absicht, ohne gewolltes Ziel. Der Wille wird bestimmt durch Überlegung oder Leidenschaft. Aber die Hebel, die wieder die Leidenschaft oder Überlegung bestimmen, sind sehr verschiedener Art. Teils können es äufsere Gegenstände sein, teils ideelle Beweggründe, Ehrgeiz, Begeisterung für Wahrheit und Recht, persönlicher Hafs oder auch rein individuelle Schrullen aller Art. (Engels) . . . Der historische Materialismus leugnet die ideellen Mächte so wenig, dafs er die nötige Klarheit darüber schafft, woher die Ideen ihre Macht schöpfen. Die Ideen sind Produkte des gesellschaftlichen Produktionsprozesses, und je genauer eine Idee diesen Prozefs wiederspiegelt, um so mächtiger ist sie.« (Mehring.)

Wenn also gesagt wird: unsere heutigen wirtschaftlichen Verhältnisse werden mit Notwendigkeit zur Kollektivierung der Produktionsmittel führen, so ist damit nichts weiter gemeint als: unsere wirtschaftlichen Verhältnisse kehren ihre Schattenseiten immer greller hervor, immer mehr Menschen werden sie als schädlich erkennen und auf Abhilfe denken und werden die Abhilfe in der Kollektivierung finden, und endlich, wenn diese Erkenntnis die mafsgebenden Parteien durchdrungen hat, wird man gemäfs dieser Erkenntnis handeln und auf irgend eine Weise die Kollektivierung herbeiführen. Dann haben sich die Dinge in Gedanken und die Gedanken in reale Verhältnisse umgesetzt. Hier hat man es durchaus nicht mit etwas Geheimnisvollem, mit keiner anderen Kausalität zu thun, als die überall herrscht. Es ist hier durchaus keine Kausalität, die aufser oder abgesehen von unserm Denken, Fühlen und Wollen verläuft, die wir nur passiv mit unserem Gedanken begleiteten, sondern der Menschengeist ist es, der die Bedürfnisse fühlt und sie durch die Mittel der Natur und Gesellsbhaft zu befriedigen sucht.

Vorausgesetzt wird dabei von allen auch von den Marxisten,

dafs jeder Mensch nach Glück strebt. Die Frage ist dabei immer, einmal: besteht dieses Glück nur in der Befriedigung der Begierden oder hat der Mensch auch höhere Bedürfnisse? und zum andern: durch welche Mittel kann das Erstrebte herbeigeführt werden? Im Ziel und auch in den Mitteln unterscheidet sich materialistischer Sozialismus nicht von dem eudämonistischen. Der Unterschied liegt nur in den Hegelschen Redensarten, mit denen Marx, wie er selbst sagt, kokketiert; in diesen Redensarten sehen sie selbst zwar das Wissenschaftliche, Exakte, um deswillen sie verächtlich auf alle andern Sozialisten herabsehen. Allein in Wahrheit ist diese zufällige Verbindung der Sozialdemokratie mit der Hegelschen Philosophie eine grofse Schwäche, wenn auch vorübergehend vielleicht eine Stärke. Eine Stärke, insofern es heutzutage immer noch ein Schwimmen mit dem Strome, d. h. mit den Ansichten der vielfach als mafsgebend angesehenen heutigen Vertreter der Wissenschaft ist, wenn man dem absoluten Werden huldigt, jedes feste, sichere Wissen in ein blofses Meinen, in ein jeweiliges Zusammenfassen des Zeitgeistes auflöst, also auch keine bleibende, allgemeingiltige Moral anerkennt, sondern sie für jede Zeit aus den gerade geltenden theoretischen Meinungen ableitet.

Aber indem sich die Sozialdemokratie mit der Hegelschen Philosophie verbunden hat, bietet sie den Angriffen eine weit gröfsere Anzahl von Angriffspunkten dar; sie hat sich, um einen kräftigen Ausdruck Bismarcks zu brauchen, mit einem Kadaver verbunden.

Sicherlich wird sie einmal diese Rückstände der verfehlten Hegelschen Spekulation und Diktion abstreifen, und was dann übrig bleibt, sind die sehr ernsthaften, vielfach weisen und wohlwollenden Vorschläge der Sozialisten aller Zeiten, die Übelstände der Kapital- und Privatwirtschaft, soweit es geht durch bessere Einrichtungen zu heilen.

Nachdem die philosophischen, theoretischen wie praktischen Grundlagen des Idealismus und des Materialismus der Geschichte und auch die Versuche geprüft sind, die Wirklichkeit aus der Idee abzuleiten, ist es noch nötig, nachzusehen, wiefern es dem Geschichtsmaterialismus gelingt, die Ideen aus der Wirklichkeit namentlich aus den wirtschaftlichen Verhältnissen zu erklären. (Fortsetzung folgt)

Über die Versuche geistige Ermüdung durch mechanische Messungen zu untersuchen

Von

Dr. R. Tömpel, Gera

(Schlufs)

IV

Beschreibung der Griesbachschen Methode. Die »Empfindungskreise«. Die Empfindungskreise hängen nicht nur von der Ermüdung ab. Unterlassung einer notwendigen einleitenden Untersuchung. Falsche Behauptung, durch die Empfindungskreise, die Ermüdung gemessen zu haben. Falsche Folgerungen aus falscher Methode. Einige zahlenmäfsige Ergebnisse. Schlufs.

Eine zweite Methode ist nun von Griesbach zur Untersuchung der Ermüdung angewendet worden. Sie beruht auf dem Folgenden. Setzt man die beiden Spitzen eines Zirkels, die beispielsweise eine Entfernung von 1 cm haben auf die Haut, so fühlt man natürlich zwei Eindrücke auf der Haut. Nähert man nun die beiden Zirkelspitzen einander, so fühlt man bei einer gewissen sehr kleinen Entfernung bei erneutem Aufsetzen auf die Haut nur noch einen einzigen Eindruck von beiden Zirkelspitzen; man glaubt also nur von einer Zirkelspitze berührt zu werden. Das Vermögen der Haut, genäherte Zirkelspitzen bei der Berührung noch als getrennte unterscheiden zu können, wechselt mit den Körpergegenden. Die Feinheit dieses Unterscheidungsvermögens ist z. B. sehr grofs auf der Zungenspitze, sehr gering auf dem Rücken; auf der Zunge müssen also die Zirkelspitzen sehr genähert werden, soll man sie als eine Spitze fühlen; der Rücken hingegen fühlt verhältnismäfsig getrennte Zirkelspitzen bei der Berührung als eine Spitze. Jedoch wechselt die Feinheit des Unterscheidungsvermögens nicht nur mit den Hautstellen, sondern es wechselt auch mit der Zeit. Dieselbe Hautstelle hat zu verschiedenen Zeiten auch eine verschiedene Feinheit im Vermögen zwei genäherte Zirkelspitzen als zwei zu unterscheiden. Nach geistiger Arbeit müssen nach Griesbachs Untersuchungen die Zirkelspitzen entfernter sein, wenn man von ihnen noch zwei Eindrücke unterscheiden soll. Diese Verhältnisse sucht Griesbach zur Messung der Ermüdung zu benutzen. Zur Erklärung der wechselnden Hautempfindlichkeit benutzt er die Hypothese der physiologischen Empfindungskreise, »welche«, nach seiner Definition, »Vorstellungsbilder der erregten Hautgebiete in unserem Bewufstsein sind, und vermöge derer das letztere ein Tastfeld von bestimmter Ausdehnung fühlt«. Was mit dieser Definition genannt sein soll, ist unklar. Man kann Bilder in diesem Sinn doch

nur sehen; demnach müfste man ein Bild des erregten Hauptgebietes sehen; dann soll man aber kraft dieser Bilder wieder ein Tastfeld fühlen! Kurz, diese Definition ist gänzlich verworren und unbrauchbar. Weiterhin in der Schrift werden die Kreise als Empfindungskreise behandelt, welche die Grenze für diejenigen Punkte sind, die durch einen punktförmigen Hautreiz noch erregt werden. Wie diese Kreise Vorstellungsbilder in unserem Bewufstsein sein sollen, durch die wir ein Tastfeld fühlen, ist noch unverständlicher wie die oben angeführte Definition; wollte man die Erklärungen weiter verfolgen, so würde man zu den wunderlichsten Folgerungen kommen. Die Kreise, welche die Grenze für alle durch einen Reiz erregten Punkte bilden, also die Empfindungskreise zweiter Erklärung, wachsen mit der Verringerung des Unterscheidungsvermögens der Haut; zwar hebt Griesbach dies nicht ausdrücklich hervor; er mufs es aber stillschweigend voraussetzen. Da nun nach geistiger Arbeit die Feinheit des Tastgefühls abnimmt, so sind nach geistiger Arbeit diese Empfindungskreise gröfser als im normalen Zustand; die Empfindungskreise wachsen also mit der Entfernung der Zirkelspitzen, welche nötig ist, um beim Aufsetzen auf die Haut eben noch zwei Eindrücke zu unterscheiden. Wenn man von genauen Mafsverhältnissen absieht, so kann man also stets für Gröfse der Empfindungskreise Entfernung der Zirkelspitzen setzen. Wegen der ungenügenden, gänzlich unklaren Erklärung der Empfindungskreise ist das durchaus nötig; fände nicht das erwähnte Verhältnis zwischen beiden Gröfsen statt, so wäre es überhaupt unmöglich auf eine weitere Diskussion der Schrift einzugehen. Griesbach hebt dann hervor, dafs »alle Umstände, die in irgend einer Weise das Bewufstsein beeinflussen«, auch die physiologischen Empfindungskreise beeinflussen und fährt dann wörtlich fort: »Da die Aufmerksamkeit im Augenblick des Versuches einen verkleinernden Einflufs auf die physiologischen Empfindungskreise ausübt, so ist es sehr begreiflich, dafs geistig ermüdete Personen, die mit zunehmender Abspannung immer weniger Aufmerksamkeit besitzen, eine entsprechende Vergröfserung der physiologischen Empfindungskreise zeigen.« Gegen diese Betrachtung läfst sich nun mancherlei einwenden. Zuerst ist Aufmerksamkeit hier offenbar in doppelter Bedeutung gebraucht. An erster Stelle heifst Aufmerksamkeit soviel wie Hinlenken des Geistes auf die erwartete Erscheinung; an zweiter Stelle heifst Aufmerksamkeit Fähigkeit, Eindrücke wahrzunehmen. In dieser Erklärung dürfte also eine quaternio terminorum enthalten sein, welche ihre Anwendung verbietet. Aber sei dem auch wie ihm wolle, und wäre Aufmerksamkeit auch

nur in einem Sinn gebraucht, so würde gegen diese Erklärung, wie man die Empfindungskreise zum Studium der Ermüdung benutzen kann, doch noch ein sehr wesentlicher Einwand zu erheben sein. Die Aufmerksamkeit wird nach Griesbach verringert durch Ermüdung; aufserdem wachsen die Empfindungskreise bei abnehmender Aufmerksamkeit. Mifst man nun die Empfindungskreise, so mifst man damit nach Griesbach die Aufmerksamkeit und mit der Aufmerksamkeit die Ermüdung; also könnte man die Ermüdung durch die Empfindungskreise messen. Dieser letzte Schlufs würde richtig sein, wenn die Aufmerksamkeit nur durch die Ermüdung beeinträchtigt würde. Das ist aber keineswegs der Fall: die Aufmerksamkeit kann durch sehr vieles z. B. durch Aufregung, Spannung etc. herabgemindert werden. Mifst man daher durch die Empfindungskreise die Aufmerksamkeit, so mifst man, die Griesbachsche immerhin bedenkliche Ableitung als wichtig vorausgesetzt, nicht nur die Ermüdung, sondern auch gegebenen Falls die Aufregung und andere ähnliche Zustände. Da man aber diese verschiedenen Ursachen der herabgeminderten Aufmerksamkeit ihrer Gröfse nach nicht von einander trennen kann, so sind eben die Empfindungskreise nicht geeignet die Ermüdung allein festzustellen. Überhaupt ist es bedenklich, mit Begriffen wie Aufmerksamkeit, Abspannung etc. umzugehen; derartige Begriffe sind zu unsicher, zu schwankend und daher wenig geeignet zu solchen Betrachtungen. Selbst wenn es nun gelänge, Aufregung und alle ähnlichen Ursachen der verringerten Aufmerksamkeit bis auf die Ermüdung fernzuhalten, was wohl sehr schwer sein dürfte, so wäre, ehe man die Empfindungskreise zur Messung der Aufmerksamkeit und damit der Ermüdung anwenden könnte, eine grundlegende Untersuchung und Feststellung auszuführen, ähnlich wie beim Ergographen. Man müfste die geistige Ermüdung wieder durch eine psychologische Methode, d. h. durch Zunahme von Fehlern in Rechenaufgaben etc. feststellen und dann zu gleicher Zeit an derselben Person die wechselnde Gröfse der Empfindungskreise. Hätte man in zahlreichen Fällen einen Zusammenhang zwischen beiden erkannt, vielleicht die ungefähre Fehlerzahl als Funktion der Gröfse der Empfindungskreise dargestellt, dann und nur dann könnte man die Empfindungskreise ohne weiteres zur Messung der Ermüdung benutzen, da man dann aus der Gröfse der Empfindungskreise die Fehlerzahl etc. und damit die Ermüdung erkennen könnte. Aber von derartigen einleitenden Festsetzungen ist bei Griesbach so wenig wie bei Mosso und Keller etwas zu lesen, sondern Griesbachs Verfahren gründet sich offenbar auf folgende Betrachtung. Er findet, dafs bei Schülern, die mehrere

Stunden gearbeitet haben, die Empfindungskreise abnorm grofs sind. Da nach allgemeiner Annahme nach mehrstündiger Arbeit Ermüdung eintritt, so benutzt GRIESBACH diese allgemeine Erfahrung und behauptet kurzerhand, Schüler mit abnorm grofsen Empfindungskreisen sind ermüdet. Da nachmittags die Empfindungskreise noch nicht wieder ihre gewöhnliche Gröfse angenommen haben, so behauptet er, dafs zu dieser Zeit die Ermüdung noch nicht gewichen sei. Diese Behauptung würde dann und nur dann auf Grund der Beobachtung der Empfindungskreise zu machen sein, wenn ein für allemal durch die oben geschilderten einleitenden Untersuchungen der jedesmalige Zusammenhang grofser Empfindungskreise mit anderen Merkmalen der Ermüdung festgestellt wäre. Das ist aber, wie schon hervorgehoben, unterlassen worden. Es könnte ja z. B. vorkommen, dafs das Unterscheidungsvermögen der Haut noch unverändert gering ist, während die Fähigkeit zu geistiger Arbeit sich schon wieder gehoben hat, dafs also grofse Empfindungskreise mit der Fähigkeit, Rechenaufgaben verhältnismäfsig fehlerlos anzufertigen, miteinander verbunden sind. Solange nun die durchgängige Unverträglichkeit dieser Merkmale der Ermüdung nicht nachgewiesen ist, solange läfst sich in keiner Weise behaupten, dafs mit dem als »Aesthesiometer« dienendem Zirkel die Ermüdung gemessen worden sei. Es ist in der den hochtrabenden Titel »Energetik und Hygiene des Nervensystems« führenden Schrift im allgemeinen nur festgestellt, dafs nach mehrstündiger Arbeitszeit das Unterscheidungsvermögen der Haut im allgemeinen geringer geworden ist. Weitere Schlüsse aus dieser Verringerung zu ziehen, ist, bis jener oft erwähnte Zusammenhang festgestellt ist, durchaus unwissenschaftlich. Also, um nochmals den für manche wohl recht überraschenden Schlufs hervorzuheben, ist bis jetzt durch die »Aesthesiometer«-Messungen in keiner Weise irgend welche Ermüdung festgestellt, geschweige denn gemessen worden. Von den Personen, bei welchen GRIESBACH Ermüdung auf Grund seiner Messungen vermeint feststellen zu können, wird jeder Vernünftige auch ohne »Aesthesiometer« und »Energetik des Nervensystems« wissen, dafs sie ermüdet sind. GRIESBACH nimmt das auch selber schon vor seinen Messungen von ihnen an und behauptet hinterher, er hätte durch seine gelehrt aussehende Messungen mit dem »Aesthesiometer« die Ermüdung nachgewiesen.

Noch schlimmer verhält es sich mit den Verallgemeinerungen, die GRIESBACH aus seinen Messungen zieht. Er findet, dafs einige der von ihm auf ihre Empfindungskreise hin untersuchten Schüler kränklich und wenig geeignet sind, den Anforderungen der Schule an ihre Kraft zu

genügen. Dafs solche vorkommen und dafs solche Teilnahme verdienen, wird niemand leugnen. Ob die Schule nun die Schuld an dem unbefriedigenden Gesundheitszustand dieser Schüler ist, und wie diese Schuld durch GRIESBACHS Zirkelmessungen nachgewiesen ist, läfst sich in keiner Weise aus der Schrift »Energetik und Hygiene des Nervensystems in der Schule« erkennen. Der Verfasser dieser Schrift folgt wohl nur seinem subjektiven Bedürfnis, wenn er ein strenges Gericht über die Schule und ihre Anforderungen abhält; nur soll er nicht denken, eine Schuld der Schule nachgewiesen zu haben. Den Gesundheitszustand derjenigen Schüler, welche GRIESBACH als Opfer der Schule hinstellt, hat er ja selber schon ohne Zirkelmessungen erkannt; auch in diesem Fall sind sie also unnötig.

Ein anderer Punkt der allgemeinen Folgerungen der GRIESBACHschen Schrift fordere noch zu einer Kritik derselben heraus. Der Verfasser fordert im Namen der Vaterlandsliebe Entlastung der jetzt noch immer nach seiner Meinung überbürdeten Schuljugend, damit das Vaterland im Besitz kräftiger Soldaten bleibt. Er läfst in seiner Schrift die Worte: »Das Vaterland wird bedroht!« nicht nur gesperrt sondern sogar fett drucken. Etwas mehr kühlere Überlegung an Stelle dieser pathetischen Behauptungen könnte hier nichts schaden. Nur von den Schülern der höheren Lehranstalten hat GRIESBACH geredet, die Volksschulen hat er gänzlich von seinen Untersuchungen ausgeschlossen. Nun haben doch aber die allermeisten Soldaten nur die Volksschule besucht; sollte wirklich die höhere Schule diesen vaterlandsschädigenden Einflufs ausüben, so würde davon doch nur ein sehr geringer Prozentsatz getroffen. Also in dieser Hinsicht dürfte das Vaterland nicht bedroht werden. Aber wenn man nun einmal bei den hübschen Worten: »Das Vaterland wird bedroht!« bleiben will, so könnte das allerdings in etwas anderer Weise geschehen, als in der, welche GRIESBACH mit schwungvollen Worten an die Wand malt. Würden die Schulverwaltungen wirklich sich herbeilassen und die Anforderungen noch mehr herabsetzen, so würden alle Schüler weniger gut vorbereitet in ihren späteren Beruf eintreten, und noch mehr an Körper und Geist gleich Ungeeignete sich zum Studium drängen und in die führenden Kreise der Nation würden noch mehr hineinkommen, die den Anforderungen des künftigen Berufes nicht gewachsen sind. Daran mufs festgehalten werden, wer an Geist und Körper nicht zum ernsten Studium geeignet ist, gehört nicht auf die höheren Schulen, gehört nicht auf die Hochschulen. Es wäre immerhin zu erwägen, ob die Anforderungen der Schule nicht vielleicht heraufzusetzen seien, damit nur diejenigen, die

an Geist und Körper zu ernster Wissenschaft befähigt sind, sich diesen auch widmen. Darin ist Mosso wohl recht zu geben, wenn er in seinem oben besprochenen Buch »Über die Ermüdung« eine ähnliche Forderung stellt.

Nach diesen allgemeinen Erörterungen über die Griesbachsche Methode überhaupt und seinen Verallgemeinerungen und Forderungen ist es nützlich, noch einen Blick auf einzelne Messungen zu werfen. Eigentümlich ist, wenn bei jedem untersuchten Schüler angegeben ist die Haarfarbe, die Farbe der Augen, die Körperlänge, bei einigen auch, ob sie Sommersprossen, ob Rillen auf der Zungenschleimhaut, markierte Züge um Nase, Mund etc. haben. Was derartige Angaben mit der Ermüdung zu thun haben, ist in keiner Weise einzusehen; der Verfasser giebt auch nicht die Gründe dieser Bemerkungen an. Im allgemeinen ist zuzugeben, dafs mit der Arbeitszeit die Feinheit des Empfindungsvermögens abnimmt. Aber damit ist noch nicht, wie gezeigt wurde, die Ermüdung gemessen; und vor allem eine Überbürdung in keiner Weise nachgewiesen. Aber selbst wenn man theoretisch keine Einwendungen gegen die Methode machen wollte, so würden einige Zahlenbeispiele zeigen, dafs die Methode praktisch wertlos ist. Zunächst mufs auffallen, dafs dies Unterscheidungsvermögen der Haut morgens 7 Uhr und am Sonntag verschieden ist. Das findet aber fast nur bei Schülern statt; bei den untersuchten Lehrlingen ist nichts dergleichen zu bemerken. Dies bestätigt vielleicht das schon oben Ausgesprochene, dafs die Feinheit des Hautgefühls mit abhängt von Spannung, Aufregung etc. Die meisten Schüler mögen sich wohl vor dem Beginn der Schule in einer gewissen Spannung befinden, was bei Lehrlingen nicht der Fall ist. Diese Vermutung wird noch bestätigt durch Messungen der Empfindlichkeit des Hautgefühls bei Schülern, die sich einer Prüfung unterzogen. Bei ihnen war die Feinheit jenes Gefühls sehr herabgesetzt. Die mehrfache Ursache hierfür giebt Griesbach selbst an, indem er schreibt: »Die Ursache hierfür ist zweifelsohne die psychische Erregung, bei einzelnen verbunden mit physischer Unpäfslichkeit.« Der Verfasser hat wohl übersehen, dafs er durch diese Worte seiner Methode das Todesurteil gesprochen hat. Denn Ermüdung soll gemessen werden, gemessen wird, aber nach des Verfassers eigenen Worten, physische Unpäfslichkeit und Ermüdung, während man doch nur die letztere allein messen will. Andere Tabellen zeigen noch überzeugender die Unbrauchbarkeit der ganzen Methode. In Tabelle XXI sind die Zahlen der Messungen an einem Quartaner nach 4stündigem Unterricht in Naturlehre, Latein, Geometrie und Geo-

graphie aufgeführt; diese Zahlen sind kleiner als die, welche morgens 7 Uhr erhalten wurden; der Schüler hätte sich also nach 4stündiger Arbeitszeit erholt. Ähnliches zeigt Tabelle XXII. Ein Schüler derselben Klasse zeigt nach den gleichen Stunden durchschnittlich gleich grofse Hautempfindlichkeit; diesen hätten also die 4 Schulstunden nicht ermüdet. Ein Untertertianer würde nach Angabe dieser Methode (Tab. XXIV) nachmittags 2 Uhr, nachdem er von 7—12 Uhr in Geographie, Turnen, Deutsch, Algebra und Religion unterrichtet worden ist, bedeutend weniger ermüdet sein als morgens 7 Uhr desselben Tages. Ähnliches würde sich nach Tabelle XXVI von einem anderen Untertertianer behaupten lassen, der um 12 Uhr nach 5 Schulstunden (Latein, Naturgeschichte, Latein, Mathematik, Religion) weniger ermüdet ist als am Beginn der Stunden morgens 7 Uhr.

Tabelle XXXII und XL zeigen Entsprechendes. Eine Methode, die in einer ganzen Reihe von Fällen derartige Ungeheuerlichkeiten lehrt, ist in keiner Weise zu irgend welchen Messungen der Ermüdung zu gebrauchen. Diese Zahlenbeispiele beweisen, dafs die Verwerfung der Methode aus allgemeinen Gründen durchaus berechtigt ist.

Man sieht, die bis jetzt angewendeten, sich auf äufsere Merkmale stützenden Methoden zum Studium der Ermüdung sind ungeeignet. Es sind nun, wie schon einleitend bemerkt wurde, auch noch psychologische Methoden zu diesem Studium benutzt worden. Dieselben sind prinzipiell richtig; daher ist eine allgemeine Besprechung derselben überflüssig. Leider sind sie in einem noch zu geringem Umfang angestellt, um schon jetzt allgemeine Folgerungen aus ihnen ziehen zu können; Einzelheiten derselben sind schon recht interessant. Vielleicht dienen die in gröfserem Mafsstab angestellten Untersuchungen dazu, die Meinung immer mehr zu verbreiten, dafs der Nachmittagsunterricht vollständig zu verwerfen ist. Es würde sehr erfreulich sein, wenn Untersuchungen der Ermüdung mit psychologischen Methoden in gröfserem Umfang angestellt würden.

Die Bekenntnisschriften, die Kirche und der evangelische Religionslehrer

Von

Ernst Heyn in Erfurt

(Schlufs)

II

Wie verhält sich hiernach der Religionslehrer zu den Bekenntnisschriften? Das Negative liegt auf der Hand. Prinzipiell kann er sie

als eine bindende Norm in irgend einer Weise nicht anerkennen. Man wird auch vergeblich irgend welche Modifizierungen in »eine Formel zu bringen suchen«: wie mühselig waren doch die Bemühungen, das »Wesentliche« vom Unwesentlichen zu scheiden oder ihren »Typus« retten zu wollen. Der thatsächliche Erfolg war dort nur der, dafs man einsehen mufste, dafs über Bord geworfene Glaubenssätze der Symbole zu dem Wesen des alten Protestantismus gehörten, und dafs daher trotz einschränkender Verpflichtungen der Geistlichen »quatenus cum Sp. S. consentiunt«, die Symbole mehr und mehr in Vergessenheit gerieten.[1] Und welches Verfahren soll man in verschiedenen Provinzen einschlagen? Der Lehrer, der aus Brandenburg nach Sachsen versetzt würde, würde sich plötzlich um die Konkordienformel kümmern, die er früher nicht zu beachten brauchte; wer aus Hannover nach einer der alten Provinzen käme, würde, wenn er anders mit der Union wirklich Ernst macht, auch die reformierten Symbole berücksichtigen. Gleichwohl ist den Geistlichen gegenüber in der Kirche ja immer wieder der Versuch gemacht worden, sie unter das Joch des »offiziellen Bekenntnisses« zu spannen. Nur zum Schaden der Kirche! Man lese nur die »Herzensergüsse eines Theologen« über die »Lehrfrage.«[2] Da windet sich ein zweifellos ebenso geistig bedeutender wie wahrhaft christlicher Geistlicher unter dieser Last. Vielleicht sind die Unentwegten auch bei ihm gleich bei der Hand, ihm — zur Abdankung zuzureden. Warum thut er's nicht? Vielleicht kennt er manchen aus seiner Gemeinde, der nach anderer Speise verlangt als der offiziell bereiteten. Vielleicht traut er diesen ehrwürdigen Vermächtnissen unserer Väter nicht mehr die Kraft zu, dem Ansturme der unterwühlenden Mächte, die mit den Mitteln des modernen Denkens arbeiten, stand zu halten. Vielleicht ist er für die Kirche zu demselben Resultate gekommen, vor dem wir jetzt für die Schule stehen. Was ist es denn im Grunde anderes, das die besten Köpfe unter den Pädagogen nach einer Reform im Religionsunterricht schreien läfst, als die Einsicht, dafs der bisherige unentwegt bekenntnisgetreue Religionsunterricht namentlich unserer Volksschulen und Lehrerseminare wenig Früchte gebracht hat?[3] Man vergleiche nur einmal recht sorgfältig die Reformvorschläge selbst so positiver Theologen wie eines Bang, Just, Hempel mit den Symbolen: was sie an

[1]) Näheres schon bei Weiss, Archiv des Kirchenrechts 1837, Bd. V, H. 3 ff.

[2]) Christliche Welt 1897, Nr. 11.

[3]) In dieser Meinung ist der Verfasser durch einen Aufsatz in der Allg. luth. K. Z. (1897, Nr. 41. Zum heutigen Religions-Unterricht in der Volksschule V), der das Gegenteil behauptet, nichts weniger als wankend geworden.

Reform bringen, das geschieht alles auf Kosten der Übereinstimmung mit den Bekenntnissen.[1]) Und wir Lehrer sollten uns selbst freiwillig in die Zwangsjacke der Bekenntnisbücher einzwängen lassen?

Sind wir denn überhaupt der Kirche — man verstehe mich recht: der äufsern sichtbaren Kirchengemeinschaft direkt verantwortlich? Unser Amt ist aus der Gemeinde oder dem Staate hervorgegangen, und dem Staate sind wir verantwortlich.[2]) So ganz einfach liegt die Sache beim Religionsunterrichte allerdings nicht. Nach Art. 24 der Verfassung ist die Leitung des Religionsunterrichts in den Volksschulen den Religionsgesellschaften zugewiesen. Die äufserste Linke in der pädagogischen Fortschrittspartei und manche der Unentwegten stimmen daher dafür, den ganzen Religionsunterricht offiziell den Lehrern abzunehmen und den Geistlichen zu übertragen. Welche

---

[1]) Z. B. die in den Symbolen vorausgesetzte Anselmsche Genugthuungslehre CA 10 (I 4), die rein objektiv (als ein für allemal geschehener Akt) gefafste Versöhnung und die als Kardinalpunkt (AS II 1) hingestellte Scheidung der Rechtfertigung von der Heiligung — mit folgenden Äufserungen:

a) Bang: Ich halte diese Auffassung von der Notwendigkeit des Kreuzestodes Christi (wonach dieser nämlich »der Beweis von Gottes und des Heilands Liebe ist, die mich antreibt, seinem Vorbilde im Kampfe gegen die Sünde nachzufolgen — Erinnerung an Könige und Feldherren, die mit ihrem Tode ihr Heer zu neuem Kampfesmute entflammten«) für viel fruchtbarer als die, nach welcher Christus sterben mufste, um die zürnende Gerechtigkeit Gottes zu versöhnen. (Leben Jesu[2] S. 160 ff.) — Vergl. Eibach, den Bang citiert (ebd. S. 167: Beides, »wahrhaftiger Mensch etc.« wird am einfachsten und durchaus biblisch ausgedrückt durch die Worte: Er ist Gottes Sohn, und er ist des Menschen Sohn.

b) Just: Christus hat mich »erlöst«, d. i. losgemacht von allen Sünden = von der Selbstsucht, die den Vater vergifst...., »von der Gewalt des Teufels« = von der Herrschaft des Bösen in mir .... indem er auch in mir die Kraft erweckt, sich der Herrschaft des Bösen zu entziehen.« Vergl. er ist »wahrhaftiger Gott« = (!) bei seiner Geburt wird der Himmel aufgethan und die himmlischen Heerscharen sangen ihr Loblied: Ehre.... (Der abschliefsende Katechismusunterr. Hft. II. Altenburg 1897, S. 6. 7. 4.)

c) Hempel: Das Wort »gewinnen« (im II. Art.) läfst eine doppelte Auslegung zu. Entweder fafst man es in dem Sinne, durch Kampf dem Feinde abgewinnen (das wäre die Auffassung der Symbole); oder man erklärt es, das Herz gewinnen und so auch innerlich zum Eigentume machen... Ich verkenne nicht, dafs das Perfektum einige Schwierigkeit macht, weil das Gewinnen (im letzteren Sinne) mehr als eine fortlaufende Thätigkeit erscheint.... (Aber:) so läfst sich die That Christi auch nach Seiten ihrer den Menschen umwandelnden Wirkung schon hier verstehen. (Zum Katechismus-Unterrichte[2] Leipzig 1888, S. 90). Ähnlich bekanntlich schon Kahle, Palmer etc.

[2]) Vergl. I S. 44 (die »Magistrate«). Dazu: § 9 des Allg. Landrechts, Art. 23 der preufs. Verfassung.

Gründe dagegen sprechen, ist oft genug ausgesprochen[1]) und braucht deshalb hier nicht wiederholt zu werden. Wie können wir auch verlangen, dafs Männer, die durch ihren sonstigen verantwortungsvollen Beruf genugsam in Anspruch genommen werden, die aufserhalb des ganzen Schulbetriebes stehen, dafs diese Männer sich um die gewaltige pädagogische Reformbewegung, wie sie mit dem Bienenfleifs unseres Ross[2]) und von Seyring[3]) zusammengestellt ist, sich zu bekümmern Zeit haben, oder dafs sie das Pensum der einzelnen Klassen in den verschiedensten Schulen in die rechte Stellung zu den übrigen Fächern zu setzen verstehen? Es soll das keine Herabsetzung des geistlichen Berufes sein; aber es giebt eben mancherlei Gaben und einen Geist. Überall schreitet die Differenzierung der Berufe vor. — Dieselben Bedenken aber bleiben bestehen, wenn ihnen statt des Unterrichts »die Leitung« übertragen werden soll, vorausgesetzt, dafs das Wort scharf gefafst wird. Ja dann kommt noch die zweite Schwierigkeit einer Doppelaufsicht hinzu. Nichts gefährlicher als Kompetenzkonflikte. Die müfsten aber zwischen den Geistlichen und dem Rektor oder dem Kreisschulinspektor, oder, da neuerdings auch noch auf andere als auf Volksschulen jener Artikel angewandt werden soll,[4]) dem Direktor der Schule irgend einmal entstehen. Mit andern Worten: das Wort »Leitung des Religionsunterrichts« kann diesen Sinn, solange er nicht, wie es in dem gescheiterten Zedlitzschen Schulgesetzentwurfe geschehen sollte, authentisch so interpretiert wird, nicht haben. Bis dahin aber, meine ich, thun namentlich wir Lehrer gut, ja nicht daran zu rühren, und ängstlich jeden Schein zu vermeiden, als ob wir zu unsern vielen Beaufsichtigungen noch vielleicht einen neuen Beaufsichtiger herbeisehnten.

Es bleibt dabei: wir sind als Lehrer aller Kategorieen innerlich nur Gott und unserm Gewissen, äufserlich — jedenfalls direkt — dem Staate oder der Gemeinde[5]) verantwortlich. Nun da scheint ja

[1]) Vergl. u. a. Karl Richters Schlufsbetrachtung zu: Salzmann, Über die wirksamsten Mittel den Kindern Religion beizubringen (Leipzig[2], Sigismund & Volkening). — Jenen Vorschlag erneuert die Allg. luth. K. Z. a. a. O.: der Verf. zitiert — den Rachepsalm »Ist es nicht recht, ihnen das Amt zu nehmen nach dem Worte, sein Amt empfange ein anderer, Ps. 109, 8?«

[2]) Heft 9 der Mitteilungen des Vereins der Freunde Herb. Päd. (Langensalza, Hermann Beyer & Söhne.)

[3]) Führer durch die Litt. des ev. R.-Unt. an höhern Schulen (1886—1895). (Berlin, Reuther & Reichardt, 1896.)

[4]) Ministerial-Verfügung vom 27. Juni 1893 (Centralblatt 1893, S. 653).

[5]) Also auch den Eltern, die ja Glieder der Gemeinde sind und im Schulvorstande als beteiligte Interessenten vertreten sind; vergl. S. 121 und Reins Vortrag und Thesen am national-sozialen Delegiertentage in Erfurt am 29. Oktober 1897.

allerdings, da die letztern beiden mit keinem Bekenntnisse aufzuwarten haben, das nicht verschiedener Deutung fähig wäre, der Willkür Thor und Thür geöffnet? Da scheint die Angst der Juristen vor einer Zersplitterung eines gesetzlich geordneten Gemeinwesens gerechtfertigt? Da scheint Hans Naseweis herrschen zu sollen in der Gelehrtenrepublik? Scheint es wirklich? Ich denke, wir haben gesehen, daſs die ideale Kirche die empirische überall zur Voraussetzung hat. Der Lehrer soll die reale Kirche der Vergangenheit wie der Gegenwart mit Ehrfurcht behandeln.

Der Vergangenheit! Die Meinung, als ob wir uns lediglich auf das Urchristentum beschränken müſsten und die Dogmengeschichte als eine »Rumpelkammer menschlicher Narrheiten« oder milder ausgedrückt »als eine Geschichte der Irrtümer« anzusehen hätten, diese Meinung widerspricht dem Worte Christi, wonach das Gottesreich sich mit immanenter Triebkraft entwickeln soll. Auch in den Bekenntnisschriften wird der Lehrer den religiösen Kern herausschälen oder das was sie gemeint haben aussprechen, wenn er es auch in anderer Form als jene aussprechen mag.

Zwar das Dogma der Erbsünde in ihrer fürchterlichen, die Herzen, namentlich die Kinderherzen ängstigenden Gestalt ist vorüber; aber es bleibt das tiefe Gefühl der eignen Sündhaftigkeit, das Bewuſstsein, daſs Neigungen schon in dem zweifellos vorhandenen Egoismus der Kinder schlummern, die zur Sünde zu werden drohen, sobald die Zustimmung des Willens und der Vernunft dazu kommt. — Den metaphysischen inkarnierten Gott hat eigentlich schon die Orthodoxie aufgehoben; denn »das ist kein Gott, der zeitweilig seines eignen Bewuſstseins freiwillig oder gezwungen verlustig gegangen ist« (Hase); aber schon die altkirchlichen Dogmatiker ahnten etwas allgemein Menschliches darin, wenn sie sich zum Beweise auf die Stelle Ps. 8, 3 beriefen, die von Menschen überhaupt gemeint ist. Aber es bleibt die Einheit der Liebe zwischen dem Menschensohne und Gott; es bleibt der Kern, der zu allen Zeiten auch nur gemeint ist, daſs sich Christus zum Gottmenschen entwickelt hat durch völlige Entfaltung des rein Menschlichen zur Einheit mit dem Göttlichen. Und es ist von berufener Seite anerkannt worden, daſs wir in der Schule, da »nur von Person zu Person sich in der Menschheit alles Groſse entwickelt«, auch nur mit solch einem Christus etwas anfangen können.[1]) — Die Anselmsche Satisfaktionstheorie auch der Symbole wird trotz ihrer

[1]) Rein in der Schluſsbemerkung zu den Mitteilungen des Vereins d. Freunde Herb. Päd. Nr. 9.

bewundernswerten Schärfe nicht mehr zum Leben erweckt; aber selbst von dieser Theorie aus werden wir von selbst auf den natürlichen Boden zurückgeführt, sobald anerkannt ist, dafs jeder Mensch so »mit ihm gestorben und begraben werden soll« und das Schwerste opfere, was ihm möglich ist, nämlich sein Herz mit all seiner Selbstsucht als dem Gegensatze der Gottesliebe oder der Hingabe an das Gottesreich.[1]) Und es bleibt abzuwarten, ob wir nicht hiermit mehr Erfolg haben werden als mit jener Auffassung, wo wiederum keine Brücke ist zwischen dem fern und unnahbar vor den Kindern stehenden Christus, einem Christus, für dessen Leiden Luther konsequenterweise kein Mitleid dulden wollte. — Die Inspiration der Bibel wird man durch keine »Formel«, so sehr man danach »suchen« mag, mehr retten können; aber es bleibt die Bibel als ehrwürdige Urkunde des ersten Christentums und als Ausgangspunkt der ganzen Entwicklung der Kirche, und im Zusammenhange damit der antischwärmerische Geist, der da weifs, dafs wir ohne das Walten des heiligen Geistes in der Geschichte der Menschheit, der »gebunden ist an Wort und Sakrament«, nimmermehr plötzlich durch ein »lumen internum« die Wahrheit hätten, die durch tausend Kanäle von der ersten Urquelle auch Juden und Heiden, ohne dafs sie es zugeben wollen, zugeströmt ist. — Und fassen wir zusammen, so fällt auch die Spekulation über die Dreieinigkeit im orthodoxen Sinne als etwas, womit wir in der Schule ja doch nichts anzufangen wissen, weg;[2]) aber es bleibt der schlichte Glaube an Vater, Sohn und Geist, oder um hier mit den für mich klassischen Worten des wackern Hase zu schliefsen, die Rückkehr zum rein praktischen Inhalte der Taufformel-Trinität: Gott ein Vater über alles, mit ihm die Menschheit durch den Menschen, der ein Gottessohn in der einen Hinsicht immer gewesen, in der andern geworden ist, in neuer Liebe vereint, auf dafs alle durch den freien und heiligen Gemeingeist der Kirche Kinder Gottes werden und Gott alles in allem.

Der Lehrer soll aber auch die Kirche der Gegenwart mit Ehrfurcht behandeln, noch mehr: es sollen z. B. »die Elementar- und niedern Bürgerschulen Vorbereitungsanstalten für die Kirche sein.«[3])

---

[1]) Vergl. Röm. 6, 4—6. 8, 17; Gal. 2, 19. 5, 24; Eph. 2, 5 ff.; 2. Kor. 5, 14 ff.

[2]) Vergl. Melanchthon loc. Praef. Ed. princ. »Was haben die Scholastiker die Jahrhunderte hindurch damit erreicht, dafs sie auf die Lehre von der Trinitas dei etc. so viel Mühe verwandt haben?«

[3]) Instruktion für die Generalsuperintendenten vom 24. Mai 1829. Wiese, Verordnungen etc. Berlin 1867. I, S. 9f.

Er soll zur Kirchlichkeit erziehen. Was heifst aber Erziehung zur Kirchlichkeit? Kirchlichkeit besteht nicht in einer Unterordnung unter Glaubensauffassungen einer bestimmten herrschenden Kirchenpartei. Kirchlichkeit ist — ich befinde mich mit dieser Auffassung in sehr »guter Gesellschaft« [1]) — »ist eine Tugend, eine eigentümliche Bestimmtheit des christlichen Denkens und Fühlens wie des christlichen Wandels, darin bestehend, dafs bei dem einzelnen . . . zugleich der Gemeinschaftstrieb lebendig ist, so dafs er z. B. das Bedürfnis hat, seinen Gottesdienst als einen gemeinsamen zu feiern; [2]) dafs er die Gemeinschaft christlichen Lebens in derjenigen Kirche sucht, zu der er sich bekennt, in der er . . . eine in der Geschichte wurzelnde Gestalt des Reiches Gottes erkennt; . . . dafs er daher auch mithilft, dafs ihre Schäden, soweit dies in menschlicher Gewalt liegt, geheilt, soweit sie . . unter gegebenen Verhältnissen unvermeidlich sind, zwar nicht geleugnet oder gleifsnerisch beschönigt, aber bei allem Zugestehen in Geduld getragen werden. Kurz, sie ist ihr gegenüber dieselbe Pietät, wie der Familiensinn, wie die Vaterlandsliebe.«

Mit einer solchen Auffassung aber läfst sich sehr wohl vereinigen, vielmehr, ist unzertrennlich verbunden der Respekt auch vor dem, was man wenig zutreffend die Forschungen der modernen Theologie nennt. Sonst dürfte er sich aus Furcht vor dem neuen Protestantismus, von dessen Geiste auch gewifs mancher Prediger der sichtbaren Kirche erfüllt sein wird, aus der Kirche hinausflüchten und in dem Separatismus, der Sektenbildung, sein Heil suchen. — Deshalb soll der Lehrer dafür sorgen, dafs die aufgefundene Wahrheit nicht für ihn selbst nur da ist, sondern dafs sie auch — mit pädagogischem Takte — besonnen ins Volksleben übergeführt wird. Wir begegnen heute einem Hunger des Volkes auch nach mehr Brot des Lebens, dem jedenfalls tüchtige Geister mit einer Offenheit, die man früher bei Kirchendienern für unmöglich hielt, entgegenzukommen suchen. Wir wollen das Volk nicht mehr mit den Mitteln einer längst veralteten theologischen Wissenschaft speisen; [3])

[1]) Palmer, Artikel Kirche in Schmids Encyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens.[2] S. 15. (Gotha 1881.)

[2]) Vergl. Rückert, Weisheit des Brahmanen. I, 16:

»Du sondre kalt und stolz dich nicht von der Gemeine
Der Betenden, weil du so gut es kannst alleine.
Zwar Gott ist überall, und nie wird in der Schar
Ihn finden, wem er nicht bereits im Herzen war.
Doch wo der Scheiter viel in einer Flamme brennen,
Wird das Gefühl es an vermehrter Glut erkennen.

[3]) Vergl. hierzu Göhre, 3 Monate Fabrikarbeiter. S. 156 ff. 190.

wir wollen ihm das Beste geben, was wir selbst besitzen, wie die Popularisierungen der Naturwissenschaft auch nicht mehr mit den Mitteln eines Baco v. Verulam kämpfen, sondern ihre wissenschaftlichen Ergebnisse popularisieren. — Dann thun wir auch den Eltern gegenüber die von uns (s. den Eingang) verlangte Pflicht. Zwar allen Eltern werden wir es nimmermehr mit diesem unserm Bekenntnis recht machen; sein wir zufrieden, wenn wir es »allen Eltern« insofern recht machen, als sie die Früchte des Unterrichts wahrnehmen, und als wir die Kinderseelen vor Ärgernis bewahren. Aber wir haben doch auch Pflichten der Wahrhaftigkeit nicht blofs den Kindern »bekenntnistreuer« Eltern gegenüber, sondern auch anderer Eltern, die weniger unentwegt dastehen, und anderer, deren Hochmut dem Religionsunterrichte gegenüber — ich spreche aus Erfahrung — nicht besser gebrochen wird, als wenn wir ihnen zeigen, dafs der Religionsunterricht in ganz eminenter Weise auch die Denkfähigkeit der Schüler in Anspruch nimmt. Eine populäre Philosophie soll der Religionsunterricht auch enthalten. Das alles aber ist allerdings nicht möglich, ohne dafs der Lehrer für sich gelegentlich in einen — kontradiktorischen oder konträren — Gegensatz zu den Bekenntnisschriften gerät.

Einen Nachteil mag allerdings solche Freiheit den Bekenntnisschriften gegenüber mit sich bringen: die völlige Einerleiheit des Religionsunterrichts von Basel bis Königsberg mag darunter leiden. –

Aber hierfür giebt es zunächst ein gewisses Korrektiv in den gesetzlichen Bestimmungen über die geistliche Beaufsichtigung dieses Unterrichtes.[1] Allerdings eine Leitung des Religionsunterrichtes im eigentlichen Sinne kann damit doch nicht gemeint sein, sondern eine billige Berücksichtigung derer, die ein sachverständiges Urteil abzugeben befähigt sind, ob der Unterricht dem Geiste der evangelischen Kirche gerecht werde. Dazu stimmen durchaus die Ausführungsanweisungen jener Verordnungen.[2] — Was aber für höhere Schulen als ein einfaches und billiges Verfahren gesetzlich anerkannt ist, das sollte für andere Schulen, deren Charakter sich seit 1829 denn doch gewaltig geändert hat, auch gelten: das Anhören eines rein theologischen

---

[1]) Sie wird bei den evang. höhern Schulen durch die General-Superintendenten geübt, Instruktion vom 14. Mai 1829. (Wiese a. a. O.) Vergl. Eisenacher Kirchen-Konferenz 1897, 5. Beschlufs.

[2]) Alle »Bemerkungen sollen zu weiterer Vermittlung an die betreffenden Königlichen Schulbehörden gerichtet werden.« Dazu noch Minist.-Verfass. vom 9. November 1868.

Gutachtens, worüber in letzter Linie nur die Königlichen Behörden zu entscheiden haben.[1])

Immerhin wird, da wir ja ein offizielles Bekenntnis, das nicht verschieden aufgefafst werden könnte, nicht besitzen, eine völlige bekenntnisgemäfse Uniformierung des Unterrichts damit keineswegs garantiert. Aber ist das wirklich ein Nachteil? »Wozu, fragt der Verfasser der Herzensergüsse, wäre die zweite Kirche da, als dafs in ihr Freiheit sein soll? Freiheit führt naturnotwendig zur Mannigfaltigkeit. Das sieht man in der Natur überall. Nirgends in Gottes ganzer Welt ist Uniform, nur dort, wo Menschen dekretieren. Geht hin auf hohe Berge, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual; frei, scheinbar gesetz- und regellos streckt alles sich dem Himmelslicht entgegen . . . Wie? derselbe Gott, der kein Blatt gleich dem andern schafft . . . der weifs und schwarz und rot und gelb und braun die Leiber der Menschen schuf in unendlich vielen Typen — der hätte plötzlich gekargt beim Höchsten, das er schuf, beim Menschengeist? Doch nein, gekargt hat er ja nicht! O welch eine Fülle des Reichtums! Aber vielleicht wäre ihm bange geworden ob dem bunten Gedränge der Geister, die er ins Dasein blies? er rief den Däumling Mensch zu Hilfe: Auf! schneidet und stutzt!? — Geht, der im Himmel sitzt, lacht über euch.« Ein solcher Subjektivismus hat das Gute, dafs die Funken des eignen Geistes Feuer erregen im Herzen des andern. Und schliefslich, um mit Wundt zu sprechen, individualisiert sich der Mensch nicht, um sich bleibend von der Gemeinschaft zu lösen, sondern um sich ihr mit reicher entwickelten Kräften zurückzugeben. — darum, weg »mit der Uniformierung der Geister!«

Und ein Gemeinsames bleibt doch bei aller Mannigfaltigkeit. Es geht ein Ruf durch die pädagogische Welt, das Leben Jesu in den Mittelpunkt zu setzen — das Leben Jesu, seine Person, nicht Spekulationen über seine »Naturen«. Auch darin (vergl. S. 116 o. und Anm. 1) kommt die Pädagogik von andern, zum Teil psychologischen, Gesichtspunkten aus zu demselben Resultate wie die Theologie. Nippolds Verdienst ist es, diese Besinnung aller Parteien auf den gemeinsamen Ursprung des Christentums immer von neuem gefordert

---

[1]) Indes erklärt selbst Zange (Didaktik und Methodik des Religions-Unterrichts München 1897. S. 47), dafs trotz manchen Segens solcher Inspektionen — »doch dadurch die thatsächlichen Leistungen des Religions-Unterrichts, der Geist, in dem er gegeben wird, kaum festgestellt werden können, und dafs es daher sehr gewagt wäre, auf die Berichte über solche Revisionen positive Urteile zu gründen.«

zu haben.[1]) Für die zahlreiche RITSCHL'sche Schule ist »Jesu geschichtliche Person in der Einheit ihres Redens, Thuns, Leidens Erkenntnisgrund für alle christlich-religiösen Anschauungen und Organisationspunkt der Dogmatik.« Wenn nun die positive Richtung statt dessen den »erhöhten Christus« setzen will (KÄHLER) oder den »ganzen Christus der apostolischen Verkündigung«, wie er im apostolischen Symbolum uns vor Augen gestellt wird (CREMER), so kann die RITSCHL-Schule trotzdem auf Verständigung auch mit ihr hoffen, wie das neuerdings ausgesprochen ist.[1]) Denn zunächst soll doch der »erhöhte Christus« und der Jesus der Geschichte dieselbe Person sein: wer will es mir verdenken, wenn ich den zum Mittelpunkt mache, von dem ich genauere, jedenfalls für mich erkennbarere Kunde habe. Sodann gehört zur Person Jesu allerdings auch ihre Wirkungskraft auf das persönliche Leben anderer, und darin sind ja die Zeugnisse der Glaubenden von all dem, was sie bei ihm gefunden haben wollen, mit eingeschlossen. Wenn nun aber auch alle diese Zeugnisse z. B. des Apostolikums für das Glaubensleben gleich wichtig wären oder sind: so müssen sie doch, wenn sie nicht als lauter Einzelheiten wieder auseinanderfallen sollen, eine sie alle verbindende Einheit haben. Und welche Einheit ist das? Offenbar keine andere als der geschichtliche Jesus mit dem uns erkennbaren Inhalte seines Lebens, von dem das alles ausgesagt wird. — Und wenn andererseits auch von den entschiedensten »Liberalen« zuweilen nicht die geschichtliche Person Jesu, sondern das in ihr dargestellte Prinzip als das hingestellt wird, was uns im Innersten ergreife (O. PFLEIDERER), so müfsen doch auch sie zugeben, dafs das im Bewufstsein der Gemeinde sich fortpflanzende Ideal christlicher Frömmigkeit von der geschichtlichen Person Jesu — mindestens ausgegangen ist. Für die Schule aber wird es allerdings von selbst notwendig, statt des abstrakten Ideals die konkrete Person zu haben.

Kurz: hier haben wir die Einheit bei aller Mannigfaltigkeit. Und deshalb sagen wir nach Luther: treiben sie die Bekenntnis-

---

[1]) Z. B. im Handbuch der neuesten K. G. — das wenigstens in einer Schulbibliothek schon deshalb nicht fehlen sollte, weil in ihm zuerst eine zusammenhängende Darstellung der Leben-Jesu-Bewegung geboten ist — III, 1 (Berlin 1890) S. 47. 189. 521 u. ö. — zu den »Herzensergüssen« vergl. Handb. III, 1, S. 593.

[1]) REISCHLE, Der Streit über die Begründung des Glaubens auf den »geschichtlichen« Jesus Christus. Zeitschr. für Theol. u. Kirche 1897 III (S. 171—264). Von positiver Seite: GUSTAV ECKE, Die theologische Schule ALBR. RITSCHLS, I. Berlin (REUTHER & REICHARD) 1897. S. 6 ff. — (Der Verf. dieses Aufsatzes will sich übrigens durch die obigen Ausführungen keineswegs als Ritschlianer bekennen.)

schriften wider Christus, so treiben wir Christus wider die Bekenntnisschriften.

Und ist nun der Lehrer trotz allem und allem noch immer unsicher, ob er auf dem rechten Wege ist, so scheint mir der richtigere Weg, vielleicht privatim mit einem Prediger zu sprechen. Ich habe von unserm modernen Predigergeschlecht speziell in Thüringen eine zu gute Meinung, als dafs ich glauben könnte, dafs ihn die (Ausnahmen giebt's natürlich) nach der Norm der Bekenntnisse beurteilen werden. Offiziell aber mag er seinen Vorgesetzten fragen,[1] der ja wohl auch sonst Gelegenheit gehabt haben wird, sich von dem Unterrichtsbetriebe zu überzeugen. Ist der nicht damit einverstanden, nun dann mufs er sich allerdings bescheiden, wird es vielmehr selber wünschen, wenn der Religionsunterricht in berufenere Hände gelegt wird. Das wäre dann »mannhaft zu tragen«. Auf die Gans wird der Schwan doch folgen; die Reform geht ihren Weg.

Reform! heifst's heute auf allen Gebieten. Reformen gehen nicht immer von den herrschenden Sphären aus, nicht einmal von den Zunftgelehrten. Der Entdecker des Blutkreislaufs und der Erfinder der Wasserheilkunde waren Laien in der Medizin. Die Nationalökonomie hat die wirksamsten Anstöfse von Marx und Engels empfangen. Die Verkünder des Christentums gehörten nicht der herrschenden Klasse der Pharisäer und Sadducäer an. Die Hüter des offiziellen Bekenntnisses im 16. Jahrhundert haben keine Reform gebracht. Pestalozzi verwaltete kein offizielles Amt. Wie viel Papier ist beschrieben worden von Pädagogen und wie viel Klagen sind laut geworden von Laien, ehe die allgemeinen Bestimmungen oder die neuen Lehrpläne für die höheren Schulen oder die ministeriellen Bestimmungen für das höhere Mädchenschulwesen die vorwärts gehende Entwicklung gesetzlich, aber auch immer nur vorsichtig, festlegten.

Wollt ihr im Ernste Reformen, so schaut nicht nur in kindlichem Vertrauen auf die Gaben der gesetzlichen Hüter des »Offiziellen«, die naturgemäfs abwarten müssen, sondern arbeitet selbst daran, und wo es angebracht ist, bittet und fordert. Vielleicht, dafs man auch mit euch nach dem Worte Luk. 2, 8. verfährt: »ich sage euch: und ob er nicht aufsteht und giebt ihm (der ihn bittet), darum dafs er sein Freund ist, so wird er doch um seines unverschämten Geilens willen aufstehen und ihm geben, so viel er bedarf.«

[1] Ihn sich an den Vertreter der Kirche als an seinen Vorgesetzten wenden zu lassen, würde sich hoffentlich der Direktor oder Kreisschulinspektor als eine instanzenwidrige Ignorierung seiner Befugnisse verbitten.



B Mitteilungen

1. Das Zeichnen nach Gips

nach Gutachten von Künstlern, Gegenwart 1897, Heft 13, 14, 15

von Professor **Robert Bauer** in München

Ein längerer durch einige Nummern laufender Artikel der »Gegenwart« enthielt 32 Gutachten von mehr oder minder bekannten Künstlern über das Zeichnen nach Gips. Diese Gutachten waren von der Redaktion der Gegenwart erbeten worden und die an die Herren Künstler gestellten Fragen lauteten: »Halten Sie das Zeichnen nach Gips für ein Studium nach Natur? und für nützlich? Diese Fragen, für den weniger Beteiligten ganz harmlos klingend, sind es in der That nicht. Sie sind auch von den befragten Künstlern in ihrem ganzen Ernst aufgefafst worden. Berühren sie doch einschneidend den Kunstunterricht, wie er seit Jahrhunderten an allen Kunstschulen üblich gewesen und mit dessen Hilfe fast alle unsere bedeutendsten Künstler grofs geworden sind. Und hängen sie nicht engstens zusammen mit den allerneuesten Bestrebungen in der Kunst und scheinen ihr fast Lebensfrage. Ihre Bedeutung überschreitet aber auch weit die Grenzen des eigentlichen Kunstunterrichts und greift hinüber in den Zeichenunterricht der Schulen. Und ist hier vielleicht noch gefährdender wie dort. Denn in den Akademieen und Kunstschulen beruht der ganze Lehrplan auf durch blofse Erfahrung gefestigter Grundlage, die noch durch ein überzeugtes Lehrerkollegium getragen wird. Auch bahnen sich besonders hoch beanlagte Künstlernaturen wohl ihren eigenen Weg so oder so. Im Schulzeichenunterricht dagegen befinden wir uns zur Zeit noch auf schwankem unsicherem Boden und die Träger desselben sind nur zum kleinen Teil künstlerisch geschulte und überzeugungsfeste Männer. Auch stehen sie bezüglich Methode und Handhabung derselben in der Mehrzahl jeder auf sich allein. Es ist deshalb wohl angebracht, den Kampf, der dort in der »Gegenwart« entbrannt — denn es läfst sich annehmen, dafs es zunächst nur erst ein orientierendes Vorpostengefecht ist, wenn auch gleich die Kerntruppen herangezogen wurden — hier in einer pädagogischen Zeitschrift zu beachten Selbstverständlich lassen wir sehr gern die persönlichen höchst unerquicklichen Zänkereien, die aufserhalb Berlin wenig Interesse haben und der Wichtigkeit der Sache mehr schaden

als nützen, aufser Betracht. Von den 32 beteiligten Künstlern sind 14 für unbedingtes Festhalten des Zeichnens nach Gips in der bisherigen Weise. Und zwar sind das fast ausnahmslos Namen vom allerbesten Klang: Joh. Schilling, Ludw. Knaus, Defregger, von Gebhardt, Schaper, Gabriel Max, A. v. Werner, Wilh. Busch, Graf Harrach, Friedr. Stahl, Otto Knillo, Gotth. Kuehl, Lechter, Döplar u. a. Unbedingt gegen jede Anwendung von Gipsabgüssen im Unterricht sind 4: Leistikow, Vilma Parlaghi, Max Kruse, Lesser-Ury. Für bedingungsweise Benutzung der Gipse und Betrachten derselben als Naturgegenstände sind 11: Ferd. Keller, Artur Fitger, Thoma, Liebermann, Plincke, Gaulke, Zügel, von Uhde, Franz Stuck, Pecht mackensen, Skarbina. Über den Parteien stehen in der Art ihrer gutachtlichen Äufserung 3: Menzel, Böcklin, Begas. Ungefähr die Hälfte der angeführten Künstler sind akademische Lehrer. Für uns kommen nun weniger in Betracht die ausgesprochenen Freunde. Wir befinden uns mit ihnen auf wohlbekanntem Boden. Ebensowenig die ausgesprochenen Feinde, deren Aussprüche weniger eingehende Begründungen ihrer Ansicht enthalten als sich mit den viel gehörten Schlagworten als geisttödtend, zeitraubend, schablonenhaft, langweilig. begnügen. Erquicklich berühren die kernigen, den Knoten kurz und bündig durchhauenden Aussprüche der Altmeister Adolf Menzel und Arnold Böcklin. Menzel: »Alles Zeichnen ist nützlich und alles Zeichnen auch. Böcklin: »Einem intelligenten, begabten Menschen kann jede Übung im Zeichnen zum Nutzen gereichen. Einem Schafskopf ist alles schädlich.« Unter den Aussprüchen für bedingungsweise Anschauung des Gipses als Natur und seine Benutzung im Unterricht sind eine Anzahl Namen, die wir gewöhnt sind, als die Fahnenträger der neuen Kunstrichtung bezeichnet zu sehen. Gerade ihre Stimmen werden wir hören und etwas näher zu betrachten haben. Sie sind am wenigsten befangen, redlich begründet und enthalten viel Beherzigeswertes. Da sagt der Frankfurter Meister Hans Thoma, der zur Zeit in Italien weilt: »Wenn man nach Gipsabgüssen von schönen Gegenständen, sei es nach der Antike oder der Natur, zeichnet, um den Sinn für Schönheit und Organismus, für sachliche Kenntnis zu bilden, so halte ich dies für gut. Es soll dies aber ein freies Zeichnen sein, wohl recht genau, doch keine Gipsnachahmung, wie sie wohl in den Gipsklassen der Kunstschulen verlangt wird, wo das Gipszeichnen als mechanische Übung aufgefafst wird, um den technischen Vorgang des Zeichnens zu erkennen. Da kommt freilich etwas Totes heraus, und es wäre gewifs anregender und besser, diese Art von Übungen an einfachen Naturkörpern vornehmen zu lassen.« Das heifst doch wohl nichts anderes als, wenn das Zeichnen nach Gips vernünftig und ohne Pedanterie und mit dem steten Hinweis, dafs der Gips nicht Selbstzweck sondern nur Hilfsmittel ist, gehandhabt wird, so ist es gut, im anderen Falle aber ist es nichts wert. Beim schlechten Lehrer dürfte das beim Naturgegenstand wenig besser sein. Es genügt die Bestätigung Thoma's, dafs durch das Gipszeichnen der Sinn für Schönheit und Organismus gefördert zu werden vermag. »Das Haupt der neuen Berliner Richtung« Max Liebermann sagt: »Eigentlich heifst Studium nach der Natur: nach dem Lebenden im Figürlichen, Landschaftlichen etc. Nach Gips bedeutet nach dem Runden im Gegensatz zum Studium nach Vorlageblättern. Nützlich wird das Studium nach Gips wohl stets sein; ob aber ein Studium nach lebendiger Natur vorzuziehen, kann nur individuell beurteilt werden. Wie bei Medikamenten je nach der Dosis ihre Wirkung heilsam oder schädlich, ist das Gipszeichnen dem betreffenden Studierenden anzupassen, als Vorstufe für das Studium nach der lebenden Natur. Nach dem Talente des Einzelnen wird es sich richten,

wieviel nach Gips zu zeichnen ihm vorteilhaft. Das Beste, was man vom Studium nach Gips sagen kann, deucht mir, ist, dafs es nicht schädlich ist, wenigstens für den Anfang.« Abgesehen von jenem wunderlichen Malerdeutsch, nach welchem z. B. ein verendeter Hirsch keine, ein Felsbrocken aber Natur ist, läuft seiner langen Rede kurzer Sinn auch wieder darauf hinaus, was ja jedem tüchtigen Lehrer geläufig sein mufs, dafs nämlich jeder Unterricht sich möglichst der Individualität des Schülers anzupassen habe. Schablonenhaft darf eben nie und nirgends ein guter Unterricht sein. Der Tiermaler Prof. Heinrich Zügel in München (gewifs ein Secessionist vom reinsten Wasser) sagt: »Ich halte das Zeichnen nach Gips für ein Studium nach der Natur (sogenannte tote Natur) im Gegensatz zur Blattvorlage und für minder begabte Menschen nützlich. Hervorragend Begabten schadet es zwar nichts, wird sie aber langweilen und nicht zum Fortschreiten veranlassen, wie das lebende Modell.« Die erste Hälfte, wohl für den gröfseren Teil der akademischen Schüler gemeint, mag immerhin auch für die Zeichenschulen, in denen ja doch fast ausnahmslos minder Begabte sitzen, mafsgebend sein. Dafs aber hervorragend begabte, junge Künstler, namentlich wenn sie nicht gerade Historienmaler werden wollen, event. auch einmal eine Stufe überspringen können, ohne gleich Schiffbruch zu leiden, darf ohne weiteres zugegeben werden. Prof. Fritz v. Uhde in München drückt sich kurz dahin aus: »Ich halte das Zeichnen nach Gips für minderwertiger als das nach Natur.« Für den Künstler ganz selbstverständlich. Es soll ja auch das Gipszeichnen nach Aller Meinung nur eine Vorstufe für die Natur sein. Im Einzelfall würde wohl eher der Gips aber nie die Natur zu entbehren sein. Immerhin aber hält auch v. Uhde das Gipszeichnen für nicht unwesentlich. Prof. Franz Stuck in München: »Gipsabgüsse bleiben natürlich immer ein Surrogat, doch sehe ich nicht ein, inwiefern ein Studium nach Naturabgüssen für Anfänger bei verständiger Leitung von Schaden sein sollte. Dagegen halte ich das Benutzen von Abgüssen nach der Antike zu Schraffierübungen für eine Barbarei.« Im Grunde eine unbedingte Zustimmung zum Studium nach Gips, denn die »Barbarei«, von der Stuck spricht, dürfte doch wohl längst ein überwundener Zopfstandpunkt sein. Fritz Mackensen in Worpswede bei Bremen äufsert sich folgendermafsen: »Das Zeichnen nach Gips kann ich unmöglich für ein Zeichnen nach der Natur halten. Es wird in den meisten Fällen direkt schädlich auf die Entwicklung der künstlerischen Fähigkeiten wirken. Ich halte das Zeichnen nach Naturabgüssen und nach der Antike nur dann für nützlich, so lange es sich beim Schüler um das Erkennen von Verhältnissen und um das Gefühl für Bewegung handelt. Jedes sogenannte Ausführen solcher Zeichnungen ist durchaus verwerflich. Nur ein flottes Skizzieren in Kohle würde anzuraten sein. Ein Zeichnen nach Natur würde selbst solchem Skizzieren vorzuziehen sein, weil die Anregung eine weit gröfsere ist. Will man das Gefühl für Antike heranbilden, wird es durch Anschauen weit leichter zu erlangen sein, als durch zeichnerische Nachbildung kalter Gipsabgüsse.« Bei einem Worpsweder wissen wir, dafs ihm der Erdgeruch über alles geht. Was sind ihm Schönheit und Feinheit der Form? — Wir dürfen deshalb schon anerkennen, wenn Mackensen das Studium nach Gips nicht ganz verwirft. Freilich liegt ein arger Widerspruch darin, dafs er wohl das Zeichnen nach Naturabgüssen und der Antike (!) zum Studium der Verhältnisse und zur Ausbildung des Gefühls für Bewegung (das letztere nicht recht verständlich) wünscht, aber nur mittelst flotten Skizzierens mit Kohle. Jeder Erfahrene weifs aber, was es mit dem flotten Skizzieren eines Anfängers für sein Studium auf sich hat. Wir sehen, mit Ausnahme einiger weniger, nicht gerade der bekanntesten, sind die allermeisten der gefragten Künstler verschiedenster

Richtung entweder ganz unbedingt oder unter Bedingungen, die fast selbstverständlich sind, für das Festhalten des Zeichnens nach Gips. Sei es als Stufe des Naturzeichnens selbst oder als Vorstufe zum Studium der lebendigen Natur. Wir verzichten ausdrücklich auf die Wiedergabe der Gutachten von Künstlern der alten Schule — um diese Bezeichnung, weil einmal eingeführt, zu gebrauchen — als Jos. Schilling, Gebhardt, v. Werner, Defregger u. a. und wollen nur noch das von Ludwig Knaus, den doch wohl niemand zu den schablonenhaften Idealisten rechnen wird, hören: »Das Zeichnen nach über die Natur geformten Abgüssen ist allerdings als Naturstudium sehr wichtig für junge Künstler. Ferner wird denselben durch das Studium und das Zeichnen nach der Antike die Welt der Schönheit und Anmut erschlossen und ich sollte meinen, dafs dagegen die Gefahr einer Einbufse an Originalität kaum in Betracht kommt.« Wer wenig hat, ist eben immer in Angst, dafs ihm von dem Wenigen nichts abhanden komme. Es dürfte nach dem Gehörten wohl kein Zweifel sein, dafs das Gipszeichnen, in rationeller Weise betrieben, nützlich und notwendig ist. Es kommt nun für das Prinzip gar nicht in Betracht, ob etwa da oder dort das Zeichnen nach dem »kalten Gips« zu weit und zu lange getrieben wird, ob durch tüchtige Lehrer mehr darauf zu sehen sei, dafs die Schüler in dem Gips nicht Gips sondern die Natur sich vorzustellen haben. Und dafs nicht, wie das noch oft vorzukommen scheint, eine unendliche kostbare Zeit auf ermüdende Austüpfelei, namentlich des Nebensächlichen verwendet werde. Es ist auch für die Hauptfrage unwesentlich, ob man z. B. für den Landschaftsmaler das Zeichnen nach Gips für notwendig oder entbehrlich halte. Thatsächlich giebt es ja wohl eine ganze Anzahl ganz respektabler Landschaftsmaler, die es ohne Studium nach Gips geworden sind. Ob aber mit Absicht oder durch die Verhältnisse gezwungen, bleibt die Frage. Gewifs ist aber auch hier, dafs eine tüchtige Figur zeichnen zu können, jedem Landschafter wünschenswert sein wird. Und dazu würde auch ihm das Studium nach Gips förderlich gewesen sein. Wir haben der »Gegenwart« dankbar zu sein, dafs sie durch ihre Umfrage die sich da und dort regenden Zweifel in dieser in der That wichtigen Angelegenheit beseitigt und den für manche ängstliche Gemüter scheinbar wankend gewordenen Boden wieder gefestigt hat. Für uns, deren Lebensaufgabe darin gipfelt, die Kunst auch der breiteren Menge der nicht gerade künstlerisch Beanlagten zugänglich zu machen, dürften jene Künstleraussprüche recht wohl zu beherzigen sein. Auch im Schulzeichnenunterricht wird jetzt mannigfach das Feldgeschrei laut: Weg mit den Wandtafeln! Weg mit den Vorlagen! Weg mit den toten Gipsen! Nur Natur und immer wieder Natur! Und zwar nicht nur die Natur für die älteren und reiferen Schüler, die des Handwerks schon einigermafsen mächtig sind, oder für die Begabteren. Nein schon auf der untersten Stufe, gleich dem allerersten Bleistiftstrich soll die Natur als Vorbild gegeben werden. Es ist hier nicht ganz der Platz, um diesem, anderwärts schon besprochenen und wahrscheinlich noch viel zu diskutierenden Thema, näher zu treten. Es soll nur mit Hinweis auf die obenangeführten Meinungen von anerkannten Künstlern bezügl. der Ausbildung ihres jungen Schülernachwuchses den Stürmern und Drängern auf dem Gebiete der bescheidensten Kunstausübung empfohlen werden, das Haus nicht zum Fenster hinaus werfen zu wollen. Es wird hier wie dort weniger auf die Methode ankommen, sondern in erster Reihe auf die Art ihrer Handhabung. Schafft tüchtige Zeichenlehrer! Vervollkommnet den Kunstunterricht an Seminaren! Bildet brauchbare Zeichenlehrer auf den Kunstakademieen! Dann erst wird sich fruchtbar darüber entscheiden lassen, ob und wie weit man mit dem alten erprobten Lehrapparate aufräumen darf. Ob und wie weit es ratsam

und thunlich sein wird, die Natur in den Schulunterricht einzubeziehen. Ob das, was von verschiedenen Seiten den kleinen Anfängern (immerhin schon zehnjährige Menschen) als Natur geboten werden soll — steife Stäbchenfiguren, vertrocknete Blätter — wirklich die Kindesseele so viel mehr künstlerisch anzuregen vermag, als die bisher gebräuchlichen Lehrmittel, dürfte doch noch recht zweifelhaft sein. Die Einführungsmöglichkeit der in Frage kommenden Lehrmittel in vollbesetzten Schulen müfste von Praktikern geprüft werden, denn die Privatexperimente an einzelnen Kindern beweisen dafür gar nichts. Wir alle sind darin einig, dafs je mehr Leben und Frische in den Zeichenunterricht gebracht, je mehr thatkräftiges Interesse dafür geschafft werden kann, desto besser wird es zweifelsohne sein. Vielleicht wäre auch hier eine ähnliche Umfrage, wie sie dort die Gegenwart für den höheren Kunstunterricht ins Werk gesetzt hat, zu einiger Klärung am Platze. Sie müfste aber auch wie dort von unparteiischer Seite ausgehen.

2. Schulprogramm des national-sozialen Vereins

vorgelegt und begründet durch Prof. **Rein**-Jena

angenommen durch den Vertreter-Tag zu Erfurt am 29. September 1897

A. Organisation. 1. Die Organisation des öffentlichen Erziehungswesens ist insofern Sache des Staates, als er das gesamte Schul- und Bildungswesen überwacht und gesetzgeberisch regelt. Dieses ist auf den Prinzipien der Gewissensfreiheit und der Selbstverwaltung in konstitutioneller Weise aufzubauen, um den beteiligten Interessenten, den Familien, Gemeinden und religiösen Gemeinschaften genügenden Platz für wirksame Mitarbeit zu schaffen, wie die Gefahren einer einseitigen Schul-Bureaukratie zu vermeiden. Privatschulen unter staatlicher Aufsicht sind zuzulassen. 2. Wir verlangen einen gemeinsamen Unterbau für alle Schulanstalten, die »allgemeine Volksschule«. (Beseitigung der Vorschulen an staatlichen und kommunalen Schulanstalten). Um die allgemeinen Volksschulen lebensfähig zu gestalten, mufs vor allem die Überfüllung der Schulklassen vermieden werden. Die Zahl der Kinder darf in einer Klasse nicht über 40 betragen. 3. Wir fordern Unentgeltlichkeit des Unterrichts und der Lehrmittel, ferner ausreichende finanzielle Ausrüstung aus öffentlichen Mitteln zum Besuch höherer Schulen für begabte Kinder unbemittelter Eltern. 4. Wir erstreben für die männliche und weibliche Jugend eine öffentliche erzieherische Fürsorge und eine gut eingerichtete allgemeine obligatorische Fortbildungsschule vom 14. bis 18. Lebensjahre, die nicht nur intellektuell fördern, sondern auch erzieherisch wirken soll. Ein weitergehendes Bildungsbedürfnis kann durch die Volkshochschulen, Volkslesehallen, Volksbüchereien und gemeinnützigen Vereine befriedigt werden.

B. Lehrstand. I. Wir fordern für den Stand der Volksschullehrer und Volksschullehrerinnen: 1. für ihr Streben eine bessere Ausbildung, d. h. Vorbildung auf einer höheren Schule, Ausbildung in einer Fachschule, Gelegenheit zur Fortbildung auf der Universität. (Errichtung pädagog. Universitäts-Seminare mit Übungsschulen.) 2. Für ihr Wirken, a) fachkundige Führung, d. h. vor allem Beseitigung jeder technischen Aufsicht durch Glieder irgend eines anderen Standes, Fachaufsicht von den unteren bis zu den obersten Instanzen, b) Sitz und Stimme im Schulvorstande auf Grund freier Wahl. 3. Für ihr Leben ausreichendes Einkommen und rechte soziale Stellung, d. h. finanzielle und soziale Gleichstellung mit den mittleren Staatsbeamten. II. Für den Stand der Lehrer höherer Schulen verlangen wir die Durchführung der finanziellen und sozialen Gleichstellung mit dem Richterstand.

3. Konzentrationslehrplan für eine achtklassige Volks

Schuljahr	Gesinnungsstoff		Geographie
I.	Eine Auswahl Heyscher Fabeln und Grimmscher Märchen	Kindesalter	Wanderungen und Beobachtungen in der Heimat. Erwerbung der geographischen Grundbegriffe: Garten, Acker, Wiese; Hecke, Gebüsch, Wald; Strafse, Fahrweg, Fufsweg; Brücke, Steg; Quelle, Bach, Flufs, Teich, See, Sumpf; Ebene, Abhang, Hügel, Berg, Thal; Gebäude, Hof, Weiler, Dorf, Stadt
II.	Robinson (Auswahl)		
III.	Interessante Einzelbilder aus der Vorgeschichte der Schweiz: Pfahlbauer, Helvetier, römische Kultur (Strafsen, Städte), Allemanen (Sprache), Glaubensboten, Karl der Grofse, das Kloster St. Gallen, Herzoge von Zähringen (Bern), Rudolf von Habsburg	Patriarchalische Zustände	
IV.	Anfänge Luzerns Die Heldenzeit der Schweiz (1291 bis 1389), Tell und Winkelried	Anfänge einer gesetzlichen Staatsordnung	Plan der Heimat (Stadt Luzern): Relief-Naturbild-Karte Der Kanton Luzern
V.	Das Mittelalter in der Schweiz; Bürgertum und Rittertum, Unterthanen; Kriegsgeschichten: Appenzeller-, Züricher-, Burgunder- und Schwabenkriege		Die Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden, Glarus, Zug, Zürich, Bern, Aargau, Appenzell, St. Gallen, Thurgau
VI.	Die italienischen Feldzüge und die Reisläuferei. Die Reformation: Zwingli, Calvin, Carl Borromäus, Religionskriege Der Bauernkrieg, revolutionäre Bewegungen, Zusammensturz der alten Eidgenossenschaft, die Einheitsrepublik, Einwirkung Napoleons, der Fünfzehnerbund (Wiener Kongrefs)	Gärungen und Läuterungen	Die Kantone Tessin, Freiburg, Solothurn, Basel, Schaffhausen, Graubünden, Wallis, Waadt, Genf, Neuenburg Überblick über die ganze Schweiz; Kulturgeographie
VII.	Wiederaufleben der Volksrechte (Regeneration), der Sonderbundskrieg, die neue, freiheitliche Bundesverfassung, Verwickelungen mit dem Ausland, die schweizerische Neutralität, die neueste Entwicklung der Schweiz, geistiger und materieller Aufschwung	Geistiger u. materieller Aufschwung	Deutschland, Frankreich, Italien und Österreich; die übrigen Länder Europas
VIII.	Die wichtigsten Thatsachen aus der Weltgeschichte in Parallele zur Schweizergeschichte: Nomadenvölker, Heldentum der Griechen und Römer, die Germanen, die Kreuzzüge, die Entdeckung Amerikas und Erfindung der Buchdruckerkunst, die Reformation, die amerikanische und französische Revolution	Der Weltgedanke	Übersichtliche Behandlung der Erdteile Asien, Afrika, Amerika und Australien Die Erde als Ganzes, ihre Stellung im Weltall Der Weltverkehr

schule in der Schweiz (Luzern) Von **N. Roos** - Luzern

Naturkunde	Lesestoff	Aufsatz	
Die interessantesten im Gesinnungsstoff auftretenden Tiere, Pflanzen und Mineralien; unsere Speisen und Getränke und deren Zubereitung; unsere Kleider und Geräte und die Stoffe, aus denen sie verfertigt werden. (NB. Nur anschauungsunterrichtliche, nicht naturwissenschaftliche Behandlung! Letztere greift in den folgenden Schuljahren Platz)	Fibel (mit Rücksicht auf auf d. Gesinnungsstoff)	Nur Wörter	Wort
	Robinsonlesebuch	Sätze aus den behandelten Sachgebieten Einfacher, erweiterter und zusammengezogener Satz Leichte Satzverbindungen	Satz
	Konzentrationslesebuch, das die historischen, geographischen und naturkundlichen Stoffe in hübscher Darstellung verarbeitet; Begleitstoffe ethischen Charakters		
Lebensgemeinschaften: Haus u. Stall, d. Garten, d. Wiese, d. Obstgarten, d. heimatl. Wald, Teich u. Flufs	1. Lesestücke vaterländischen Inhaltes, zusammengestellt von V. Fries, Lehrer. (IV. bis VII. Schuljahr.) 2. Das Luzerner Realbuch, bearbeitet von J. Marty, Seminardirektor, J. Stutz, Schulinspektor und J. Bühlmann, Lehrer. (IV. bis VI. Schuljahr.) 3. Belletristisches Lesebuch für die Primarschule (Begleitstoffe zu den Realien; Stoffe aus dem täglichen Leben). (IV. bis VI. Schuljahr.) 4. Lesebuch für die Sekundarschule. (VII. und VIII. Schuljahr.) 5. Schillers Wilhelm Tell. (VIII. Schuljahr.)	Anschlufs an die Sachgebiete des Unterrichtes, das Schulleben und die interessantesten Vorkommnisse des täglichen Lebens: 1. Erzählungen. 2. Beschreibungen. 3. Briefe aus dem Kinderleben. 4. Charakterschilderungen und Abhandlungen. 5. Zusammenfassungen und Erweiterungen. 6. Geschäftsbriefe. Auf den unteren Stufen sind mehr die drei erstgenannten Arten zu pflegen, auf den oberen Stufen vornehmlich die unter Ziffer 4, 5 und 6 aufgezählten.	Aufsatz
Lebensgemeinschaften: Der See, die Alp, der Bergwald, das Getreidefeld			
Lebensgemeinschaften: Der Weinberg, das Gemüsefeld; im Lande der Kastanien, Citronen und Maulbeeren; die Schätze in der Erde (Salz, Torf, Kohle, Metalle) Der menschliche Körper: Die Bewegungs- und Sinnesorgane			
Die populärsten Partien aus der Naturlehre: Allgem. Eigenschaften der Körper, Gleichgewicht u. Bewegung, Wärme, die meteorologischen Erscheinungen Der menschl. Körper: Die Organe der Verdauung, des Blutumlaufs u. d. Atmung. — Ausländ. (europ.) Produkte, Pflanzen u. Tiere			
Schall, Licht, Magnetismus und Elektrizität Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Kohlenstoff, Schwefelsäure, Salzsäure, Zusammensetzung unserer Nahrungsmittel; der Gärungsprozefs Exotische Produkte, Pflanzen und Tiere			

4. Hamburger Lehrer-Vereinigung

für die Pflege der künstlerischen Bildung — Jugendschriften-Ausschufs

Aus der Hamburger Lehrer-Vereinigung sind in letzter Zeit Arbeiten herausgegeben worden, die die eingehendste Beachtung aller pädagogischen Kreise in hohem Mafse verdienen. Sie beschäftigen sich einerseits mit der künstlerischen Bildung unserer Jugend, andererseits wenden sie der litterarisshen Bildung ihre Aufmerksamkeit zu durch genaue kritische Musterung unserer Jugendlitteratur. Wir machen hier auf folgende Schriften aufmerksam: A. Lichtwark, Übungen in der Betrachtung von Kunstwerken. 1897. — C. Götze, Zur Reform des Zeichen-Unterrichts. 1897. — M. Spanier, Künstlerischer Bilderschmuck für Schulen. 1897. — R. Ross, Öffentliche Bücher- und Lesehallen. 1897. — H. Wolgast, Über Bilderbuch und Illustration. 1894. — H. Wolgast, Das Elend unserer Jugendlitteratur. 1896.

5. Zum Rechtschreib-Unterricht

Neuerdings ist der Versuch gemacht worden, diesen so wichtigen Unterricht auf Grund physiologischer Psychologie und sehr zahlreicher Versuche völlig umzugestalten. W. A. Lay, Seminarlehrer in Karlsruhe, kommt in seinem Buche »Führer durch den Rechtschreib-Unterricht. Neues naturgemäfses Lehrverfahren, gegründet auf psychologische Versuche und angeschlossen an die Entwicklungsgeschichte des Rechtschreibunterrichts, Karlsruhe 1897« zu der Folgerung, dafs das Abschreiben begrifflich klar und deutlich aufgefafster, scharf ausgesprochener Wörter und zwar in der Schreibschrift die Hauptübung sein müsse, während Diktieren und Buchstabieren als Übungsmittel zum Erlernen der Rechtschreibung zu verwerfen seien. Das Buch verdient die Beachtung aller Fachmänner, sowohl wegen der klaren Übersicht über die bisher bei diesem Unterricht angewandten Methoden, als wegen des Versuches auf Grund wissenschaftlicher Forschungen und einer grofsen Zahl mit Schülern angestellter Versuche, einen neuen, leichter und sicherer zum Ziele führenden Weg zu finden.

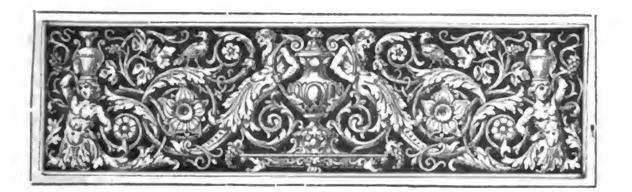
K. Duden-Hersfeld

6. Friedrich Mann: Deutsche Blätter für erziehenden Unterricht

(Langensalza, Hermann Beyer & Söhne)

Mit No. 1 1898 ist diese Zeitschrift in ihren XXV. Jahrgang eingetreten, unter den vielfach ephemeren Erzeugnissen der pädagogischen Wochenpresse gewifs eine sehr beachtenswerte Erscheinung. Sie kann zurückblicken auf eine gesegnete Arbeit, auf eine stattliche Reihe vortrefflicher Aufsätze, von tüchtigen Mitarbeitern für Verbreitung gesunder pädagogischer Anschauungen verfafst. Teilnehmend an der pädagogischen Entwicklung der letzten Jahrzehnte, die sich vielfach unter Herbartscher Fahne vollzogen, hat sie in ihrer ruhigen und sachlichen Weise sich immer eine zahlreiche Leserschar zu erhalten gewufst. Und so wollen wir wünschen, dafs auch die nächsten 25 Jahre einen gleichen Erfolg ihr bringen werden im Dienste einer grofsen und guten Sache, der Erziehung unserer Jugend.

Jena W. Rein



C Besprechungen

I Philosophisches

Treitschke über Hegel

Man sagt zwar von der Hegelschen Philosophie, sie gehe statt mit den Beinen auf dem Kopfe, in Wahrheit aber ist sie nur eine einigermafsen konsequente Durchführung dessen, was man die Philosophie des natürlichen, zu reflektieren anfangenden Menschen nennen könnte. Der sogenannte gesunde Menschenverstand erschrickt fast allemal, wenn die Konsequenzen aus den Ansichten gezogen werden, die er als ganz harmlose, selbstverständliche annimmt. Es scheint doch auf der Hand zu liegen, dafs sich alles in der Welt ändert, nichts beharrt. Wird dies aber festgehalten, wird es wirklich auf alles, auch auf das eigentliche innerste Wesen der Natur übertragen, so folgt Hegels Philosophie des Werdens und damit die Anerkennung des Widerspruchs als eines notwendigen Moments der Wissenschaft und also die Verwerfung der Logik.

Es scheint doch auf der Hand zu liegen, dafs, was von vielen klugen Leuten anerkannt wird, nicht ganz falsch sein kann. Weiter fortfahrend gelangt man auf diesem Wege dahin, zuletzt in der äufsern Verbreitung einer Meinung einen Beweis für deren Wahrheit, und in dem äufseren Erfolg einer Handlung deren Rechtfertigung zu sehen. So ist man angelangt bei den Hegelschen Sätzen, die Macht ist das Recht; was wirklich ist, ist vernünftig; was allgemein so oder so gedacht wird. das ist auch so. Es ist also nicht zu verwundern, dafs Hegel selbst wieder so beurteilt wird, wie er geurteilt hat und wie er das Urteil derer, auf die er Einflufs hatte, bestimmt hat. So steht es dann für viele fest, da Hegel einen so grofsen Einflufs gehabt hat und noch immer ausübt, so kann dies nicht auf blofser Tauschung beruhen. Vielmehr mufs er durch den Wahrheitsgehalt seiner Philosophie solchen Einflufs und solche Verbreitung verdienen. Und doch, bemerkt Treitschke IV. 498; nichts ist sicherer, als die niederschlagende Wahrheit, dafs die öffentliche Meinung ganzer Zeitalter sich im Irrtum bewegen kann.

In der That sieht jeder einigermafsen Unbefangene, so bald er sich mit Hegels Philosophie beschäftigt, dafs diese in jedem einzelnen Punkte falsch ist und zu Ungeheuerlichkeiten führt. Man giebt dies auch für die Einzelheiten ohne weiteres zu, aber, heifst es dann, im allgemeinen, im Grofsen ist seine Philosophie

im ganzen überaus bedeutend, oder so ähnlich. Dieses Urteil ist ganz Hegelsch, indem von dem, was das Urteil bestimmen sollte, nämlich von den Einzelheiten abgesehen, und das Ganze, Allgemeine für das Wahre und Reale gehalten wird; und das Urteil über das Ganze wieder nach dem Erfolge oder dem Gesamteindruck bemessen wird.

Bei Treitschke deuten nun schon die Ausdrücke »der grofse Philosoph«, der »grofse Schwabe« wie er Hegel nennt,[1]) darauf hin, dafs Treitschke, der sonst in der Beurteilung geschichtlicher Ereignisse, gern eigne Wege geht, ganz die gewöhnliche Strafse zieht, wo es gilt Hegel zu beurteilen.

Da heifst es: »Unsere Philosophen allesamt, mit der einzigen Ausnahme Kants, haben sich mehr durch Kühnheit und Tiefsinn als durch Schärfe und Bestimmtheit des Denkens ausgezeichnet.« Das ist eigentlich das härteste Urteil, was über unsere Philosophen gesagt werden kann, leider ist es zum grofsen Teil wahr, wenigstens von denen, die der grofsen Menge der Gelehrten für besonders bedeutende Philosophen gelten. Schärfe und Bestimmtheit des Denkens das ist das erste Erfordernis jeder Philosophie, wo diese fehlen, da giebt es im Grunde genommen überhaupt keine Philosophie, giebt es kein Streben nach Wahrheit und Wissen, da giebt es auch keinen wirklichen Tiefsinn, oder doch nur einen Tiefsinn im Sinne, wie ihn Kant verspottet, einen Tiefsinn, der nach dem Grundsatz verfährt: mach's dunkel, statt mach's hell. Kühnheit aber, d. h. kühn sein in unbewiesenen Behauptungen, ist sicher nicht Philosophie, sondern deren Gegenteil.

Unter den Philosophen, die sich durch Schärfe und Bestimmtheit des Denkens auszeichnen, hat Treitschke, wie es scheint, Herbart ganz vergessen.

Im einzelnen weifs Treitschke zunächst von Hegel nicht viel zu rühmen. »Hegel war unklar, heifst es; am unklarsten in der Darstellung der Grundbegriffe. Gerade der Hauptsatz, der das ganze System trug, war lediglich eine unerwiesene Behauptung. Die hochtönenden Worte, der Geist entlasse sich in die Natur, er setze sich selbst gegenüber, sagten in Wahrheit gar nichts, das verwegene Unternehmen, die Einheit von Sein und Denken aufzuweisen, war endgiltig mifslungen. Das System gab sich für unangreifbar aus, seine Sätze sollten einander wechselseitig tragen und halten. Aber die Gestaltung der Welt, wie Hegel sie darstellt, ergab sich in Wahrheit nicht mit logischer Notwendigkeit aus den obersten Grundsätzen, sie war erdacht und erdichtet durch die subjektive Willkür des Philosophen selber. Gänzlich verfehlt war Hegels Naturphilosophie; denn die greifbare Wirklichkeit der Natur setzt jedem Versuche, sie aus dem Begriff heraus zu konstruieren, einen harten, fast spöttischen Widerstand entgegen, und eben hier fehlte dem Philosophen die Sachkenntnis.... Ebenso unglücklich zeigte sich Hegel in der Religionsphilosophie... Aus ihr ergab sich — wie geschickt man das auch durch dialektische Künste zu verhüllen suchte — unwidersprechlich die Notwendigkeit des Cäsaropapismus; denn der denkende Staat muls einer Kirche, die sich nur in der Welt der Einbildungskraft bewegt, unbedingt übergeordnet sein. Wenn Hegels gelehriger Schüler Altenstein das innere Leben der Kirchen beständig zu meistern versuchte, so trugen die Lehren des Meisters an dieser verfehlten Kirchenpolitik unzweifelhaft einige Mitschuld«. Nachdem Treitschke gesagt, dafs Hegel in seinen Grundbegriffen unklar war, dafs der Hauptsatz, der das ganze System trägt, eine unbewiesene Behauptung ist, dafs, was er aufstellt, subjektive Willkür ist, dafs es ihm in der Naturphilosophie an der nötigen Sachkenntnis gebrach, so möchte man fragen, was bleibt denn Gutes übrig? Schon von

[1]) Geschichte des 19. Jahrhunderts. III. 714 ff.

vornherein mufs man annehmen, dafs im besten Falle nur einige mit dem System nicht im Zusammenhang stehende Ansichten zu loben sind. Allein Treitschke weifs gleichwohl noch viel zu rühmen. »Um so mächtiger entfaltete sich Hegels Genius auf dem Gebiete der Ästhetik.« Doch das will nicht viel sagen. Auf dem Gebiet der Ästhetik herrscht neben dem vielen Vortrefflichen, was hier geleistet ist, noch so viel Phraseologie und werden die Phrasen oft um so mehr bewundert, je dunkler sie sind und je weiter ab sie von wahrer Ästhetik liegen, warum sollen hier die Hegelschen Phrasen nicht auch ihre Liebhaber haben? Übrigens bemerkt Treitschke (IV. 446) selbst: Mochten die Ästhetiker der Hegelschen Schule immerhin versichern, dafs die Ideale der Gegenwart im Drama allein die vollendete künstlerische Gestaltung empfangen müfsten: die Erfahrung jeden Tages strafte sie Lügen. Die ästhetische Empfänglichkeit eines Volkes läfst sich durch die Machtsprüche der Theorie ebensowenig meistern wie die Gestaltungskraft der Künstler. Der Roman (und nicht das von der Theorie verlangte Drama) wurde in Deutschland für lange Jahre die zeitgemäfse Form der Dichtung.« Aber kaum begreiflich ist es, wie Treitschke die Rechtsphilosophie bewundern kann »Hegel drang in das Heiligtum der Politik ein. Er verstand den Staat als die Wirklichkeit der sittlichen Idee, als den verwirklichten sittlichen Willen«. Man kann sich dieses Lob im Munde von Treitschke nur daraus erklären, dafs er Hegel hier nicht verstanden hat;[1]) Treitschke hat hier unter sittlicher Idee und sittlichem Willen das verstanden, was sonst alle Welt darunter versteht. Aber das meint Hegel nicht Sittlichkeit, Recht sind ihm nur Stufen der Wirklichkeit, nicht Normen oder Ziele für die Wirklichkeit. Die Macht ist ihm das Recht, und die Wirklichkeit ist die Sittlichkeit und Vernunft.

Treitschke wird nicht müde, immer wieder hervorzuheben, dafs Hegels politischer Scharfblick in Preufsen den idealen Staat sah. »Welch ein Verdienst war es doch, dafs ein Schwabe, ein Gelehrter, der an der nationalen Bewegung der Befreiungskriege kaum teilgenommen, den Deutschen nachdrücklich zeigte, was sie an Preufsen besafsen, warum dieser Staat nicht nur der mächtigste, sondern auch der edelste und vernünftigste war.« Hier scheidet Treitschke wieder mächtig und edel oder vernünftig. Das fällt aber bei Hegel zusammen. Preufsen ist ihm der edelste Staat, weil er damals der innerlich kräftigste war. Die Vorliebe für Preufsen will aber nicht viel bei Hegel sagen. Früher, als Napoleon mächtig war, und Preufsen am Boden lag, sah Hegel in Napoleon die Weltseele und hatte für Preufsen nur Spott. Als Preufsen mächtig geworden war, war ihm Preufsen der edelste und vernünftigste Staat, zumal er seine Macht auch dazu verwandte, Hegels Philosophie, nach Hegel die letzte, reifste Frucht der Weltvernunft zu verbreiten. Ist das tiefe, bewundernswerte Politik und Rechtsphilosophie?

Aber am allerunbegreiflichsten ist, was Treitschke über die Geschichtsphilosophie Hegels sagt. Sehr mit Recht heifst es: »Wohl trat die konstruierende Willkür des Philosophen auch hier überall zu Tage«. Mit diesem einem Satze ist Hegels Geschichtsphilosophie gerichtet. Es giebt für einen, der sich mit Geschichte, sei es als Forscher oder Darsteller oder Philosoph, beschäftigt, keinen gröfseren Vorwurf, als der willkürlichen Konstruktionen, dafs er statt die That-

[1]) Es ist auch zu viel, was man heute von unsern Geschichtsschreibern verlangt und was diese sich zutrauen, nämlich alles gleichmäfsig zu beherrschen und darzustellen: nicht nur die politische Geschichte, sondern auch die der Wirtschaft, der Wissenschaften (also auch der Philosophie) der Kunst und zwar jeder einzelnen, der Mode etc. »Man kann von einem Mann nicht alles fordern« (Goethe).

sachen zu erforschen, zu berichten, zu beurteilen, sie willkürlich zurecht macht, zumal wenn dies nicht vereinzelt, sondern »überall« zu Tage tritt. Treitschke fährt fort: Er hegte, obwohl er von der Vernünftigkeit des Wirklichen sprach, wenig Ehrfurcht vor den Thatsachen und rückte sich das Geschehene oft nur der heiligen Dreizahl zu Liebe gewaltsam zurecht. Eine Geschichtsphilosophie, die ihre Blicke immer nur auf die Zukunft gerichtet hielt, mufste zu weitsichtig werden; sie gab stets dem Sieger Recht und hatte kein Herz für das Heldentum der Unterliegenden, für das heilige Pflichtgefühl, das einen Hannibal, einen Demosthenes trieb, ein versinkendes Volkstum zu retten; sie verstand nicht die hohe Tragik der welthistorischen Kämpfe. Befangen in ihrem glücklichen Optimismus, fand sie vollends keine Antwort auf die schwere Gewissensfrage: warum der einzelne Mensch bei dem ewigen Fortschreiten seines Geschlechts so schwach und sündhaft bleibt, wie er immer war?«

Und trotz alledem rühmt ihm nun Treitschke »einen durchgebildeten historischen Sinn« nach, ja er versteigt sich zu dem Ausspruch: Hegels Philosophie der Geschichte war seine gröfste wissenschaftliche That, fast ebenso folgenreich wie einst Kants Pflichtenlehre.... Was unvergänglich war in Hegels Geschichtsphilosophie, lebte in Rankes Werken fort.« Freilich kann man bei Ranke manches finden, was an Hegel erinnert, aber wo es sich um Geschichte, also um die Thatsachen handelt, da berichtet Treitschke gerade von Ranke »er wollte blofs zeigen, wie es eigentlich gewesen ist.« Das ist aber das gerade Gegenteil von Hegels willkürlichen Geschichtskonstruktionen. Der gewissenhafte Geschichtsschreiber Treitschke mufste sich doch sagen, dafs von der Geschichte ganz dasselbe gilt, was er kurz zuvor von der Natur gesagt hat: »sie setzt mit ihrer Wirklichkeit der Thatsachen jedem Versuche, sie aus dem Begriffe heraus zu konstruieren, einen harten, fast spöttischen Widerstand entgegen«. So ist es. Die Hegelsche Geschichtsphilosophie ist ein Spott auf die Geschichte, nach dem überaus gelinden Ausdruck Treitschkes »ein Werk genialer Willkür«.

Auch über den Stil Hegels möchte Treitschke etwas Rühmliches sagen. Zwar den Stil, wie er in den gedruckten Werken uns vorliegt, giebt er preis, da befliefs sich Hegel barbarischer Kunstausdrucke, welche das Klare verdunkelten, das Einfache verwirkten, und die Jünger säumten nicht, die Unart des Lehrers noch zu überbieten. Aber wenn er sich in den Anmerkungen und Exkursen frei gehen liefs, zeigte er immer die natürliche Sprachgewalt des Genius«. Das Letztere kann Treitschke, der schwerlich Hegel selbst gehört hat, nur aus Berichten seiner Zuhörer wissen. Von seinen Schülern aber ist bekannt, dafs sie alles an ihrem Meister schön fanden. Mir liegt ein authentisches Probestückchen einer 1829 von Hegel gehaltenen Vorlesung über Geschichte der Philosophie vor. Da heifst es: »Eine Menge von blühenden Staaten nä von blühenden Republiken nä von Seestädten sind aus jener Zeit nä sind nä sind nä ja nä was weiter Staaten nä aus jener Geschichte nä das nä das geht uns nä hier nichts an nä nichts an nä nichts an. Aufser den ionischen Kolonieen nä aufser den ionischen Kolonieen sind nä denn auch allerdings nä allerdings nä allerdings nä allerdings Städte von andern nä finden sich nä finden sich nä ebendaselbst u. s. w.[1])

Ist das die Sprachgewalt des Genius? Trotz alledem wird Treitschke Hegeln nicht gerecht weder in seinem Lob noch in seinem Tadel. Man erfährt nirgends, dafs Hegel wirklich ein philosophisches Grundproblem behandelt. Das Problem der Veränderung ist es, was die ganze

[1]) Der verderbliche Einflufs der Hegelschen Philosophie. Leipzig 1852. Geibel, S. 27.

metaphysische Forschung in Bewegung gesetzt hat und sie noch immer in Bewegung erhält. Und das ist es, was Hegel überall bearbeitet. Hegel versucht auch eine der beiden nur denkbar möglichen Lösungen zu geben. Diese beiden Lösungsversuche sind entweder die Veränderung durch Ursachen zu erklären oder ein ursachloses, absolutes Werden anzunehmen. Hegel versucht das Letztere. Er steht also mitten in der Spekulation; die Betrachtungen, die er anstellt, müssen angestellt werden, man kann ihnen nicht entgehen. Aber freilich, sie sind nur die Einleitung zur Metaphysik, erst wenn diese Fragen erwogen und wenn der Denkversuch Hegels in jeder Beziehung als verfehlt abgewiesen ist, erst dann kann die eigentliche Forschung beginnen. Was man von Hegel in dieser Beziehung lernen kann, das konnte man ja auch von Heraklit und noch besser von Fichte lernen, allein bei Hegel liegt dies alles sozusagen in grofser Schrift, deutlich auch für schwache Augen vor. Freilich haben viele über dem Ärger oder auch über der Bewunderung der grofsen Schrift vergessen, den Sinn seiner krausen Reden zu verstehen. Man kann sagen, durch Hegel ist das Entweder — Oder, um das sich die Metaphysik dreht: entweder Werden oder Sein, entweder keine Kausalität oder durchgängige Kausalität, mehr als je an's Licht gestellt. Und da sich bei Hegel nach allen Richtungen hin das ursachlose Werden als absurd zeigt, so ist dieser Weg für die Forschung für immer verschlossen. Insofern hat Hegel dazu beigetragen, die Forschung abzukürzen, indem er sie für immer von dem falschen Wege abgeschreckt hat.

Nirgends hat Hegel eine gerechtere Würdigung gefunden als bei Herbart und seiner Schule. Erst von Herbart ist klar gezeigt, was Hegel wollte, welche Probleme sein Denken in Bewegung setzten, und dafs diese Probleme bearbeitet werden müssen. Freilich von niemand ist auch das Unzureichende der Lösungsversuche bei Hegel deutlicher gezeigt als von Herbart und seiner Schule.

Wie konnte nun Hegel doch einen so grofsen Einflufs gewinnen und noch immer behaupten? Das zu zeigen, wäre Aufgabe des Geschichtsschreibers des 19. Jahrhunderts gewesen. Davon findet sich aber bei Treitschke nicht viel. Der eine Grund von Hegels Einflufs ist ein innerlicher, ist eben der Umstand, dafs Hegel wirklich ein Grundproblem der Metaphysik bearbeitet, ein anderer Grund liegt darin, dafs er die ganze Roheit des natürlichen fehlerhaften Denkens und einer durch äufsern Erfolge berauschten Gesinnungslosigkeit als hohe Weisheit darzustellen und annehmbar zu machen weifs.

Die äufsern Gründe für die Verbreitung der Hegelschen Philosophie liegen — um es milde auszudrücken — in der Begünstigung, die er durch das preufsische Unterrichtsministerium fand. Das bespricht ja auch Treitschke. Vergl. übrigens über Hegels Philosophie und ihren Einflufs, diese Zeitschrift, IV. 245 ff. 321 ff., 414 ff. O. Flügel

Professor Dr. **L. Zehnder,** Mechanik des Weltalls. Freiburg i. Br. J. C. B. Mohr. 176 S. 3 M.

Das vorliegende interessante Buch giebt zunächst ein eigentümliches vollständiges System der Atomistik der wägbaren und unwägbaren Materie, aufgebaut auf den allgemeineren physikalischen Erscheinungen. Demnächst wird das System eingehender an einigen andern bestimmten Vorgängen, namentlich der Elektrizität und am Magnetimus, auch in Darstellung des Wesens der Röntgenstrahlen bewahrheitet, und es wird sodann in der zweiten Hälfte des Buches die Mechanik der Weltkörper besprochen; namentlich der Zustand des Erdinneren, die Atmosphäre, der mechanische Einflufs des Mondes und der Sonne, die Konstitution des Mondes, der Sonne, der Kometen, die Zukunft der Erde und der Sternenwelt.

Wir sind nicht in der Lage, das System

in Bezug auf Bewahrheitung durch die Fülle der Thatsachen beurteilen zu können. Wir werden uns nachstehend darauf beschränken, dasselbe möglichst kurz darzustellen, gewisse allgemeine Einwände zu besprechen und einige Ausblicke auf die Mechanik der Weltkörper, die uns weniger bekannt oder neu erschienen, aufzuführen.

Nach allseits anerkannter chemischer Hypothese bestehen die wägbaren Stoffe aus Atomen, welche, in ganz bestimmter Zahl und Gruppierung zu Molekeln verbunden sind. Es giebt auch einatomige Molekeln. Nach der kinetischen Gastheorie fliegen die Molekeln eines Gases mit grofsen Geschwindigkeiten [1]) in allen Richtungen, stofsen gegeneinander, prallen zurück oder werden nach Richtung und Rotation in ihren Bewegungen abgeändert. Diesen wirren Bewegungszustand empfinden wir als Wärme. Je gröfser das mittlere Quadrat der Geschwindigkeiten, desto höher die Wärme. Der absolute Nullpunkt der Wärme, 273° C. Kälte, entspricht der Ruhe der Molekeln. Nun besteht Zehnders Hypothesensystem in folgendem:

Der Äther, dessen Bewegungsvorgänge fast allgemein als Ursache der Licht- und Elektrizitätserscheinungen angesehen werden, besteht aus Atomen ähnlicher, wenn auch nahe unvergleichlich feinerer [2]) Substanz wie die der wägbaren Stoffe. Diese Ätheratome fliegen analog den Gasmolekeln mit ungeheurer Geschwindigkeit [3]) durch einander, stofsen sich und fliegen hin und her, wie oben beschrieben. Was bei den wägbaren Stoffen Wärme, das ist beim Äther Elektrizität. Die letztere ist für eine Atomgruppe positiv, wenn deren Geschwindigkeiten gröfser, sie ist negativ, wenn sie kleiner sind als die des umgebenden Äthers. Die Stärke der Elektrizität, das elektrische Potential, wird gemessen durch das mittlere Quadrat der Geschwindigkeiten der Ätheratome. Das absolute Potential Null würde einem mittleren Geschwindigkeitsquadrat Null entsprechen.

Die Ätheratome sind von homogener elastischer Substanz und letztere füllt gleichmäfsig ein bestimmt und gleichgestaltetes sehr kleines Raumvolum aus. Trotz dieser räumlichen Ausdehnung besitzt die Natur kein Mittel, diese Wesenheiten, diese Unteilbaren zu teilen. Für Bestimmung der Bewegungsvorgänge des so konstituierten Äthers wird zunächst als Gestalt der Atome die Kugelform angenommen; es wird aber weiterhin diese Betrachtung auf Formen von zwei- und dreiachsigen Ellipsoiden, oder von regulären oder prismatischen Körpern erweitert.

Was vorstehend über Elastizität, Homogenität, Unteilbarkeit und Gestalt von den Ätheratomen gesagt wurde, das gilt auch von den wägbaren Atomen; nur sind letztere von fast unvergleichlich gröberer und dichterer Masse. [1]) Infolge dieser Massenverhältnisse gravitieren die Ätheratome in weit höherem Mafse zu den wägbaren Atomen, als zu einander, sie drängen sich dort zu einer Hülle von etwa flüssigem Aggregatzustande zusammen und die Hüllen treten im Molekelverband in dichte Berührung mit den Hüllen der übrigen zur Molekel verbundenen wägbaren Atome, platten sich gegenseitig ab, zu einer abgerundeten Hülle der Molekel sich gestaltend. Die gröfsere Masse der Molekeln zieht eine gröfsere Ätherhülle

[1]) Luftmolekel bei 0° C.: 485 m in der Sekunde.

[2]) Die Masse einer Luftmolekel wäre Thomsons Schätzung der Ätherdichte zufolge mindestens Trillionen mal gröfser als die eines Ätheratoms.

[3]) Schätzungsweise berechnet zu 440000 km in der Sekunde.

[1]) Die wägbaren Atome verschiedener chemischer Elemente werden als verschieden angenommen. Es ist wohl hierbei vorwiegend an Verschiedenheit der Gestalt gedacht.

an, als die Summe der Ätherhüllen der in der Molekel vereinten wägbaren Atome. Mit Zerfallen und Entstehen der Molekeln gehen also Lösungen und Bindungen von Ätheratomen, deshalb Änderungen der Energieformen einher. — Zwischen den räumlich von einander entfernten wägbaren Molekeln sind allenthalben die Ätheratome verteilt; dichter in der Nähe jener wägbaren Stoffe, weniger dicht im freien interstellaren Ätherraume. — Es giebt einen unbegrenzten leeren Raum; die Masse der wägbaren Stoffe und des Äthers ist begrenzt.

Welche Bewegungsvorgänge treten nun ein infolge der fortwährenden Zusammenstöfse der hin- und herzuckenden Ätheratome und mit den gleichfalls hin- und herzuckenden Molekeln und deren schwingenden Atomen? Die einzelnen Ätheratome und die Ätherhülle der Molekeln werden nach ihrem Volumen zusammengeprefst oder einseitig gedrückt, sie kommen in innere radiale oder tangentiale Schwingungen, sie teilen letztere den wägbaren Atomen mit. Diese kommen ihrerseits in Schwingungen gegen einander und wirken hiermit auf die Ätherhülle zurück. Diese Schwingungen, schon bei Annahme kugelförmiger wägbarer und unwägbarer Atome sehr verschiedenartig, gestalten sich für elliptische und andere Atomformen noch weit mannigfaltiger. Ergeben kräftige primäre einfache Schwingungssysteme einfache Spektrallinien, so geben sekundäre und tertiäre diffuse Schwingungen im Spectrum Banden oder kontinuierliche Spektren. Was die fortschreitenden Geschwindigkeiten der Molekeln, sowie der Ätheratome betrifft, so kommen sie von Null bis nahe Unendlich vor. Im flüssigen Aggregatzustande kann es übermäfsige Geschwindigkeiten der Molekeln nicht mehr geben; noch gleichmäfsiger sind die Geschwindigkeiten der Molekeln im festen Zustande. Feste oder flüssige Wände vermindern die Geschwindigkeiten flüssiger beziehungsweise gasförmiger Körper. Ähnlich verhält es sich mit den Ätheratomen. Wägbare Atome vermindern die Geschwindigkeiten der letzteren.

Es findet nach den Gesetzen des elastischen Stofses eine Fortpflanzung der Bewegung im Äther statt. Um eine genügend grofse Gruppe von Ätheratomen, welche sich in rhythmischen gleichgerichteten Schwingungen bewegen, bilden sich kugelförmige Wellen, welche sich bei gleicher Konstitution des Mediums mit gleicher Geschwindigkeit und mit dem Quadrate der Entfernung an Elongation abnehmend im Äther ausbreiten, das Licht. Mit Lichtgeschwindigkeit breitet sich auch die einfache elektrische Energie aus d. h. der erhöhte oder verminderte Zustand diffusen Hin- und Herfliegens der Ätheratome, indem hierbei eine Verschiebung der Ätheratome im elektrischen Felde stattfindet. Dieser Zustand diffusen Hin- und Herfliegens der Ätheratome kann aber auch nach Intensität rhythmisch schwanken. Auch dieser Vorgang breitet sich mit Lichtgeschwindigkeit in Wellen aus. Wir wiederholen: positive und negative Elektrizität beruht auf Zuständen stärkeren oder schwächeren diffusen Hin- und Herfliegens der Ätheratome. Dieser Zustand breitet sich, unter Verschiebung der Ätheratome im elektrischen Felde aus; er kann aber auch stofsweise rhythmisch schwanken; dann findet eine wellenförmige Ausbreitung statt, ähnlich aber doch wesentlich verschieden der Wellenfortpflanzung des Lichts, welches letztere auf gleichgerichtetem rhythmischen Oscillieren der Ätheratome beruht.

Treffen Lichtwellen auf eine wägbare Substanz, so geht die Bewegung mittelst der Ätherhülle der Molekeln teils auf jene Hülle, teils auf die wägbaren Atome und die Molekeln über. Ebenso übermittelt die Ätherhülle die elektrischen Bewegungszustände des freien Äthers in Bewegungsformen der wägbaren Substanz und umgekehrt die Bewegungszustände dieser Substanz in solche des freien Äthers.

Alle diese Bewegungen und damit alle mechanischen Vorgänge überhaupt beruhen hiernach auf Übertragung von Energie von Atom zu Atom, seien letztere wägbare oder unwägbare (Energie = Masse mal Quadrat der Geschwindigkeit); andererseits aber werden die Bewegungen beherrscht durch die Gravitation.

Zehnder lehnt den Versuch ab, die Vorstellung der Fernwirkung der Gravitation mechanisch zu erklären. Sie ist eine aller Materie an und für sich innewohnende Kraft. Noch nie hat eine endliche Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Wirkung derselben nachgewiesen werden können.

Wir müssen es uns versagen, die weitere Ausgestaltung der Hypothese nach verschiedenen Gebieten zu besprechen; so bezüglich der Bildung des elektrischen Feldes um einen stromdurchflossenen Draht, der Induktion, der Aggregatzustände, der Analogien zwischen Wärme als Molekularbewegung und Elektrizität als Ätheratombewegung etc. Über Affinität sprechen wir weiter unten, hier berühren wir nur noch den Magnetismus.

Der Magnetismus wird erklärt aus einem unsymmetrischen Querschnitt der stabförmigen Molekeln oder Partikeln der magnetisierbaren Substanzen, vornehmlich des Eisens. Jene Unsymmetrie gestatte der flüssigen Ätherhülle der Molekel, gegenüber den allseits vom freien Äther auf diese Hülle gerichteten Stöfsen, in der einen Richtung ein leichteres Ausweichen, als in der andern. Es finde dadurch um diese Molekel eine rotierende Bewegung der Ätherhülle statt, welche »zur Vermehrung entsprechender tangentialer Geschwindigkeitskomponenten der auf die Ätherhülle stofsenden freien Ätheratome« Veranlassung gebe. »Im umgebenden Ätherraume entstehe also ein fortwährender bestimmter Energieflufs um die Molekel herum«, ein Ampèrescher elektrischer Elementarstrom, etc.

Im Anschlufs an die ganze Theorie stellt Zehnder ein neues Mafssystem auf, nach welchem die elektrischen und magnetischen Einheiten durchschnittlich viel einfachere Dimensionen erhalten sollen, als in dem gegenwärtig üblichen Mafssystem. Für die Elektrostatik wird die in der Raumeinheit enthaltene kinetische Energie des freien Äthers als Einheit der elektrischen Energie gedacht; die Einheit der Elektrodynamik ist die elektrische Energie des freien Äthers, welche mit Lichtgeschwindigkeit während einer Sekunde durch den Querschnitt Eins strömt.

Es ist eins der wesentlichsten Hilfsmittel unserer Erkenntnis, dafs wir uns das Wirkliche in einem Bilde vorstellen: ja unsere Erkenntnis beruht gröfstenteils hierauf. Ein solches Bild ist in seinen Elementen durchaus nicht konform der Wirklichkeit, aber der von ihm angeregte Vorstellungskreis mufs so sein, dafs er uns das Wesentliche des betreffenden Teils der Wirklichkeit in allen anderen Beziehungen möglichst getreu darstellt, so dafs unser beliebiges Fortgehen in der Bildvorstellung einem homologen Zusammenhange der Wirklichkeit entspricht. Unsere vorliegende Hypothese giebt uns in diesem Sinne ein anschauliches Bild des Wirklichen; nur würden wir uns täuschen, wenn wir meinten, es sei in seinen Elementen mit jenem identisch. Sehen wir uns Materie und Bewegung näher an, so finden wir nur substanzielle Massenpunkte und Beziehungen zwischen denselben, welche Beziehungen wir als Entfernungen empfinden, und selbst hierbei trennt unsere Auffassung wohl etwas Einsseiendes. Nun kommen wir ja aus unserer Raumauffassung nicht heraus, obgleich wir sehen, dafs sie eine völlig subjektive Abstraktion ist, dafs ein leerer Raum neben Massenpunkten und deren vorbezeichneten Beziehungen in Wirklichkeit gar nicht existiert. Aber wir sollten uns dieses Verhältnis doch gegenwärtig halten; auch bedenken, ob denn die Kontinuierlichkeit jener Beziehungen (Ent-

fernungen) bis in das Unendlichkleine sich erstreckt, ob nicht etwa gerade die Unteilbarkeit ein Unkontinuierliches andeutet. Es kommt ein anderer Punkt hinzu: Wir können, wie es scheint, das Problem der Gesetze, welche die materiellen Punkte und deren Beziehungen im Unendlichkleinen, d. h. die Elastizität beherrschen, nicht recht lösen und so schiebt auch unsere Hypothese das Problem, ohne dasselbe zu lösen, nur weiter nach hinten. Der Begriff des kontinuierlichen homogenen elastischen Gummiballes, der bei schärferer Beleuchtung, bei Zerfall des letzteren in getrennte Partikeln hinfällig wurde, wird nun auf wägbare und unwägbare Atome übertragen. Von denen weifs man nicht allzuviel; die können diesen fragwürdigen Begriff nicht Lügen strafen.

Nun die hier besprochene Nichtidentität zwischen den Elementen unseres Bildes und der Wirklichkeit braucht unsere Hypothese nicht zu beeinträchtigen; erzeugen doch, um einen etwas handgreiflichen Vergleich zu brauchen, die mit Glasraster hergestellten Steindrucke bei völliger Disparität der wirkenden Elemente dieselbe Vorstellung, als die ihnen zu Grunde liegende Photographie.

Ein Bedenken möchten wir zum Ausdruck bringen: ob nämlich gewisse Seiten der chemischen Affinität sich durch unsere Hypothese genügend erklären lassen. Zehnder stellt interessante Berechnungen der Ätherdichte an, indem er sie in Beziehung bringt: in einem Falle zu der Affinität zwischen Kohle und Sauerstoff, im anderen mit der Cohäsion des Gufsstahl. Er findet, dafs im ersteren Falle eine Ätherdichte vom neunmillionsten Teil, im zweiten Falle vom vierundachtzigmillionsten Teil der Luftdichte genügend ist, um die Affinität der Kohlensäureatome bezw. die Kohäsion der Gufsstahl-Molekeln zu erklären. Hierbei ist für ersteren Fall angenommen, dafs zwei oder mehrere zur Molekel verbundene Atome bei Ruhe derselben, also bei -273^{0} C. nicht durch die verschwindend geringe Gravitation, sondern nur von dem, vom freien Äther auf die, die Molekel umschliefsende flüssige Ätherhülle ausgeübten äufseren Druck zusammengehalten werden. Bei hoher Temperatur geraten die Atome in Schwingungen; da sollen die konformen Schwingungs- und Gestaltsverhältnisse das Anlagern und Zusammenhaften der Atome begünstigen. Da nun der äufsere Ätherdruck derselbe bleibt, so müfsten diese anschmiegenden Bewegungen der Atome die Stabilität der Molekel erhöhen, während die Bewegung sie doch in Wirklichkeit mindert. Ist aber die Stabilität der Molekel auch erklärlich, so ist doch nicht abzusehen, wie die Wahlverwandtschaft der Stoffe die Molekel sprengen könnte. Es kann nach unserer Hypothese nur durch den zufälligen enormen Stofs einer anderen Molekel oder wägbaren Atoms geschehen. Der müfste die Energie besitzen, den Ätherdruck aufzuheben, die Atome der Molekel unter Zerreifsung der Ätherhülle zu trennen, den durch Verminderung der Ätherhülle frei werdenden Äther auf die nötige höhere Geschwindigkeit zu bringen, und wenn dies alles geschehen, fehlt immer noch eine rechte Veranlassung zur neuen Gruppierung. Jener enorme Stofs setzte doch wohl ein sehr hohes Atomgewicht voraus. Das Atomgewicht würde also die Wahlverwandtschaft damit bestimmen. — Es mufs zu den Eigenschaften unserer Atome noch etwas hinzukommen, was die Wahlverwandtschaft bedingt und was in unserer Hypothese noch nicht enthalten ist.

Zehnder bespricht selbst einen weiteren Einwand: »longitudinales Licht gebe es nicht.« Er widerlegt ihn damit, dafs wir das Licht stets durch Vermittlung von festen oder flüssigen Körpern beobachten und dafs die longitudinalen Schwingungen, die im freien Äther noch mit vorhanden sind, beim Eintritt in jene Körper sich nicht mehr entwickeln und fortpflanzen können, sich vielmehr in Transversalwellen verwandeln.

Wir besprechen nun nachstehend noch

einige Punkte aus dem reichen Inhalt der zweiten Hälfte des Buches, der Mechanik der Weltkörper.

1. Die Höhe der Erdatmosphäre; der Erdmagnetismus: das senkrechte Aufsteigen einer Molekel von der Erdoberfläche mit der mittleren Geschwindigkeit dieser Molekele von 485 m in der Sekunde würde nur eine Atmosphärenhöhe von 12 km ermöglichen. Zehnder erklärt die wohl über 100 km hohe Atmosphäre durch Reibungselektrizität des namentlich unter den Tropen erzeugten Wasserdampfes. Wir können danach die Erde annähernd als eine negativelektrisierte Kugel auffassen, eingehüllt von einer Kugelschale positiver Elektrizität. Die grofse Höhe der Atmosphäre wird bewirkt durch die gemeinsame Wirkung der Schwerkraft und der elektrischen Abstofsung der positivelektrisierten Wassermolekeln. — Die obersten Schichten der Atmosphäre und mit ihr die grofse Menge positiver Elektrizität hat mindestens am Äquator eine starke ostwestliche Bewegungscomponente. Dieser elektrische Strom macht die eisenreiche Erde zu einem Magnet. — Auf Ausgleichung jener unter den Tropen erzeugten positiven und negativen Elektrizität an den Polen beruhen die Polarlichter etc.

2. Sonnentemperatur: Violle schätzt diese Temperatur auf wenig mehr als 2000° C., Secchi auf mehrere Millionen Grade, v. Helmholtz (unter Nichtanrechnung der Ausstrahlung während der Zusammenziehung aus einer ungeheuer grofsen Gaskugel und unter der Annahme, dafs die Sonnensubstanz jetzt die Wärmekapazität des Wassers habe) auf 27 Millionen Grad. Zehnder sagt, die Temperatur der Sonne an der Oberfläche ist — 273° C., also absolut Null; im Centrum beträgt sie 217 Millionen Grad, im Mittel 87 Millionen. Die Berechnung der Temperatur im Centrum stützt sich auf Berechnung der Geschwindigkeit, welche eine Molekel beim Fall bis zum Centrum unter gewissen Annahmen erlangen. Die Temperatur an der Oberfläche mufs absolut Null sein, weil die relative Bewegung der Molekele dort Null ist. Auf Beurteilung der inneren Temperatur gehen wir nicht ein. Die Behauptung, die Temperatur an der Sonnenoberfläche betrage — 273° C., erscheint paradox dem Verhalten gegenüber, welches man von einem Körper an der Sonnenoberfläche erwarten müfste. Er würde durch die ausgestrahlte Wärme schmelzen, vielleicht verdampfen. Der Widerspruch löst sich wie folgt: In der einen Angabe ($T = -273°$) betrachten wir einen Beharrungszustand, in welchem unter verschiedenen Einwirkungen die Molekeln über die Atmosphäregrenze nicht hinausfliegen können, daher keine radialen und damit im Zusammenhang auch keine erheblichen tangentialen Geschwindigkeiten erlangen können. Im anderen Falle betrachten wir einen Körper an der Grenze der Sonnenatmosphäre in einem Zustande, wie er auch von geringster Dauer nicht existieren kann. Der Körper wird hinabsinken, sich verflüchtigen und seine Dampfmolekeln werden sich in kürzester Zeit den Bedingungen des ersten Falles anpassen.

3. Entwicklung des Sonnensystems: Die Entwicklung beginnt hier mit Annahme des Zusammenstofses zweier Sonnen, aus welchem sich, wie nachgewiesen wird, allmählich eine abgeflachte ungeheuere Gasscheibe bilden mufs. Die weitere Entwicklung wird in bekannter Weise abgeleitet. Die Reihenfolge der Planetenentwicklung geht von aufsen nach innen; die widersprechenden Thatsachen (namentlich Rückläufigkeit der Trabanten des Uranus und Neptun) werden nicht erwähnt. Man wird gut thun, hier zu beachten, was die Verfasserin der Geschichte der Astronomie A. M. Clarke sagt: »Wenn wir überhaupt über die Entstehung des Planetensystems nachdenken, werden wir in der einen oder anderen Form immer wieder auf die breiten Umrisse der Nebelhypothese zurückkommen . . . Wir können aber nunmehr (nach Besprechung aller

Hypothesen) besser, wie zuvor erkennen, daſs diese Spekulationen nur eine enge und unvollkommene Skizze der Wahrheit darbieten. Wir würden schwer irren, wenn wir annehmen, daſs wir mit Hilfe irgend welcher Erkenntnis, die nur je das Menschengeschlecht besitzen mag, die wirkliche und vollständige Geschichte unseres bewunderungswürdigen Systems rekonstruieren könnten.«

4. Die Vielgestaltigkeit der Kometenschweife wird dadurch erklärt, daſs die Gashüllen des Kopfes oder einzelner Teile des Kometen wie eine Brennlinse, die Strahlen der Sonne bei Sonnennähe konzentrieren und diese Lichtbündel die rotierenden Meteroitenmassen gegen den dunklen Weltraum sichtbar machen. Ob diese Ansicht alle Erscheinungen der Kometenschweife erklären und andere Hypothesen entbehrlich machen kann, muſs fraglich erscheinen.

5. Der ewige Kreislauf der Materie von Sonnensystemen durch allmähliche Zusammenstürze derselben zu einem einzigen ätherumhüllten Centralkörper, durch elektrische Zerstäubung des letzteren zu einem unendlichen abgeplatteten Gasball hindurch zu erneuter Entwicklung von Sonnensystemen!

»Die unbegreiflich hohen Werke sind herrlich wie am ersten Tag!« Wir stimmen ein in diese Worte des Erzengels und unser Optimismus freut sich der Darstellung unseres Buches, die es uns möglich erscheinen läſst, das durch das Zusammenstürzen aller wägbarer Materie eine solche Temperatursteigerung und eine solche Elektrizitätsentwicklung zustande komme, daſs für die wägbaren Atome die sie auseinandertreibende elektrische Kraft gröſser werde, als die sie zusammenziehende Gravitation. Dann vollzieht sich im Weltall ewig derselbe Kreislauf der Materie.

Unsere Bedenken sind so ernst, daſs wir sie nachstehend eingehender besprechen: — Es ist vor einiger Zeit ein wichtiger Satz aufgestellt worden, welcher alle Zustandsänderungen mechanischer, chemischer, elektrischer Art beherrscht und dem bekannten Satz von der Konstanz der Energie ergänzt: Die Entropie des Weltalls strebt einem Maximum zu! Es wird mir nicht gelingen, den Begriff »Entropieänderung eines Körpers« gemeinverständlich zu machen, aber der Entropiesatz ist nahe verwandt mit einem ganz hausbackenen Satz: »Wärme kann nicht von selbst (d. h. ohne Kompensation) von einem kältern zu einem wärmern Körper übergehen. Ist dieser Satz allgemein richtig, dann hat zwischen gleichwertigen thermischen Energieen diejenige einen erheblichen Vorzug, welche von höherer Temperatur ist, denn sie kann von selbst in Energie niederer Temperatur übergehen, während das Umgekehrte nicht stattfindet. Die Energie von höherer Temperatur hat den besondern Wert mannigfaltigerer Verwendbarkeit. Mechanische Energie (lebendige Kraft bewegter Massen, Spannung von Federn etc.) hat einen Wert mehrseitiger Verwendbarkeit als die gleichwertige thermische Energie, denn erstere kann von selbst in thermische Energie von beliebig hoher Energie übergehen, während umgekehrt von thermischer Energie nur ein bestimmter Teil in mechanische übergehen kann unter gleichzeitigem Herabsinken des anderen Teils auf minder verwendbare Wärmeenergie niederer Temperatur. So hat mechanische Energie einen Verwendbarkeitswert gleich thermischer Energie von unendlich hoher Temperatur.

Elektrische Energie scheint mit mechanischer, chemische mit thermischer im allgemeinen an Verwendbarkeit gleichzustehen, während in vielen Fällen der elektrischen und chemischen Energie eine mittlere Stellung zwischen mechanischer und thermischer zukommen dürfte.

Wäre jenes Axiom von dem Herabfliefsen der Wärme unter allen Umständen zutreffend und wären vorstehende Angaben über Übergangsfähigkeit der verschiedenen Energieen ineinander richtig, gäbe es namentlich keinerlei Möglichkeit, daſs sich

etwa chemische Energie von selbst in mechanische verwandte derart, dafs etwa ein voller Verwandlungskreislauf von mechanischer zu thermischer, zu chemischer, zu mechanischer Energie denkbar wäre, so würde ein nicht geringer Teil aller Zustandsänderungen nach Volumen, Temperatur, Druck, Aggregatzustand, chemischer Verbindung, Bewegung etc. in Wärme übergehen. Letztere würde stetig nach den kälteren Körpern abfliefsen. Manche Zustandsänderungen würden einen Teil der übergehenden Energieen in aufsteigender Richtung haben, aber keine einzige Änderung würde ein Plus aufsteigender, gegenüber absteigender Energie gewähren. Es würden allmählich alle Änderungen der Wärme, der chemischen Verbindungen, alle elektrischen Erscheinungen, alles Leben, ja alle Bewegungen gröfserer Massen zu gunsten allgemein erhöhter innerer Molekularbewegung aufgehoben werden. Das Absterben des Weltalls würde trotz Erhöhung der Temperatur infolge der Aufhebung der alles belebenden Energiedifferenzen erfolgen. Auch in Zukunft können trotz allseitiger Abgestorbenheit tote Weltkörper in wiederkehrendem Periodenlauf im Weltall kreisen. Ein Zufall entfesselt dann vielleicht jene dem Wärmetode entgangenen Energieen und läfst einen Weltkörper mit dem anderen zusammenstofsen. Dann entsteht neue Belebung. Zuletzt, und wäre die Zeit auch noch so lang, verlaufen auch diese Lebenswellen.

Was spricht denn gegen diesen unaufhaltsamen Übergang der lebendigen Kraft geordneter Bewegung in ungeordnete Wärme, gegen diese Lehre vom Wärmetod? Unser Optimismus und der Mangel einer plausibeln Antwort auf die beiden Fragen: nach dem Anfangszustand, aus dem die heutige Lage entstanden und nach dem Grund, warum wir dann trotz endlosen Bestandes der Welt noch soweit vom Wärmetode entfernt sind.

Giebt es denn nicht direkte, triftige Einwände gegen den Satz vom Abfliefsen der Wärme zu den kältern Körpern oder solche gegen die Stellung der Energieen in der Skala der Verwendbarkeit. Wir kennen keine. Befreit uns vielleicht unser vorliegendes Buch von der Sorge um ewige Weltenschöne? Wir bezweifeln es!

J. Redlich

Dr. Max F. Hecker, Schopenhauer und die indische Philosophie. Köln, Hübscher & Teufel, 1897. 254 S.

Die Klarlegung von Schopenhauers Verhältnis zur indischen Philosophie ist hier unternommen. Der — wie es heifst — noch ganz jugendliche Autor tritt mit einer gediegenen sachlichen Rüstung und mit ganz unverkennbar schönen Fähigkeiten an seine Aufgabe heran. Er besitzt einen bewunderungswürdig sichern Einblick in die uns so entrückte indische Philosophie, gegen den seine nicht minder grofse Vertrautheit mit Schopenhauers spekulativem Weltvermächtnis als die leichtere Errungenschaft erscheint. Die Einleitung bietet eine farbenvolle und kenntnisreiche Übersicht über die in der abendländischen Kultur eingedrungenen asiatischen Momente. Mit lebhaftem und frischempfänglichen Sinn spricht Hecker von dem Sehnsucht erweckenden Zauber, den der in Märchenduft und überweltlicher Gestaltungskraft schimmernde Orient ausübt. Die doppelte Begabung von analytischem Feinblick und poetischer Anschauung, die das Werk charakterisiert, kündigt sich schon in folgender symbolisierender Betrachtung an: »Exotisch, wie das ganze Leben ist auch die indische Philosophie. Da weht kein kühler, erquickender Hauch; eine dumpfe, bleierne Schwere und Schwüle lastet, wie auf den Körpern, so auch auf den Gedanken. Die überquellende Vegetation ist ein Bild der fruchtbaren und unerschöpflichen indischen Gedankenwelt. Und wenn in trostloser Eintönigkeit zur Regenzeit die schweren Wolken ihren Inhalt auf die Erde schütten, Monate hindurch ohne Aufhören, da mag wohl der Geist einem lähmenden Quietismus zur Beute fallen. Alles ist über-

trieben, kolossal, tropisch. Die indische Philosophie ist wie die indische Kunst, die mit zäher Geduld riesenhafte Monstren aus dem Felsen meifselt.« (S. 15.)

Im Abendland verdankt man die Kenntnis der indischen Philosophie der Bewegung, die von Schopenhauer ausging. Allein er selbst ist deswegen doch zu keiner klaren Scheidung des Brahmanismus und Buddhismus durchgedrungen. Hecker urteilt: dafs Schopenhauers Metaphysik »wesentlich brahmanisches, die Ethik buddhistisches Gepräge ausweist. »Seine Metaphysik ist die pantheistische Identitätslehre, des Vedânta und seine Ethik die »»Vernichtung des Durstes««, die Buddha lehrt.« (S. 254.) Der Vedânta — das ist die Dogmatik des Brahmanismus — erkennt nur ein wirklich Seiendes in der Schöpfung an, das Brahman. Das Brahman ist die absolute Einheit und das einzig absolute Reale. Die Vielheit und die Veränderlichkeit der Erscheinung ist Sinnestrug, Täuschung, ja unser Selbst, unsere Seele macht davon keine Ausnahme. Dieses Gaukelstück spiegelt uns ein Zauber, die Mâja, vor. Und damit kongruent ist der Fundamentalsatz von Schopenhauers Philosophie: die Welt ist meine Vorstellung. Sie existiert nur durch mich, resp. durch die meinem Verstand à priori gegebene Funktion der Kausalität. Die Kausalität sucht für die Empfindung, die ein Reiz im Sinnesnerven hervorrief, die Ursache draufsen, versetzt sie nach derselben zurück und schaut sie als Objekt an. Die Mannigfaltigkeit und der Wechsel der Erscheinungen ist daher bei Schopenhauer, wie im Brahmanismus, phänomenal und ideal. Und wie in diesem das Brahman das einzig Reale, Ruhende und Ewige ist, so bei Schopenhauer das Ding-an-sich. Und wie im Brahmanismus die kosmische Weltseele des Brahman im Eingehen zur psychischen, fühlenden Seele Atman ist, so ist bei Schopenhauer das kosmische wirkende Ding-an-sich in seiner subjektiv anthropologischen Bethätigung der Wille. Schopenhauer unterschied in seiner Innenregion mittelst des Selbstbewufstseins die metaphysische Seinskraft, als Wille zum Leben, mit dem der Intellekt als Wunder κατ ἐξογην verbunden ist. Schopenhauer wurde »der Lavoisier des Selbst; wie dieser im vorher einheitlich genommenen Wasser zwei Grundelemente nachwies, so Schopenhauer im Selbstbewufstsein, das erkennende Subjekt und das erkannte Objekt. Das Subjekt heifst Intellekt, das Objekt Wille.« (S. 91.)

Diese Lehrsätze der Schopenhauerschen Erkenntnistheorie sind doch nicht so fest fundiert, dafs sie bezwingend wirken sollten, wie es Hecker anzunehmen scheint. Vielmehr drängt sich das Bedenken auf: woher und auf welche Weise denn der Verstand mit seinem Kausalitätsgesetz, ex abrupto, zu seinem vorweltlichen Sein kommt? Vorweltlichen! da ja der Kosmos mit seiner Vielheit erst durch die Kausalitätsfunktion entstand. Eine vergebliche Frage, auf die Schopenhauer keine Antwort geben kann. Und das schliefst in sich, dafs er ebensowenig Aufschlufs geben kann, was überhaupt der Intellekt sein soll, der blofs Accidenz ist, im Unterschied zum Willen, der Substanz ist. Wenn aber alle Seinskraft, alles was wirkt und webt, Wille ist, und es nichts anderes giebt als dieses All-Eine, so kann doch der Intellekt auch aus keinem anderen Stoff als aus diesem Einen-und-Selbigen sein. Und wenn als Argument für die anders geartete mysteriöse Natur des Intellekts geltend gemacht wird, dafs er mit dem Gehirn vergeht, so ist ja doch das Gehirn ebenfalls Manifestation des Willens, und was beim Zerfall desselben den Willen trifft, das trifft auch den Intellekt.

Zwischen dem Vedânta (Brahmanismus) und der Welt als Wille und Vorstellung besteht also die prinzipielle Übereinstimmung, dafs sie beide die transcendente Identität aller Erscheinungen lehren; es giebt nur ein Seiendes, ein Wirkliches, das dem bunten Reichtum zu Grunde liegt, das Brahman-Atman, abendländisch das Ding-an-sich-Wille. Die Parole der Iden-

tität und mystischen Vereinigung ist das tat tvam asi.

Für den Buddhismus hingegen giebt es keine reale Weltsubstanz, kein metaphysischer Urgrund und demzufolge gilt ihm die Erscheinung oder »der Erscheinungen Flucht« nicht als phänomenal, sondern er gesteht ihr einen realen, wenn auch ephemeren und bestandlosen Charakter zu. Für den weichen, schwermütigen Buddhismus besteht nichts anderes als ein qualvoller, zweckloser Prozefs von Werden und Vergehen, von müheseligem Emporarbeiten und verzweifeltem Untersinken. »Trostlos schaut der Buddhismus in das Getriebe der Welt als ein zweck- und zielloses Auf und Nieder inhaltsleerer Schatten. Wie bunt auch die Erscheinungen im unendlichen Flufs sich drängen mögen, kein Ende ist abzusehen in diesem wilden Wechsel.« (S. 62.) Nur ein Gesetz, keine Substanz, keine Wesenhaftigkeit, nur eine formale Ordnung, das Gesetz der Kausalität, ist das Unwandelbare und Stetige in dieser thränensatten und jammervollen Flucht.

So besteht zwischen Buddhas Lehre und Schopenhauers Lehre als erstes Bindeglied das Kausalitätsgesetz. Doch findet ein wesentlicher Unterschied in der inhaltlichen Bestimmung des Begriffes bei beiden statt. Im Buddhismus bezieht sich der Kausalnexus auf den äufsern Flufs des Geschehens, dessen innerer und grundlegender Motor der »Durst« ist — bei Schopenhauer ist er die immanente Form des erkennenden Subjekts. Da in der sich ewig fortwälzenden, leere Hülsen treibenden Rastlosigkeit der Schmerz des Daseins liegt, so wurzelt der Buddhistische Pessimismus im Kausalnexus. Wo endloser Wechsel herrscht, da ist kein Wohl ja sogar kein Sein. Glück, Friede, Ruhe wohnt nur »wo, keine Veränderung mehr stattfindet, im Nirvâna« (S. 89). Bei Schopenhauer ist zwar wie beim Buddhismus, der Schmerz das Reale und Positive im Leben, doch ist sein Pessimismus in der Substanz des Willens selbst begründet, nämlich in seinen ruhelosen und sündhaften Qualitäten. »Kann der Pessimismus besser begründet werden?« fragt Hecker (S. 130). Diese Begründung ist jedoch in doppelter Weise hinfällig; 1. weil das Leiden nicht im Willen, sondern im Intellekt seine Stätte hat. Der Wille, d. h. die Lebenskraft, beherrscht auch den Blödsinnigen und beherrscht den gemeinen Mann mehr als den Gebildeten, und doch sind bei diesen, nach dem Verhältnis der Enge ihres Bewufstseins, die Leitungsbahnen für das Bittere des Lebens nicht blofs vermindert, sondern sie bleiben, mit Ausnahme für die materielle Bedrängnis, taub und unerschlossen. Hecker schlägt übrigens an einer späteren Stelle (S. 133) sich und Schopenhauer mit der Waffe des Citats von diesem: dafs »das Genie herbere Qualen erduldet als der gewöhnliche Alltagsmensch«. Und zwar erduldet er sie wegen »der Fülle des Erkenntnisvermögens.« Der zweite Einwand, den man gegen die Begründung des Pessimismus in der Beschaffenheit des Willens erheben mufs, ist der: dafs Schopenhauer über dieselbe schlechterdings nichts aussagen kann. Als phänomenale und empirisch begrenzte Erscheinung besitzt er keine Mittel, um die metaphysischen Eigenschaften des Weltgrundes zu erkennen.« Hecker gerät in eine zweite ähnliche Sackgasse durch eifrige Vertretung des Schopenhauerschen Widerspruches: dem Ding-an-sich Moralität zu vindicieren. An Schopenhauers kaum haltbarer Doktrin: dafs dem Willen Moralität zukomme, knüpft Hecker den etwas gewaltsamen Vergleich, zwischen dem indischen Karmen und der Nemesischen Funktion des Willens. Wenn der buddhistische »Durst« — der Wille zum Leben — durch die guten und bösen Thaten, die er veranlafst, die Wiedergeburten bestimmt, und so den Kern des Nemesischen Begriffes: Karma bildet — so liegt das perennierende Schicksal nicht im »Durst«, sondern in den Thaten. Anders ist es aber bei Schopenhauer, hier

inhäriert die Moralitätseigenschaft dem Urwillen, also dem »Durst« selbst; in dem was der Wille erstrebt, wodurch er sich manifestiert, läge schon seine moralische Qualität ausgedrückt. Der Wille an sich, oder das Ding-an-sich, sei durchaus sündhaft und verderbt und der Tod ist die von ihm selbst verwirkte Strafe für die Lust am Leben (»Durst«). In Wahrheit sind das nur Worte und Bilder. Der Urwille kann schon deshalb keine Moralität besitzen, weil die Moralität nur ein innerhalb der menschlich-sozialen Verhältnisse geltender Begriff ist. Wie der Gefühlszustand des ästhetischen Verhaltens, so steht und fällt der Begriff der moralischen Gesinnung, des sittlichen Verhaltens, mit dem menschlichen Unterscheidungsvermögen. Dem Willen — das ist der unterscheidungslosen Naturkraft — Sittlichkeit beizulegen, ist reine »Begriffsdichtung«, und dazu noch eine mit den ihm gespendeten Prädikaten »blind und dumm« wenig harmonierende. Die Eigenschaften des Willens sind nur soweit erforschbar, als er sich in der Immanenz als gärende und treibende physische Kraft bekundet, über die Erdenwelt hinaus, über die Erreichbarkeit des menschlichen Erkennens hinaus, — also im uferlosen Reich der Transcendenz — ihm Qualitäten zuzusprechen, heifst doch seine Theorieen in das phantastische Reich der blauen Blume fortspinnen. Es ist auch nur eine dichterische Metapher zu sagen: dafs der Tod die Strafe der Lust am Leben ist, wäre er es realiter, so müfste auch der Himalaya einstürzen und der Rhein eintrocknen, sind sie doch nicht minder Manifestation des All-Einheitlichen, Urewigen, Willens. Und wenn Hecker sagt: »Die Philosophie hat es nur mit dem Was zu thun, mit dem was sich wissen läfst« (S. 64), so darf er auch nicht mit dieser nachdrucksvollen Beredsamkeit für die Moralität das Ding-an-sich eintreten. Schopenhauer sagt doch übrigens selbst an einer Stelle (W. als W. und W. Bd. II, Buch II, Kap. 25): »Die Einheit jenes Willens, in welchem wir das Wesen an sich der Erscheinungswelt erkannt haben, ist eine metaphysische, mithin die Erkenntnis derselben transcendent, d. h. nicht auf den Funktionen unseres Intellekts beruhend und daher mit diesem eigentlich nicht zu erfassen.« Was von der Einheit des Willens gilt, das gilt auch von seinen Qualitäten. Es ist deshalb auch kaum zu begreifen, dafs Schopenhauers Umwandlung von Kants »unerkennbarem« Ding-an-sich, in Wille zum Leben, als eine so hohe Errungenschaft gepriesen wird. Verhält es sich doch damit, als wäre man dahinter gekommen, dafs das Mädchen aus der Fremde nicht Grete, sondern Liese heifst.

Mit feinsinniger Betrachtung findet übrigens Hecker einen vermittelnden Übergang zwischen Schopenhauers heterogener Formulierung des ethischen Problems an zwei verschiedenen Orten. Er findet nämlich, dafs zwischen der sozialistischen Werkthätigkeit, die Schopenhauer in der Preisschrift als die ausschliefsliche ethische Aufgabe statuiert, und dem Quietismus, den er in seinem Hauptwerk als ethisches Postulat hinstellt — ein Verbindungsglied im Mitleid läge. Denn die Tugend der sozialen Mildthätigkeit sei für Schopenhauer nicht Selbstzweck, sondern »nur ein Mittel zur Ertötung des Willens, ein Durchgangspunkt .... die endgiltige Unterdrückung alles Verlangens ist die Sittlichkeit par excellence.« (S. 243.)

Analytischer Feinsinn, mit dem notwendigen Korrelat geistiger Gewandtheit, dazu ein ernster, gewissenhafter Forschertrieb und eine ungemein schöne und warme Sprache — sind hervorstechende und fesselnde Eigenschaften in Heckers Werk. Wie ein dramatischer Dichter, der jede Gestalt seiner Konzeption mit Hingebung und aus seinem Fühlen heraus ausgestaltet, so verfährt Hecker bei der kritisch vergleichenden Ausgestaltung seiner drei Systeme. Und wie ein Dramatiker bei jedem einzelnen Zug, den er aus der

Innerlichkeit der Personen herausfördert, stets die Beziehungsfäden des ganzen Plans überschaut, so geht Hecker vor, bei der Darstellung jedes einzelnen Problems, hinsichtlich seiner Stellung und seiner Verästelung in den beiden anderen philosophischen Gebieten. Den Vergleich mit einem Dichterwerk ernster Natur, darf man sich bei Heckers Buch schon gestatten, weil es nicht blofs eine gediegene Forscherarbeit, sondern auch eine poetisch belebte Leistung ist.

Dr. Susanna Rubinstein.

II Pädagogisches

Prof. Dr. H. J. Müller, Direktor des Luisenstädtischen Gymnasiums zu Berlin: Lateinische Schulgrammatik, vornehmlich zu Ostermanns lateinischen Übungsbüchern. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1897. XII und 329 S. gr. 8°.

Die erste Auflage dieses Buches erschien 1896 in demselben Verlag unter dem Titel: »Grammatik zu Ostermanns lateinischen Übungsbüchern«. Die Fassung des Titels ist geändert worden, damit es nicht scheint, als ob diese Grammatik nur neben Ostermanns lateinischen Übungsbüchern gebraucht werden könne oder solle. Sie kann in Wahrheit ebensogut wie alle übrigen Schulgrammatiken neben anderen Übungsbüchern benutzt werden. Die in dieser 2. Auflage vorgenommenen Änderungen sind durchwegVerbesserungen, aber sie sind so geringfügiger Art und so klein an Zahl, dals man sie fast gar nicht gewahr wird und das Buch wie eine unveränderte Auflage aussieht. Bei den Regeln der oratio obliqua ist nach dem Vorschlag des Referenten (vergl. Berliner Zeitschrift für Gymnasialwesen LI, 1897, S. 482) die Teilung nach rhetorischen und wirklichen Fragen vorgenommen, wodurch dem Schüler die Sache wesentlich klarer wird. Dafs schon nach einjährigem Bestehen eine neue Auflage nötig wurde, spricht für die Brauchbarkeit und Beliebtheit des Buches. Wie der Rezensent der 1. Auflage in den neuen Jahrbüchern 1896, 7. Heft, so sage auch ich von dieser 2. Auflage: Es ist ein gutes Buch, es ist ein wirklich gutes Buch.

Völlige Beherrschung des Stoffes, gründliche Kenntnis der Forschung auf dem Gebiete der lateinischen Grammatik und eine jahrzehntelange praktische Erfahrung setzten den Verfasser in den Stand, ein Lehrmittel zu schaffen, das den höchsten Anforderungen gerecht wird. Diese Grammatik ist von den neuen preufsischen Lehrplänen ins Leben gerufen und entspricht deren Bestimmungen am meisten von allen Konkurrenzunternehmungen. Bei der sich immer notwendiger erweisenden Beschränkung des grammatischen Lernstoffes und bei der immer dringlicher werdenden Konzentration des philologisch-historischen Unterrichts insbesondere an unseren Gymnasien mufs die Besprechung eines so hohen Anforderungen gerecht werdenden Buches notwendig auf wichtige allgemeine Gesichtspunkte des Unterrichtes eingehen.

Unverkennbar liegt ein didaktischer Vorteil darin, wenn die Regeln in der Grammatik denselben Wortlaut haben wie in den Übungsbüchern und darum die hier verarbeiteten Regeln sich nun auch wirklich alle ohne Ausnahme in der Grammatik zusammenfinden. Dies ist bei Müllers Grammatik der Fall. Es kommt hinzu, dafs eine Reihe von Anstalten an dem pädagogisch gewifs richtigen Grundsatz festhält, wenigstens die Syntax, am liebsten auch schon die Formenlehre aus ein und demselben Buche lernen zu lassen, welches den Schüler während seiner ganzen Schullaufbahn begleitet. Gerade dies hat die Abfassung von H. J. Müllers Grammatik veranlafst. Die Anregung ist von solchen Schulen ausgegangen, die für die Erlernung des grammatischen Stoffes schon von der untersten Klassenstufe an die Schulgrammatik zur Grundlage nehmen und daher die Ostermannschen Übungs-

bücher in der Ausgabe B, die keine grammatischen Anhänge hat, benutzen. Demnach würde diese Ostermann-Grammatik die Übungsbücher in der Ausgabe A von Untertertia an, in der Ausgabe B schon von Sexta an begleiten können.

Die Änderungen, die durch die neuen Lehrpläne für die lateinische Schulgrammatik nötig wurden, zielen im allgemeinen auf die Vereinfachung des bisherigen grammatischen Inhaltes hin, der nunmehr in den verminderten Unterrichtsstunden unmöglich bewältigt werden kann. Eine wesentliche Kürzung des Lehrstoffes ermöglicht zunächst der endgiltige Bruch mit dem Ciceronianismus in seiner strengsten Form, der, die Berechtigung nebeneinander gehender Spracherscheinungen mifsachtend, jedesmal den sogenannten klassischen Ausdruck fixiert und diesen mit Regeln und Ausnahmen zu schützen gezwungen ist. Man wende nicht ein, dafs die Schulgrammatik nur die gebräuchlichsten Spracherscheinungen zu berücksichtigen habe und die Ausscheidung von mitberechtigten Konstruktionen zur Vereinfachung des grammatischen Unterrichtes beitragen müsse. Denn gerade dieser Grundsatz verdient die schärfste Zurückweisung, seine Befolgung hat der Schulgrammatik den schwersten Schaden zugefügt, indem sie durch denselben in einen starren Formalismus getrieben wurde, der die Sprache in die engsten Fesseln zwang. Wo die Sprache die Freiheit des mannigfaltigen Ausdruckes besafs, da wurde die relative Häufigkeit der einzelnen Fälle, die nicht selten auf Zufall oder individueller Vorliebe des Schriftstellers beruht, als Mafs ihrer Güte festgestellt und aus dem Sprachgebrauch Ciceros eine gewissermafsen gereinigte Form gewonnen, in deren Grenzen der Schüler sich bewegen mufste. (v. Kobilinski, Berliner Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1894, S. 153 ff. 545.) Wurden z. B. früher die Gerundivkonstruktionen im Dativ beschränkt, so sind sie jetzt bei Müller S. 193 wegen ihrer Häufigkeit bei den Historikern freigegeben. Ebenso richtig ist donec von Müller S. 206 im Sinne der silbernen Latinität verwendet. Man könnte zwar einwenden, dafs donec bei Cicero nur viermal vorkommt. Aber jedem Schüler dringt einmal das »Donec eris felix« oder, wie man neuerdings an dessen Stelle liest, »Donec eris sospes« zu Ohren, jeder Primaner liest die Ode Donec gratus eram tibi, häufig begegnet es in der Lektüre des Livius, die jetzt an unseren Schulen eine gröfsere Ausdehnung gewonnen hat, als früher. Die alte Weise des Ciceronianismus wirkt bei Müller noch nach § 207, S. 234; hier wird in der hergebrachten Weise gelehrt, dafs die Verba des Aufforderns wie postulare u. a. ut (ne) regieren. Es liegt aber kein zwingender Grund vor, die Infinitivkonstruktion auf einige wenige Verba der Aufforderung, wie iubere, cupere u. a. zu beschränken, zumal diese sehr gewöhnliche Spracherscheinung des silbernen Lateins auch in der klassischen Periode Beispiele für sich hat. Denn postulare ist in Ciceros Reden und philosophischen Schriften und bei Cäsar achtmal mit dem inf. oder acc. c. inf. verbunden (vergl. v. Kobilinski a. O. S. 550). Für eine dritte Auflage möchte sich daher die Erwägung wohl empfehlen, ob nicht hier die Regel zu ändern ist, damit auch an dieser Stelle die Grammatik nicht in einen Gegensatz zur Schullektüre tritt. Denn es dürfte kaum einem ernstlichen Zweifel unterliegen, dafs die Regeln fallen müssen, mit denen früher in unseren Schulbüchern der Sprachgebrauch Ciceros vor der Weiterentwicklung der silbernen Latinität geschützt wurde.

Aus der verringerten Stundenzahl, mit der jetzt an unseren Gymnasien der Lateinunterricht betrieben wird, ergiebt sich, dafs eine den neuen Lehrplänen entsprechende Grammatik sich auf das Wesentliche beschränken mufs. So läfst sich denn H. J. Müller an den grofsen Hauptsachen genügen, die unter allen Umständen von dem Schüler mit Sicherheit erfafst werden müssen. Diese Hauptsachen aber

werden mit mustergiltiger Klarheit vorgetragen. Das was der Schüler sich anzueignen hat, wird ihm deutlich und bestimmt vor Augen gestellt. Das Buch ist so recht aus der Praxis und für die Praxis geschrieben, eben deshalb ist es auch selbst im vollen Wortsinn praktisch ausgefallen; und es gehört kein grofser Seherblick dazu, dem Buch auch ohne die Verbindung mit Ostermann eine weite Verbreitung vorherzusagen. Aus praktischen Gründen verzichtet Müller z. B. darauf, aus der Grundbedeutung eines Kasus die syntaktische Verwendung desselben im einzelnen erkennen und erschliefsen zu lassen. Man kann bedauern, dafs die knapp bemessene Zeit einer wissenschaftlichen Behandlung so wenig Raum gewährt. Aber man wird bei Müllers weiser Beschränkung noch am weitesten kommen und sonach am ehesten auf erträgliche Leistungen im Lateinischen rechnen dürfen. Ebenso ist über das Verfahren Müllers bei der Umschreibung mit futurum fuisse ut und mit futurum fuevit ut zu urteilen. Diese Ausdrucksweisen durch eine Erklärung dem Verständnisse des Schülers nahe zu bringen, ist weder leicht noch bei der beschränkten Unterrichtszeit empfehlenswert. So fordert denn Müller in der Vorrede mit Recht, dafs diese Umschreibungen einfach als Formeln hinzustellen sind, die der Schüler im gegebenen Falle anzuwenden hat. »Das ist gesunde Didaktik, welche der Blume des Feldes vor der Treibhauspflanze den Vorzug giebt.« (N. Jahrb. f. Phil. u. Pädagogik II. Abt. 1896, Hft. 7.) Die Beschränkung Müllers auf das, was für den gymnasialen grammatischen Unterricht unerläfslich ist, die Klarheit und Einfachheit der einzelnen Regeln und der ganzen Anlage macht seine Grammatik aufser für den gymnasialen auch für den Unterricht an Realschulen, höheren Bürgerschulen, besonders aber auch für den Privatunterricht in hohem Mafse geeignet.

Im Mittelpunkt des altklassischen Unterrichtes steht nach den neuen Lehrplänen die Lektüre. Eine möglichst starke Wechselwirkung zwischen Lektüre und Grammatik, eine thunlichst intensive Konzentration des Unterrichtes ist bei der so knapp gewordenen Zeit, die diesem Unterricht nun einmal nur gelassen ist, eine Forderung höchster Dringlichkeit. Müller weifs durch eine höchst geschickte und äufserst sorgfältige Behandlung der zahlreich gegebenen Beispiele dieser Forderung gerecht zu werden. Dieselben sind meist aus Cäsar genommen. Dessen bellum Gallicum bildet die eigentliche Klassenlektüre auf der Stufe, wo die Kasus-, Tempus- und Moduslehre durchgenommen wird. So wird der Schüler recht oft Bekanntem begegnen und zugleich unmittelbare Anleitung und Belehrung für die Lektüre erhalten. Müller geht noch weiter, indem er nicht selten Hinweise auf bestimmte Stellen dieses Schriftwerkes abdruckt. Er thut dies in Erwartung, dafs die Schüler hin und wieder angehalten werden, die in der Grammatik erwähnte sprachliche Erscheinung im Zusammenhange nachzulesen. Der Lektüre dient auch die S. 85 ff. gebotene sehr übersichtliche, zum Repetieren höchst geeignete Zusammenstellung der in Sexta und Quinta aus den Übungsbüchern systematisch gelernten Vokabeln. Dieser Vokabelabschnitt ist wie bei den Ostermannschen, von Müller neu bearbeiteten Übungsbüchern mit ganz besonderer Umsicht angelegt. Da jeder Unterricht möglichst auch Sachunterricht sein soll, so ist der Übersetzungsstoff der Übungsbücher mit dem Geschichtsunterricht der jedesmaligen Klasse in Verbindung gebracht. Entsprechend den neuen Lehrplänen ist für die Sexta und Quinta die griechische und römische Mythologie und Sagengeschichte verarbeitet und im Quartateil die alte Geschichte, die in den Teil für Tertia bis zu den Zeiten des Augustus herabgeführt wird. Durch diese methodische Verarbeitung des Wortschatzes wird der Lektüre Cäsars wirksam vorgearbeitet. Einer möglichst grofsen Kenntnis von Vokabeln wird auch die S. 78 ff. ge-

gebene Übersicht über die Wortbildungslehre zu statten kommen.

Sehr angenehm berührt, daſs Müller pädagogischen Versuchen, die sich nicht bewährt haben, keinen Platz eingeräumt hat. So ist der Versuch, statt des Supinum das Perfektpartizip als Stammform anzuführen, der von Landgraf und von Friedersdorff-Begemann gemacht ist, an Müller wirkungslos vorübergegangen. Mit Recht. Die Aneignung der unregelmäſsigen Verba wird durch das Moment einer jedesmal zu fällenden Entscheidung über die Natur des Verbums, ob transitiv oder nicht, dem Anfänger erheblich erschwert. So hat Landgraf den Versuch in der 2. Auflage seiner Grammatik bereits wieder aufgegeben. (Vergl. hierüber Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1897, S. 598 ff.)

Auch äuſserlich ist das Buch vortrefflich. Groſser schöner Druck, mit gesperrten und fetten Lettern Wichtiges hervorhebend, und eine sorgfältige Korrektur sind zu rühmen. Mehrfach, so bei den unregelmäſsigen Verben, ist zur Unterstützung des Gedächtnisses die Form der Vokabelbücher gewählt, die Seite ist scharf in Kolomnen geteilt, links steht das lateinische Wort, rechts die Übersetzung. Eine solche scharfe Trennung erleichtert das Lernen sehr; der Schüler braucht nur ein Buch oder ein Blatt Papier bis zu dem Trennungsstrich oder der Stelle, wo ein solcher gedruckt sein könnte, zu legen und kann sich bequem selbst abhören. Dieses Verfahren möchte bei einer dritten Auflage auch noch auf andere Stellen ausgedehnt werden, so bei der zur Einübung der Geschlechtsregeln S. 14 gebotenen Phraseologie, in der Rektionslehre S. 12 ff., beim Infinitiv S. 175 ff.

Ein ganz besonderer Vorzug der Müllerschen Grammatik ist ihre absolute Zuverlässigkeit und Akkuratesse. Sie übertrifft dadurch z. B. die Grammatiken von Ellendt-Seyffert und Friedersdorff-Begemann ganz bedeutend. Die groſsen litterarischen Hilfsmittel der Residenz sind dem Buche Müllers recht zu statten gekommen; der Einfluſs von Meusels Cäsar-Lexikon ist z. B. nicht zu verkennen. So sind Irrtümer und Ungenauigkeiten, die sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt fortgepflanzt hatten, in Müllers Grammatik glücklich vermieden. Von älteren Werken wurde namentlich die umfängliche Grammatik der Lateinischen Sprache von G. T. A. Krüger (Hannover 1842, 1060 S.) benutzt, das Wort eines hervorragenden Kenners der lateinischen Sprache, das über syntaktische Fragen höchst ergiebig und zuverlässig orientiert und nicht überall in seinem Wert gewürdigt wird. Müller hat sich an der eigenen, umfassenden Einsicht nicht genügen lassen, sondern allen Lateinlehrern an der von ihm geleiteten Anstalt das Manuskript oder die Druckbogen vorgelegt. Der Herausgeber sagt am Schluſs des Vorwortes, daſs die Wünsche, Winke und Ratschläge seiner Amtsgenossen zur Verbesserung des Buches ganz wesentlich beigetragen haben.

Müllers Grammatik ist in drei Abteilungen gegliedert. Die erste, die Formenlehre enthaltend, ist für Sexta und Quinta bestimmt. Die angefügte Übersicht über die in diesen beiden Klassen aus den Übungsbüchern gelernten Vokabeln wird auch zu Wiederholungen in den nächst höheren Klassen willkommen sein. Die zweite Abteilung (Syntax) ist auf die Klassen Quarta bis einschlieſslich Unter-Sekunda, die dritte (mit den Anhängen) auf die drei obersten Klassen berechnet. Seitdem an den preuſsischen Gymnasien dem lateinischen Unterricht in den oberen Klassen wieder einige Stunden mehr gewährt sind, kann auch das stilistische Element wieder mehr zur Geltung kommen. Die übrigen Abschnitte der dritten Abteilung sind so dargestellt, daſs sie dem Selbststudium überlassen werden können und keiner besonderen Durchnahme im Klassenunterricht bedürfen. Der Gesamtumfang des Buches erreicht trotz des möglichst beschränkten Stoffes eine verhältnismäſsig hohe Seitenzahl durch den

fast verschwenderisch grofsen Druck und die das Gedächtnis stützende tabellarische Form zahlreicher Abschnitte. Was in einem solchen Buche weggelassen werden darf oder mufs, darüber werden die Meinungen, namentlich in Bezug auf minder Wichtiges, immer auseinandergehen. Referent glaubt, dafs Müller im grofsen und ganzen das Richtige getroffen hat. An einem Zuviel leidet jedenfalls das Buch nicht. Eher könnte man hier und da etwas mehr Stoff verarbeitet wünschen. Jedoch dies erklärt sich aus dem Zweck des Buches, das nur das Wichtige und Notwendige enthält, dessen Inhalt aber von den Schülern vollständig verarbeitet werden soll. Mehr, als was in dieser Grammatik enthalten ist, können auch nach dem Urteil des Referenten unter den obwaltenden Verhältnissen die Schüler nicht in sich aufnehmen. Da war es zweifellos richtig, auch bei dieser zweiten Auflage abzuwarten, wie sich die Sache im Unterricht gestalten und zu welchen Zusätzen sich in der Praxis ein Bedürfnis herausstellen werde.

Zum Schlufs möchte Referent noch einige Einzelheiten zur Erwägung geben, vielleicht können sie einer dritten Auflage zu gute kommen. Die Grundregeln hat der Verfasser in der bekannten Gestalt verschmäht, auch hier stark gekürzt. Referent vermag indessen das moderne Feldgeschrei gegen die alten ausführlicheren Formen dieser Regeln, wie es neuerdings z. B. von Häbler, Der Sprachunterricht der deutschen Schulen (Wiesbaden 1894) angestimmt wird, nicht als berechtigt anzuerkennen. Man mag einige ganz seltene Wörter immerhin streichen; viel sind's ihrer nicht. Aber es giebt so hübsche Liederkompositionen dieser vielgeschmähten Regeln, die den Schülern diese Dinge »spielend« beibringen. Der Vortrag dieser Singereihen, fröhlicher Studentenlieder mit Chor und Solo, von Sextanern bei der Osterprüfung vorgetragen, gehört zu den angenehmsten pädagogischen Erfahrungen des Referenten. Hier ist einer der wichtigsten Berührungspunkte der einzelnen Schuldisziplinen, die sich gegenseitig unterstützen sollen. Der Gesangunterricht kann dem Sprachunterricht in mehr als einer Beziehung in die Hände arbeiten. Wer entsinnt sich nicht, die Reihenfolge des deutschen Alphabetes auf der Bürgerschule durch das Lied gelernt zu haben, welches mit dem Reim endigt »x, x, y, z, o weh! kann ja nicht lernen das A-B-C!« Jedenfalls haben Männlein und Weiblein in ungezählter Menge eben durch dieses Lied die Reihenfolge der Buchstaben bis ins hohe Alter hinein behalten. Dies Verfahren empfiehlt sich auch für den Lateinunterricht bis zu der langen Reihe »viele Wörter sind auf is masculini generis«, die sich solcher Art dem Gedächtnis mühelos einprägen. — Zu einer Änderung möchte Referent insbesondere § 109 empfehlen, wo Müller, einer neuerdings auch sonst vertretenen Ansicht sich anschliefsend, die persönliche Konstruktion bei opus est auf das neutrum beschränkt, also auf alle Fälle wie multa nobis opus sunt. Aber vergl. Cic. in Verr. III 196 mihi frumentum non opus est; Cic. de rep. V 4 bono patri familias colendi aedificandi ratiocinandi quidam usus opus est und Raph. Kühner, Ausführliche Grammatik der lateinischen Sprache II 1, § 81, 8b.

Ein von vielen Seiten jetzt ausgesprochener Wunsch ist der nach einer Parallelgrammatik der lateinischen und griechischen Sprache. Zwar in der Formenlehre werden die Schulgrammatiken der beiden alten Sprachen vielfach nach wie vor ihren eigenen Weg gehen müssen. In der Gegenwart, welche richtige didaktische Ideen auf die Spitze zu treiben liebt, fehlt es freilich nicht an Stimmen, das lateinische Pensum der untersten Klassen in eine Methodik zwingen wollen, die zugleich die Schablone für den späteren französischen und für den noch späteren griechischen Unterrricht abgeben soll. Gegen diese unnatürliche Methodik hat soeben Weifsenfels in der Vorrede zu seiner Griechischen Schul-

grammatik goldene Worte geredet. Müller hält sich von den Thorheiten der modernen Methodenstürmer in wohlthuender Weise fern. Aber die Syntax der beiden alten Sprachen ist allerdings dermaſsen auf denselben Fundamenten aufgebaut, daſs z. B. eine parallele Behandlung der lateinischen und griechischen Moduslehre vielfach bereits geübt wird. Wie groſs diese Übereinstimmung ist und wie sehr sich eine möglichst parallele Behandlung der lateinischen und griechischen Syntax im Schulunterricht empfiehlt, erhellt besonders aus dem Buche von Scheils »Abriſs der lateinischen und griechischen Moduslehre in paralleler Darstellung« (Marburg 1895), vergl. hierüber Jahrb. f. Philol. u. Pädag. II. Abtlg. 1896, Heft 11, S. 535 ff. Es ist daher in den wenigen Fällen, wo die Terminologie beider Sprachen verschieden ist (z. B. Haupt- und Nebentempora — Tempora der Gegenwart oder Zukunft und Tempora der Vergangenheit) in der zweiten Auflage der lateinischen Grammatik die Übereinstimmung von Müller § 160 ff. hergestellt.

Müllers Grammatik hat sich an einer ganzen Reihe von Gymnasien und Realgymnasien (u. a. an sämtlichen Kadettenanstalten) bereits rasch eingebürgert. Dieser Erfolg hat den Verleger bestimmt, für eine griechische Grammatik zu sorgen, die, entsprechend den neuen preuſsischen Lehrplänen vom 6. Januar 1892 in ihrem ganzen Aufbau sich möglichst streng an Müllers Grammatik anschlösse. Sie ist von P. Weiſsenfels unter dem Titel »Griechische Schulgrammatik« soeben erschienen, das entsprechende griechischen Übungsbuch aus der Feder von Weiſsenfels soll spätestens im Sommer 1898 folgen. Die Müllersche Lateinische Schulgrammatik mit den von Müller bearbeiteten Ostermannschen Übungsbüchern und die Weiſsenfelssche griechische Schulgrammatik mit dem zu ihr gehörigen Übungsbuche, das ist die rechte Art von Parallelgrammatik. Diesen Büchern steht eine groſse Zukunft im Schul- und Privatunterricht bevor. Was speziell die Lateinische Schulgrammatik von Müller betrifft, so wird sich ohne Zweifel der Wunsch ihres Verfassers (Vorrede S. VIII) erfüllen: »Möge denn diese Grammatik dazu beitragen, daſs die Schüler auf dem beschränkten Gebiete, das ihnen hier vorgeführt wird, ein festes Wissen erlangen und sich dieses bis in die obersten Klassen hinein bewahren!« Wer nach dem Buche Müllers kein Latein lernt, der muſs invita Minerva geboren sein, der lernt das Latein überhaupt nicht.

Marburg i. H. Eduard Heydenreich

Dr. M. Spanier, Künstlerischer Bilderschmuck für Schulen. Hamburg, Verlag der Commeterschen Kunsthandlung. 1897. 51 S. 8°.

»Die Kunst muſs in die Schule«, das ist das Wort, in das die Schrift ausklingt, die wir hier zur Anzeige bringen. Und dieses Wort ist beherzigenswert, aus mancherlei Gründen. Zunächst entspricht es der Natur des Kindes, das seinen Geist am liebsten mit Bildern nährt, wenn ihm auch weiter bildliche Anschauungen geboten werden. Dem Wesen des Kindes wird geradezu Gewalt angethan, wenn, sobald ihm die Buchstaben bekannt sind, fast ausschlieſslich nur sein Verstand beschäftigt wird, während Phantasie und Gemüt veröden. Und wie rächt sich das später im Leben der menschlichen Gesellschaft. Den Bestrebungen der arbeitenden Klassen, die Arbeitszeit so einzuschränken, daſs sie ein menschenwürdigeres Dasein führen können, steht man mit der Befürchtung gegenüber, daſs viele die Musezeit nicht in menschenwürdiger Weise ausfüllen können, weil sie nicht gelernt haben, an edlen Genüssen Vergnügen zu empfinden. Uns wenigstens gelingt es nicht, mit unsern »Volksunterhaltungsabenden«, die bei einem Eintrittsgelde von 10 Pfg. treffliche und mannigfache Unterhaltung bieten und übergroſsen Zulauf haben, diejenigen Bevölkerungsschichten heranzuziehen, wegen deren wir sie ins Werk gesetzt haben; die Armen, denen

sonst edle Vergnügungen wegen des hohen Preises unzugänglich sind. Das edle Vergnügen setzt eine Genufsfähigkeit voraus, die oftmals im harten Kampf ums Dasein erloschen ist, wenn sie überhaupt vorhanden gewesen war.

Aber auch gesetzt den Fall, dafs solche Unterhaltungen auf die rechten Schichten wirkten; die Bemühung und der Aufwand, den sie fordern, sind zu grofs, als dafs sie sehr oft wiederholt werden könnten. Soll der Genufs erziehend wirken, dann mufs er häufiger sein; dann mufs der Mann des Volkes die Fähigkeit haben, sich auch am Schönen in einfacherer Form zu erfreuen, er mufs Sinn haben für die Reize der Natur und die Schönheit der Kunstwerke, besonders der Werke der bildenden Künste; denn dieser Genufs ist, wenigstens in bescheidener Form, am leichtesten und billigsten zu haben.

Da wir aber die Erwachsenen nicht mehr oder nur zu geringem Teile für solche Genüsse gewinnen können, so »mufs die Kunst in die Schule.«

Auch noch aus einem dritten Grunde, auf den ich schon vor mehr als 20 Jahren in meinem Schriftchen »Gymnasium und Kunst« hingewiesen habe. Wollen wir unter den Kulturvölkern unsere Stellung behaupten, so mufs unsere Volksbildung auf dem Gebiete des Geschmackes gehoben werden. Je schöner und gefälliger die deutsche Industrie ihre Waren fertigt, um so höher stehen sie im Preise, um so gröfser wird die Zahl der Bestellungen, um so besser wird die Einzelarbeit bezahlt.

Man bringe also die Kunst in die Schule. In die höheren Schulen ist sie ja in den letzten Jahren etwas mehr eingedrungen, in die Volksschule zu wenig, viel weniger als z. B. in dem »praktischen« England. Von Hamburg geht jetzt eine Bewegung in dieser Richtung aus, die hoffentlich bald weitere Kreise ergreift. Im Jahre 1896 ist daselbst, anscheinend unter Einwirkung des auf diesem Gebiete wohlverdienten Direktors Lichtwark eine »Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung« begründet worden. Ein Ausschufs dieses Vereines behandelte zunächst die Frage des Bilderschmucks in den Schulen. Im November 1897 wurde eine Ausstellung veranstaltet, um zu zeigen, dafs man auch heute schon für mäfsigen Preis gute künstlerische Bilder für den Schmuck der Schule erwerben könne. Um für diese Ausstellung Interesse zu erregen, verfafste Dr. Spanier die vorliegende Schrift, die zu lesen wir allen Freunden der Schule und des Volkes nachdrücklich empfehlen möchten. Als wertvollen Anhang enthält sie ein Verzeichnis von Bildern »zum Schmucke der Schulräume«. Möge das Werkchen dazu beitragen, dafs auch in Deutschland — sowie es in England geschehen ist — die Gebildeten sich auf ihre Pflicht besinnen, die sie in künstlerischer Beziehung unserm Volke gegenüber haben.

Oldenburg i. Gr.

Dr. Rud. Menge

J. Hochs Rechenmaschine. Vergl. dazu das Schriftchen: Über Anschauungsmittel im Rechenunterrichte mit einer Anleitung zum Gebrauche einer neuen Rechenmaschine. Schäfsburg, Verlag des Autors. 1895. gr. 8⁰. 8 Bl. mit graphischen Darstellungen. Preis 20 kr.

1. Die neue Rechenmaschine erscheint in mehreren Ausgaben. (Vergl. den Prospekt, sowie auch die Anleitung a. a. O. S. 15 f.) Betrachten wir die „kleine Ausgabe" (Preis 8 Kronen), die für den Privatunterricht bestimmt ist.

Auf einem Fufse ruht ein Holzrahmen: er ist 60 cm hoch und 40 cm breit. In diesem Rahmen sind fünf Drähte eingespannt, die, wenn nötig, sehr leicht herausgenommen werden können. Die Drähte dienen zur Aufnahme beweglicher Rechenkörper (Scheiben und Walzen). Die obere Hälfte des Rahmens wird durch ein Brett (mit Querleisten zum Aufstellen gedruckter Ziffern) bedeckt. Hinter dem Deckbrette befinden sich alle die Rechenkörper, welche nicht benutzt werden; sie ruhen

auf Stellschrauben, die nach Bedarf vor- oder zurückgeschraubt werden können. Will man die Rechenkörper zur Anschauung bringen, so genügen wenige Griffe, sie in den unteren, d. i. in den offenen Teil des Rahmens zu bringen. An dem Fufse des Rahmens ist mit Scharnierbändern eine besondere „Rechentafel" befestigt.

Ähnlich sind die gröfseren Ausgaben (Preis 15 bis etwa 24 Kronen) eingerichtet.

„Die Rechenkörper sind Cylinder von quadratischem Längendurchschnitte (Achsendurchschnitte) . . . und sind, ihrem Zahlenwerte entsprechend, verschieden grofs: die Zehner genau das Zehnfache, die Hunderter genau das Hundertfache des Einers . . . (Der Nachweis, dafs die Zehner wirklich das Zehnfache des Einers und die Hunderter wirklich das Zehnfache des Zehners sei, wird durch Hohlmafse vom Volumen der massiven Cylinder geliefert . . .) Die Rechenkörper sind teils schwarz, teils weifs oder rot gefärbt, und so werden die zwischen 1 und 10 liegenden Werte: 2, 3, 4 u. s. w. entweder durch 2, 3, 4 verschieden gefärbte Einer-Cylinder dargestellt, wenn die betreffende Zahl als eine Vielheit erscheinen soll, oder sie werden durch 2, 3, 4 gleichfarbige Rechenkörper veranschaulicht, wenn die . . . Zahl als Einheit, also nicht als 2 Einer, 3 Einer, 4 Einer, sondern als 1 Zweier, 1 Dreier, 1 Vierer u. s. w. erscheinen soll." Da die verschiedenartigen Cylinder keine „unmittelbaren Anschauungsobjekte" sind (Vergleichung entsprechender Hohlmafse!), „so empfiehlt es sich für den ersten Rechenunterricht im Zahlenraume 1—10 und 1—20 von der quadratischen (!) Cylinderform abzusehen und dafür . . Einer-Scheiben und Zehner-Walzen anzuwenden, welch letztere zwar den gleichen Durchmesser (5 cm) wie die Einer-Scheiben haben, aber durch ihre zehnfache Höhe (10 cm) den zehnfachen Wert einer Einer-Scheibe veranschaulichen . . . . Bei der Behandlung der Decimalbrüche werden dieselben Anschauungspunkte benutzt wie für die ganzen Zahlen, nur mit dem Unterschiede, dafs . . . der Hunderter zum Einer, der Zehner zum Zehntel und der Einer zum Hundertstel wird. Zur Veranschaulichung der gemeinen Brüche und deren (!) Operationen dienen besondere Bruch-Cylinder." (Über Anschauungsmittel u. s. f. S. 13 u. 14.) Dies ist also die neue Rechenmaschine.

2. War sie notwendig? War keine der vorhandenen Rechenmaschinen brauchbar, etwa die russische Rechenmaschine oder der Tillichsche Rechenkasten? Stellt man eine Zahl mit Hilfe der russischen Rechenmaschine dar, so erscheint sie „nur als eine Vielheit, als eine Summe getrennter Einheiten", die zusammengeschobenen Kugeln bilden keine „höhere, in sich abgeschlossene und abgerundete Einheit." Die russische Rechenmaschine ist also „nicht einmal eine ausgiebige Zählmaschine." (A. a. O. S. 6 u. 7.) Was die Veranschaulichung der Rechenmaschine betrifft, so leistet sie auch da nur beschränkte Dienste (a. a. O. S. 7). Die russische Rechenmaschine wäre demnach nicht empfehlenswert. Wie steht's dann mit dem Tillichschen Rechenkasten? Mit ihm sind allerdings günstige Unterrichtsergebnisse erzielt worden. „Mit überraschender Leichtigkeit, fast spielend, könnte man sagen, haben wir namentlich im 1. Schuljahre die Kinder das Unterrichtsziel im Rechnen erreichen sehen. Das Rechnen war thatsächlich zur leichtesten Disziplin geworden." So berichtet Hartmann. Allerdings besitzt der Tillichsche Rechenkasten Vorzüge: er ermöglicht es, eine Vielheit in ihrer Einheit („materielle Zusammengehörigkeit" — Bartholomäi) und die Vielheiten als wohlgeordnete Zahlreihe darzustellen (a. a. O. S. 7 u. 8). Allein auch der Tillichsche Rechenkasten hat seine Mängel. „Das Zehnfache eines Würfels ist nicht mehr ein Würfel, ebensowenig der Hunderter, welcher als quadratische Platte erscheint. Erst im Tausender kehrt die Würfelform wieder. Wo bleibt da aber die von Tillich

selbst geforderte ‚durhgehende Gleichheit‘ und ‚Symmetrie‘ der Anschauungsobjekte? Dieser Forderung kann nur eine Körperform entsprechen, und das ist die des Cylinders ... bei quadratischem Längendurchschnitt. Das Zehnfache und Hundertfache eines solchen Cylinders bleibt immer ein Cylinder und zwar stets ein Cylinder von quadratischem Längendurchschnitte. In dieser Form ist ein Anschauungsobjekt gefunden, das sich dem Kinde stets in derselben Form zeigt, ob es von vorn, von rechts oder von links betrachtet wird“ ... Ferner eignen sich aneinandergereihte Cylinder mehr als Würfel »zur Darstellung einer höheren ... Einheit«, weil »die Mantelflächen ineinander übergehen.« (A. a. O. S. 10 u. 11.) Aufserdem haben die »losen Würfel« allerlei kleine Störungen im Gefolge (Umfallen u. s. f.) »Die losen Einer-Würfel und Zehner-Stäbe« sind ferner nicht dazu geeignet, »dem Kinde unsere dekadische Schreibweise der Ziffern ... zu veranschaulichen und unauslöschlich ins Gedächtnis einzuprägen.« (A. a. O. S. 11 u. 12.) Diese Gedanken führten zur Herstellung der neuen Rechenmaschine, »welche mit Beseitigung der Mängel der russischen Rechenmaschine und des Tillichschen Rechenapparates die Vorzüge beider zu vereinigen sucht«. (A. a. O. S. 12.)

Wie die neue Rechenmaschine gebraucht werden soll, zeigt Hoch in dem erwähnten Schriftchen »Über Anschauungsmittel« u. s. f.

3. Einige kritische Bemerkungen. Die neue Rechenmaschine soll u. a. als Zählmaschine gute Dienste leisten. Hoch denkt etwa so (S. 5 ff.): Im Rechenunterrichte soll das Kind vor allem Zahlvorstellungen gewinnen. Zur Gewinnung der Zahlvorstellungen sind Zählakte notwendig. Gezählt werden gewisse »Anschauungsobjekte« der Zählmaschine. Eine Zählmaschine ist um so zweckmäfsiger, je mehr sie den Zählakt erleichtert. Erleichtert wird der Zählakt, »wenn die Zahl nicht nur als Vielheit, sondern — ihrem Wesen entsprechend — auch als Einheit, als ein in sich geschlossenes Ganze zur Anschauung kommt.« (Wollte man die vorhergehende Ausdrucksweise beibehalten, so müfste dieser Satz etwa so lauten: Erleichtert wird der Zählakt, wenn die zu zählenden Dinge in gewisser Weise gruppiert sind, in Zehner, Hunderter u. s. f.) »Wenn beispielsweise 10 Einer als ein 1 Zehner und 10 Zehner als 1 Hunderter auftreten, so wird das Kind selbst eine grofse Zahl, wie 354 oder noch mehr, rasch und leicht auffassen können.« (A. a. O. S. 7.)

In diesen Sätzen ist eine doppelte Ausdrucksweise verflochten: »Eine Zahl kommt zur Anschauung.« (Vergl.: »Will der Lehrer eine Zahl, z. B. 3, dem Kinde zur Anschauung bringen« ... S. 13. »Fig. 1 veranschaulicht die Zahl als Vielheit und Einheit ....« S. 17.) Daneben: Eine Zahlvorstellung wird durch Zählen gewonnen. (Vergl.: Für den Rechenunterricht kann es solche Anschauungsmittel nicht geben, welche zur Gewinnung klarer und deutlicher Zahlvorstellungen die rein geistige Thätigkeit des Zählens überflüssig machen« S. 6.) Eine Verflechtung von synonymischen Ausdrucksweisen ist immer bedenklich, sie erschwert einem die Arbeit, wenn man die Begriffe in ihrer vollen Schärfe zu erfassen sucht. Dazu kommt noch, dafs die eine der beiden Ausdrucksweisen leicht irreführen kann. Man bedenke:[1] Die Zahlvorstellung ist eine Beziehungsvorstellung; demnach ist sie so wenig anschaubar (durch die Sinne wahrnehmbar) wie irgend eine andere Beziehung. Man kann wohl zugeben, dafs sich beispielsweise die Zahlangabe »drei Nüsse« an gewisse sinnliche Eindrücke anlehne, aber weiter nichts. »Die Drei darin sehen wir nicht unmittelbar, sondern wir sehen etwas, woran eine geistige Thätigkeit anknüpfen

[1] Vergl. die ausführlichen Darlegungen in meiner Arbeit: Zählen und Rechnen. Zeitschr. f. Phil. u. Päd. 1895.

kann, welche zu einem Urteile führt, in dem die Zahl Drei vorkommt.« [1])

Darum halte ich es für verfänglich, wenn man so schlankweg von einem Veranschaulichen von Zahlen redet. Eine solche Ausdrucksweise verführt obendrein leicht zu falschen Urteilen. Hoch z. B. sagt: »Die Klarheit und Deutlichkeit der Zahlvorstellungen wird um so schwächer und verwischt sich um so mehr, je gröfser die Zahlen werden«. (A. a. O. S. 6.) Nein, so ist es nicht! Zahlvorstellungen als Beziehungsvorstellungen sind eben nicht »Seinsvorstellungen«; darum darf man auch nicht verlangen, die Zahlvorstellungen müfsten in der Weise klar und deutlich sein, wie es die »Seinsvorstellungen« sind und sein können.

Ferner: Durch die Rechenkörper soll die Zahl »als Einheit, als ein in sich geschlossenes Ganze zur Anschauung kommen.« [2])

Hoch fordert also wirkliche oder scheinbare Kontinuen. Verbürgt aber die (wirkliche oder scheinbare) »materielle Einheit« wirklich die Einheit der Zahlbeziehung? Und weiter: Kann die Einheit der Zahlbeziehung nicht auch ohne diese materielle Einheit gesichert werden? Mit Rücksicht auf die ausführlichen Erörterungen in meiner Arbeit »Zählen und Rechnen« mufs ich die erste Frage verneinen und die zweite bejahen. Weiter. Als Rechenkörper fordert Hoch gewisse Cylinder (Einer, Zehner, Hunderter) von quadratischem Achsendurchschnitte. Warum gerade Körper von dieser Form? Hoch folgert so: Tillich stellt an die »Anschauungsobjekte« u. a. folgende Anforderungen: »Durchgehende Gleichheit und »Symmetrie«. (A. a. O. S. 9 u. 10). »Unter Symmetrie ist nun aber nicht blofs die Zusammenstimmung der einzelnen Verhältnisse eines Ganzen, die ebenmäfsige Anordnung gleichartiger Teile zu verstehen, sondern der Begriff schliefst auch die Übereinstimmung zweier oder mehrerer Gegenstände nach ihrer äufseren Form in sich, also Gleichartigkeit, Gleichmäfsigkeit und Gleichförmigkeit.« Gesetzt auch, die Definition des Begriffes Symmetrie sei berechtigt oder wenigstens im Sinne von Tillich ausgefallen, so bedeutet Hochs Auseinandersetzung doch nur dies: Die Rechenkörper müssen diese bestimmte Form haben mit Rücksicht auf eine richtig verstandene Forderung Tillichs. Damit ist jedenfalls nichts erreicht. Wir müssen eben nach Gründen fragen; die Gründe aber finden wir bei Hoch nicht. Man beachte übrigens die Einschränkung: »Da die verschiedenwertigen Cylinder keine unmittelbaren Anschaungspunkte sind, so empfiehlt es sich für den ersten Rechenunterricht im Z. 1—10 oder 1—20, von der quadratischen (!) Cylinderform abzusehen« u. s. f.

Ferner: Es ist meiner Erfahrung nach nicht schwer, die Kinder dahin zu führen, dafs sie alle Aufgaben im Zahlraume 1 bis 10 sicher und gewandt ausrechnen. Es macht dem Kinde aber ganz beträchtliche Mühe, sich diese Aufgaben mit den Ergebnissen zum gedächtnismäfsigen Eigentume zu machen. So viel ich sehe, trägt die neue Rechenmaschine nichts dazu bei, dem Kinde diese Mühe zu verringern. [1])

Trotzdem darf man wohl zugestehen, dafs die neue Rechenmaschine kleine Vorteile hat: »Sie hat an einem fertigen Mechanismus die Anschauungsobjekte stets nach Werten geordnet beisammen und gestattet eine leichte, schnelle und sichere

[1]) G. Frege, Die Grundlagen der Arithmetik. Breslau, Köbner, 1884, S. 33.

[2]) Vergl.: »Es eignen sich zwei oder mehrere aneinander gereihte Cylinder, deren Mantelflächen ineinander übergehen, eher zur Darstellung einer höheren in sich geschlossenen Einheit, als die Würfel, deren Kanten, wenn sie sich verschieben, nicht mehr eine Linie bilden und dadurch den einheitlichen Eindruck stören«. (A. a. O. S. 11.)

[1]) Vergl. das Schriftchen von A. Fack (in Kaltennordheim): Rechentafeln, ein neues Hilfsmittel für den ersten Rechenunterricht.

Handhabung« u. s. f. [1]) Das Begleitschriftchen entbehrt an manchen Stellen der Schärfe der Gedanken und der exakten Darstellung.

Weimar M. Fack

Dr. H. H. Frick, Leiter der 6. Distriktschule zu Cincinnati, Ohio: Der deutsche Unterricht in amerikanischen Schulen, ein Förderer der idealen Entwicklung, und der deutsche Unterricht in den öffentlichen Schulen von Cincinnati. Bielefeld, A. Helmich.

In dem vorliegenden 8. Hefte des VIII. Bandes (50 Pf. Einzelpreis) spricht sich ein deutsch-amerikanischer Schulmann über die Vorzüge aus, die der deutsche Sprachunterricht in den amerikanischen Schulen in gemütvoller Hinsicht gewährt. Es handelt sich in demselben nämlich um den gleichzeitigen Betrieb der deutschen und englischen Sprache, der manche Gegner hat, aber schliefslich doch in recht vielen Schulen schon zur Durchführung gekommen ist, und zwar auf Grund der guten Erfahrungen, die damit gemacht sind. Andere Sachverständige aber würden dies bestreiten, indem sie behaupten, dafs nur ausnahmsweise in etlichen Schulen etlicher Städte diese Durchführung gelungen sei, und zwar auf Grund der überwiegenden Einwohnerzahl der Deutschen. Die deutsche Sprache, so wird bemerkt, giebt so reichlich Gelegenheit auf die Phantasie, das Gefühl, das Gemüt einzuwirken, und durch sie soll den Schülern deutscher Abstammung Kunde werden von dem Wollen und dem Thun, dem Streben und den Errungenschaften der Ihrigen jenseits und diesseits des Meeres, auf dafs sie sich bewufsterweise rühmen können Amerikaner zu sein voll deutscher Tugend. Das Schriftchen liefert einen lesenswerten Beitrag zur Kenntnis des deutschen Unterrichts in Cincinnati, könnte aber weit mehr gebracht haben, damit der Leser auch einen Einblick bekäme in den Thatbestand des deutschen Unterrichts, und zwar in den Teilen Amerikas, wo die Bevölkerung nicht überwiegend deutsch ist, wo Lehrer, die in beiden Sprachen bewandert sind, nicht in genügender Zahl vorhanden sind. Solche sollen überhaupt sehr selten sein in Amerika, um eine andere Sprache neben der englischen in den Gemeindeschulen zu betreiben.

Jena Kleinsorge

D Aus der Fachpresse

Aus der pädagogischen Fachpresse

Wir beginnen unsere Rundschau über das Jahr 1897 mit den Artikeln zum Geschichtsunterricht, der noch immer viele Federn in Bewegung setzt. Über »Die Aufgabe des Geschichtsunterrichts« verbreitet sich A. Lomberg (Ev. Schulbl. 12) und verlangt, dafs der Geschichtsunterricht dem Zöglinge ein lebhaftes Interesse für den Werdegang der

[1]) Dr. J. Capesius urteilt: »Hochs Rechenmaschine zählt keineswegs zu den überflüssigen Lehrmitteln, sondern bezeichnet wirklich einen Fortschritt über das Vorhandene hinaus und ist unseren Volks- und Elementarschulen wärmstens zur Benutzung zu empfehlen.« (Schul- und Kirchenbote hrsg. von E. Morres, XXX, S. 232.) Die Rechenmaschine ist aufserdem empfohlen vom ungarischen Ministerium für Kultus und Unterricht, sowie vom Landeskonsistorium der evangelischen Landeskirche A. B. in den siebenbürgischen Landesteilen Ungarns.

menschlichen Kultur einpflanze, ihm insbesondere die in der Kulturentwicklung thätigen Mächte — das Psychische, Ethisch-Religiöse, Ethnographische, die Arbeit, das Soziale — zu erkennen gebe, um ihn dadurch zu befähigen und geneigt zu machen, an den Kulturbestrebungen seiner Zeit nach Kräften teilzunehmen. Einen guten Überblick über den heutigen Stand der Geschichtsmethodik giebt E. Hartleb in seinem Vortrage: »Die Forderungen der Gegenwart an den Geschichtsunterricht« (Schulbote f. Hessen 17. 18. 20. 21). »Über die Grundsätze der Auswahl, Anordnung und Behandlung des Lehrstoffes für den Geschichtsunterricht veröffentlicht Dr. Schilling eine die Anschauungen der Herbartschen Schule vertretende Abhandlung (Sächs. Schulztg. 4. 5), worin er drei Formen der Darbietung unterscheidet: die Erzählung, die belehrende Unterhaltung und die Besprechung kulturgeschichtlicher Bilder. Eine Umgestaltung des Verhältnisses zwischen Kriegs- und Friedensgeschichte fordert Dr. Horn in einem Artikel »Der Geschichtsunterricht vom modernen Gesichtspunkte« (P. Bl. f. Lehrerb. I). »Während bis jetzt«, schreibt er, »Krieg und Kriegsereignisse aus dem Hintergrunde des Friedens und friedlicher Zustände imponierend hervortreten, hat jetzt der Krieg mit seinen Accidentien den Hintergrund zu bilden, während der Friede und sein Werk in dem stolzen Selbstbewufstsein des Ernährers und Erhalters den Vordergrund einnimmt. Demnach mufs die Tendenz sich wie ein roter Faden durch den Geschichtsunterricht ziehen, dafs der Krieg nur als ein Mittel zum Frieden anzusehen ist und dafs alle grofsen Männer und Marksteine der Geschichte, insofern sie als Kriegshelden auftreten, als Vertreter der Zerstörung und Unkultur, den Friedenshelden gegenüber als den Förderern der Kultur, der Bildung und des Fortschrittes, zurücktreten müssen.« Auf demselben Standpunkt stehen die »Unzeitgemäfsen Gedanken zum gegenwärtigen Geschichtsunterricht« von P. Herzog (D. Schulprax. 51). H. Free fordert »Die gänzliche Umgestaltung des weltgeschichtlichen Unterrichts in der Volksschule« (Neue Bahnen 6. 7). Beim Kinde fehlen, so führt er aus, »Die Bedingungen für ein Interesse an der Beschäftigung mit der Geschichte. Es ist nicht das nötige Organ dafür vorhanden, nämlich die zur Aufnahme und zum Verständnis der Thatsachen der Vergangenheit nötigen Vorstellungen. Der Unterricht kann sie freilich herbeischaffen, aber nur in intellektueller Form, nicht als Ergebnis der Erfahrung. Aus diesem Grunde können sie keine Macht im Geiste des Kindes gewinnen, und so fehlt in der Arbeit an der Geschichte die Aktualität. In Thätigkeit versetzen die Jugend gegenwärtige Dinge und Verhältnisse, solche, die im Rahmen seiner Erlebnisse liegen.« Die Schwierigkeiten liegen aber auch in der Geschichte selber und betreffen sowohl die Sprache, wie den Inhalt der geschichtlichen Darstellung. Nur für die Geschichte der Neuzeit baut sich die Grundlage in der Seele des Kindes auf und deshalb sollte der Unterricht im wesentlichen auf die Geschichte des neuen deutschen Reiches beschränkt werden. Die frühere Geschichte dieses Jahrhunderts findet nur noch in den Hauptzügen Berücksichtigung, und was weiter zurückliegt, ist Sache der historischen Notizen und kurzen Mitteilungen. H. Protsch zeigt »Die Bedeutung des heimatlichen Erfahrungs- und Umgangskreises für den Geschichtsunterricht« (Evang. Schulbl. 4) und weist dem Unterricht die Aufgabe zu, die Bearbeitung, Bereicherung und Vertiefung des apperzipierenden Grundkapitals als »beständige Vorarbeit« aufzunehmen, damit die Vorstellungen auf einem sicheren Fundamente ruhen und an das wirklich Erlebte und Erfahrene sich anschliefsen. Eine wertvolle Abhandlung »Die historischen Bildwerke und ihre Verwertung im Geschichts-

unterricht« veröffentlicht H. Viergutz (Päd. Ztg. 19. 20); kleinere Beiträge darüber liefern Priebus (Schles. Schulztg. 48) und Wiese (Kath. Schulztg. f. N. 47). »Das Kausalitätsprinzip im Geschichtsunterricht« ist Gegenstand einer Untersuchung von P. Mückle (Bad. Schulztg. 51. 52), die zu folgendem Ergebnis gelangt: »Wegen der Kompliziertheit der historischen Zusammenhänge wird der G.-U. auf der Unterstufe mit Einzelbetrachtungen zu beginnen haben und erst auf der Oberstufe die Entwicklung im ganzen zu übersehen suchen. Die geschichtliche Einzelbetrachtung hat immer auszugehen von der Darstellung kultureller Zustände und daran die Thatsachen des geschichtlichen Geschehens anzuschliefsen. Die geschichtliche Gesamtbetrachtung sucht die kausalen Zusammenhänge der Einzelgestaltungen und die Gründe der Entwicklung aufzudecken und so eine Übersicht über das Ganze zu gewinnen. Über »Die Gemütsbildung durch den Geschichtsunterricht« verbreitet sich A. Scheiblhuber (Bayer. Lehrerztg. 32. 33) und zeigt, dafs nur dann eine Wirkung auf das Gemüt ausgeübt wird, wenn solche Handlungen vorgeführt werden, die einen bedeutenden Einflufs auf das Gefühl der handelnden Personen ausüben, und auch gezeigt wird, in welcher Weise sich diese Gefühle an den handelnden Personen äufsern. Z.

J. Langermann, Das Recht auf die Schule. Die deutsche Schule 1897, H. 11.

Die Schulaufsicht ist ein Mittel a) zur Förderung der naturgemäfsen Schularbeit, nämlich der harmonischen Entwicklung der heranwachsenden Generation, b) zur Erhaltung der naturgemäfsen Beziehung zwischen Schule und Gesellschaft. Das Recht, dieses Mittel zu handhaben, leitet Dörpfeld ab aus dem Interesse an der Jugenderziehung. Der mittelbaren Interessenten giebt es viele, die als herrschende Generation zusammengefafst werden können, unmittelbar interessiert ist aber nur die Jugend selbst. Da diese jedoch noch unmündig ist, hat die herrschende Generation die Pflicht, sie zu vertreten. Also: die Jugend hat das Recht, die herrschende Generation hat Pflichten. Die nächsten Pflichten gegen die Jugend liegen der Familie ob, die weiteren der bürgerlichen Gemeinde und dem Staate, weil der Einzelne diesen Verbänden mit Notwendigkeit angehören mufs. Alle anderen Verbände, wie Zünfte, Vereine, auch die Kirche, kann der Einzelne nach den heutigen Gesetzen willkürlich aufsuchen oder meiden. Folglich — hat die Kirche, gegen Dörpfeld, kein Recht zur Anteilnahme an der Schulaufsicht. Der Geistliche kann trotzdem in den Schulvorstand gewählt werden, sitzt aber dann darin nicht als Geistlicher, sondern als »einflufsreiche Persönlichkeit« aus der Schulgemeinde. In einem Nachwort verwirft der Herausgeber Rifsmann die Unterscheidung von mittelbaren Schul-Interessenten; anzunehmen, die Jugend allein habe ein unmittelbares Interesse an ihrer Ausbildung, sei — hier ist der Ausdruck einmal sachlich treffend — eine individualistische Ansicht. Historisch-thatsächlich stehe nur dem Staate das Schulrecht zu; ob oder wie weit die Gemeindebehörden, die Kirche, die Eltern und die Lehrer an der Schulverwaltung teilnehmen könnten oder sollten, sei nach Zweckmäfsigkeitsgründen zu bestimmen. —e.

Druck von Hermann Beyer & Söhne in Langensalza

Neu eingegangene Bücher und Zeitschriften

Fr. Kirchner, Ethik. Katechismus der Sittenlehre. 2. Aufl. Leipzig, Weber, 1898. 262 S.

A. Prins, Freiheit und soziale Pflichten. Deutsch durch E. Münsterberg. Berlin, Liebmann, 1897. 164 S.

L. Weis, Erkennen und Schauen Gottes. Berlin, Schwetschke. 1898. 230 S.

M. Schneedereit, Matthias Klaudius. Berlin, E. Hofmann, 1898. 117 S.

G. Schneider, Die Weltanschauung Platos im Anschlufs an den Dialog Phaedon. Berlin, Weidmann, 1898. 138 S.

R. Lotz, Die Philosophie u. der Zweck des Lebens. Athen, Barth & Hirst, 1898. 72 S.

Neuendorff, Das Verhältnis der Kantischen Ethik zum Eudämonismus. Berlin, Ebering, 1898. 40 S.

Fr. Lehmann, Beitrag zur Geschichte und Kritik des Spinozismus. Siegen, Vorländer, 1898. 37 S.

L. Glahn-Hannover, Die Untrüglichkeit unserer Sinne. Leipzig, Haacke, 1898. 111 S.

Schellwien, Philosophie und Leben. Leipzig, Janssen, 1898. 121 S.

Wyneken, Hegels Kritik Kants. Greifswald, Abel, 1898. 42 S.

Dubnon, Die jüdische Geschichte. Berlin, Calvary, 1898. 89 S.

v. Lind, Eine unsterbliche Entdeckung Kants. Leipzig, Haacke, 1898. 62 S.

Drobisch, Empirische Psychologie nach naturwissenschaftlicher Methode. Zweite (unveränderte) Auflage. Hamburg und Leipzig, L. Vofs, 1898. 355 S.

Bulova, Die Einheitslehre (Monismus) als Religion. Berlin, Wickisch, 1898. 136 S.

R. Weinmann, Die erkenntnistheoretische Stellung des Psychologen. Leipzig, A. Barth, 1898. 36 S.

P. Bergemann, Die Sittlichkeitsfrage und die Schule. Vortrag. Wiesbaden, Behrend. 1898. 34 S.

Felsch, Das Verhältnis der transcendentalen Freiheit bei Kant zur Möglichkeit moralischer Erziehung. Ein Beitrag zur Berichtigung der Herbart-Zillerschen wissenschaftlichen Pädagogik. Hannover, C. Meyer, 1894. 88 S.

H. Geyer, Die Zerstörung Jerusalems. Leipzig, Geyer.

K. Kehrbach, Texte und Forschungen. Berlin, Harrwitz.

Fr. Schmeding, Fr. E. Beneke. Leipzig, Dürr.

E. Schindler, Das natürliche System. Ebendas.

Th. Vogt, Jahrbuch d. V. f. w. Päd. XXX Bd. Dresden, Kämmerer.

E. Ackermann, Päd. Fragen. II. 2. Aufl. Ebendas.

E. Thrändorf, Der Relig.-Unt. I. Tl. 2. Aufl. Ebendas.

E. A. Schäfer, Die deutschen Schulen in Rumänien. Leipzig, Voigtländer.

E. Regel, Gesenius engl. Sprachlehre. Halle, Gesenius.

A. Günther, Vorschläge zu einer zeitgem. Gestaltung des Gesch.-Unt. Wiesbaden, Behrend.

K. O. Beetz, Das Wesen der Zahl. Ebendas.

Lindau, Berbig, Schmidt, Aufgabensammlung f. d. Unterricht im Kopfrechnen. Ebendas.

E. Münsterberg, Die Armenpflege. Berlin, O. Liebmann.

M. Kappes, Lehrbuch der Gesch. d. Päd. I. Bd. Münster, Aschendorff.

Allihn-Flügel, Grundrifs der Ethik. Langensalza, Beyer & Söhne.

Niemeyer-Menge, Originalstellen griechischer und römischer Klassiker über die Theorie der Erziehung und des Unterrichts. Halle, Waisenhaus.

F. A. Schröder, Hofrat Dr. v. Steidle und die Wahrheit im Fall Zillig in Würzburg. Leipzig, A. Hahn.

L. N. Wilson, Bibliographie of Child Study. Worcester, Mass.

Fr. Burk, Growth of children in height and weight. Amer. Journal of Psychologie.

O. Foltz, Anleitung zur Behandlung deutscher Gedichte. 2 Teile. Dresden, Kämmerer.

W. A. Lay, Führer durch den ersten Rechenunterricht. Karlsruhe, Nemnich.

Zeitschrift

für

Philosophie und Pädagogik

Herausgegeben

von

O. Flügel und W. Rein

Wansleben b. Halle Jena

Fünfter Jahrgang

Drittes Heft



Langensalza

Verlag von Hermann Beyer & Söhne

Herzogl. Sächs. Hofbuchhändler

1898

Preis des Jahrganges (6 Hefte) 6 M

Inhalt

A Abhandlungen — Seite

Idealismus und Materialismus der Geschichte Von O. Flügel (Forts.) . . . 162
Über die Versuche geistige Ermüdung durch mechanische Messungen zu untersuchen Von Dr. R. Tümpel (Schlufs) . . . 195
Deutsche Handelshochschulen Von Alex Wernicke . . . 198

B Mitteilungen

1. Bericht über die sechste Herbstversammlung des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik (Bezirk Magdeburg-Anhalt) (P. Niehus) . . . 206
2. Lehrer-Vereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung, Hamburg (R. Bauer) . . . 209
3. Über die Förderung des kunstgewerblichen Unterrichts in Elberfeld (Julius Honke) . . . 212
4. Zur Lehrerbildungsfrage (W. Rein) . . . 218
5. Die Volkshochschulbewegung (W. Rein) . . . 218
6. Ferienkurse an deutschen Universitäten (W. Rein) . . . 219

C Besprechungen

I Philosophisches

Herbart in Frankreich. Dr. Marcel Mauxion, Prof. der Philosophie an der Universität Poitiers: La metaphysique de Herbart et la critique de Kant (Prof. H. Schoen) . . . 220
Dr. G. Class, Prof. in Erlangen: Untersuchungen zur Phänomenologie und Ontologie des menschlichen Geistes (Sogemeier) . . . 221
Dr. Johannes Rehmke, o. ö. Professor der Philosophie zu Greifswald: Lehrbuch der Allgemeinen Psychologie (Dr. Felsch) . . . 226
— Grundrifs der Geschichte der Philosophie zum Selbststudium und für Vorlesungen (Dr. Felsch) . . . 229

II Pädagogisches

J. D. von der Heydt, Pfarrer: Der Religionsunterricht in Schule und Kirche (H. Winzer) . . . 229
Dr. W. Martens, Lehrbuch der Geschichte für die oberen Klassen höherer Lehranstalten (Dr. A. Schlatterer) . . . 232
Th. Matthias, Sprachleben und Sprachschäden (M. Fack) . . . 233
E. Österberg, Otto Hoppes Deutsche Laut- und Aussprachelehre (Tysk ljudoch uttalslära) G. Hamdorff . . . 234
Selbstanzeige (F. Hollkamm) . . . 235
Albert Müller, Bleskes Elementarbuch der lateinischen Sprache (Ernst Haupt) 236

D Aus der Fachpresse

I Aus der philosophischen Fachpresse . . . 236
II Aus der pädagogischen Fachpresse . . . 238



A Abhandlungen

Idealismus und Materialismus der Geschichte

Von

O. Flügel

(Fortsetzung)

Wirtschaft und Idee

Am Grabe seines Freundes Marx sagte Engels: »Wie Darwin das Gesetz der Entwicklung der organischen Natur, so entdeckte Marx das Entwicklungsgesetz der menschlichen Geschichte, die bisher unter ideologischen Überwucherungen verdeckte einfache Thatsache, dafs die Menschen vor allen Dingen zuerst essen, trinken, wohnen, sich kleiden müssen, ehe sie Politik, Wissenschaft, Kunst, Religion etc. treiben können.« Diese einfache Thatsache, dafs erst die leiblichen dringendsten Bedürfnisse befriedigt sein müssen, ehe die höheren erwachen, ist wohl noch von niemand bezweifelt worden. Aber man hat es meist auch nicht für der Mühe wert gehalten, sie besonders und gar als ein neu entdecktes Prinzip auszusprechen. Schiller meint: der Mensch ist noch sehr wenig, wenn er warm wohnt und sich satt gegessen hat, aber er mufs warm wohnen und sich satt gegessen haben, wenn sich die bessere Natur in ihm regen soll.[1])

[1]) Zu diesen Worten Schillers bemerkt Muthesius (Deutsche Blätter für erz. Unterricht 1897, Nr. 33): doch ist gerade Schiller der glänzendste Beweis dafür, dafs die (Empfindung für) Schönheit nicht ein Vorrecht der mit Gütern des äufseren Glückes Gesegneten ist, dafs sie ihre belebenden Strahlen sendet auch in den Jammer von Lebensnot und Körperelend. »Von der Wiege meines Geistes an bis jetzt, sagt Schiller, da ich dieses schreibe, habe ich mit dem Schicksal gekämpft und seitdem ich die Freiheit des Geistes zu schätzen weifs, war ich dazu verurteilt, sie zu entbehren.«

In dem Munde von Engels sollen jene Worte ohne Zweifel ein kurzer Ausdruck sein nicht blofs dafür, dafs die wirtschaftlichen Bedürfnisse erst einigermafsen gestillt sein müssen, ehe die höhern geistige Befriedigung verlangen. Er hat nicht blofs ein zeitliches Vorhergehen, sondern einen ursächlichen Zusammenhang, er hat die Grundlehre des sozialen Materialismus andeuten wollen, dafs die Wirtschaft die Idee erzeugt, bildet und verändert.

Dabei denkt die materialistische Geschichtsauffassung natürlich nicht an Ideen als selbständige, gleichsam über den Völkern als Volksgeister und über den Individuen als geheimnisvolle Mächte schwebende und waltende Kräfte, wie dies sonst in der Hegelschen Schule den Anschein hat. Wo der logische Realismus schwindet, gelten nur noch die Individuen als Realitäten. Wenn also von Ideen die Rede ist, so sind damit Gedanken der Menschen gemeint. Aber auch die Gedanken der Menschen entwickeln sich nicht rein von innen heraus; vielmehr sind die von aufsen kommenden sinnlichen Wahrnehmungen das einzige Material, aus dem sich auch die höchsten geistigen Gebilde, Ideen entwickeln.

Man kann sich nun den Zusammenhang der geistigen Entwicklung also der Ideen mit den äufsern Dingen oder den wirtschaftlichen Verhältnissen verschieden denken.

Der soziale Materialismus bedient sich hier sehr oft der Wendung: Das Sein (die Wirtschaft) bestimmt das Bewufstsein (die Ideen). In Wahrheit hätte er hier von keinem Kausalitätsverhältnis reden dürfen, sondern von Identität. Nach dem Hegelschen Idealismus ist Sein und Denken identisch. Die materiellen Verhältnisse haben nicht einen idealistischen oder ideologischen Überbau, reflektieren sich nicht in dem Menschengeist, oder wie sonst die Ausdrücke lauten, vielmehr sind die Dinge selbst die Gedanken über die Dinge. Bei Hegel ist die Wirklichkeit ein sich selbst denkender Begriff, dessen Denken sich in steten Widersprüchen bewegt. Dieses Denken ist aber nicht ein subjektives Denken eines oder einiger oder auch aller einzelnen Menschen, sondern es ist objektives, reales Denken. Die Gedanken nach der dialektischen Methode sind nicht blofs Gedanken, sondern sind die Dinge selbst. Es ist darum schon nicht richtig, wenn Marx sein Verhältnis zu Hegel so darstellt, als wären bei Hegel die Ideen die Ursachen der Dinge, statt dessen wären nach ihm die Dinge die Ursachen der Ideen. Streng genommen dürfte hier nicht von Kausalität, sondern es müfste von Identität die Rede sein. Kausalität müfste man schon darum beiseite lassen, weil überall ein absolutes d. h. ursachloses Wenden zu Grunde liegt.

Doch man gehe auf den Gedanken der Kausalität ein. Wie denkt man sich nun, dafs das Sein das Bewufstsein bestimme? Auch hier darf man die Worte Sein und Werden und Bewufstsein nicht im strengen Sinne nehmen. Überall, wo das absolute Werden zugelassen wird, hat man keinen genauen Begriff weder vom Werden noch viel weniger vom Sein. In ganz populärer Weise wird alles, was nicht augenfällig Geschehen, Handlung ist, ein Sein genannt, alles Zuständliche, Gewordene, Bestehende, länger Beharrende heifst ein Sein. So wird den Handlungen des Menschen der Charakter, aus dem sie hervorgehen, als das Sein gegenübergestellt. So gelten die klimatischen, die politischen und wirtschaftlichen Einrichtungen eines Volkes als ein Sein, aus dem sich eben die Handlungen, die Anschauungen, die Ideen entwickeln sollen.

Man mufs sich vorläufig dieser Ausdrucksweise anschliefsen und es sich gefallen lassen, die Produktionsweise das Sein eines Volkes zu nennen und diesen Ausdruck so weit zu fassen, dafs er alles einschliefst, was überhaupt auf den Menschen irgendwie einwirken kann.

Dahin gehört zunächst die Rasse oder die Blutmischung. »Je mehr sich der Mensch aus dem unmittelbaren Zusammenhange mit der Natur löst, um so mehr verschmelzen und vermischen sich die natürlichen Rassen. Je höher die Herrschaft des Menschen über die Natur wächst, um so vollständiger wandeln sich die natürlichen Rassen in soziale Klassen um. Und soweit die kapitalistische Produktionsweise reicht, haben sich die Unterschiede der Rassen schon aufgelöst oder lösen sich doch täglich mehr auf in die Gegensätze der Klassen. Innerhalb der menschlichen Gesellschaft ist die Rasse kein natürlicher, sondern ein historischer Begriff, der in letzter Instanz von der materiellen Produktionsweise bestimmt wird und den Gesetzen ihrer Entwicklung ebenso sehr unterliegt, wie es Kautsky vom Begriff der Nationalität nachgewiesen hat.[1])

In Wirklichkeit sind die Rassenunterschiede natürliche Unterschiede und ihre Auflösung d. h. eine gröfsere Ausgleichung der natürlichen Verschiedenheiten durch gemeinsamere Bildung und Interessen ist erst durch die Geschichte bedingt, oder vielmehr kann nur in Jahrhunderten vielleicht einigermafsen herbeigeführt werden, ohne die natürlichen Rassenunterschiede auch in geistiger Hinsicht ganz zu verwischen. Sicherlich wird die Rasse nicht durch die Produktionsweise, sondern diese wird durch die Rasse mit bedingt.

Ein weiterer Faktor ist das Klima und, was damit zusammen-

[1]) Mehring a. a. O. S. 49.

hängt. Auch dies wird zur Produktionsweise gerechnet. Bekanntlich hat unter den Geschichtsschreibern namentlich Buckle den Einfluſs des Klimas auf die geistige Entwicklung eines Volkes betont. Dazu bemerkt Mehring: Buckle übersah die Produktionsweise des materiellen Lebens, die Geist und Natur verbindet, die den menschlichen Geist erst befähigt, die Herrschaft über die Natur zu gewinnen und die der Natur ihre Geheimnisse überhaupt erst entringt, um sie zu Produktivkräften in der Hand des Menschen zu machen. Was Buckle nicht erkannt hat, das betont der historische Materialismus als den entscheidenden Punkt und wenn wir schon gesagt haben, daſs er dadurch keineswegs die Gesetze des Geistes leugnet, so verstehen wir ebensowenig, wie er dadurch die Gesetze der Natur oder auch nur die klimatischen Gesetze leugnen soll. Wann hat er denn behauptet, daſs man auf den Eisbergen des Nordpols Ackerbau oder in den Sandwellen der Wüste Sahara Schiffahrt treiben könne? Marx hat im Gegenteil der Bedeutung der Naturkräfte in der menschlichen Produktion stets die sorgfältigste Beachtung geschenkt. Eine zu verschwenderische Natur hält den Menschen an ihrer Hand wie ein Kind am Gängelband. Sie macht seine eigene Entwicklung nicht zur Natur-Notwendigkeit. Nicht das tropische Klima mit seiner überwuchernden Vegetation, sondern die gemäſsigte Zone ist das Mutterland des Kapitals. Es ist nicht die absolute Fruchtbarkeit des Bodens, sondern seine Differenzierung, die Mannigfaltigkeit seiner natürlichen Produkte, welche die Naturgrundlage der gesellschaftlichen Teilung der Arbeit bildet, und den Menschen durch den Wechsel der Naturumstände, innerhalb deren er haust, zur Vermannigfachung seiner eigenen Bedürfnisse, Fähigkeiten, Arbeitsmittel und Arbeitsweisen spornt. Die Notwendigkeit, eine Naturkraft gesellschaftlich zu kontrollieren, damit hauszuhalten, sie durch Werke von Menschenhand auf groſsem Maſsstab erst anzueignen oder zu zähmen, spielt die entscheidendste Rolle in der Geschichte der Industrie. Die Geschichtstheorie von Marx ist also fern von einer Vernachlässigung der Naturkräfte oder auch nur des Klimas.[1])

Das sind nun überaus bekannte Sachen, vielfach geistreich ausgeführt von Herder, Montesquieu, Ritter, Buckle, Carey v. Baer, Lindner u. a., war es doch auch ein Lieblingsthema Schillers, den Ackerbau als Kulturbringer zu besingen. Wie genau und ausführlich ist nicht der Einfluſs des Klimas, der Beschäftigung, der Bedürfnisbefriedigung auf die geistige Entwicklung z. B. von Th. Waitz oder

[1]) Mehring a. a. O. S. 493.

Lippert u. a. geschildert und zwar vielmehr ins Einzelne gehend, als dies von den sozialen Materialisten geschieht. Freilich ist zu beachten, dafs der Einflufs des Klimas und überhaupt der geographischen Lage auf die Entwicklung eines Volkes immer nur ein mittelbarer, nicht ein unmittelbarer ist. »Die Natur gestaltet den Geist nicht, aber der Geist gestaltet sich selbst so oder anders je nach der Anregung, die ihm die Natur gewährt. Nähe des Meeres mit bequemen Häfen macht ein Volk noch nicht zu Seefahrern; reiche Kohlenlager machen ein Volk noch nicht industriell; aber sie können Neigung zu Schiffahrt wecken oder nähren und die Industrie unterstützen, die Bemühungen erleichtern, lohnen und die Erfolge sichern, dadurch die Kräfte und Bestrebungen anspornen und von anderen Richtungen ablenken: so können sie nützen und schaden. Kein Volksgeist ist Erzeugnis der Natur und keiner ist so, wie er ist ohne Mitwirkung der Natur. Es ist nicht gleichgiltig für den Volksgeist, ob das hauptsächlichste Nahrungsmittel eines Volkes in Fleisch oder Kartoffeln besteht; aber dafs dieses oder jenes der Fall ist, hängt schon selbst wieder von dem, noch durch ganz andere Verhältnisse bestimmten Volksgeist ab. Weil der Irländer den irischen Volksgeist hat, ist er durch solche Schicksale gegangen, und aus beiden Gründen lebt er von Kartoffeln. Jetzt ist infolge der Rückwirkung der irische Volksgeist durch Kartoffeln mit bedingt.[1])

Oder man denke an China. Nord- und Süd-China stehen wirtschaftlich völlig im Gegensatz. Nord-China baut Gerste und Weizen mit Pflug und Rind und erwartet die notwendige Bewässerung fast ganz durch den Regen; der Löfs Nord-Chinas läfst sich gröfstenteils nicht bewässern. Süd-China hat Bewässerungsanlagen, wie sie grofsartiger auf der Erde nicht gefunden werden können, die Hauptfrucht ist Reis und das Hauptgerät der Bodenbestellung die Hacke. Trotzdem findet dieser wirtschaftliche Gegensatz in der politischen Geschichte nicht den markanten Ausdruck, den wir erwarten sollten. Süd-Chinesen und Nord-Chinesen haben nicht das scharfe Bewufstsein einer nationalen Trennung; die Civilisation, die sie verbindet, ist uralt und hat die beiden Hälften der Nation so eng zusammengeschweifst, dafs selbst so bedeutende wirtschaftliche Unterschiede nicht zur Geltung, nicht zum Verständnis kommen. Besonders scheint auch seit uralter Zeit die Abneigung der Chinesen gegen den Milchgenufs bestanden zu haben. Die Milch mufs schon im Anfang zurückgeblieben sein,

[1]) Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft von Steinthal und Lazarus. I, 38.

als die übrigen Elemente des Ackerbaus in China einwanderten, sonst liefse sich die scharfe nationale und wirtschaftliche Scheidung zwischen dem Nord-Chinesen, dem das Rind den Pflug zieht, der aber keine Milch geniefst, und dem innerasiatischen Nomaden, bei dem die Milch die tägliche Nahrung bildet, nicht verstehen.[1])

Freilich ist es wahr, was Buckle sagt, selbst in Ländern, wo die Macht des Menschen ihren höchsten Grad erreicht hat, ist der Druck der Natur immer noch gewaltig.[2]) Allein immer mehr tritt dieser Einflufs zurück, und kein Geschichtsschreiber denkt daran, den Aufschwung oder Verfall eines Kulturstaates von den natürlichen Faktoren der geographischen Lage abzuleiten. Dabei macht Lotze nach dem Goethischen Worte: Sprichwort bezeichnet Nationen, mufste aber erst unter ihnen wohnen, auf den Schatz von Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten aufmerksam, in denen jedes Volk seine praktische Lebensweisheit niederzulegen pflegt. Die ausdrucksvollsten von ihnen verraten, dafs sie ihre allgemeine Wahrheit innerhalb eines bestimmten Berufskreises von speziellen, nur hier vorkommenden Beispielen abstrahiert haben.[3]) Schon das ist bezeichnend, wenn ein Volk den Erfolg »Frucht« oder ein anderes den Mifserfolg »Schiffbruch« nennt. Giebt doch jeder Beruf dem Gemüt, der Phantasie ein besonderes Gepräge.

Kurz den Einflufs der geographischen Lage auf den Volksgeist hat noch niemand geleugnet, er ist vielmehr namentlich seit Ritter, der ja in der geographischen Lage eines Volkes unmittelbar Gottes Gedanken und Absichten ausgedrückt sah, sehr stark herangezogen worden, um den Charakter und die Geschichte der Völker nach den Ursachen zu erkennen. Aber man hat auch immer gewufst, dafs das nur einer der vielen bestimmenden Faktoren ist.

Die Beschäftigungen, Wohnungen, Erwerbs- und Dienstverhältnisse etc. schliefsen sich daran zum Teil als Folgen oder Wirkungen an. So z. B. sucht Lippert begreiflich zu machen, dafs ein Volk erst, wenn es sefshaft geworden ist, eine feste Zeitrechnung zu haben pflegt. Und doch ist auch hier das Sefshaft-werden nicht die einzige Bedingung. Die Inder safsen längst fest am Indus und Ganges, und ihre Zeitrechnung blieb noch lange Zeit, fast kann man sagen bis jetzt, eine phantastische, die mit tausend Jahren mehr oder weniger ganz willkürlich umspringt.

[1]) Hahn: Demeter und Baubo, Versuch einer Theorie der Entstehung unseres Ackerbaues. S. 63.

[2]) Geschichte der Civilisation S. 130.

[3]) Mikrokosmos II, 420.

Die bekannten Beziehungen der geographischen Lage zum Charakter eines Volkes ist neuerdings von P. Mongeolle bis dahin übertrieben worden, daſs nicht nur die sogenannten groſsen Männer, Könige, Feldherren, Propheten und Denker, sondern sogar der Lauf der Geschichte eines ganzen Volkes als das Werk des geographischen Milieu angesehen wird.[1] Ratzel und P. Barth haben mit Recht dergleichen auf das gehörige Maſs zurückgeführt.[2]

Doch man macht sich von der Art, wie die sozialen Materialisten es meinen, daſs das wirtschaftliche Sein die Ideen bestimme, wohl am besten einen Begriff, wenn einige Beispiele solcher Ableitung angeführt werden.

Es soll z. B. die Philosophie des Des-Cartes auf die zu seiner Zeit herrschenden wirtschaftlichen Verhältnisse zurückgeführt werden. Zu dem Zwecke wählt Marx einen ganz unwesentlichen Punkt der Des-Cartesschen Philosophie heraus, nämlich, daſs er die Tiere für seelenlos für eine Art Maschinen betrachtete. Denn, heiſst es, »Des-Cartes mit seiner Definition der Tiere als bloſser Maschinen sieht mit den Augen der zu seiner Zeit beginnenden Manufakturperiode, im Unterschied zum Mittelalter, dem das Tier als Gehilfe des Menschen galt.«[3]

Marx will nachweisen, daſs Lockes Erkenntnislehre in der politischen Ökonomie wurzle und bemerkt: J. Locke, der die neue Bourgeoisie in allen Formen vertrat, die Industriellen gegen die Staatsschuldner, und in einem eignen Werke sogar den bürgerlichen Verstand als menschlichen Normalverstand nachwies... Dazu bemerkt P. Barth, daſs auch Lord Baco von Verulam, Th. Hobbes und andere Wortführer des strengsten Absolutismus derselben Erkenntnislehre wie Locke folgten. »Daſs ein Verstand, wie ihn Locke annimmt, der keine angeborenen Ideen besitze, sondern alles der Erfahrung verdanke, ein bürgerlicher, ein solcher aber mit angeborenen Ideen ein nicht bürgerlicher, ein feudaler oder adliger Verstand sei, dies ist höchstens ein Witz, ein Vergleich der angeborenen Vorrechte des Adels mit den vermeintlich angeborenen Ideen, aber durchaus keine Beweisführung, daſs die Erkenntnistheorie Lockes die bürgerliche ist. Der sehr gut bürgerliche Kant vertritt bekanntlich eine ganz andere, nicht alles aus der Erfahrung ableitende Ansicht.«[4]

---

[1]) Les problèmes de l'histoire 1886.

[2]) Ratzel: Anthropogeographie 1882 u. 1891 und P. Barth: Die Philosophie der Geschichte als Soziologie 1897, S. 224.

[3]) Marx, Kapital I, 395.

[4]) P. Barth: Die Philosophie der Geschichte als Soziologie 1897, S. 326.

Engels glaubt entdeckt zu haben, dafs Calvins Dogma von der Gnadenwahl der religiöse Ausdruck der Thatsache war, »dafs in der Handelswelt der Konkurrenz-Erfolg oder Bankerott nicht abhängt von der Thätigkeit oder dem Geschick des Einzelnen, sondern von Umständen, die von ihm unabhängig sind.«

Dagegen fragt Barth: was bestimmte die Schotten, die damals noch dem Weltverkehr so fern standen, dieses Dogma anzunehmen? Und was den Augustin, jenes Dogma zu erfinden? Oder man denke an die Muhamedaner mit ihrem Fatalismus. Sind da überall dieselben wirtschaftlichen Verhältnisse mafsgebend gewesen?

Kautsky glaubt, dafs die Begeisterung der Hussiten für ihre Lehre nur Masken sind für das wirtschaftliche Begehren wider die Ausbeutungs- und Herrschaftsmittel der Kirche. P. Lafargue glaubt entdeckt zu haben: der Pantheismus und die Seelenwanderung der Kabbale sind weiter nichts als metaphysische Ausdrücke für den Wert der Waren und ihren Austausch.

Schade, bemerkt P. Barth, dafs Lafargue nicht die ökonomischen Prozesse angegeben hat, die bei den Indern schon in der ältesten Zeit vor Buddha und nach Buddha im Zustande einfachster Naturalwirtschaft so ausschweifende Vorstellungen von der Seelenwanderung erzeugten. Man sieht, von der innern Notwendigkeit der Weiterbildung eines religiösen Gedankensystems ist keine Rede. Die Ursache ist neben der Voreingenommenheit durch die Theorie meist auch Unfähigkeit, sich in die Stimmungen und Seelenkämpfe der früheren Menschen hineinzudenken... Und nicht erklären können die Marxisten: warum die Anhänger der verschiedenen Bekenntnisse auch dann ihrem Glauben treu bleiben, wenn dies ihrem ökonomischen Interesse, durch das sie angeblich allein geleitet werden, nicht mehr förderlich, sondern höchst zuwider ist. Warum litten sie Tod, Verbannung, Beraubung etc. anstatt ihre Dogmen, die doch nur zur »Verkleidung ihrer Interessen dienten« aufzugeben? Bei einigem Nachdenken hätten die Marxisten solchen Fragen gegenüber gefunden, dafs es noch andere Mächte giebt, als ökonomische Interessen.« [1])

Mehring will folgendermafsen erklären, warum Preufsen eine Militärmacht und so die Vormacht in Deutschland geworden ist. [2])

---

[1]) Barth a. a. O. S. 20.

[2]) O. Ammon bespricht ein Werk Livis, in dem die Neigung zum Kriegerstande in den verschiedenen Provinzen Italiens untersucht wird und bemerkt: wenn wir eine solche Statistik über Deutschland hätten, so würde sich zeigen, dafs der Beruf Preufsens zur militärischen Vormacht in Deutschland auf denselben in der Volksart

Nach dem 30jährigen Kriege gab es in dem noch mehr als andere Gegenden verwüsteten Brandenburg ein massenhaftes Lumpenproletariat; verlumpte Kriegsknechte jeder Arbeit entwöhnt, Vagabunden, Zigeuner zogen haufenweise fechtend und gantend umher; sie waren eine schwere Plage... Aber noch lästiger vielleicht war für den märkischen Adel ein anderes Lumpenproletariat, das aus seinem eignen Schofse aufwucherte, die adligen Krippenreiter. Auch sie waren geneigt, bei der geringsten Weigerung zum Raube überzugehen. Dem Adel mufste sehr viel an der standesmäfsigen Versorgung dieser »Edelsten und Besten« liegen, und wenn die Gantbrüder sich trefflich zu Soldaten eigneten, so waren die Krippenreiter ihre geborenen Offiziere. Dies waren im allgemeinen die Zustände, die den märkischen Junkern von ihrem Klassenstandpunkt aus die Errichtung eines stehenden Heeres als notwendig erscheinen liefsen. So bewilligten sie dem Kurfürsten das Heer, aber natürlich nur unter den Bedingungen, die ihren Klasseninteressen entsprachen«. (Mehring, 88 ff.) So wurde Preufsen eine Militärmacht etc.

Mehring erzählt weiter S. 183 f., wie Friedrich der Grofse gegen Ende seines Lebens einige leicht bewegliche Jägerbataillone eingerichtet, York nach der Schlacht von Jena erst die Manöverierfähigkeit dieser Truppe erkannt, sie erhöht und alsdann geschickt verwendet habe. Die Leute dieser Truppe waren Söhne, wie man sagt, aus bessern Familien mit einiger Bildung, und York wurde durch die praktische Erfahrung darauf gestofsen, »dafs er aus dieser Truppe nur etwas machen könne, wenn er sie mit Achtung behandle und in der zerstreuten Gefechtsform ausbilde. Das gesellschaftliche Sein der Soldaten bestimmt das militärische Bewufstsein des Offiziers. Und dies Bewufstsein erlosch sofort wieder, als York dann in eine so hohe Stelle in der militärischen Hierarchie gehoben wurde, dafs er bei der Reform des Heeres ein Wort mitsprechen konnte.«

Also unter Sein wird hier etwa das verstanden, was man sonst das Zuständliche, gegenüber der Thätigkeit, die beharrende Gewohnheit nennt, nämlich die gröfsere Manöverierfähigkeit und das erhöhte Selbstgefühl der Jäger. Nach diesem Sein bestimmte York sein Bewufstsein d. h. er wufste geschickt mit den Umständen zu rechnen. Selbst wenn man sich in diesen Hegelschen Sprachgebrauch hineindenkt, beweist das Beispiel gar nicht, was es beweisen soll. Es

begründeten militärischen Neigungen seine Grundlage hat. »Dann würde man erkennen, was die geschmähten Ostelbier für Geist und Kraft unseres Heeres wert sind.«

sollte bewiesen werden, dafs das Sein der Soldaten die Ursache ist des Bewufstseins nämlich der besondern Behandlung von seiten des Offiziers. In Wirklichkeit ist das Sein der Soldaten nur eine Ursache. Die andere Ursache fügt MEHRING hinzu: dafs nämlich York ein ehrgeiziger und fähiger Offizier war. Das ist aber ein sehr bedeutsamer Faktor. Wäre York nicht fähig und tüchtig gewesen, so hätte er sich vielleicht weniger in die Eigentümlichkeit seiner Soldaten und der besondern Lage geschickt. Wir haben hier mindestens diese beiden Ursachen das Sein der Soldaten und die Anpassungsfähigkeit des Offiziers. Bei einem minderfähigen Offizier würde das Sein der Soldaten nicht die gewünschte Wirkung gehabt haben. Dann heifst es wieder: später stellte York als Corpsführer aus seinen ideologischen und theoretischen Vorstellungen heraus der napoleonischen Kriegsführung Gneisenaus die schwersten Hemmnisse entgegen, während er doch wieder durch das Sein der Landwehr, die er befehligte, sein militärisches Bewufstsein so bestimmen liefs, dafs Blücher ihn höchlichst rühmen durfte.«

Noch weniger pafst das andere Beispiel von SCHARNHORST. »Sein Genie, heifst es, konnte die Niederlage bei Jena nicht abwenden, aber er lernte dort die überlegene Kriegskunst der Franzosen kennen und nachahmen. Sein wirkliches Genie bestätigte sich nunmehr darin, dafs er den wirklichen Zusammenhang der Dinge erkannte und mit gar keinem Genie rechnete, sondern das preufsische Heer auf diejenigen ökonomischen Grundlagen stellte, die diesem Heere einen erfolgreichen Kampf ermöglichte.«

Man möchte fragen, welche Art von Idealismus oder Ideologie bekämpft hier MEHRING? Giebt es denn einen Idealismus, der da meint, ein militärisches Genie könne Armeen aus der Erde stampfen, oder könne ohne Rücksicht auf die Beschaffenheit seiner Soldaten alle seine Pläne ausführen? Wird uns hier etwas Neues gesagt? Wufsten wir nicht, dafs das Genie oft darin besteht, sich den Umständen anzupassen, sie beweglichen Geistes geschickt zu benutzen etc.? Wie mufs sich ein Lehrer nach seinem Schülermaterial richten, sich ihrer Apperzeptionsstufe anpassen! Hier kann man auch sagen: das Sein der Schüler bestimmt die Lehrart des Lehrers. Freilich nur dann, wenn der Lehrer rechter Art ist. Das ist immer die zweite, ebenso wichtige Bedingung des guten Erfolgs. Man sagt wohl: der Wind bewegt die Windmühlenflügel, die andere Bedingung, die grofse Welle und überhaupt den ganzen innern Bau setzt man voraus. So nennt MEHRING immer nur eine Bedingung, nämlich das Sein der Soldaten. Die andere Bedingung: das Bewufstsein oder die Fähigkeit des

Offiziers nimmt er ohne weiteres an. Er hätte nachweisen sollen, dafs auch das Genie eine Folge der äufsern Umstände oder des Seins wäre, oder dafs es nie vorgekommen ist, dafs das Genie oder Bewufstsein des Feldherrn jemals das Sein der Soldaten bestimmt hat, wie er doch eben von Scharnhorst gerühmt hat.

Kurz was hier Mehring sagt zur Veranschaulichung des Grundsatzes, dafs das Sein das Bewufstsein bedingt, ist etwas überaus Bekanntes. Es mutet einem nur anfangs etwas unbekannt an durch die abstrakten Ausdrücke von Sein und Bewufstsein.

Dafs hier neben den wirtschaftlichen Ursachen noch ein zweiter hinzuzunehmen ist, den der soziale Materialismus stillschweigend voraussetzt, ist übrigens von einem der sozialen Materialisten ausdrücklich hervorgehoben. Einer der Führer dieser Bewegung in England Belford Bax ist gegen Kautschkys Neumarxistische Geschichtsauffassung zu gunsten einer »synthetischen« Geschichtsauffassung aufgetreten, in welcher neben den »ökonomischen Verhältnissen« als zweiter Hauptfaktor der menschlichen Entwicklung ein »psychologischer Antrieb« anerkannt wird.[1])

Bei dieser ausdrücklichen Anerkennung verliert die Marxistische Geschichtsanschauung sofort ihre Eigentümlichkeit. Denn anders hat wohl kaum jemand die geschichtliche Entwicklung aufgefafst. Stets hat man sie angesehen als das Produkt aus den ökonomischen Verhältnissen im weitesten Sinne und dem, was der menschliche Geist daraus macht. Aber dem sozialen Materialismus kommt es darauf an, die ökonomischen Verhältnisse als den einzigen Faktor, und den sogenannten psychologischen Faktor nur als eine Wirkung, als einen Reflex der Wirtschaft darzuthun. Es soll sogleich darauf näher eingegangen werden. Doch zuvor noch die Bemerkung, dafs sich Sein und Bewufstsein nicht immer durcheinander bestimmen lassen, dafs oft Menschen miteinander wirken müssen, die sich nicht ineinander fügen. Eine ältere Abhandlung über das Gesetz der Geschichte sagt darüber: Für die Vollziehung jeder geistigen That liegt die typische Andeutung in dem Auftritt vor, den Moses in der Genesis erzählt und der sich mit Adam und Eva zutrug. Beide stellen je ein Prinzip, Adam oder das Männliche den Verstand, Eva oder das Weibliche die Zugänglichkeit dar. Nach Mafsgabe des Willens, worüber beide Prinzipien einig werden oder nicht einig werden, vollzieht sich das Werden der Geschichte, wobei bemerkt werden mufs, dafs das weibliche Prinzip

[1]) Der Sozialismus in England, herausgegeben von S. Webb. Deutsch von Kurella 1898 und Neue Zeit. 1896.

durch die Mitwelt dargestellt wird. Ihr Zusammengehen kann dem Gesetze gemäfs sein oder zuwider, in welchem Falle auch der Mangel an Erkenntnis Ursache sein kann. Beispiele für den Fall, dafs beide Prinzipien nicht harmonisierten, waren Joseph II. und Ludwig XVI. Jener fand seine Mitwelt, worauf er angewiesen war, nicht geneigt ihm zu folgen, daher diese Ehegemeinschaft ohne Segen blieb; denn die Früchte wären der Segen gewesen, Ludwig XVI. hatte nicht die Beharrlichkeit, welche von dem männlichen Prinzip erwartet wird, weil er glaubte, gleichsam mit zwei Weibern leben zu können, mit dem Hofe und mit der Nation. Diese historische Bigamie brachte böse Früchte für beide.[1])

Ganz ähnlich schildert Mehring das oft traurige Loos grofser Erfinder, die mit ihren Erfindungen der Zeit vorauseilen. (456.)

Wie dies möglich ist, dafs einzelne mit ihren Gedanken ihrer Zeit vorauseilen oder ihr doch fremd bleiben, während nach der materialistischen Theorie jede geistige Entwicklung nur ein Reflex der derzeitigen Wirtschaft ist, soll später ausführlich erörtert werden in dem Abschnitt: Die gesellschaftliche Apperzeption.

Übrigens wird die volle Harmonie der Regierten und Regierenden immer ein sehr seltener Fall, man kann nicht einmal sagen, der normale sein. Für gewöhnlich wird auch in ruhigen Zeiten und gerade dann bald die eine bald die andere Seite an Einsicht oder gutem Willen der andern überlegen sein. So schildert z. B. Treitschke III, 370 ff. die Zeit nach Hardenbergs Tode in Preufsen: Die Provinzialstände vertraten den Grundsatz der Erhaltung des Bestehenden, die Regierung den der Verbesserung. Es war allein das Verdienst des Königtums, dafs Hardenbergs Reformen im wesentlichen aufrecht erhalten und behutsam eingeführt wurden; in Wahrheit dachte und handelte König Friedrich Wilhelm III. liberaler als seine getreuen Stände.

Gehen wir nun an die Kritik des Versuches, die Ideen aus der Wirtschaft zu erklären.

Der empirische Unterbau

Eine Kritik des sozialen Materialismus mit seiner Behauptung, die Ideen entspringen aus der Wirtschaft, ergiebt sich von selbst aus den mitgeteilten Versuchen, diesen Gedanken im einzelnen durchzuführen. Niemandem kann die Oberflächlichkeit entgehen, mit der

[1]) Doergens, Aristoteles oder über das Gesetz der Geschichte. 1872.

hier verfahren wird, und schwerlich wird man es als zureichende Entschuldigung gelten lassen, dafs dergleichen Unvollkommenheiten jeder neuen, bahnbrechenden Richtung anhaften.

Der Satz, dafs die wirtschaftlichen Verhältnisse stets bestimmend auf die geistige Welt wirken, kann nun geprüft werden ganz unabhängig von aller Spekulation, nämlich rein an der Hand der Erfahrung, indem untersucht wird, ob er durch die Thatsachen bestätigt oder doch zugelassen wird. Allein eine solche Prüfung ist dadurch fast unmöglich gemacht, dafs immer gesagt wird: nur in letzter Instanz gründe sich alle Ideologie, nämlich jedes höhere ideale Streben oder Ergebnis auf die wirtschaftlichen Verhältnisse.

Das ist eine längst erkannte, wenn auch nicht überall anerkannte Wahrheit. Alles Geistige geht zuletzt zurück auf die sinnlichen Empfindungen, und diese auf die Sinnesorgane und die Aufsenwelt, die sich ihnen darbietet. Nihil est in intellektu quod non aute fuerit in sensu. Dieser, wenn man will, sensualistischen Anschauung stehen die spiritualistische oder dualistische oder idealistische gegenüber mit der Behauptung, dafs es angeborene Ideen gäbe, oder dafs gewisse Ideen dem Menschengeist aus einer übersinnlichen Welt kommen, oder dafs das Ich ein produktives Vermögen habe, aus sich selbst spontan gewisse Ideen zu erzeugen, oder dafs dergleichen innere geistige Produktion mit schrankenloser Freiheit vor sich gehe und nicht an das Kausalgesetz gebunden sei, oder auch dafs ein soziales Bewufstsein, wie Zeitgeist, Volksgeist, Weltgeist noch etwas Reales sei — abgesehen von den einzelnen Individuen. Wenn der soziale Materialismus nichts weiter wollte, als diesen Verkehrtheiten gegenüber die Erkenntnis geltend machen, dafs in letzter Instanz alles Geistige von aufsen angeregt durch die Sinne vermittelt werde, dann hätte er einfach auf die Herbartsche Psychologie verweisen können. Diese hat solche Gedanken nicht allein oft genug ausgesprochen, sondern hat auch bis ins einzelne gezeigt, wie aus dem einfachen Material der Sinnesempfindungen alle höheren geistigen Gebilde, Verstand, Vernunft, Ich, Schönheitssinn, Moral etc. kausal zu erklären sind.

Aber das ist nicht etwa nur der Herbartschen Schule eigen. Man kann sagen, der ganze neuere Empirismus huldigt diesen Grundsätzen.

So weifs Treitschke die Arbeiten der beiden Grimm nicht anders zu schildern als: sie suchten auf jedem Gebiete des Volkslebens in Sprache, Recht und Sitte nachzuweisen, wie sich Bildung und Abstraktion überall aus dem Sinnlichen, Natürlichen, Ursprünglichen herausgestaltet habe (I, 311). Von der Sprache ist es ja bekannt,

dafs alle Wurzeln zunächst eine sinnliche Bedeutung haben. Und Max Müller sucht nachzuweisen, dafs die überaus reiche Sprache der Indier aus 121 solcher Wurzeln entsprossen sei, und bemerkt: »Diese 121 bilden den Vorrat, aus dem jeder Gedanke, der jemals durch den Geist eines Inders ging, seinen Ausdruck erhielt. Man könnte die Zahl mit Leichtigkeit noch weiter beschränken, ich begnüge mich mit dem ersten Versuche eines Nachweises, eine wie kleine Menge Saatkörner dazu hinreicht und hingereicht hat, die ungeheure Geistesvegetation hervorzubringen, die der indische Boden seit der entlegensten Vorzeit bis auf den heutigen Tag einnimmt.«[1])

Aber sogleich hier sei bemerkt, dafs der sinnliche Ursprung eines Wortes durchaus nicht hindert, einen geistigen Inhalt zu bekommen. Unser Wort fühlen bezeichnet gewifs zunächst etwas recht Handgreifliches und doch wird es zugleich gebraucht, um die höchsten geistigen Erzeugnisse, die edelsten Gefühle zu benennen. Ähnliches läfst sich an jedem Worte, das etwas Geistiges bezeichnet, darthun.

Oder man denke an die bildende Kunst. Im Gegensatz zu der frühern spekulativen Ästhetik, die an eine reale Schönheitsidee glaubte, die aus einer höheren Region herab kam und sich zu verwirklichen suchte, sind die neuen Ästhetiker bemüht nachzuweisen, dafs die Naturvölker künstlerische Muster in den Ornamenten oder technischen Künsten nicht frei nach der Phantasie erfinden, sondern sie nur anwenden als Nachahmungen von Figuren und Formen, deren Gestalt ursprünglich durch den praktischen Zweck der Dinge notwendig war. Namentlich ist es üblich geworden, die Entstehung neuer Kunstepochen aus dem Volks- und Zeitcharakter zu erklären.

Dabei ist indes zu beachten, dafs schon die allerersten Verzierungen und Schmuckgegenstände nicht sklavische, sondern freie Nachbildungen der Naturgegenstände waren, dafs es ferner nicht fehlt an freien Kombinationen dessen was Lineal und Zirkel leisten, und dafs dadurch oft Formen entstehen, welche auch jetzt unser ästhetisches Urteil bewundert oder doch beifällig betrachtet. Auch hier ist der Ursprung aus dem Sinnlichen durchaus nicht hinderlich für die weitere Entwicklung zum Idealen. »Wir begreifen es, wie abstofsend es im ersten Augenblicke einem Kenner und Liebhaber der griechischen Schönheit sein mufs, den Hermes auf den indischen Hund der Unterwelt zurückgeführt zu sehen. Aber soll ihn nicht andererseits auch bald die höchste Bewunderung vor der Schöpferkraft des griechischen

[1]) Bei Romanes: Die geistige Entwicklung beim Menschen S. 270.

Schönheitssinnes erfüllen, welcher aus einem Scheusal die herrliche Göttergestalt hervorzubilden gewufst hat.«[1])

Nicht anders verhält es sich mit den heidnischen Religionen. Zwar wie bei allen sogenannten idealen Gütern, zumal wenn ihr Ursprung in tiefes Dunkel gehüllt ist, wie bei der Religion, der Familie, dem Recht, dem Staat hat es lange gedauert, ehe man den empiristischen Standpunkt einzunehmen wagte. Es lag gar zu nahe, hier den Einflufs höherer Mächte zu Hilfe zu rufen. Das liegt zumal denen nahe, welche noch eingetaucht sind in pantheistische, idealistische oder logisch realistische Anschauung. Nach dem Pantheismus ist alles göttlich, also auch, was der Mensch denkt und thut. Zumal was eine allgemeine Äufserung des menschlichen Geistes ist, ist eine Erscheinung, Darstellung, Offenbarung des Weltgeistes. So auch die Religion. Und es klingt selbst für solche, welche bemüht sind, sich loszumachen von derartigen Anschauungen noch sehr erbaulich, zu sagen oder zu hören: Die Religion ist von Gott, ist ein Stück der Ebenbildlichkeit Gottes etc. Hierbei verfällt man einmal dem Irrtum der idealistischen Anschauung, der das Allgemeine das Reale ist, welche Ideen annimmt, die als reale Mächte aus einer höhern Welt in unsere Welt eintreten. Sodann aber macht man gar keinen Unterschied zwischen Religion und Religion. Die heidnischen Religionen sind zumeist keine idealen Mächte im Sinne des intellektuellen und moralischen Fortschrittes gewesen. Im Gegenteil. Darum habe ich schon früher gezeigt, dafs alle Gründe nicht stichhaltig sind, welche angeführt werden, den göttlichen Ursprung der heidnischen Religionen zu erklären, dafs dies auch Gottes unwürdig wäre und eine derartige Erklärung überflüssig ist, weil sich die Entstehung der heidnischen Religion empiristisch und psychologisch mindestens ebenso gut erklären läfst, wie sich sonst Irrtümer, Phantasieen, oder auch Einrichtungen wie Ehe, Staat, Sitte natürlich erklären lassen.[2]) Dabei denke ich nur an die heidnische Religion, das Christentum fordert in dieser Hinsicht eine besondere Untersuchung. Erklärt man den Ursprung der Religion empiristisch, dann geht man auch hier auf das Sinnliche zurück, auf die sinnlichen Wahrnehmungen, Gefühle und Begehrungen, also allgemein gesprochen auf die wirtschaftlichen Verhältnisse.

Dasselbe gilt von der Moral als der Summe gewisser Urteile des Lobes und Tadels und der Moralität, nämlich dem Grade, in welchem

[1]) Zeitschrift für Völkerpsychologie I, 47.
[2]) Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik I, 336 ff.

der Wille sich nach jenen Urteilen richtet. Moral wie Moralität kann man »in letzter Instanz« recht wohl auf die wirtschaftlichen Verhältnisse zurückführen. Moral und Moralität sind keine ursprüngliche Mitgift des menschlichen Geistes oder der menschlichen Gesellschaft, weder in der Form von angeborenen oder sich aus sich selbst entwickelnden, noch als aus einer anderen Welt hereinragenden realen, sich zu verwirklichen strebenden Ideen.

Das ist hinreichend bekannt, dafs jeder Mensch und jedes Volk zuerst essen und trinken mufs, dafs es ferner das Unangenehme abzuwehren sucht und Angenehmes herbeiführt, dafs es auf das Nützliche bedacht sein mufs, ehe in ihm der Sinn für das Schöne und Gute erwacht oder gar Einflufs auf sein Handeln gewinnt. Erst müssen die allernotwendigsten Lebensbedürfnisse befriedigt, und diese Befriedigung mufs einigermafsen gesichert sein, ehe an Recht und Gesetz gedacht wird.

Doch das habe ich bereits früher mehrfach ausführlich erörtert, dafs und wie Moral und Moralität entsteht und sich entwickelt und dafs diese Erkenntnis der absoluten Giltigkeit der sittlichen Urteile und Gebote keinen Abbruch thut.[1]) So sagt auch STAMMLER: So wenig, wie irgendwelche Erkenntnisse, Begriffe und Meinungen dem Menschen angeboren sind oder in einem mystisch dunklen Verfahren ihm anfliegen, ebensowenig kann es mit der Einsicht in ein allgemeines Gesetz des Wollens der Fall sein. Es steckt dieses weder als eine unbegreifliche gespenstische Kraft in uns, noch kommt es in plötzlicher Offenbarung über einen. Es will gelernt und erworben sein, und es kann nur innerhalb der Erfahrung gewonnen werden. Demnach hat das Vorhandensein der Idee des Guten in einzelnen Subjekten bestimmte empirische Bedingungen; freilich verstrickt sich die Erforschung derselben in einzelne in exakt gar nicht aufzulösende Komplikationen, das Urteil über wahr und falsch, ebenso über gut und böse ist von der genetischen Erklärung (wie man zur Erkenntnis, oder zum Urteil oder zum Wollen gelangt ist) ganz und gar unabhängig; a. a. O. S. 387.

Aber darauf sei noch ausdrücklich hingewiesen, dafs wie das Ich des Einzelnen aus dem Zusammenwirken der Vorstellungen, so das Wir (die Gesellschaft) aus dem Zusammenwirken der einzelnen Personen entsteht, und dafs sich auch der Staat zunächst nur durch die Not, oder das Bedürfnis als ein natürliches Erzeugnis zusammen-

---

[1]) Das Ich und die sittlichen Ideen im Leben der Völker. Ferner: Neuere Arbeiten über die sittlichen Gefühle. Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik. 1895.

wohnender Menschen gebildet hat. Man darf freilich die faktische Entstehungsweise nicht mit der rechtmäfsigen verwechseln. Zunächst hat man es nur mit der erstern zu thun. Dies alles ist angeführt, um zu zeigen, dafs wir dem sozialen Materialismus vollkommen recht geben mit der Behauptung, dafs die sogenannten idealen Güter oder Errungenschaften wie Sprache, Kunst, Gewissen, Sitte, Recht, Staat etc. »in letzter Instanz« auf »wirtschaftliche Verhältnisse« zurückgehen. Der soziale Materialismus hat hier die Lehre des Empirismus und Realismus sich zu eigen gemacht, und in dieser Hinsicht die Anschauungen und Voraussetzungen der idealistischen Philosophie HEGELS aufgegeben. Denn man vergesse nicht, dafs die HEGELsche Philosophie mit ihrer Lehre von der Realität des Allgemeinen alle jenen Irrlehren von der Sprache, Kunst, Sitte, dem Gewissen, dem Staate etc. als ursprünglichen Realitäten teils hervorgebracht, teils begünstigt und verbreitet hat. Viele, die von der HEGELschen Philosophie nichts wissen wollen, oder auch nichts wissen, bewegen sich ganz und gar in solchen Gedanken, denn es dünkt sie viel würdiger anzunehmen, jene hohen Güter aus einer höheren Welt herzuleiten, als aus der menschlichen Bedürftigkeit.

Die eigentliche Wurzel dieser Meinung ist der logische Realismus. Solange man den Allgemeinbegriffen Realität zuschreibt, bleibt auch das Allgemeine das Prius, die Ursache des Besondern. Sobald aber die Besinnung kommt, dafs das Allgemeine nur eine Zusammenfassung des Einzelnen ist, und dafs dies eine teils notwendige, teils willkürliche Thätigkeit des menschlichen Geistes ist, alsbald verlieren auch die Allgemeinbegriffe ihre Realität, und real bleibt nur das Besondere.

In dieser Erkenntnis besteht die sogenannte Umstülpung der HEGELschen Philosophie in den Köpfen der Marxisten.

Es ist bemerkenswert, wie lange es gedauert hat, ehe der HEGELschen Schule wenigstens hier und da die Augen aufgingen, um den eignen Gedankengang zu verstehen. Es ist ja von vornherein klar, dafs jeder theoretische Idealismus seine Ideen und Ideale immer nur dem Gegebenen, der wirklichen Welt entnimmt und entnehmen kann. Sogleich bei PLATO habe ich darauf aufmerksam gemacht. Auch der neuere Idealismus SCHELLINGS und HEGELS ist im Grunde genommen Empirismus, der das Gegebene nur sehr unvollständig und fehlerhaft auffafst und bei den so gewonnenen Abstraktionen vergifst, woher sie genommen sind, und endlich Wirkung und Ursache umkehrend, das Allgemeine für die reale Ursache des Besondern ansieht und so letzteres aus dem Allgemeinen a priori glaubt ableiten zu können.

Besann man sich auf diesen Gedankengang, dann mufste Ursache und Wirkung wieder in die richtige Ordnung eintreten: das Gegebene, das Besondere ist das erste, und das Allgemeine ist die daraus gewonnene Abstraktion. Diese selbst ist ein blofser Gedanke. Sobald dies erkannt ist, verwandelt sich der Pantheismus in Atheismus. Dann mufs man auch begreifen, dafs der Gott des Pantheisten nichts ist als die Einheit, d. h. der abstrakte Begriff der Welt. So lange man die Universalia für Realia hält, so lange hat auch der pantheistische Gott noch eine gewisse Existenz. Diese löst sich aber sofort auf, wenn der logische Realismus schwindet, und als real bleiben dann nur noch übrig die Einzeldinge oder die Welt. Diesen Weg vom Pantheismus zum Atheismus sind in Deutschland viele Hegelianer gegangen: Feuerbach, F. Strauss, Stirner und so auch Marx und Engels. Viele andere können in diesem Stücke nicht zur Klarheit gelangen, und diese Unklarheit allein ist es, die es ihnen gestattet, ihren pantheistisch gedachten Gott für eine Realität anzusehen und so einen gewissen Zusammenhang mit der christlichen Theologie wenigstens scheinbar aufrecht zu erhalten.[1])

Zu den Vertretern eines mehr gefühlsmäfsigen Idealismus im Sinne von Schelling gehört W. v. Humboldt. Über ihn urteilt Treitschke (III, 696): 1822 schrieb W. v. Humboldt seine Abhandlung über die Aufgabe des Geschichtsschreibers, eine geistvolle Schrift, die in Form und Inhalt den Übergang von der philosophischen zur historischen Weltanschauung darstellt. Den geheimnisvollen Dualismus, der in dem sittlichen Leben unseres staubgeborenen und gottverwandten Geschlechts unverkennbar waltet, sucht er dadurch zu erklären, dafs er eine hinter den Erscheinungen der Geschichte stehende Ideenwelt annahm. Geschichte war mithin Darstellung des Strebens einer Idee, Dasein in der Wirklichkeit zu gewinnen. Dem Historiker fiel die zweifache Aufgabe zu, das Geschehene thatsächlich zu ergründen und das Erforschte dergestalt zu verbinden, dafs die Notwendigkeit der Ereignisse erwiesen und die Ratschlüsse der göttlichen Weltregierung erkannt würden. Es war eine grofsartige Ansicht, die zugleich mit Zartheit das persönliche Leben, mit Freiheit die allgemeinen Mächte der Geschichte zu verstehen sucht; sie sicherte der Geschichtsschreibung grofsen Stils ihre gebührende Stellung auf der Grenze zwischen Wissenschaft und Kunst. Die Frage, wie sich die Welt der Ideen zu der bewufsten Thatkraft der wollenden Menschen eigentlich verhalte — diese entscheidende Frage blieb unerörtert. —

[1]) Beispiele bei Thilo: Wissenschaftlichkeit der modernen spekulativen Theologie und O. Flügel: Die spekulative Theologie der Gegenwart.

Humboldts Bruder Alexander erhob daher den Einwand: Diese Ideen kämen ihm vor wie jene unerweisbaren Lebenskräfte, welche der Physiolog annehme, sobald er mit seinen Beobachtungen nicht mehr weiter könne, Wilhelm aber liefs sich nicht beirren; er wufste, dafs die Geisteswissenschaft nicht wie die Naturwissenschaft allein den Gesetzen der Logik folgen darf, dafs sie ihre letzten und höchsten Gedanken nur ahnen, nicht ganz erweisen kann.«

A. v. Humboldt hatte recht, er vertrat den Standpunkt des Empirismus und Realismus. Die Geschichtsideen seines Bruders sind auf dieselbe Weise gebildet, wie die sogenannte Lebenskraft der Organismen. Selbst wenn eine Teleologie in der Geschichte vorhanden ist, so wird sie nicht durchgeführt durch überirdische Ideen als Kräfte, sondern durch Ideen, als natürlich entstandene Gedanken und Entschlüsse der handelnden Menschen, sowie die sogenannte Lebenskraft nichts ist als die Kombination der physikalischen und chemischen Kräfte der letzten Bestandteile des Organismus. Auch hier hat die Idee oder der Allgemeinbegriff des Organismus lange Zeit als eine besondere Kraft gegolten.

Damit hat der soziale Materialismus mit Recht gebrochen. Was aber Marx und Engels erst nach einer durch Feuerbach vermittelten »Umstülpung« zu erkennen anfingen, nämlich dafs sich in letzter Instanz die Bildung und Ausbildung des Geistes wie der Gesellschaft auf empirisch gegebene Thatsachen und Einflüsse gründen, das war längst von Herbart mit aller Ausführlichkeit in den verschiedensten Disziplinen der Philosophie gelehrt worden.

Hier lag eine Psychologie vor, die die ganze geistige Bildung aufzubauen suchte aus den von aufsen gegebenen Sinnesempfindungen und deren Wechselwirkung untereinander. Insbesondere wurzelte also auch das Ich, die Persönlichkeit eines jeden mit ihrem Wollen in dem so gewonnenen Gedankenkreise. Dieser letzte Satz ist besonders wichtig. Die Erfahrung lehrt, dafs jede Begierde, jeder Wille derartig an bestimmte Motive gebunden ist, dafs mit dem Verschwinden oder der Änderung dieser Motive, auch Begierde und Wille mit diesen Motiven schwindet oder sich verändert. Der Wille ist für Motive, die ja auch Gedanken, Vorstellungen sind, zugänglich. Und diese Zugänglichkeit des Willens für verschiedenartige Beweggründe ist es, was im allgemeinen die Möglichkeit geistiger Entwicklung und Bildung nicht blofs nach der Seite des Verstandes, sondern auch des Willens sichert. Wäre freilich der Wille eine Äufserung eines besondern Begehrungsvermögens, das sich entfaltete unabhängig von den übrigen Geisteszuständen, oder wäre der Wille ein Moment einer

bei allen Individuen gleichen Entwicklungsreihe, wie bei den Tieren der Instinkt, oder wäre, wie nach der HEGELschen Philosophie der einzelne nur der unbewufste Darsteller, Träger des allgemeinen Willens in der Entfaltung des Weltgeistes — in allen diesen Fällen würde der Wille Motiven nicht zugänglich sein d. h. er wäre kein Wille, kein durch Einsicht im eignen und fremden, erlebten oder gefürchteten Schaden oder durch Hoffnung bestimmbarer aktiver Seelenzustand. Von höheren Motiven ganz zu schweigen. Ist der Wille aber abhängig von den sonstigen Gedanken des Individuums, so sieht man, dafs alles darauf ankommt, welche Gedanken es habe, was die herrschenden sind und in welchen Verbindungen sie unter einander stehen. Da nun alle unsere Gedanken »in letzter Instanz« von aufsen kommen, aus der Erfahrung mit der Natur oder aus dem Umgang mit den Menschen, so wurzelt auch all unser Wollen und Handeln darin. Und da weiterhin die Gesellschaft, der Staat nur die Summe oder das Produkt der Einzelnen, also der Gesamtwille nur die Summe aller oder vieler Einzelnen ist, so kann man sagen: alle geistigen Güter auch die höchsten wie Moralität etc. gehen in letzter Instanz auf wirtschaftliche Verhältnisse zurück, diese im weitesten Sinne genommen. Selbst der Idealismus würde hier gewissermafsen zustimmen können, denn wenn er auch annimmt, dafs gewisse Ideen im menschlichen Geiste ursprünglich vorhanden sind, so setzt er doch hinzu: nur potentiell oder keimartig. Diese keimartigen Anfänge oder Fähigkeiten müssen aber, um aktuell zu werden, von aufsen ausgelöst, angeregt, sollicitiert werden, sie stammen also als Aktualitäten auch aus der Wirtschaft.

Wenn demnach, wie MEHRING 453 bemerkt, »der historische Materialismus nur das behauptet: Der menschliche Geist entwickelt sich an, mit und aus der materiellen Produktionsweise«, so ist ihm das vollkommen zuzugeben. Der philosophische Realismus und der naturwissenschaftliche Empirismus hat seit einem halben Jahrhundert nicht anders gelehrt. Dem an HEGELscher Philosophie grofsgezogenen Idealismus mögen allerdings die von MARX und ENGELS vorgetragenen, unbestimmten Gedanken als etwas Neues erscheinen. Freilich ist der Kampf gegen den Idealismus, der alle höhern Güter der Menschheit aus angeborenen oder spontan entstehenden oder aus einer höheren Welt herabgekommenen Ideen oder Allgemeinbegriffen ableitet, auch heutzutage keineswegs überflüssig.

Man kann z. B. aus WILLMANNS Geschichte des Idealismus sehen, wie weit verbreitet auch heute noch jener Idealismus oder wenn man will Dualismus ist, der das Einzelne aus dem Ganzen, das Besondere

aus dem Allgemeinen zu erklären sucht und wie diese Ansicht hinsichtlich der Sprache, der Kunst, der Moral, der Religion der einzelnen Persönlichkeit, wie der Gemeinschaften wie Staat und Kirche für tiefer, gründlicher, frömmer, edler gilt als die »flache Verständlichkeit« des Empirismus.[1])

Zugegeben also: die Ideen sind aus der Wirtschaft in letzter Instanz entsprungen, wie steht es um die Fortentwicklung dieser Ideen?

Der ideologische Überbau

Es ist die Frage, ob die Entwicklung, die in letzter Instanz ihren Anfang genommen hat in den äufsern Verhältnissen, auch im Fortgang an diese Verhältnisse gebunden bleibt, ob also Recht und Sittlichkeit und Religion immer nur ein Überbau, ein Produkt der ökonomischen Verhältnisse bleiben, mit andern Worten: ob Schaden und Lust die einzigen Motive des menschlichen Handelns sind.

Selbst wenn man sich noch nicht über diesen Eudämonismus erhebt, sieht man wie die Gegenstände der Begehrungen wechseln, wie durch Übung oft eine Fertigkeit erlangt wird, die anfangs nur geübt wurde zu einem bestimmten Zwecke, zur Erreichung von Lust, Gewinn, dafs aber dann die Thätigkeit als solche, als Lust an leicht gelingender Thätigkeit, Freude macht und mit Vergnügen geübt wird.

Im Leben eines jeden Menschen und Volkes spielt das, was man das Selbständigwerden der Mittel nennt, eine grofse Rolle. Darüber sagt P. BARTH: Das Selbständigwerden der Mittel beruht auf der allgemein psychologischen Thatsache, dafs wir, eine Thätigkeit öfters ausführend, in ihr Übung erlangen, ein Erfolg, der eintritt, gleichviel ob beabsichtigt oder unbeabsichtigt, Übung aber ist Gewöhnung.[2]) Die Übung gewährt in der Ausführung das Lustgefühl leicht gelingender Thätigkeit, und Gewöhnung führt, wenn sie gestört wird, ein Unlustgefühl mit sich. Daher werden gar oft die Thätigkeiten, die anfänglich nur als Mittel zu gewissen Zwecken geübt wurden, nun selbständig als lustbringend weiter geübt auch dann, wenn der eigentliche ursprüngliche Zweck nicht mehr besteht. So sind die

[1]) Nur ein Beispiel solcher Verwirrung: »Was ist der Einzelne ohne das Ganze? Ist der Einzelne nicht Staatsbürger erst durch den Staat, Glied der Kirche erst durch die Kirche? So dafs also das Ganze vor und über den Einzelnen ist. Ist der Einzelne nicht überall getragen und bedingt in seiner Existenz von dem Allgemeinen? Man mufs vom Ganzen ausgehen. Über allen Einzelnen steht das Ganze und Allgemeine als die höhere Einheit alles Einzelnen und als die eigentliche Realität der Dinge. Das ist ein Satz des Pantheismus, und soweit ist er richtig.« LUTHARDT: Die modernen Weltanschauungen und ihre Konsequenzen. 1880. S. 108.

[2]) VOLKMANN, Psych. II, 451.

körperlichen Übungen im Altertum zuerst eine bewufste Vorbereitung auf den Krieg, sie lösen sich aber als bleibende Gewohnheit allmählich von ihrem Zweck los und werden von der vornehmen Jugend auch dann noch getrieben, als sie längst nicht mehr die Absicht hat, selbst niedere Kriegsdienste zu thun, sondern dies Söldnern überläfst. Es zeigt sich hier das für unser Geistesleben wichtige Gesetz, das Wundt (System der Philos. 337) das Prinzip der Heterogonie der Zwecke nennt, kraft dessen der objektiv erreichte Zweck immer mehr enthält, als das vorgestellte Zweckmotiv. An Beispielen fehlt es ja nicht. Jeder Krämer bezieht anfangs die Märkte des Gewinnes willen. Mancher gewöhnt sich aber so sehr an das Umherziehen, dafs er dieses vielen unbequem scheinende Leben auch dann noch fortsetzt, wenn er wohlhabend geworden ist und er daheim bleiben könnte. Aufser der positiven Lust an dem Gewohnten vergesse man dabei nicht die Unlust des Vermissens und der Störung einer alten Gewohnheit. So kann mancher auch wohlhabende Öbster, wenn der Sommer kommt, es nicht aushalten in seiner bequemen Wohnung, er mufs wieder hinaus und Tag und Nacht auf Bäumen, auf den Chausseen und in der elenden Öbsterhütte leben. So übt der Geizhals das Sammeln, Scharren, Entbehren auch dann noch, wenn er genug gesammelt hat und sich's bequem machen könnte.

Mancher Naturforscher hat zunächst die Mathematik als blofses Mittel geübt, hat aber Geschmack daran gefunden und ist dann dabei geblieben. Mancher Physiologe hat die Psychologie zunächst als blofse Hilfswissenschaft der Physiologie betrieben und hat die Neben- und Hilfswissenschaft dann zu seiner Hauptbeschäftigung gemacht. Mancher Geschichtsforscher ist so zum Sprachforscher geworden etc. So sind überhaupt die Wissenschaften erst allmählich selbständig geworden »Die Notwendigkeit, die Perioden der Nilbewegung zu berechnen, schuf die ägyptische Astronomie und mit ihr die Herrschaft der Priesterkaste als Leiterin der Agrikultur.«[1]) Anderwärts stand die Astronomie im Dienst der Schiffahrt, die Geometrie, wie der Name sagt, diente, das Feld zu vermessen. Aber man fand Geschmack an diesen Beschäftigungen, und die Wissenschaften verloren vielfach ganz die Beziehung zu ihrer praktischen Verwendung, ja müssen erst künstlich wieder damit in Verbindung gesetzt werden. Die Nordpolexpeditionen, die so viel Menschen und Geld gekostet haben, sind anfangs auch nicht im Interesse der Forschung unternommen. Vielmehr als die südlichen Meere von Spaniern und Portugiesen beherrscht

[1]) Marx, Kapitel I, 536.

wurden, suchten Holländer und Engländer eine nördliche Durchfahrt nach Asien und Amerika. Aber aus diesem Suchen um materieller Interessen willen wurden die Nordpolexpeditionen geboren, die dann aus bloſsen wissenschaftlichen Interessen entsprangen.

Man kann also sagen, daſs die Wissenschaften in letzter Instanz auf die Wirtschaft zurückgehen; aber diejenigen, welche die Wissenschaften weiter treiben, entnehmen ihre Motive des Forschens und ihre Freude am Suchen und Finden nicht mehr der Wirtschaft. Es ist darum schon sehr früh das Forschen rein um des bloſsen Erkennens, lediglich um der Wahrheit willen entstanden und geübt worden. Damit erhebt sich der Mensch auf eine ganz andere Betrachtungsweise; wo er sich selbst nicht mehr um die Sorge des Lebens zu kümmern braucht — da muſs er nicht — aber kann und hat er vielfach rein der Wissenschaft und Kunst gelebt.

»Alle Wissenschaften entstehen ursprünglich um des Nutzens willen, Erfahrungen und Geheimlehren werden von den Barbaren aufbewahrt um den Zwecken des praktischen Lebens zu dienen; in bildsamen Völkern erwacht jedoch sehr früh der von Aristoteles verherrlichte selbständige theoretische Trieb, der das Erkennen um des Erkennens willen sucht, und sobald er erwacht, wendet er sich immer zunächst der idealen Welt der Geisteswissenschaften zu.« [1])

»Hunger und Blöſse haben den Menschen zuerst zum Jäger, Fischer, Viehhirten, Ackersmann und Baumeister gemacht. Wollust stiftete Familien, und Wehrlosigkeit der Einzelnen zog Horden zusammen. Hier schon die Wurzeln der geselligen Pflichten.... Man lernte die Kräfte der Natur wider sie selber benutzen, man brachte sie in neue Verhältnisse und — erfand — hier schon die ersten Wurzeln der einfachen und heilsamen Künste. Zwar immer nur Kunst und Erfindung für das Wohl des Tierischen (Wirtschaft) aber doch Übung der Kraft, doch Gewinn an Kenntnis und — an eben dem Feuer, woran der rohe Naturmensch seine Fische briet, spähete nachher Boerhave in die Mischungen der Körper; aus eben dem Messer, mit dem der Wilde sein Wildbret zerlegte, erfand Lionet dasjenige, womit er die Nerven der Insekten aufdeckte; mit eben dem Zirkel, mit dem man anfangs nur Hufen maſs, miſst Newton Himmel und Erde. So zwang der Körper den Geist, auf die Erscheinungen um ihn her zu achten, so machte er ihm die Welt interessant und wichtig, weil er sie ihm unentbehrlich machte etc. [2])

---

[1]) Treitschke, Gesch. d. 19. Jahrh. V, 424.

[2]) Schiller, Über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen. § 11.

Allmählich tritt für die Forscher die Wirtschaft so lange zurück, als sie nicht stockt. »Die gemeinsame Wirtschaft ist die Basis, die Vorbedingung des höhern Lebens, aber als solche wird sie an Wert diesem nachgesetzt, so lange nachgesetzt und indifferent, bis sie sich durch eine Störung fühlbar macht und dem Bewufstsein aufdrängt. Es ist so wie im Körper die vegetativen Funktionen, die Basis von allem andern, sind die weniger bewufsten, fast unbewufst, so lange sie normal verlaufen. Erst wenn eine Störung eintritt, werden sie Gegenstand des Bewufstseins, des eigentlichen Seelenlebens. Die Ideale, die sich aus Weltanschauung und Politik ergeben, sind gerade dasjenige, was den Willen mächtiger entwickelt, als ökonomische Fragen. Die Zeiten, in denen sie herrschen, sind die gesunden Zeiten der Völker und Gesellschaften. Die Ökonomie wird vergessen, weil sie normal fungiert, wie die vegetativen Organe des menschlichen Leibes. Sie ist das Gewöhnliche, Alltägliche, über das man sich erhebt, zu den Aufgaben der Politik, des religiösen Lebens, der Kunst. Das Ideale, das nicht oder noch nicht existiert, scheint die Menschen fester zu verbinden, als das Reale, das schon existiert, um dessen Besitz leicht Streit entsteht. [Er tritt ins Bewufstsein und verbindet die Menschen meist erst, wenn es bedroht wird, wenn es verloren gehen könnte.] Wirtschaftliche Güter gehören zu letzterem, gemeinsame Ziele zu ersterem. Freilich Ideale veralten. Wirtschaftliche Überfütterung der herrschenden Stände scheint dabei eine grofse Rolle zu spielen. Aber ist diese Überfütterung Wirkung oder Ursache des Erbleichens der Ideale? Es ist dies nicht ohne weiteres zu entscheiden. Zu grofsen Leistungen ist jedoch ihr allen leuchtender Glanz notwendig. Ein Volk, oder eine Gesellschaft, die nie allen gemeinsame Ideale gehabt hat, ist auch nie eine weltgeschichtliche Macht gewesen. Man kann auf China hinweisen, wo, wie es scheint, das Wissen immer nur in den Dienst des Nützlichen oder der Wirtschaft gestanden hat.

Kontraste dienen dazu, das, was kontrastiert, scharf hervorzuheben. Und so kann man den eigentlich weltgeschichtlichen Gesellschaften, die nie ohne ideale Motive gewesen sind, Gesellschaften oder wenigstens Regierungen entgegenhalten, die, ohne jede ideale Regung den unmittelbarsten ökonomischen Motiven gehorchend, durch ihre Schicksale bewiesen haben, wie schnell die Befolgung solcher Mittel zum allgemeinen Verderben führt. Es sind dies die Handelsgenossenschaften des 17. und 18. Jahrhunderts. Bekannt ist, wie die englische Ostindien-Compagnie in den wenigen Jahren 1757—73 durch eine Regierung, die nur von unmittelbar ökonomischen Motiven d. h.

von Habgier geleitet war, ihre eigene Existenz so gefährdete, dafs sie die Hilfe der englischen Regierung suchen mufste, wie sie diese nur erlangen konnte gegen Unterordnung unter die Aufsicht eines königlichen Gouverneurs und eines königlichen höchsten Gerichtshofes, wie diese Aufsicht schon 1784 verstärkt werden mufste, und die Regierung der Direktoren der Gesellschaft immer mehr eine blofs nominelle wurde, bis sie endlich ganz auf die englische Krone überging. Nicht besser waren die holländischen, dänischen, französischen und anderen Gesellschaften. Unter dem Eindruck der Beobachtung ihrer Methoden schrieb Adam Smith: »Die Regierung einer reinen Handelsgesellschaft ist die schlechteste, die irgend ein Land haben kann.« Weltgeschichtliche Regierungen haben nicht nach den unmittelbaren ökonomischen Motiven gehandelt, wie jene Ausbeutergesellschaften gethan haben, sondern nach politischem Rationalismus, der den bevorrechteten Klassen den Vorrechten entsprechende Opfer auferlegte. Wo dieser Rationalismus fehlte, da ist auch das System bald zusammengebrochen. Die karthagische Republik war einer Handelsgesellschaft, wie sie A. Smith meint, sehr ähnlich. Sie wollte den Staat nicht um des Staates, sondern um ökonomischer Ausbeutung willen. Das Begehren war sehr entwickelt, aber nicht die Opferwilligkeit, daher kein persönlicher Kriegsdienst, sondern der Kauf von Söldnern. Gleichzeitig war ihre Religion, soweit wir sie kennen, ohne ideale, sittliche Elemente, ihre Litteratur rein technologisch, ohne eigentliches Geistesleben. Ihr ganzes Treiben ist ökonomischer Materialismus. Darum unterliegen die Karthager der römischen Republik, die an Hilfsmitteln ärmer, in ihrer Einkommenentwicklung rückständig, die Kraft des politischen Idealismus in die Wagschale warf, die damals noch einig, alle ihre Bürger als opferwillige Kämpfer dem Feinde entgegenstellen konnte. Und so sind immer bei den schöpferischen Rassen und Völkern ihre Schöpfungen, ihre Ideologieen auch gewaltige Triebfedern ihres Handelns gewesen.

Freilich nicht immer im gleichen Mafse. Ideale und Weltanschauungen wechseln. Wenn die alten nicht mehr begeistern, die neuen noch nicht genügende Klarheit haben, so kann eine Epoche des Interregnums des Ideals eintreten. Dann können die elementaren, naturalistischen Motive wieder freier aufleben. In einer Epoche des Wechsels leben wir heute. Die alten Ideale verblassen in Religion, Kunst, innerer und äufserer Politik und noch unklar tastend ringen sich auf allen drei Gebieten neue empor. Weniger eingeschränkt als früher tritt der wirtschaftliche Egoismus hervor. Umgeben von seinen Schöpfungen und Verwüstungen, im Centrum des Welthandels hat

K. MARX sein »Kapital« geschrieben, hat ENGELS gelebt und gearbeitet. So konnte wohl in ihnen die Ansicht entstehen, daſs das ökonomische Treiben der einzige Inhalt der Geschichte sei.« (P. BARTH.)

Aus dem Vorstehenden wird man erkannt haben, daſs und wie ideale Mächte entstehen, auch wenn man noch absieht von Schönheit und Sittlichkeit und nur an die Wissenschaft und die Lust an der Forschung denkt. Diese hat ihren Ursprung, nämlich die Anregung in der Wirtschaft. Aber umgekehrt wirken die Beschäftigung mit der Wissenschaft und recht augenfällig die Ergebnisse der Forschung auf die Wirtschaft zurück. »Obwohl nicht um des Nutzens willen betrieben, sondern aus selbstlosem Drang nach Erkenntnis geboren, ist Wissenschaft jeder Art für das praktische Leben immer früher oder später von gröſstem Einfluſs und Vorteil geworden. So beruhen die wichtigsten Fortschritte der Industrie im letzten Grunde auf rein wissenschaftlichen Entdeckungen. Diese führten zu Erfindungen, welche der Industrie zu gute kamen. Rein wissenschaftliche Forschung, nämlich die Untersuchung der Eigenschaften des geriebenen Glases, die dabei entdeckte Übereinstimmung des elektrischen Funkens mit dem Blitze, nicht etwa das Verlangen, den Blitz unschädlich zu machen, hat die Erfindung des Blitzableiters zur Folge gehabt. Erst die Beobachtungen über Elastizität der Dämpfe, erst die wissenschaftlichen Kenntnisse vom Druck der Atmosphäre ermöglichten die Erfindung der Dampfmaschine, der Feuerspritze, der Schmelzöfen, der Gasbeleuchtung. Den aus rein wissenschaftlichen Interessen angestellten Untersuchungen der Runkelrübe durch Marggraf verdanken wir die Verwendung des in ihr enthaltenen Zuckerstoffes. So erschlieſst die Wissenschaft selbst neue Nahrungsquellen. Wissenschaftliche Forschung war der Grund, daſs das Glas in Form einer Linse das Mittel gab, das Auge des Menschen unendlich zu erweitern und ihm unbekannte Welten zu zeigen oder aus den Sonnenstrahlen Feuer zu sammeln, so daſs z. B. an den Ufern der Newa die Früchte Persiens reifen. Die Untersuchung der Chinarinde durch einen Chemiker lieferte das fieberheilende Chinin etc.[1]) Noch sehr viele andere Beispiele lassen sich anführen, wie die reine Forschung die Wirtschaft umgestaltet.

So ist auch, bemerkt P. BARTH, der regere Handel mit Industrieprodukten im spätern Mittelalter die Triebfeder für Einführung des römischen Rechts. Aber einmal eingeführt, muſste es auch über den bloſsen Mobilienwert hinaus auf das Eigentum an Grund und Boden einwirken, diesen, dem deutschen Rechte entgegen, zur Ware

[1]) STÖLZLE: K. E. v. Baer und seine Weltanschauung 1897, S. 488 ff.

machen, das germanische Erbrecht verdrängen, kurz den Grundbesitz mobilisieren, wo nicht das Lehnsrecht einstweilen noch hemmend dazwischen trat.

Diese Wechselwirkung, wie aus den Bedürfnissen des Lebens sich die Wissenschaften erzeugen, selbständig werden und ihren Weg verfolgen und dann durch ihre Ergebnisse wieder eine Rückwirkung auf die Wirtschaft ausüben, mufs man sich immer gegenwärtig halten, wenn man die Gedanken von MARX beurteilen will: Das Ideelle ist nichts anderes, als das im Menschenkopfe umgesetzte und übersetzte Materielle, oder das wirtschaftliche Sein bestimmt das Bewufstsein, oder die Technologie enthüllt das aktive Verhalten des Menschen zur Natur, dem unmittelbaren Produktionsprozefs seines Lebens, damit auch seiner gesellschaftlichen Lebensverhältnisse und der ihnen entquellenden geistigen Vorstellungen. Darauf bemerkt STAMMLER mit Recht (S. 287: Das ist zu eng zusammengedrängt und in sich mifsverständlich. Die Beeinflussung von seiten der Technologie ist nur eine indirekte. Die Technologie ermöglicht nur die Bildung von ökonomischen Phänomenen, verwirklicht werden sie erst durch menschliches Zusammenwirken. Die Technologie wirkt nicht bedingungslos zwingend im Sinne exakt eingesehener Naturkausalität. Sagt man, die Dampfmaschine löse das Familienleben der Proletarier auf, so ist hier viel Verschlungenes zusammengeprefst. Die Maschine wirkt nicht lösend, wie Wasser auf Zucker, sondern man meint die weiteren Folgen, wie Sinken des Lohnes, Mietskasernen, Beteiligung der Frau an der Arbeit etc., also sehr vermittelte Wirkungen. Davon ist die Dampfmaschine nur das eine zu beachtende Moment. Ähnlich O. LORENZ (42): Man kann doch nur mittelst einer Breviloquenz sagen: Die Produktionsverhältnisse der Neuzeit haben die neue soziale Gesetzgebung hervorgebracht. In Wirklichkeit haben die Produktionsverhältnisse absolut kein neues Gesetz geschaffen, sondern die Menschen haben es aufgestellt, um die Verhältnisse bequemer, heilsamer zu ordnen. Die teleologische Thätigkeit der Menschen ist hier allein die Ursache der Veränderung des gesetzlichen Zustandes. Ohne sie kommt keine Rechtsveränderung zustande. Der Grund, warum sie ändern, ist vielleicht in der Veränderung der Produktionsverhältnisse zu suchen.

Was hier STAMMLER und O. LORENZ sagen und was oben der Marxist den psychologischen Faktor nannte, durch den die ökonomischen Verhältnisse geschichtlich entwickelt werden, das ist ja eigentlich selbstverständlich, mufs aber sehr nachdrücklich hervorgehoben werden, wo es wie bei MARX fast den Anschein gewinnt, als sei die Maschine die ganze Ursache der Zerstörung der Familie

des Arbeiters, und als sollten die Ursachen, welche in der Weise ihrer Benutzung liegen, ganz vergessen werden. Man kann immer nur sagen: Das ist der durchschnittliche Erfolg; und der Erfolg tritt darum fast immer mit einer gewissen Naturnotwendigkeit ein, weil die sozialen Verhältnisse sich im ganzen bisher in dieser Beziehung gleich waren. Überall aber wo von Ursachen geredet wird, unter denen sich ein konstanter Faktor befindet, kann dieser, weil überall wirksam, stillschweigend vorausgesetzt werden. Sagt man, das Wasser steigt im luftleeren Raum so und so hoch, oder: das Wasser läuft, weil die Schleufse gezogen ist, so setzt man einmal dem Luftdruck und sodann den tropfbar flüssigen Aggregatzustand des Wassers voraus. Jedes Ereignis hat mehrere Ursachen. Von diesen pflegt man zumal im gewöhnlichen Leben nur eine, etwa die auffälligste, oder die zuletzt hinzugekommene, oder die veränderliche zu nennen. So auch wenn es heifst: die Maschine löst die Familie des Proletariers auf, oder: Gelegenheit macht Diebe, oder: hohe Getreidepreise vermindern die Eheschliefsungen, oder: gewisse Karrieren verderben den Charakter, die Gelegenheit allein macht niemand zum Diebe, die übrigen Ursachen, die Begehrlichkeit des Menschen und die ganzen sozialen Zustände setzt man dabei voraus. Die hohen Getreidepreise bewirken vielfach eine Verminderung der Eheschliefsungen. Vorausgesetzt wird dabei, dafs der Mensch nicht wie das Tier allein nach seinen Begehrungen handelt, sondern dafs er sich der Pflichten und Folgen der Eheschliefsungen bewufst ist, und dafs er sich nach seiner Einsicht in seinem Wollen und Handeln bestimmen kann. So z. B. hätte man 1870 bei verhältnismäfsig niedrigen Getreidepreisen zahlreiche Eheschliefsungen erwarten sollen; ihre Anzahl war gleichwohl eine geringere, weil man sich durch die Kriegsunruhen zum Aufschub bestimmen liefs.

Diese in der Entwicklung des Einzelnen und in den herrschenden sozialen Zuständen liegenden Ursachen der menschlichen Handlungen bilden nun eine so aufserordentliche grofse Anzahl, dafs sie niemand übersehen oder gar genau bestimmen, sondern nur im allgemeinen schätzen kann; darum können die menschlichen Entschliefsungen und Handlungen niemals mit Sicherheit bestimmt oder gar vorausgesagt werden. Dieser Mangel liegt nicht etwa daran, dafs hier das Kausalgesetz nicht gelte. Dieses gilt hier in voller Strenge. Allein wo in der Meteorologie der Ursachen, die zu einem Ereignis mitwirken, zu viele sind, können derartige Ereignisse, obschon kausal bedingt, doch nicht so sicher voraus bestimmt werden, als etwa die Mondfinsternisse von der Astronomie, wo verhältnismäfsig nur wenig Kräfte zu berechnen sind.

Es gilt also in der Moralstatistik oder in der Einwirkung der wirtschaftlichen Verhältnisse auf die Handlungen der Menschen immer nur das Gesetz der grofsen Zahl. Aus einer sehr grofsen Anzahl von Fällen wird die Wahrscheinlichkeit gewisser Folgen unter nahezu gleichen Bedingungen abgeleitet. Man kann nach Analogie ähnlicher Fälle z. B. voraussehen, welche Wirkung es auf die Einwohner, auf die Wohnungsverhältnisse etc. haben wird, wenn ein kleiner Ort ein vielbesuchter Kurort oder Garnisonsort wird; dabei sind indes im letztern Falle die in die Stadt verlegten Soldaten nicht die einzige Ursache der Veränderungen, sondern man setzt die bisherigen Verhältnisse der Stadt und die sich im ganzen gleichbleibende Natur der Menschen voraus.

Dergleichen Betrachtungen mufs man immer hinzubringen zur Berichtigung und Ergänzung dessen, was Marx als Naturnotwendigkeiten bezeichnet, wenn etwa dem Privateigentum oder dem Kollektiveigentum die oder jene Folge als Wirkung beigelegt wird. Es sind Wahrscheinlichkeitsbestimmungen unter den bisher bekannten Verhältnissen.

Unter den die Handlungen bestimmenden Motiven sind bisher fast nur solche betrachtet worden, die mehr theoretischer Art sind, die sich auf Klugheit, auf Befriedigung des Erkenntnistriebes, auf Erweiterung der Erfahrung beziehen.

Aufser diesen giebt es noch zwei grofse Klassen, die ästhetischen und die sittlichen. Dafs auch diese »in letzter Instanz« wie alles Geistige ohne Ausnahme auf Sinnliches, nämlich auch die sinnlichen Empfindungen und Vorstellungen zurückgehen, ist schon erörtert. Aber auch hier fragt es sich, ob der Fortgang, die eigentliche Entwicklung des Schönen und Guten an die sinnliche Grundlage oder an die Wirtschaft gebunden bleibt.

Hinsichtlich des Ästhetischen scheint Stammler zuviel zuzugeben, wenn er sagt: »Das Haus geht auf die materiellen Bedürfnisse der Menschen zurück; diese sind die letzten Unterlagen für die Architektur. Mögen nun immerhin in verwickelter Sachlage bei einem Hausbau diese oder jene Sondergründe für die Wahl der Fassade und für die Wahl der Einzelausführung hineinspielen und künstlerische Ideen von bestimmender Bedeutung dabei auftreten — wer im ganzen den Gang der Architektur verfolgt und dessen Vorschreiten nach seinen kausalen Bestimmungsgründen in wissenschaftlicher Vollständigkeit und mit erschöpfender Sicherheit haben wollte, der könnte wohl schwerlich davon abkommen, dafs im letzten Grunde es wirtschaftliche Bedingungen sind, die als wirkende Ursachen von mafsgeblichem

Einflusse gewesen sind... Gehe so in der Reihe der Ursachen und Wirkungen von sozialen Erscheinungen thunlichst weit zurück bis zu den letzten Quellen der Gesellschaft, so gelangst du zu den ökonomischen Lebensbedingungen der Gesellschaft und wiederum zu der gesetzmäfsigen Entwicklung der betreffenden wirtschaftlichen Erscheinungen. (77.)

Zugegeben, dafs das Haus auf die materiellen Bedürfnisse der Menschen zurückzuführen ist. Aber gilt das auch durchweg von dem Schmuck z. B. von der Fassade des Hauses. Vielfach wird auch diese so oder so gebaut, in der Nützlichkeit oder sonst in nicht ästhetischen Rücksichten ihren Grund haben. Allein allgemein ist es nicht so. Vielmehr ist gerade der Schmuck in seinen Anfängen bei allen Völkern etwas, was nicht auf den Nutzen ausgeht, nicht wirtschaftlichen, sondern eben anderen nämlich ästhetischen Motiven im weitesten Sinne entspringt.[1]) Gerade an dem Schmuck sieht man, dafs von Anfang an die Naturvölker noch anderer Motive als der des Nutzens fähig waren. Was insbesondere den Schmuck des Hauses anlangt, so sind von den kunstsinnigen Völkern gerade die Häuser, die dem Gebrauche dienten, nämlich die Privatwohnhäuser erst in verhältnismäfsig später Zeit geschmückt, nachdem längst zuvor die öffentlichen Häuser, die Tempel, Königspaläste etc. mit mancherlei Zierat versehen waren. Niemals wird es genügen, für die Entwicklung der Architektur oder irgend einer andern Kunst lediglich auf Interessen, Nützlichkeitsrücksichten, materielle Bedürfnisse zurückzugehen.

Man kann zugeben, dafs gewisse Kunstrichtungen, Ausbildung gewisser Stilarten oder der Übergang von einem Stil in den anderen zum grofsen Teil begründet sind in dem Streben, die verschiedenen geistigen Bestrebungen einer Zeit einander gleichförmig zu machen. Immerhin aber bietet jede Stilart jeder Kunst Verhältnisse genug dar, die nicht auf Interessen, sondern auf Ideen, nämlich auf das unmittelbare Wohlgefallen an schönen Formen zurückgehen. Es ist hier wie in der Wissenschaft: ist einmal auf Grund der Bedürfnisse eine Art Kunst eingeleitet, so geht sie dann selbständig ihren Weg weiter.

Zu den moralischen Motiven möge uns folgendes Beispiel den den Weg bahnen. J. Barth weist mit Recht darauf hin, wie die stoische Philosophie im Zusammenhange ihrer Gedanken zur Lehre von der Gleichheit aller Menschen und dadurch zur Forderung einer allgemeinen Freiheit geführt wurde und dafs auf diese Weise in dem römischen Rechte Milderungen der Sklaverei bewirkt worden sind.

[1]) Ich habe dies ausführlich an den Kunstformen der Naturvölker dargethan in: Das Ich und die sittlichen Ideen im Leben der Völker. S. 149.

Dieser höhere Wert des einzelnen Menschen auch des Sklaven, wie er im römischen Kaiserreich teils als Folge der stoischen Philosophie teils christlicher Einflüsse Eingang fand, wandert mit dem Christentum zu den Germanen und bewirkt, daſs der mittelalterliche Knecht und Hörige nicht das Los der früheren römischen Sklaven wiederholt. Dieser Unterschied ist es nicht am wenigsten, der der Geschichte der germanischen und romanischen Völker einen anderen Verlauf gegeben hat, als der des Altertums war.

Das ist eines von vielen Beispielen, wo zunächst eine Theorie auftritt, die durchaus nicht Erzeugnis oder Zusammenfassung der herrschenden Meinungen und geltenden Gewohnheiten ist, sondern die Folgerung eines konsequenten Denkens oder eines reinen Sinnes. So war auch des Sokrates oder Kants Ethik gar nicht das, was Hegel nennt: seine Zeit in Gedanken gefaſst. Es kann bekanntlich auch in einer sittlich schlaffen Zeit eine reine Ethik, ein strenger Prophet erstehen, und solche Lehren können auch Einfluſs auf das Leben und die Geschichte gewinnen, selbst gegen persönliche Vorteile, also trotz der entgegenwirkenden ökonomischen Verhältnisse.

Dies führt auf die Entstehung und die Kraft der Gewissensurteile.

Hier ist die alte Frage nach der absoluten und der relativen Moral. Die ersten ethischen Betrachtungen versuchen das Sittliche aufzufassen als das Nützliche, das Zuträgliche, als verfeinerten Egoismus, sind insofern Folge der Wirtschaft. Auch die neueren Moralisten gehen auf derselben Spur mit Ausnahme von Kant und Herbart.

Ich habe schon früher gezeigt, daſs zur Erklärung der Thatsachen es nicht ausreicht, lediglich die Motive der Nützlichkeit in Anschlag zu bringen, sondern daſs Urteile absoluten Beifalls und Miſsfalls auf Grund willenloser, interesseloser Betrachtung des eignen und fremden Wollens im Einzelnen wie in den Völkern entstehen.[1])

Aber auch diese Urteile oder Ideen sind nicht angeboren, sind nicht aus einer höheren Ideenwelt zu uns gekommen, sondern sind kausal im Zusammenhang mit der Gesamtentwicklung entstanden. Man darf sich natürlich nicht vorstellen, als entstände irgend eine Idee als abstrakter Gedanke plötzlich in einem menschlichen Geiste. Alles Abstrakte ist abstrahiert aus einzelnen Fällen. So taucht auch die Idee des Wohlwollens nicht etwa in ihrer Allgemeinheit plötzlich auf, aber wenn wir ein Kind sehen, das ein anderes vom Boden aufhebt, das es von seinem Brot beiſsen läſst und wir lächeln beifällig dazu,

---

[1]) Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik 1895, S. 245 ff.

da ist die Idee des Wohlwollens wirksam, aus solch einzelnen Fällen bildet sich das allgemeine Wohlgefallen an wohlwollender Gesinnung. Ohne Zweifel hat das Wohlwollen seinen Ursprung in der Familie, in dem gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnis der Familienglieder untereinander. Zudem, was ich in meiner Schrift über das Ich und die sittlichen Ideen im Leben der Völker darüber gesagt habe, möge eine Stelle von LAZARUS hinzugefügt werden:

»In der Kindheit ist der Mensch ein bloſs konsumtives Wesen und ebenso im hohen Alter. Dies ist die Betrachtung der Statistiker und der Nationalökonomen, eine Betrachtung, welche in vielfacher Beziehung sehr wertvoll ist; aber eine Betrachtung, welche an dem tiefen Mangel leidet, daſs sie den Menschen bloſs als ein materielles Wesen ansieht; würde sie auch auf die psychischen, würde sie auch auf die moralischen Kräfte achten, sie würde finden, daſs der Unterschied kein solcher ist, wie er hier ausgesprochen wird. Denken Sie sich das Kind, den Säugling an der Mutterbrust: in den Augen des Nationalökonomen ein reiner Konsument! er zehrt von der Kraft seiner Mutter, vielleicht mehr als sie bei bedürftiger Nahrung wieder zu ersetzen im stande ist; er zehrt und leistet ökonomisch nichts. Aber in moralischer Beziehung eine gewaltig produktive Kraft! der Säugling schlägt seine Augen auf und blickt die Mutter an mit Lächeln; welch eine Süſsigkeit des Wertes, welch eine Reinheit und Hoheit der Befriedigung in der bloſsen Empfindung erfüllt das Mutterherz! — Ja sogar, welche physische Kraft wächst ihr aus solchem Wohlbehagen, das aus der Liebe von ihrem Kinde und zu ihrem Kinde ihr zuflieſst!

Und selbst wenn das Kind (was die Nationalökonomen als einen reinen baren Verlust betrachten) etwa mit drei Jahren stirbt. Wochen-, monatelang hat vielleicht die Mutter sorgenvolle Tage, durchwachte Nächte am Bette des Kindes zugebracht — ein reiner ökonomischer Verlust. Es ist wahr, es ist ein beklagenswerter Verlust; wieviel aber an sittlicher Tiefe der Mutter vielleicht zugewachsen, welch eine Art von sittlicher Kraft ihr erzeugt worden ist, da sie zum erstenmale in so erschütternder Weise aus dem gaukelnden Spiel des Lebens emporgehoben und an die Pforten der Endlichkeit gestellt worden ist, das zählt kein Statistiker. Aus dem Tode sogar entsteht noch Leben für die sittlichen Kräfte. Wie die Tragik die tiefste und die höchste aller Künste ist, so ist auch der Schmerz im Leben des Einzelnen und der Gesamtheit Schöpferkraft der geistigen Vertiefung.

Und was sollen wir vom Alter sagen? Ich rede nicht von jenen, die den Erfahrungssatz, als ob das Alter leistungsunfähig geworden

wäre, einfach durch ihre Thaten widerlegen; ich rede nicht von dem, was das Alter noch Hohes und Besonderes zu leisten im stande ist; sondern von seinem bloſsen Dasein, von dem bloſsen Leben. Ob ein Groſsvater oder eine Groſsmutter in jenem unproduktiven Alter noch in der Familie lebt oder nicht lebt, macht für den moralischen Bestand der ganzen Familie und, wenn es viele der Familien sind, der ganzen Stadt und des Volkes einen wesentlichen Unterschied. In jenem vortrefflichen Beitrag zu der nur noch spärlich bearbeiteten psychischen Statistik, in dem Schriftchen »die Volksseele von Berlin« vom Direktor des hiesigen statistischen Büreau, wird gezeigt, wie auch für die Bevölkerung einer ganzen Stadt gerade diese Bedeutung des Alters in seiner bloſsen Existenz neben der Jugend sich geltend macht.

In Wahrheit, wenn die Vorsehung es mit einem Volke gut meint, dann läſst sie seine guten und seine groſsen Menschen zu hohen Jahren kommen; sie sind ein Segen des Volkes nicht nur durch das, was sie in ihrem Alter noch so Gutes und Groſses leisten, sondern durch das, was sie von der Jugend empfangen. Sie empfangen, was den gleichalterig Mitstrebenden nur selten gewährt wird: neidlose Hingebung, dankbare Pietät.

Der Sinn für Pietät aber, der in einem Volke erzeugt wird, ist eine moralische Kraft, welche über viele ökonomische Werte weit erhaben ist! Unser Volk hat es zu seinem Heile wohl erfahren; — daſs die Kant und Goethe, die Humboldt und die Grimm, die Boeckh und Ritter und so viele andere zu hohen Jahren gekommen sind, und die jüngeren Generationen ihnen eine so pietätvolle dankbare Hingebung zu beweisen vermochten, dies hat einen edlen Kern in den Gesinnungen des Volkes gepflegt. Und Friedrich der Zweite, der Einzige! er wäre ein groſser König gewesen und hätte Friedrich der Groſse geheiſsen, auch wenn er bald nach dem siebenjährigen Kriege von den Lebenden geschieden wäre; daſs er aber seinem Volke »der alte Fritze« geworden ist, das hat einen Schatz patriotischer Erbtugend erzeugt, wie er durch keine politische Theorie weder zu ersetzen noch zu entwerten ist! [1])

Ja es ist bekannt, daſs selbst erheuchelter Idealismus noch von groſser Wirkung ist, daſs niedrige, gemeine, egoistische Neigungen im Menschen sich dann am meisten breit und geltend machen, wenn sie edle Motive der Idee entweder als glänzenden, bestechenden Schein um sich nehmen oder sich miteinander vermischen, wenn z. B. Fana-

[1]) Lazarus, Ein psychologischer Blick in unsere Zeit. 1872. S. 23 ff.

tismus aus persönlichem Hafs und zugleich aus Glaubenseifer, wenn Parteisucht aus Mifsgunst und Rechtsgefühl, Schmähsucht aus Neid und sittlichem Abscheu sich wie Erz aus Metall und Schlacken zusammensetzt.

Überblicken wir kurz die Behauptungen des sozialen Materialismus, so gehen diese dahin: Alles Geistige wurzelt in letzter Instanz im Sinnlichen. In dieser Allgemeinheit heifst das weiter nichts als nihil est in intellectu quod non ante fuerit in sensu. Mit dieser Behauptung kann er nur diejenigen überraschen, welche an angeborene Ideen, an reale Allgemeinbegriffe und dergleichen glauben. Für die Psychologie zumal der Herbartschen Schule ist dies eine längst erkannte Wahrheit. Wo aber der soziale Materialismus näher auf das Ethische eingeht, vertritt er die älteste und verbreitetste Ansicht, dafs das Sittliche nur eine Verfeinerung des Nützlichen sei, dafs die Menschen einer unparteiischen, interesselosen Beurteilung und eines uneigennützigen Handelns nicht fähig seien, sondern immer nur durch Rücksichten auf ökonomische Verhältnisse bestimmt würden. Wo der soziale Materialismus noch näher in das Einzelne geht und für gewisse Ansichten, Überzeugungen, Theorieen, Handlungsweisen ganz bestimmte wirtschaftliche Ursachen angiebt, gerät er ins Abenteuerliche, wie oben an Beispielen gezeigt ist. Wenn man ihm also etwas zugestehen will, so ist es vielleicht dies, dafs er Anlafs gegeben hat, bei Erforschung der Ursachen für geschichtliche Ereignisse mehr als bisher auch die wirtschaftlichen Verhältnisse in Betracht zu ziehen. Indes auch hier ist möglicherweise der soziale Materialismus mehr die Wirkung dieser Art der angestrebten Geschichtsbetrachtung, als dafs von ihm aus die Anregung dazu ausgegangen wäre. Es dürfte noch fraglich sein, was A. Labriola von Marx rühmt: Der Theorie von Marx, sagt er, wird das Verdienst bleiben, die Aufmerksamkeit auf die wirtschaftlichen Gründe auch der geistigen Produktion gelenkt zu haben. Aber es war, setzt er hinzu, eine Einseitigkeit, zu behaupten, dafs sie die einzigen Gründe seien.[1]) Sonst sind ja wirtschaftliche Betrachtungen unsern Geschichtsschreibern durchaus nicht fremd.

Es möge z. B. aus dem den Geschichtsmaterialisten besonders verhafsten Treitschke ein Beispiel angeführt werden, das gewifs ganz im Sinne der Geschichtsmaterialisten und zugleich in den Thatsachen gegründet ist.

Seit 1814 hatte England auf allen Kongressen die Abschaffung des Negerhandels betrieben, bei Wilberforce und seinen Gesinnungs-

[1]) Über den Begriff des Geschichtsmaterialismus. Rom 1897.

genossen gewifs aus den edelsten Absichten entsprungen, aber, bemerkt Treitschke III, 278: Die böse Welt konnte sich der Frage nicht erwehren, warum wohl die sonst so wenig weichmütigen Kaufleute von London und Liverpool sich gerade der Neger so zärtlich annähmen? Die Antwort gaben die Handelslisten. Von der gesamten Kaffeeeinfuhr jener Zeit (1822) kam kaum der 20. Teil aus den englischen Kolonieen, von der Zuckereinfuhr etwa ein Viertel. Das ungeheuere britische Kolonialreich besafs nur wenige für Negerarbeit geeignete Pflanzungen, und diese waren längst mit Schwarzen überfüllt; die Abschaffung des Sklavenhandels konnte hier wenig Schaden stiften, während sie in den Kolonieen der anderen Seemächte schwere wirtschaftliche Erschütterungen hervorrufen mufsten. So verbarg sich denn hinter den schönen Reden christlicher Nächstenliebe die minder christliche Absicht, Englands Mitbewerber gründlich zu schädigen.«

Jedenfalls ist die Art der Betrachtung des sozialen Materialismus eine sehr einseitige. Will man viel zugeben, so hat er nur die theoretische Seite des sozialen Lebens im Auge, aber nicht die praktische, oder auch beides, aber beides verworren.

Herbart hat längst gezeigt, dafs die Gesellschaft insonderheit der Staat eine doppelte Betrachtungsweise erfordert, eine theoretische und eine praktische. (Schlufs folgt)

Über die Versuche geistige Ermüdung durch mechanische Messungen zu untersuchen

Von

Dr. R. Tümpel, Gera

(Schlufs)

Erörterungen der Messungen von Wagner. Zahlenmäfsige Prüfung der Resultate. Widerlegung der Erklärung für anormalen Verlauf der Ermüdungskurven.

Nachdem mein Aufsatz in Heft 1 u. 2 d. Zeitschr. beendigt war, wurde ich noch auf eine Schrift aufmerksam gemacht, welche ebenfalls die Messung der Ermüdung durch die wechselnde Empfindlichkeit der Haut behandelt; diese Schrift führt den Namen »Unterricht und Ermüdung« von Dr. L. Wagner.[1]) Da in dieser Schrift die Messungen, wie sie von Griesbach unternommen wurden, in ganz entsprechender Weise wieder aufgenommen werden, so gelten alle

---

[1]) In der »Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen Psychologie und Physiologie«. Herausgegeben von H. Schiller und Th. Ziehen.

Ausstellungen, welche oben bei Besprechung der GRIESBACH schen Messungen gemacht wurden, auch für die WAGNERschen Messungen; diese Bedenken brauchen also nicht noch einmal wiederholt zu werden. Im besonderen läfst sich gegen die WAGNER schen Messungen das Folgende einwenden.

WAGNER untersucht in keiner Weise den Wechsel des Hautempfindungsvermögens an schulfreien Tagen. Ausführlich hat GRIESBACH das auch nicht gethan, aber er hat doch wenigstens meistens am Sonntag die Empfindlichkeit der Haut untersucht und gefunden, dafs sie gröfser ist als an Schultagen. WAGNER hat auch das unterlassen; er setzt die ganze Veränderlichkeit des Empfindungsvermögens auf Rechnung der geistigen Arbeit. In der That berechtigt ihn nichts zu diesem Verhalten. Erst wenn das Hautempfindungsvermögen an Schul- und schulfreien Tagen beobachtet wäre, könnte man die Differenz der Empfindungsvermögen, wenn die ganze Methode überhaupt zulässig wäre, was sie nicht ist, als durch die Ermüdung verursacht ansehen. Diese Vernachlässigung vernichtet, selbst wenn diese Art der Ermüdungsmessung richtig wäre, den Wert der ganzen WAGNERschen Messungen. Es ist durchaus unwissenschaftlich, etwas, nämlich hier den Wechsel der Hautempfindlichkeit, zu einem Mafsstab zu benutzen, von dem man nicht weifs, ob er sich ändert oder wie er sich ändert.

Betrachtet man nun noch die einzelnen Resultate der Messungen, so zeigt sich auch das Bedenkliche der ganzen Methode. Auf den ersten Blick scheint es ja, als wenn das Hautempfindungsvermögen wirklich bei den Schülern sinkt, welche man nach allgemeiner Erfahrung als ermüdet ansehen kann. Aber eine etwas schärfere Betrachtung lehrt doch etwas ganz anderes. WAGNER teilt 201 Tagesmessungen mit; bei 149 von diesen stimmt die verminderte Empfindung mit der vorausgesetzten Ermüdung überein; bei 52 Tagesmessungen hingegen ist das nicht der Fall. Bei diesen 52 Messungen wird am Ende des Unterrichtes das Empfindungsvermögen vom Anfang des Unterrichtes wieder erreicht, bei manchen sogar übertroffen; der Unterricht hätte also in diesen Fällen nicht ermüdet, oder das Empfindungsvermögen des Morgens wird im Laufe des Unterrichtes einmal erreicht; dann wäre in der oder den vorhergehenden Stunden keine Ermüdung eingetreten. In diesen 52 Fällen stimmt also der Gang des Empfindungsvermögens nicht mit der Erfahrung, dafs der Schulunterricht ermüdet, überein; 52 unter 201 Fällen machen aber rund 26 % aus. Eine negative Instanz vernichtet nach den Gesetzen der Logik eine Hypothese und hier stimmen sogar 26 % nicht!

Die Sachlage verschärft sich aber noch zu Ungunsten der ganzen Theorie, wenn man die Messungen nach jeder Stunde und bei jedem Schüler in Betracht zieht. Die Grundvoraussetzung des ganzen Verfahrens ist, um es nochmals zu sagen, die folgende. Nach allgemeiner Erfahrung sind Schüler nach 4—5 stündigem Unterricht ermüdet; Schüler, die 4—5 Stunden unterrichtet sind, zeigen herabgesetztes Empfindungsvermögen der Haut, demnach, so ist der Schlufs GRIESBACHS und WAGNERS, ist das Hautempfindungsvermögen ein Kennzeichen der Ermüdung. Ist das zutreffend, so müfste jede Stunde im allgemeinen durchschnittlich etwas an dem Herabsetzen des Empfindungsvermögens beteiligt sein, denn ermüden 4—5 Stunden ziemlich stark, so kann das im allgemeinen nur dadurch zu stande kommen, dafs eine Stunde wenig aber doch etwas ermüdet. Wie verhalten sich nun die Messungsergebnisse zu diesen notwendigen Folgerungen aus der Grundvoraussetzung? WAGNER teilt 987 Messungen nach einer Stunde mit; von diesen zeigen 471 Ermüdungen, 516 aber Erholung oder 48 % zeigen Ermüdung und 52 % Erholung an d. h. bei nur 48 % der Messungen stimmen die Ergebnisse der Methode mit ihrer Grundvoraussetzung, bei 52 % stehen sie aber im schärfsten Gegensatz, und diese Grundvoraussetsung, nämlich, dafs Unterricht die Schüler ermüdet, wird wohl niemand bestreiten. Die Methode liefert also, wenn man überhaupt an ihr hiernach noch festhalten will, das überraschende Resultat, dafs der Schulunterricht den meisten Schülern nach der Mehrzahl der Stunden Erholung bringt. WAGNER fühlt bei einigen Messungsergebnissen, welche Erholung durch den Schulunterricht bedeuten, auch ihr Bedenkliches. Er sucht diese Bedenklichkeiten auf 3 Arten zu erklären und damit hinwegzuschaffen. Einmal soll dieser Erholung durch den Unterricht anzeigende Wechsel des Empfindungsvermögens durch Nervosität verursacht sein. Nun aber zeigen viele Messungen bei angeblich Nervösen einen normalen Verlauf d. h. sie zeigen Ermüdung an; also verhindert Nervosität bald den regelmäfsigen Gang der Hautempfindlichkeit, bald verhindert sie ihn nicht; eine bestehende Ursache soll also bald wirken, bald nicht wirken; eine Behauptung, die so lange unverträglich mit den Grundgesetzen der Logik ist, bis ein Grund des Nichtwirkens jener Ursache angegeben wird. Ferner soll der unregelmäfsige Gang des Hautempfindungsvermögens durch zu frühes Aufstehen bewirkt werden, nämlich bei den auswärtigen Schülern. Die Schüler, welche zu früh aufgestanden sind, haben sich aber noch nicht genügend erholt, sie sind noch ermüdet; demnach liefert nach WAGNERS Behauptung bei Ermüdeten die Messungsmethode keine Resultate. Die allermeisten Messungen

werden nun aber an schon etwas Ermüdeten ausgeführt, d. h. an solchen, die eben durch den Unterricht ermüdet sind; die Methode mufs also nach WAGNERS eigener Behauptung überhaupt ungenügende Ergebnisse liefern, womit man sich ja nur einverstanden erklären kann. Die ganze Methode hat also durch einen ihrer Vertreter eine schlagende Widerlegung gefunden. Endlich soll noch »Indisposition« den unregelmäfsigen Gang des Hautempfindungsvermögens bedingen. Hier gilt dasselbe, was bei der Erklärung durch Nervosität gesagt ist, denn bald wirkt diese Indisposition, bald wirkt sie nicht und daher ist sie so lange als Erklärungsgrund zu verwerfen, bis gesagt wird, unter welchen Bedingungen sie wirke und unter welchen nicht.

Zuweilen versagen alle 3 Erklärungsgründe, also die Nervosität, das frühe Aufstehen und die Indisposition; bei solchen Fällen sagt WAGNER:[1]) »Eine merkwürdige Anomalie mancher Kurven ist Abfall unter die Anfangszahl, was natürlich nicht als Erholung durch die Schule gedeutet werden darf, da die Erscheinung nach allen möglichen Stunden (Exerzitien ausgenommen) vorkam, sondern dahin aufzufassen ist, dafs die betreffenden Schüler schon am Schulanfang über die Norm hinaus ermüdet waren.« Wohin es führt, wenn man die Ermüdung als Grund für die unbefriedigenden Ergebnisse der Methode erfährt, ist oben gezeigt worden, nämlich eben zu einer überraschenden Selbstwiderlegung.

Man sieht, die ganzen WAGNERschen Messungen stellen im Grunde genommen ein regelloses Schwanken des Hautempfindungsvermögens fest. Wollen die Ergebnisse derselben gar nicht mit der allgemeinen Erfahrung stimmen, so wird versucht, sie durch verschiedene Erklärungen zu beseitigen. Wie ganz unhaltbar diese Erklärungen sind, ist eben nachgewiesen worden. Auch die WAGNERschen Messungen zeigen, dafs bis auf weiteres diese ganze Methode in keiner Weise zum Nachweis oder gar zum Messen der Ermüdung geeignet ist.

Deutsche Handelshochschulen

Von

ALEX WERNICKE in Braunschweig

Zwei Bewegungen, von denen die eine die äufsere, die andere die innere Seite desselben Bedürfnisses kennzeichnet, beherrschen in unserem Volke den Augenblick: Die Verstärkung der Flotte, welche den deutschen Handel über See schützen soll, und die Aus-

[1]) Seite 57.

bildung eines Systems von Berufsschulen für unseren Kaufmannsstand.

Die wirtschaftlichen Umgestaltungen, welche in allen Kulturländern der Entwicklung der mathematischen und naturwissenschaftlichen Forschung gefolgt sind, haben allmählich zu einem Kampfe um den Welthandel geführt, in dem von allen Seiten ein grofses Kapital von geistiger und körperlicher Arbeit eingesetzt wird.

Klarer und klarer wird es einem grofsen Teile unseres Volkes, dafs für die Nation, welche in jenem Kampfe unterliegt, auch die freie Mufse, welche Kunst und Wissenschaft fordern, durchaus verloren ist. Darum ist die Mitarbeiterschaft an der Ausgestaltung jener äufseren und inneren Mittel, welche uns im Kampfe um den Weltmarkt ein Rüstzeug sein sollen, durchaus ein nationales Werk, nicht eine Sache dieser oder jener Partei.

Sehen wir von den äufseren Mitteln ab, so handelt es sich um die innere Kräftigung unseres Kaufmannsstandes, welcher jetzt mit gröfserem Selbstbewufstsein als früher an die Seite des landwirtschaftlichen und des industriellen Standes zu treten bestrebt ist.

Diese Bestrebungen haben im »Deutschen Verbande für das kaufmännische Unterrichtswesen« einen Sammelpunkt gewonnen. Die Entstehung dieses Verbandes ist ein gutes Beispiel für das kräftige Wachsen einer natürlichen Saat im Gegensatz zu allen künstlichen Züchtungen. Aus schwachen Anfängen ist er rasch zu einem starken Gebilde geworden.

Im Oktober 1894 rief die Handels-Kammer zu Braunschweig in der Stadt Braunschweig eine Anzahl von Männern zusammen, um ihnen ihre Absicht mitzuteilen, das kaufmännische Fortbildungsschulwesen im Herzogtum Braunschweig auf einheitlicher Grundlage zu gestalten, und um dazu ihre Mitarbeiterschaft zu erbitten. Die Seele dieser Bestrebungen war der neue Syndikus der Kammer, Dr. Stegemann, der bereits in seiner früheren Stellung (Oppeln) Gelegenheit genommen hatte, dem kaufmännischen Fortbildungsschulwesen seine Teilnahme und seine Thätigkeit zu widmen. Während eines Jahres stiller Arbeit trat man natürlich auch dem Gedanken nahe, wie das an anderen Stellen bereits Geleistete für die neue Schöpfung fruchtbar verwertet werden könnte — namentlich das Königreich Sachsen bot ein ausgezeichnetes Vorbild dar.

Bei den Vorarbeiten, welche dieser Angelegenheit dienten, zeigte sich überall die gröfste Teilnahme für die Förderung des kaufmännischen Unterrichtswesens, so dafs man es wagen konnte, eine Anzahl von Herren zu bitten, zu freiem gegenseitigen Austausch der Meinungen

nach Braunschweig zu kommen. Dieser Gedanke fand allerorten eine so günstige Aufnahme, dafs aus dem geplanten kleinen Kreise eine Versammlung (Herbst 1895) von fast 200 Herren wurde: man hat sie nachträglich als den ersten Kongrefs für das kaufmännische Unterrichtswesen Deutschlands bezeichnet.

Aus dem ständigen Ausschusse, welchen dieser Kongrefs einsetzte, ist der deutsche Verband[1]) für das kaufmännische Unterrichtswesen erwachsen, welcher zur Zeit als korporative Mitglieder umfafst 13 Staats-Regierungen, 69 Handels- und Gewerbekammern sowie kaufmännische Korporationen, 38 Stadt-Verwaltungen, 97 kaufmännische Vereine und 83 kaufmännische Schulen, aufserdem 86 Firmen bezw. Vertreter von solchen.

Der zweite Kongrefs für das kaufmännische Unterrichtswesen Deutschlands, welcher zu Pfingsten 1897 in Leipzig abgehalten wurde, hatte in diesem Verbande bereits seinen sicheren Halt. Hatte der erste Kongrefs dem kaufmännischen Fortbildungsschulwesen gegolten, so behandelte der zweite Kongrefs hauptsächlich die Handelsschule und die Frage einer kaufmännischen Hochschule.

Die Handelsschule wird ebenso wie die landwirtschaftliche Mittelschule aus der 6stufigen lateinlosen Realschule gebildet, indem man deren 3 untere Klassen unverändert läfst und in deren 3 oberen Klassen den allgemeinbildenden Unterricht zum Teil durch Fachunterricht ersetzt. Sie erteilt ihren Abiturienten den Einjährigenschein.

Neben die Handelsschulen werden noch Höhere Handelsschulen treten, welche wie die technischen Mittelschulen voraussetzen, dafs ihre Zöglinge bereits im Besitze des Einjährigenscheins sind, und daraufhin eine weitere Ausbildung geben. Für die Handelsschulen liegen bereits recht gute Muster vor, namentlich im Königreich Sachsen und im Königreich Bayern, und auch zu höheren Handelsschulen sind bereits hier und da brauchbare Ansätze vorhanden.[2])

Die Frage der kaufmännischen Hochschule dagegen ist, wenn man von älteren Einrichtungen vorübergehender Charakters absieht, für Deutschland etwas durchaus Neues. Seitdem die Entwicklung der Technik die Merkantilabteilungen, welche an einzelnen

[1]) Centralstelle: Handels-Kammer Braunschweig (Regierungsrat Syndikus Dr. Stegemann).

[2]) Vergl. dazu die Lehrpläne von Adler-Leipzig und Wernicke-Braunschweig in den Mitteilungen des Verbandes, Nr. 2, von Kostegarn-Frankfurt a. M. ebenda Nr. 3 und die entsprechenden Verhandlungen auf dem Leipziger Kongresse.

Polytechniken (z. B. in Braunschweig) bestanden, erdrückt hat, ist zwar gelegentlich [1]) auf die Notwendigkeit hochschulartiger Einrichtungen für den Kaufmannsstand hingewiesen worden, aber erst die jüngste Bewegung im Rheinlande (1894) lenkte die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf diese Frage. Wenn nun auch die geplante Handels-Akademie für das Rheinland in der zunächst gewünschten Form (aus provinziellen Mitteln) nicht zu stande kam, vornehmlich wegen des Widerstandes des Freiherrn v. Stumm, so hatte doch gerade dieser durch seinen Hinweis auf die technische Hochschule zu Aachen für weitere Bestrebungen einen wichtigen Fingerzeig gegeben. Andererseits waren aus der Kaufmannschaft Deutschlands gewichtige Stimmen gegen die Einrichtung von kaufmännischen Hochschulen laut geworden.

Aus dieser Sachlage ergab sich die Notwendigkeit, die Frage der Hochschule mit besonderer Sorgfalt für den Leipziger Kongreſs vorzubereiten. Herr Dr. Ehrenberg, Syndikus des Kommerz-Kollegiums in Altona (jetzt Professor an der Universität Göttingen) zog auf Grund eines Fragebogens im Auftrage und mit Unterstützung des Verbandes über 300 Gutachten ein, um auf dieser Grundlage eine eigene Denkschrift zu entwerfen.

Von diesen äuſserst lehrreichen Gutachten, welche von einzelnen Kaufleuten, Industriellen u. s. w. und auch von kaufmännischen Vereinen, Handelskammer u. s. w. abgegeben worden sind, sprechen sich etwa fünf Sechstel unbedingt für die Notwendigkeit hochschulartiger Einrichtungen im Gebiete des kaufmännischen Unterrichtswesens aus. In zwei vorbereitenden Sitzungen zu Braunschweig (Ehrenberg-Altona, Schmidt-Braunschweig, Sombart-Magdeburg, Stegemann-Braunschweig, Wernicke-Braunschweig) wurde die ganze Aktion für den Leipziger Kongreſs eingehend beraten.

Herr Ehrenberg übernahm den Bericht, Herr Sombart den Gegenbericht — auſserdem sollte ich im besonderen die Organisation-Frage behandeln, doch glaubte ich, daſs ein derartiges Thema besser für spätere Kommissions-Sitzungen aufbewahrt bliebe, nach einer weiteren Klärung der ganzen Sachlage. Von besonderem Werte für die Verbreitung der Idee einer kaufmännischen Hochschule war der Umstand, daſs Herr Böhmert-Dresden noch vor dem Leipziger Kongresse unter dem Titel »Handelshochschulen« eine »Denkschrift zur Errichtung handelswissenschaftlicher Abteilungen an den technischen Hochschulen und Universitäten« erscheinen lieſs, welche in der Presse vielfach besprochen wurde. Die Anzeige dieses

[1]) Vor allem von Herrn Emminghaus-Gotha.

Werkchens in den »Mitteilungen des Verbandes, Nr. 3« gab mir Gelegenheit, die ganze Frage zu beleuchten und dabei besonders für den Gedanken einer selbständigen Handelshochschule einzutreten.

Infolge aller dieser Vorarbeiten war der Boden für die Verhandlungen in Leipzig so weit geebnet, dafs die Thesen der Herren Ehrenberg und Sombart nach einer geringen redaktionellen Änderung auf dem Kongresse einstimmig zur Annahme gelangten. Diese Thesen, welche das Ziel der ganzen Bewegung deutlich bezeichnen, lauten:

I. Leitsätze von Ehrenberg-Altona

1. Der neuzeitliche Grofskaufmann und Grofsindustrielle bedarf, neben dem nur durch Veranlagung und praktische Erfahrungen zu erwerbenden Können, auch einer hohen und vielseitigen Bildung, die er sich auf der Schule nicht in ausreichendem Mafse aneignen kann. Vielmehr ist er zu dem Zwecke auf selbständige Weiterbildung im späteren Leben angewiesen.

2. Um die hierfür nötige Urteils- und Aufnahmefähigkeit zu erlangen, bedarf der Kaufmann von durchschnittlicher Begabung in jungen Jahren einer höheren Vorbildung, als sie ihm jetzt meist zu teil wird. Sie darf aber den Kaufmann weder seinem Berufe entfremden, noch das praktische Können auf andere Weise beeinträchtigen.

3. Der deutsche Kaufmann, dessen Stärke schon jetzt zum grofsen Teil auf seiner Bildungsfähigkeit beruht, ist in erster Stelle darauf angewiesen, dieses Element seiner Stärke zu vervollkommen.

4. Der Staat, für den ein auf der Höhe der Zeit stehender Handelsstand ein unbedingtes Erfordernis ist, hat die Aufgabe, ihm die Erlangung höherer Bildung zu erleichtern.

5. Die ebenfalls im öffentlichen Interesse erforderliche Verbesserung des kaufmännischen Fortbildungs- und Mittelschulwesens bedarf einer gröfseren Zahl von praktisch und theoretisch vollkommen durchgebildeten Lehrkräften.

6. Die Beamten des Staates und der Gemeinden, deren Thätigkeit von Bedeutung für das wirtschaftliche Leben ist, bedürfen der Gelegenheit zur Erlangung der besonderen Kenntnisse, welche es ihnen erleichtern, einen Einblick in die wirtschaftliche Praxis zu gewinnen.

II. Leitsätze von Sombart-Magdeburg

1. Grofse Veränderungen im gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Getriebe eines Volkes oder einzelner Berufszweige desselben bedingen auch Veränderungen bezw. eine fortschreitende, jenen Wand-

lungen sich anpassende Entwicklung des allgemeinen Erziehungs- und Berufsbildungswesens.

2. Wissen und Können sind die besten Mittel zur Förderung des Ansehens und Wohlstandes einzelner Personen und durch diese wiederum des ganzen Standes, dem sie angehören.

3. In Deutschland genügt die gegenwärtig meist übliche kaufmännische Ausbildung, in Sonderheit für den Grofskaufmann und Grofsindustriellen, nicht mehr, und zwar weder hinsichtlich der direkten Erfordernisse seines Berufes, um den so erheblich gesteigerten Kampf ums Dasein auch fernerhin mit Aussicht auf guten Erfolg bestehen zu können, noch — im Hinblick auf die neuere soziale und wirtschaftliche Gesetzgebung — zur thatkräftigen und ehrenvollen Wahrung der politischen und materiellen Interessen seines Standes im In- und Auslande.

4. Das kaufmännische Bildungswesen in Deutschland mufs deshalb — wo nicht bereits geschehen — baldmöglichst den Anforderungen der Neuzeit entsprechend umgestaltet und so gehoben werden, dafs

a) der deutsche Kaufmann gegenüber anderen, auf dem Weltmarkte kämpfenden Völkern möglichst ein Übergewicht erhält, was bei seiner leichten Bildungsfähigkeit nicht schwer erscheint, und dafs

b) der deutsche Kaufmannsstand anderen im Staatsleben gleichwertigen Berufsarten hinsichtlich seiner Bildungsmittel und -Wege nicht mehr nachsteht.

5. Diese Forderungen bedingen neben anderem die Errichtung von Lehrstühlen für Handelswissenschaften an Hochschulen.

6. Als Lehrgegenstände können auf der Hochschule nur einzelne für den kaufmännischen Beruf nützliche Wissenschaften in Betracht kommen, nicht aber die Techniken des kaufmännischen Geschäftsbetriebes, welche auf Handelsschulen oder in der Praxis zu erlernen sind.

III. Gemeinsame Schlufsthese

Zur Erreichung dieser Ziele sind hochschulartige Einrichtungen nötig, deren Ausgestaltung in einzelnen zur Vermeidung erheblicher Hindernisse und Gefahren sorgfältiger Erwägungen bedarf. An diesen Erwägungen wird sich der deutsche Verband für das kaufmännische Unterrichtswesen durch eine besondere Kommission beteiligen.

Die Kommission, welche durch die Schlufsthese in Aussicht genommen wurde, hat unterdessen in zwei sehr ausgedehnten Sitzungen,

in Eisenach am 8. Oktober 1897 und in Hannover am 27. November 1897 ihre Arbeiten beendet.

Es war von besonderem Werte, dafs in diesen Sitzungen bereits auf zwei praktische Vorschläge zurückgegriffen werden konnte, welche unterdessen in Leipzig und in Aachen ausgearbeitet worden waren.

Von Leipzig aus war sogar eine ausführliche Denkschrift vorgelegt worden, wonach die dortige Handelskammer unter Anlehnung an die Universität und an die bereits bestehenden Handels-Lehr-Anstalten die Schöpfung einer selbständigen Handelshochschule beabsichtigt.

Neben dem Sekretair der dortigen Kammer, Herrn Dr. Gensel, war namentlich der neue Direktor der Handelslehr-Anstalten, Herr Prof. Dr. Raydt, in diesem Sinne energisch vorgegangen.

In Aachen beabsichtigte die Kammer, deren Syndikus Dr. Lehmann die Anregungen vom Jahre 1894 lebhaft aufgegriffen hatte, unter Anlehnung an die Technische Hochschule eine Handelshochschule zu schaffen.

In Eisenach wurde hauptsächlich folgende Frage behandelt: Welche Disciplinen sollen auf der Handelshochschule gelehrt werden, in welchem Umfange, in welcher Stufenfolge und mit welcher Methode?

Die Kommission einigte sich darüber, dafs abgesehen von den allgemein bildenden Gegenständen, in Vorlesungen und in Übungen behandelt werden müssen:

1. Wirtschafts-Geschichte,
2. Wirtschafts-Geographie,
3. Handelsbetriebslehre,
4. Theoretische und praktische National-Ökonomie,
5. Grundzüge der Staatswirtschaftslehre,
6. Statistik,
7. Allgemeine Rechtslehre und Einführung in die neuere wirtschaftliche Gesetzgebung,
8. Handels- und Wechsel-Recht und Konkurs-Ordnung,
9. Grundzüge des öffentlichen Rechtes (Völkerrecht, Staatsrecht, Verwaltungsrecht),
10. Allgemeine Technologie.

Aufserdem soll Gelegenheit geboten werden zur Erlernung der modernen Fremdsprachen und zur Übung in kaufmännischen Fertigkeiten (Buchführung etc.), sowie im Maschinenschreiben und in der Stenographie.

Für die Ausbildung von Lehrern an Handelsschulen sollen die nötigen Sonder-Einrichtungen getroffen werden. Die Vorlesungen

und Übungen sind gegebenen Falles durch Sammlungen etc. zu unterstützen.

Man beschlofs für die genauere Begrenzung der einzelnen Lehrgegenstände der Handelshochschule bis zur zweiten Sitzung der Kommission (in Hannover) fachmännische Ausarbeitungen zu veranlassen.

Diese übernahmen gemäfs der oben gegebenen Reihenfolge:

1. Ehrenberg-Altona bezw. Göttingen, 2. Ratzel-Leipzig, 3. Böhmert-Dresden, 4. Wuttke-Dresden und Lehmann-Aachen, 5. Emminghaus-Gotha, 6. Bücher-Leipzig, 7. Rosenthal-Jena, 8. Friedberg-Leipzig und Wach-Leipzig, 9. Loening-Halle, 10. Hartig-Dresden und Wernicke-Braunschweig.

Aufserdem bearbeitete Raydt-Leipzig die Gruppe der Übungen, welche nicht unmittelbar an entsprechende Vorlesungen angeschlossen werden, d. h. die Übungen in den Fremdsprachen etc. und endlich Schultze-Dresden die Pädagogik für die Ausbildung der Handelslehre. Die Versammlung war sich darüber klar, dafs die drei ersten Fächer des Vorlesungs-Verzeichnisses, nämlich: »Wirtschafts-Geschichte, Wirtschafts-Geographie und Handelbetriebslehre« der Hauptsache nach erst geschaffen werden müssen — ihrer Entwicklung wird in Zukunft ein eigenes Organ dienen.

Aufserdem wurde in Eisenach über den Stand der Hochschulfrage in den einzelnen Städten Bericht erstattet. Demnach verfolgt man u. a. in Bonn, Dresden, Hannover, Frankfurt a./M., Karlsruhe und Magdeburg die Frage aufs eifrigste, doch sind an diesen Orten für die nächste Zeit lediglich Vorlesungen für den Kaufmannsstand, wie sie auch die Handelskammer zu Braunschweig seit Jahren unterhält, in Aussicht genommen.

Wirkliche Hochschulpläne bestehen nur in Leipzig und in Aachen.

Endlich wurde in Eisenach die Organisationsfrage der kaufmännischen Hochschule in freiem gegenseitigen Austausch der Meinungen erörtert und zwar namentlich im Anschlufs an die Referate, die Herr Prof. Dr. Raydt in Bezug auf den Leipziger und Herr Dr Lehmann in Bezug auf den Aachener Plan abgaben.

(Schlufs folgt)



B Mitteilungen

1. Bericht über die sechste Herbstversammlung des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik (Bezirk Magdeburg-Anhalt)

Von **P. Niehus**-Magdeburg.

Kollege Goldschmidt eröffnet die Versammlung und begrüfst die zahlreich erschienenen Gäste, darunter die Herren Regierungs- und Schulräte Dr. Waetzold und Schumann sowie eine Reihe von Damen aus dem hiesigen Lehrerinnenverein. Zur Debatte stand eine Abhandlung des Kollegen Hollkamm-Glindenberg über das Thema: »Die Streitfragen des Schreibleseunterrichts vom Standpunkte der Herbartschen Psychologie aus betrachtet.« Die Abhandlung ist in den »Deutschen Blättern für erziehenden Unterricht«, und in Heft 99 des Pädagogischen Magazins von Fr. Mann abgedruckt, worauf hiermit ausdrücklich verwiesen wird. Die Debatte begann mit einer grundsätzlichen Auseinandersetzung über die der Arbeit zugrunde liegende Psychologie Herbarts. Man wies darauf hin, dafs die neueren Arbeiten von Wundt und Fechner gezeigt hätten, wie die Psyche des Kindes auf einem unentwickelten Gehirn beruhe und schlofs daraus, dafs die seelische Arbeit des Kindes von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet werden müsse. Herbarts Psychologie gründe sich auf Beobachtungen an Erwachsenen und könne bei Beurteilung der vorliegenden Streitfragen nicht in der vom Verfasser beliebten Weise zur Anwendung kommen. Demgegenüber wurde jedoch ausgeführt, dafs die Arbeiten von Wundt und Fechner nicht im Gegensatz zu Herbart ausgeführt seien und im übrigen die Hauptgesetze Herbarts: die Reproduktionsgesetze, die Gesetze von der Verbindung und Verschmelzung der Vorstellungen, und von der Verbindung des Physischen mit dem psychischen im allgemeinen bestätigt hätten. Der Unterschied zwischen beiden liege namentlich darin, dafs Wundt jede Metaphysik ablehne und nur rein experimentell vorgehen wolle. Aufserdem habe Herbart die physiologische Seite der seelischen Vorgänge nicht aufser Acht gelassen und in seinen Briefen über Anwendung der Psychologie auf die Pädagogik die physiologische Seite ganz besonders berücksichtigt. — Auch auf die Arbeiten von Preyer und anderen, welche sich das Studium der Kindheit zur Aufgabe gestellt haben, wurde hingewiesen. Darauf

ging man zur Debatte über die Arbeit selbst über. Letzterer liegt folgende Disposition zugrunde:

Einleitung: Die vielen Fibeln und Anweisungen für den Schreibleseunterricht beweisen das Vorhandensein vieler Streitfragen. Dieselben können nicht durch »neue Methoden« von stark subjektivem Wert sondern nur mit Zuhilfenahme der Psychologie gefördert und gelöst werden.

I. Theoretischer Teil.
  A. Definition des Schreiblesens.
  B. Vorgänge des Schreiblesens in der Erfahrung, psychologische Gliederung der einzelnen Vorgänge.
  C. Die grundlegenden psychologischen Gesetze für das Schreiblesen: Das Apperzeptionsgesetz, das Associationsgesetz, die Reproduktionsgesetze und die Giltigkeit letzterer für die Vorgänge im Nervensystem.

II. Praktischer Teil.
  A. Stellung des Schreiblesens im Lehrplan.
  B. Methode des Schreiblesens.
  C. Stufengang des Schreiblesens.

Ich habe nun nicht die Absicht, hier einen ausführlichen Bericht über den Verlauf der Debatte von Punkt zu Punkt zu geben, sondern will nur die interessantesten Momente herausheben. Zunächst aus der Debatte über den theoretischen Teil der Arbeit.

Der Verfasser führt in sehr interessanter Weise auf Seite 4—5 die seelischen und körperlichen Vorgänge beim Lesen auf. Man staunt über die Vielgliedrigkeit dieser Arbeit unserer Abc-Schüler. Dabei kommt der Verfasser auch auf das **Raten** der Schüler beim Lesen: »Der Schüler will vermittelst der Vorstellung, deren Auftreten ihm aus dem Zusammenhang wahrscheinlich erscheint, ohne gründliche Betrachtung der Buchstaben sogleich das zu sprechende Wort ermitteln, was natürlich häufig genug mifslingt.« In der Debatte unterschied man genauer das Raten inmitten und am Anfang eines Satzes. Der Schüler hat eine Reihe von Worten gelesen und damit eine Gedankenreihe, die in der Regel die Form einer psychologischen Reihe haben wird, verknüpft. Plötzlich stockt er! Das zuletzt gelesene Wort kann nun zwei Reihen, einer älteren und der vorliegenden angehören. Da die letztere plötzlich gehemmt wurde, so folgt er der älteren, die Glieder der Reihe kommen zur Reproduktion und »der Schüler ratet«. Einfacher liegt der Fall beim Raten am Anfang des Satzes. Hier wird keine Reihe in der Evolution gehemmt; vielmehr wird durch einzelne, dem Schüler gerade in die Augen fallende Merkmale des Gedruckten von vornherein eine falsche Reihe gehoben und zum Ablauf gebracht. Die Schwierigkeit, einzelne, genügend bekannte Laute zu einem Wort zusammen zu ziehen, wurden besonders betont; man machte darauf aufmerksam, dafs nach den Forschungen der neueren Phonetik die Laute in der Isoliertheit andere seien als in der Synthese. —

Zu Punkt I C. — die zur Anwendung kommenden psychologischen Gesetze — macht man Ausstellung wegen der Heranziehung des Apperzeptionsgesetzes. Nach der Meinung einiger Redner könne von einer Apperzeption beim Lesen und Schreiben nicht die Rede sein, während Lange in seiner berühmten Monographie über die Apperzeption sogar von einer dreifachen Apperzeption hierbei spricht. Demgegenüber weist man darauf hin, dafs Lange in den verschiedenen Auflagen nicht immer den Apperzeptionsbegriff gleich fasse. Während er in den ersten vier Auflagen den weiteren Begriff der Apperzeption nach Volkmann bringt und die Umformung

der apperzipierten Vorstellung durch die apperzipierende als wesentliches Moment hinstellt, schliefst er sich in den späteren Auflagen mehr dem engeren Apperzeptionsbegriff von Herbart und Strümpell an, nach welchem die Apperzeption nur ein Teil der Perzeption ist und nur die Aufgabe hat, der Seele den durch die Perzeption gewonnenen Eindruck einzuprägen. In letzterer Fassung gedacht, kann man von einer Apperzeption beim Schreiblesen reden, namentlich wenn man wie der Verfasser an das spätere Schreiblesen denkt. — Im Anschlufs an das Reproduktionsgesetz entwickelt sich eine interessante Debatte über die Frage: »Ist die Verbindung des Schreibens und Lesens zu einem Gruppenunterricht psychologisch notwendig oder nicht? Der Verfasser glaubt die herkömmliche, durch amtliche Vorschriften gestützte Weise durch das Gesetz der Gleichzeitigkeit gerechtfertigt. Man wies auf die Bedenken hin, welche Waitz gegen eine Verbindung des Schreibens und Lesens vorbringt; man räumt ein, dafs aus psychophysischen Gründen eher eine Trennung als eine Verbindung beider folge; man giebt auch zu, dafs es weit besser sei, den Schüler erst eine Zeit lang nur lesen zu lassen und die Hand durch zeichnerische Übungen allmählich zu kräftigen und zu bilden: dennoch glaubt man beide — Lesen und Schreiben — von früh auf, wie jetzt üblich, verbinden zu müssen, weil das Schreiben die Voraussetzung für den Betrieb der übrigen Fächer sei. Aber man ist darin einig, dafs mit psychologischen Gründen keine Verbindung beider Fächer zu stützen sei, dafs es sich nur aus praktischen Gründen empfehle, die Kinder sobald als möglich in den Besitz dieser beiden Kulturmittel zu setzen.

II. Praktischer Teil

A. Stellung des Schreibleseunterrichts im Lehrplan. Der Verfasser giebt eine Übersicht über die verschiedenen Ansichten. Die eine Richtung giebt dem Schreibleseunterricht eine centrale, herrschende Stellung aus praktischen Gründen (die älteren Normalwortmethodiker) die anderen eine dienende aus erziehziehlichen Gründen (Rein, Pickel und Scheller). Letzterer Ansicht sind der Verfasser und die Versammlung. Eine Verbindung des Schreiblesens mit dem Sachunterricht hielt man erst, nachdem einige Lesefertigkeit gewonnen sei, für erspriefslich. Religiöse Stoffe seien nicht als Unterlage für Leseübungen zu benutzen.

B. Die Methode des Schreiblesens: Hier entstand eine lebhafte Debatte über die Behauptung des Verfassers, bei der Normalwortmethode werde das am Normalwort haftende Interesse auf das Lesen und Schreiben übertragen. Im psychologischen Sinne könne man von einer Übertragung des Interesses nicht reden, vielmehr sei das beim Lesen und Schreiben sich zeigende ein rein technisches Interesse, erzeugt durch die Leichtigkeit des Vorstellungsablaufes, die Lust an dem Verbinden und dem Bedürfnis nach neuer Bethätigung. Doch der Verfasser blieb bei seiner Behauptung und führte aus, wenn Sachvorstellung, Laut- und Buchstabenreihen eine feste Verschmelzung bildeten, so müfste das an der Sachvorstellung haftende Interesse notwendig sich auf die übrigen Teile der Verschmelzung übertragen. — Die Normalwortmethode schätzt der Verfasser besonders hoch, doch giebt er zu, dafs nach der reinen Schreiblesemethode, wenn namentlich das »Kopflautieren« tüchtig getrieben würde sich tüchtige Erfolge erreichen liefsen. Man gab auch zu, dafs zu Normalwörtern auch Empfindungswörter, Tierstimmen verwendet werden könnten und stellte hierbei fest, dafs heute von einer streng durchgeführten Normalwortmethode so wenig wie von einer strengen Schreiblesemethode geredet werden könne, man habe sich in der Praxis im allgemeinen auf eine »modifizierte Normalwortmethode geeinigt und wie so oft in der »goldenen Mittelstrafse« das Richtige gefunden.

C. Der Stufengang. Hier wird die Frage erläutert, welches Prinzip den Stufengang in erster Linie regeln solle: das phonetische Prinzip, die Rücksicht auf die Schwierigkeiten des Lesens oder endlich auf die des Schreibens. Es ergiebt sich dafs die Fibelverfasser das Schwergewicht bald mehr auf die eine, bald auf die andere Seite legen und man ist einig darin, dafs es eine Idealfibel nicht geben könne, welche alle drei Gesichtspunkte in gleicher Weise berücksichtige, weil die Prinzipien sich zuweilen entgegenarbeiteten. Auch hier wurde wieder betont, dafs es in jeder Hinsicht besser wäre, wenn das Schreiben dem Lesen ein Viertel- oder ein halbes Jahr später erst folge und festgestellt, dafs man mit einer Verbindung von vornherein nur der Not gehorche. — Namentlich die Klagen über die schlechte Schrift der Schüler würden sich verringern, wenn die kleine Hand nicht so früh mit dem Schreiben behelligt würde sondern erst an zeichnerischen Darstellungen sich üben und kräftigen könne. Durch das Lesen der Schreibschrift hätte das Auge sich an schöne Formen gewöhnt und die im Gebrauche des Stiftes bereits etwas geübte Hand würde dem Auge besser folgen als jetzt. — Ob man Hauptwörter zu Anfang klein schreiben dürfe, dieser Frage legte man wenig Wert bei. Es sei ohnhin zu bedauern, dafs unsere Kleinen acht Alphabete lesen und vier schreiben lernen müfsten, und aufser den Dänen und uns schrieben kein Kulturvolk Europas mehr die Hauptwörter grofs. Unsere Kinder würden durch die wenigen Hauptwörter, die anfangs klein geschrieben wurden, kaum beirrt werden und würden bald durch einfache grammatische Überlegung zur Grofsschreibung der Hauptwörter kommen. — Gleichzeitig Druck- und Schreibschrift einzuführen hielt man mit dem Verfasser für bedenklich. — Gegen die Anwendung von Bildern in dem Text der Fibeln wurden manche ästhetische und praktische Bedenken laut. Im allgemeinen herrschte bei Behandlung dieser praktischen Fragen eine versöhnliche Stimmung. Man gab zu, dafs bei Befolgung der allgemeinen psychologischen Forderungen und praktischen Regeln sich nach jeder Methode und Fibel etwas erreichen lasse. Schlechte Fibeln gebe es zur Zeit nicht mehr und würden auch nicht mehr geschrieben. Beim Schreibleseunterricht komme es in erster Linie darauf an, die Kinder so früh wie möglich in den Besitz dieser beiden Kulturmittel — Lesen und Schreiben — zu setzen, um sie zur Teilnahme an dem übrigen Unterricht zu befähigen. — An der Debatte beteiligten sich besonders die Herren Schulräte Schumann und Waetzold, Rektoren Dr. Felsch und Gille, und die Kollegen Libau, Pickert, Stumvoll, Wetterling, Dettmer, Rust und Schlegel. — Mit herzlichen Dankesworten schliefst Kollege Goldschmidt die Versammlung.

Im nächsten Jahr wird eine Arbeit über den Rechenunterricht besprochen werden.

---

2. Lehrer-Vereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung, Hamburg

Zur Reform des Zeichen-Unterrichts. I. Heft. Hamburg, Kommissionsverlag von Boysen & Maasch 1897

Wir sind nicht unterrichtet über die Pläne, die der obengenannte Verein zur Erreichung seines schönen Ziels aufgestellt hat. Namentlich auch nicht, wem die Bestrebungen zur Förderung künstlerischer Bildung in erster Reihe gelten sollen. Ob sie, ganz allgemeiner Natur, allen Ständen, oder ob sie mehr dem Volk im engeren Sinne, gewidmet sein sollen.

Wir nehmen gern an, dafs der Schwerpunkt wohl mehr nach der Seite des letzteren liegen wird und freuen uns umsomehr darüber, als diese Vereinsbestrebungen mit einer ganzen Reihe von Kundgebungen zusammentreffen, die in letzter Zeit ganz nach derselben Richtung laut geworden sind.

Wenn erst an verschiedenen Stellen die Funken aufleuchten, wird sich bald von einem »Grofsfeuer« berichten lassen.

Das 1. Heftchen nun, womit der Verein seine Thätigkeit einleitet, ist einer Reform des Zeichenunterrichts gewidmet. Es ist auch hier keine besondere Gattung von Schulen, etwa die Volksschulen oder die Gymnasien betont, sondern es soll wohl nur im allgemeinen der Grundsatz aufgestellt sein, auf welchem jeder Zeichenunterricht sich aufzubauen habe.

Wenn heutzutage eine Reform des Zeichenunterrichts geplant wird, so dreht es sich fast immer um den einen Punkt: die vermehrte Hereinziehung der Natur in den Zeichenunterricht.

Damit wird ja nun eigentlich zwar nichts Neues verlangt. Denn es hat wohl zu jeder Zeit denkende Zeichenlehrer gegeben, die das Zeichnen nach Natur als das allein anzustrebende Ziel alles Zeichenunterrichtes betrachtet und zu erreichen gesucht haben.

Auch dem versteinertsten Anhänger der Kopiermethode war das blofse Nachzeichnen nicht Selbstzweck. Er betrachtete das Naturstudium nicht etwa geringschätzig. Es stand ihm im Gegenteil so hoch und heilig, es erschien ihm so bedeutsam und so schwer, dafs er zauderte, dieses hochernste Studium zu früh vor die noch ungeübten Augen der kleinen Anfänger zu bringen. Er wagte nicht ihren noch ungeschickten Händen die Nachbildung ihrer Feinheiten zuzumuten.

Er und seine Gesinnungsgenossen hielten für notwendig, das Medium des geübten Künstlerauges dazwischen zu schieben. Durch die Hand des Künstlers den Weg zeigen zu lassen, auf dem der junge Mensch mit einiger Sicherheit einer charakteristischen Darstellung der Natur nahe zu kommen vermochte.

Dafs dadurch vielfach verständnisloser Mechanismus grofsgezogen wurde und sehr viele Schüler sich mehr von der Natur entfernten und hilflos in den Maschen einer gewissen rein äufserlichen Manier hängen blieben, ist keine Frage.

Es wurde sodann das Zeichnen nach Einzelvorlagen von der Anfangs- und Mittelstufe verbannt und auf der unteren Stufe die Klassenvorlage, die Wandtafel, auf der Mittelstufe das Körperzeichnen als Beginn des Naturzeichnens eingeführt. Auf der höheren Stufe blieb wie bisher das Zeichnen nach Gypsabgüssen und nach Natur. Da und dort kam hier auch wieder die Vorlage in Gestalt von Werken tüchtiger Meister zur Anwendung. Teils um durch sie an Künstlerhand direkt in die Kunst eingeführt zu werden, teils auch um sich der Aussprachsweise von Künstlern bedienen zu lernen.

So war es früher und so ist es zum gröfsten Teil noch heute. Und es hiefse wahrhaftig sehr unrechter und absichtlich blinder Weise das Kind mit dem Bade ausschütten, wollte man kurzweg behaupten, es sei auf diesem Wege nie etwas Rechtes erreicht worden oder die Kinder wären dabei nie warm geworden.

Aber das Bessere ist des Guten Feind. Wir wollen wahrlich nicht bestreiten, dafs es ein Besseres geben und das Bessere das vermehrte Naturzeichnen sein kann. Es mufs nur erst bewiesen werden. Aber freilich nicht blofs auf dem Papier durch noch so feine und geistreiche Auseinandersetzungen. Und auch nicht durch kleine Experimente mit einigen Privatschülern oder in Klassen mit wenig Schülern. Nein! in Klassen von 50—60 und mehr Schülern, Ellbogen an Ellbogen gedrängt an-

schmalen Tafeln sitzend, zwischen die der Lehrer nicht hinein kann, und bei dem zweifelhaften Licht gar vieler Klassenzimmer und bei 2 Stunden wöchentlichem Unterricht.

Wir wissen ja Alle, dafs die kleinen Kinder, darunter verstehen wir 5—7 jährige, viel lieber Soldaten, Tiere, Bäume auf ihre Tafeln malen als Dreiecke und Vierecke. Aber schon in einem etwas vorgerückteren Alter mögen sie, wie ja der Herr Verfasser auch beobachtet hat, das nicht mehr, weil sie recht wohl die Unzulänglichkeit ihrer Kunst fühlen. Jede Arbeit, ob der Kleinen oder der Grofsen, mufs doch die Genugthuung einigen Gelingens in sich schliefsen, wenn sie Freude machen soll.

Wir haben in unseren Schulen bei den Versuchen, die wir schon seit manchem Jahr nach dieser Richtung angestellt haben, immer die Erfahrung gemacht, dafs die Begabteren unmutig den Stift bei Seite werfen, wenn sie trotz heifsem Bemühen so wenig Ähnlichkeit mit dem vor ihnen stehenden Naturobjekt herauszubringen imstande waren, während die Nichtveranlagten ihre traurigen Machwerke mit grofser Befriedigung vorzeigten.

Man wird uns einwerfen: »Die betreffenden Knaben waren nicht darauf geschult oder die Aufgaben zu schwer.« Zugegeben. Aber das ist ja eben immer und immer wieder der kitzliche und noch ungelöste Punkt.

Was für Gegenstände aus der Natur sollen denn die Kinder von 9—11 Jahren, also bei Beginn des Zeichenunterrichtes in den Schulen, zeichnen?

Der vorgeschlagene Kindergarten-Zeitvertreib des Stäbchenlegens und Abzeichnens kann man doch Knaben in dem Alter nicht mehr bieten. Und dieses Stäbchenzeichnen sowohl als die geprefsten und getrockneten Blätter und Zweige der etwas höheren Stufe scheinen uns so wenig das, was man unter »anregender Natur« doch wohl versteht, dafs wir einen bedeutsamen Unterschied mit dem, was wir jetzt haben, kaum finden können. Wenigstens keinen Unterschied, der den Umsturz des bisherigen lohnt.

Dort ist's schon Fläche, hier bemüht man sich mit allen Kräften die Gegenstände der Flächenwirkung möglichst nahe zu bringen, was bei Zweigen z. B. obenein recht schwer und auch nur auf Kosten der Natur möglich ist.

Man hätte doch wohl die Erfahrung machen müssen, dafs Gegenstände mit verschiedenen Ausdehnungen zu schwer für Kinder sind. Auch ist die Auswahl der einigermafsen geeigneten Objekte als z. B. Schiefertafel, Fenster, zu klein.

Es wird eben einer erfinderischen und in Erfahrung gesättigten Kraft, die zugleich Künstler, Pädagog, und intimer Kenner der Kindesnatur ist, vorbehalten bleiben, ein Richtiges zu finden. Oder es mufs der natürlichen Fortentwicklung überlassen bleiben müssen, wie sie die Zeit, wenn auch langsam, so doch gesund und den gegebenen Verhältnissen entwachsen, mit sich bringt.

Auf alle Fälle sind die Bestrebungen obigen Vereins, die die Pflege der künstlerischen Bildung sich zur Aufgabe gestellt haben, nur als willkommen zu begrüfsen.

Wir sehen mit grofsem Interesse den weiteren Lebenszeichen des Vereins entgegen.

München R. Bauer

3. Über die Förderung des kunstgewerblichen Unterrichts in Elberfeld

Seit einigen Jahren tritt bei der hiesigen Bürgerschaft ein lebhafteres Interesse für Kunstbestrebungen und für Hebung des einheimischen Kunsthandwerkes besonders hervor. Die Behörden und Vertreter der Stadt und hervorragende Persönlichkeiten aus den verschiedensten Gewerben sind eifrig bemüht, mit gutem Rate und den nötigen Geldmitteln alle Versuche zu unterstützen, die die Bildung und Pflege des schönen Geschmacks bezielen. Lange genug hat das allerdings gedauert bei dem Reichtum, über welchen die Grofsindustriellen und Grofskaufleute des Wupperthales verfügen; sie wären im stande gewesen, solche Bestrebungen schon längst ins Leben zu rufen. Jetzt, wo in allen Zweigen der deutschen Produktion eine ästhetische Vervollkommnung und Verfeinerung der Fabrikate wahrzunehmen ist, weshalb auch die Handelsbeziehungen auf den ausländischen Märkten sich immer günstiger ausbilden, da ist es unausbleiblich, dafs allerorten in Deutschland sich die alten Bestrebungen endlich Bahn brechen, durch vermehrte Förderung des kunstgewerblichen Unterrichts die Produkte der nationalen Arbeit noch schöner und wertvoller zu gestalten.

Lange Zeit war es allein der „Bergische Verein für Gemeinwohl“, der in den Kreis seiner vielumfassenden Wirksamkeit auch die Pflege des Kunstsinnes einbezog. Durch Einrichtung und Ausstattung einer Schülerwerkstatt für Knabenhandarbeit setzte er zwei städtische Volksschullehrer, die Herren E. Sprungmann und Fr. Lehmhaus, in den Stand, an mehreren Wochentagen des Winterhalbjahres eine Schar munterer Knaben um sich zu versammeln und sie in die verschiedenen Zweige des Handfertigkeitsunterrichts einzuführen. Das war vor etwa fünf Jahren. Die guten Erfolge der Elberfelder Schülerwerkstatt veranlasten den Verein für Gemeinwohl, auch in andern Städten des Bergischen Landes eine solche Einrichtung zu treffen. Zu diesem Zwecke wurde den Lehrern des diesseitigen Bezirkes Gelegenheit geboten, in einem zu Elberfeld stattfindenden Lehrkursus vom Anfang November bis Ende April sich mit den Arbeiten des Knabenhandfertigkeitsunterrichts vertraut zu machen. Bisher fanden drei solcher Lehrkurse statt. Der Herr Regierungspräsident zu Düsseldorf unterstützte die Sache dadurch, dafs er durch die Herren Kreisschulinspektoren bekannt machen liefs, er sei gerne bereit, für solche Lehrer, deren eigene Mittel die Teilnahme an dem Unterrichtskursus nicht gestatten, höheren Ortes eine Beihilfe zu beantragen, sofern eine gewisse Aussicht vorhanden sei, dafs die betreffenden Lehrer später Gelegenheit haben würden, ihre Kenntnisse durch Einführung des Handfertigkeitsunterrichts in ihrem Wirkungskreise zu verwerten. Die Eisenbahnverwaltung gestattete den Kursusteilnehmern sogar die Hin- und Herfahrt auf Schülerfahrkarten. Die Teilnahme an den Kursen war eine lebhafte und beständige. Die Folge davon ist ein Aufblühen der Werkstattarbeiten für Knaben in Stadt und Land, und die Eltern interessieren sich für die Sache, wie man das vordem nicht für möglich gehalten hätte.

Einen weiteren und energischeren Schritt zur Förderung des Kunstsinnes und der Kunstpflege in der Bürgerschaft bedeutete dann die Gründung der Handwerker- und Kunstgewerbeschule, welche hier am Anfang Oktober 1897 eröffnet wurde. Wie sehr diese Anstalt einem Bedürfnis entsprach, geht daraus hervor, dafs die Schule in den acht Wochen ihres Bestehens schon von 486 Schülern

besucht wird. Diese Anstalt hat die Aufgabe, im Abend- und Sonntagsunterricht den Handwerkslehrlingen und Gehülfen die nötigen Kenntnisse und zeichnerischen Fertigkeiten zu vermitteln, die sie befähigen sollen, dereinst tüchtige, berufsfreudige Meister zu werden, die mit Verständnis die an sie herantretenden Aufgaben selbständig erfüllen können. In der Tagesschule sollen die jungen Leute über das Handwerksmäfsige hinausgehoben und derart ausgebildet werden, dafs ihre Arbeiten allmählich künstlerisches Gepräge erhalten. Dieser Unterricht wird zunächst nur für Maler, Modelleure und Zeichner erteilt. Und endlich soll die Anstalt jungen Kaufleuten Gelegenheit geben, sich Fabrikationskenntnisse durch planmäfsigen Unterricht im Patronieren und Weben zu erwerben. Dreierlei Aufgaben hat mithin diese Schule zu erfüllen: sie soll dem Handwerker, dem Kunstgewerbetreibenden und dem Kaufmann nützen.

Nun zeigt sich auch hier wieder eine interessante Bestätigung des Dörpfeldschen Gedankens, dafs nämlich weder eine Erziehungschule noch auch eine Berufs- und Fachschule zur vollen Entfaltung ihrer Wirksamkeit einen Kreis von Interessenten entbehren kann, der an dem inneren Leben und Geist der Schule innigen Anteil nimmt. Eine Reihe angesehener Mitbürger, die für die Errichtung der neuen Kunstgewerbeschule thätig gewesen, erkannte die Notwendigkeit, dafs die Bestrebungen zur Hebung des Kunstgewerbes auch aufserhalb der Schule Unterstützung finden müfsten. Hierüber fand dann in einer durch Zirkular einberufenen Versammlung im „Deutschen Kaiser“ unter dem Vorsitze des Herrn Regierungs-Baumeisters Hermanns ein Austausch der Ansichten und Meinungen statt. Das war am 10. Dezember v. J. An der Besprechung beteiligten sich das Kuratorium und die Lehrer der neuen Schule und Vertreter der Industrie und des Gewerbes. Als Grundlage der Verhandlungen diente der Vortrag, den der Direktor der Handwerker- und Kunstgewerbeschule, Herr Meyer, zur Sache hielt. Wir lassen ihn hier dem Hauptinhalte nach folgen.

Früher lebten Lehrling, Geselle und Meister, so führte Herr Meyer aus, unter einem Dache in patriarchalischen Verhältnissen. Innung und Zunft hielten Zucht und genau geregelte Lehrlingszeit, deren Erfolg durch Prüfungen dargethan werden mufste. Heute, wo auf allen Gebieten menschlichen Schaffens ungeahnte Umwälzungen sich vollzogen, die Handel und Gewerbe völlig umgestaltet haben, wo durch die Maschinen die Handfertigkeit vielfach verdrängt ist, wo durch den fabrikmäfsigen Betrieb viele Handwerker zu Spezialisten wurden, da ist auch jenes Verhältnis zerstört worden, und dem Lehrling ist es mit wenigen Ausnahmen zur Unmöglichkeit geworden, in der Lehre alles das zu lernen, was zu seiner eigentlichen Ausbildung gehört.

Um diesem Übelstande abzuhelfen gründete man Handwerker- und Kunstgewerbeschulen. Es ist noch gar nicht so lange her, dafs der Name Kunstgewerbe ein vertrauter geworden ist und dafs allmählich die Überzeugung durchdringt, dafs vom Staate, von den Städten und von der Privatthätigkeit vielmehr als bisher für Kunst und Kunstgewerbe gethan werden müsse. Bedeutet doch die Entwickelung der Gewerbe zugleich eine Vermehrung des Nationalwohlstandes. Es giebt zwar noch immer Leute, die da meinen, dafs die Kunst und das Kunstgewerbe nur eine Liebhaberei für die mit Glücksgütern Gesegneten sei, dafs an sich die Sache ja ganz hübsch sei, dafs aber zu staatlicher oder städtischer Unterstützung gar kein Grund vorliege. Sie vergessen ganz, dafs die Kunst von allen Thätigkeiten des Menschen diejenige ist, die mit verhältnismäfsig geringem Stoff die verhältnismäfsig höchsten

Werte erzielt. Ein Ölgemälde eines bedeutenden Künstlers, zu dem vielleicht wenige Mark an Leinwand und Farbe verwendet worden sind und zu dessen Herstellung nur kurze Zeit erforderlich war, kann unter Umständen einen Wert von Tausenden haben.[1])

Es liegt doch auf der Hand, dafs ein Volk, das seine künstlerischen Kräfte erfolgreich entwickelt, in ökonomischer Beziehung ungeheuere Vorteile gewinnen mufs. Als klassiches Beispiel kann uns Frankreich, insbesondere Paris dienen. Ungezählte Millionen wandern alljährlich dahin, weil dort seit zwei Jahrhunderten der Mittelpunkt für Kunst und Kunstgewerbe ist. Das lehrt uns auch München, wo in dem kunstsinnigen König Ludwig der Kunst ein hoher Gönner entstand. Das lehrt uns das kleine Baden, das dem grofsen Preufsen bereits den Rang abgelaufen hat, denn Karlsruhe, Pforzheim und Hanau haben in kunstgewerblicher Beziehung bereits einen grofsen Ruf erlangt. Paris ist aber immer noch der erste Platz, der den Ton angiebt, der die Mode macht. Sie, meine Herren Fabrikanten, sind in Folge der jetzigen Verhältnisse gezwungen, diesem launenhaften Wesen Mode, das aus Paris zu uns herüberflattert, grofse Summen zu opfern. Soll das, mufs das immer so bleiben? Können wir unserm Nachbar denn nicht gleichkommen? Können wir ihm nicht den Rang ablaufen? Wir können es, wenn wir es wollen; wir müssen es wollen.

Erinnern wir uns jenes Wortes, das bei Gelegenheit der ersten Chikagoer Weltausstellung über das deutsche Kunstgewerbe ausgesprochen wurde: Billig und schlecht! Wir wissen, dafs wir die Scharte ausgewetzt haben, dafs andere Nationen sogar schon versuchen, sich gegen die deutsche Konkurrenz zu schützen. Wir wissen, dafs das »Made in Germany«, dieser Bannstrahl für unsere Erzeugnisse, für diese zum besten Empfehlungsbrief geworden ist. Das kann uns einerseits mit Stolz erfüllen und mufs uns andererseits antreiben zum Fortschritt auf der betretenen Bahn, denn Stillstand ist Rückgang und zwar ein um so gröfserer Rückgang, je schneller andere vorwärts gehen. Wir müssen vorwärts, die Kräfte dafür sind in unserem Volke vorhanden, sie schlummern nur. Wir leben nicht vom Brot allein, wir können jeden Tag sehen, dafs in unserem Volke Schönheitssinn vorhanden ist, wenn auch noch kein ausgebildeter Geschmack. Lumpen halten z. B. auch warm und erfüllen ihren Zweck und doch will niemand in Lumpen gehen. Wir können überall beobachten, dafs jedermann bemüht ist, sich das Dasein schön zu gestalten, selbst in der ärmsten Wohnung finden wir etwas, das über das Notwendigste hinausgeht, sei es auch nur ein schlechtes Bild. Es giebt so manchen, der gern kaufen möchte, was gut und schön ist, es mufs nur jemand da sein, der ihm beisteht. Meist mufs er sich auf den Händler verlassen, der oft Minderwertiges anpreist, weil er es selbst nicht besser versteht. Wir haben den sicheren Geschmack am Schönen verloren, den müssen wir wiedergewinnen. Der Sinn für das wahrhaft Schöne mufs im Volke wieder erweckt werden. Wir müssen wieder lernen, was unsere Altvordern empfanden, nämlich dafs alles harmonisch gestaltet sein mufs. Vor allem die Wohnung und was zu ihr gehört. Wer heute jemanden nach seiner Wohnung beurteilen wollte, der dürfte oft fehlgreifen. Und doch war vor Jahrhunderten, als die Deutschen die erste Stelle im Kunstgewerbe innehatten, die Wohnung das Spiegelbild des Einzelnen und seiner Zeit. Ein unverfängliches Zeugnis liefert dafür der

---

[1]) Diese beiden letzten Sätze werden den Gegner wohl schwerlich überzeugen. Die wirklichen Gründe für seine Forderung bringt der Redner erst nachher.

Ausspruch des Franzosen Montaigne (1533—1592), dafs die deutschen Städte mit ihren Strafsen und Plätzen, die Wohnungen samt ihrem Hausrat, ihren Tafeln und Tafelgeschirren weit schöner und sauberer seien als in Frankreich! Und in Venedig, dem damaligen Weltmarkte, waren deutsche kunstgewerbliche Arbeiten sehr begehrt. Das Bürgertum jener Zeit hatte aufstrebenden Sinn und Selbstbewufstsein, das uns sowohl in künstlerischer als auch in mancher anderen Hinsicht verloren gegangen zu sein scheint. Öffentliche Gebäude geben noch heute Zeugnis von dem Ansehen und der Bedeutung der Städte jener Zeit.

Wir wollen nun prüfen, wodurch denn unsere Nachbarn in der Kunst so mächtig zu Ansehen gekommen sind. Die energische Kunstpolitik Mazarins und Colberts gründete Kunstakademieen, die Gobelin-Manufaktur und kunstgewerbliche Anstalten. Es hat nicht lange gedauert, da konnte Frankreich die Früchte dieser Saat ernten und den Platz einnehmen, den Italien bis dahin inne hatte. Von diesem Zeitpunkt (Ludwig XIV.) an stammt die führende Stellung Frankreichs. Als ausländische Konkurrenz und nicht zum wenigsten deutsche fühlbar wurde, setzte die Stadt Paris 1883 eine Kommission ein, die zu untersuchen hatte, in welcher Weise dem Wettbewerb des Auslandes zu steuern und die Hebung des Gewerbes zu bewerkstelligen sei. Das Ergebnis dieser Untersuchung war die Erkenntnis, dafs die Teilung der Arbeit immer mehr Spezialindustrieen erzeugt, dafs die Maschinenarbeit die Handarbeit ersetzt, dafs der Handwerker zum Spezialisten und der Arbeiter zum Handlanger wird, und dafs dadurch die Zahl der fähigen und gebildeten Arbeiter sich furchtbar verringert. Zugleich bieten die Werkstätten mit wenigen Ausnahmen nicht mehr das für eine wirkliche Lehre Erforderliche; der Lehrvertrag wird im Einverständnis der Eltern mit dem Lehrherrn durch die Löhnung zum blofsen Arbeitsvertrag.

Diese Erwägungen der Pariser Kommission haben dazu geführt, das Fachwissen, theoretisch wie praktisch, des gesamten Arbeiterstandes zu heben. Die französische Regierung führte in den Unterrichtsplan der Volksschule den Handfertigkeitsunterricht ein. Die Schüler wurden in Gruppen geteilt, deren jede wenigstens alle 2 Tage $1^1/_2$ Stunde in der Werkstatt arbeiten mufs. Im Jahre 1888 waren bereits 100 Pariser Volksschulen mit 1118 Hobelbänken und 373 Drehbänken ausgestattet. Sodann gründete die Stadt Lehrlingsschulen, in denen mehrere Gewerbe vereinigt wurden und deren Schüler im ersten Jahre den gleichen Unterricht empfingen. So wurde z. B. in der »école municipale Diderot« die Lehrlinge für die Bearbeitung des Holzes und des Eisens ausgebildet. Sämtliche Schüler machen während des ersten Jahres sämtliche Werkstätten für Schmieden, Montieren, Drechseln, Holzdreherei, Tischlerei und Präzisionsmechanik durch. (Diese Übungen geben der Hand Geschmeidigkeit und Sicherheit und sie sind auch deshalb nützlich, weil ein Arbeiter, der in seinem Gewerbe einmal keine Beschäftigung findet, wenigstens vorübergehend sich sein Brot in einem andern Zweige suchen kann). Die Wahl des speziellen Berufes findet nach Ablauf des ersten Lehrjahres statt. Dieser Unterricht ist für Pariser Jungen unentgeltlich. Die Mittagsmahlzeit wird in der Schule eingenommen, wofür 50 Cent. bezahlt werden. Zahlreichen fleifsigen Schülern der letzten zwei Schuljahre wird diese Mahlzeit umsonst gegeben. Solcher Lehrlingsschulen giebt es mehrere in Paris und neben diesen eine grofse Zahl von Fachschulen, welche von gewerblichen Vereinigungen ins Leben gerufen sind und von der Stadt unterstützt werden. Insgesamt gab die Stadt Paris im Jahre 1888 für Fortbildungs- und gewerblichen Unterricht 1663517 Frcs. aus.

Im Etat der Stadt Berlin waren 1890/91 für Fortbildungsschulen, Volks-

bibliotheken, Fachschulen, städtische Webeschulen, Handwerker- und Baugewerkschulen insgesamt 393225 M eingestellt. (Also noch nicht der dritte Teil des Pariser Etats).

In England erstand in Ruskin vor ungefähr 50 Jahren dem Kunstgewerbe ein Mann von seltener Begeisterung und grofsem Bethätigungstrieb. Unterstützt von einem grofsen Vermögen. zog er von Stadt zu Stadt, gründete Museen und Zeichenschulen, errichtete mitten im Lande Fabriken und eiferte gegen die Vernachlässigung der dekorativen Künste. Sein Erfolg war beispiellos. Durch solche opferfreudige Thätigkeit Einzelner und der Gemeinden und des Staates hat sich im Auslande das Kunstgewerbe gehoben.

Frankreich und England machen sich heute den Rang streitig um Priorität in der Erfindung neuer Formen. Englische Tapeten, französische Muster, das sind bei uns allbekannte Erscheinungen; aber deutsche kunstgewerbliche Arbeit wird von den Deutschen meist nur wenig gewürdigt und sehr mit Unrecht.

Darum müssen wir auch in der Kunst und im Kunstgewerbe wieder deutsch denken und empfinden lernen und uns frei machen von der Bevorzugung ausländischer Waren. Unsere Baumeister werden da draufsen gesucht, unsere Maler erhalten in Pariser Salons Medaillen und unsere Musterzeichner finden im Auslande gutbezahlte Beschäftigung. Der deutsche Genius schläft nicht, er wird nur nicht von den Deutschen gewürdigt. Aus unserer strebsamen Stadt Elberfeld gehen z. B. jährlich Tausende von Mark nach Paris, und zum gröfsten Teil werden die Muster für Möbel und Kleiderstoffe, diese Nouveautés, die so teuer bezahlt werden müssen, von Deutschen in Paris gezeichnet. Selbst in französischen Ateliers arbeiten Deutsche. In dem Atelier für Roben, nouveautés von Pt. de Nauge, sogar der Sohn eines Elberfelder Bürgers.

Ist nun damit genug geschehen, wenn der Staat und die Stadt ihre Fürsorge für das Kunstgewerbe Elberfelds bekundet haben? Die Gründung der Schule ist nur der Anfang zur Besserung der hiesigen Verhältnisse, denn dafs diese nicht so sind, wie sie sein sollten, das wollen wir uns in dieser Stunde nicht verhehlen. Tausende, Abertausende, vielleicht Millionen Mark sind aus Elberfeld in die Hände auswärtiger Firmen gegeben. Gegen das hiesige Handwerk und Kunstgewerbe besteht noch ein Mifstrauen, das ein Aufblühen verhindert hat. Unter solchen Umständen mufs die Schaffensfreudigkeit erlahmen, die Schule allein kann da nichts ändern, das Beste mufs man von der Mitwirkung unserer Bürgerschaft erwarten, deren Vertreter Sie sind.

Für uns handelt es sich also um die Bildung eines Kunstgewerbevereins. Er soll der Schule den Boden bereiten, auf dem sie sich bethätigen kann. Er soll auch den Handwerkern beistehen, damit sie zeigen können, was Elberfelder zu leisten vermögen. Ich bin der festen Überzeugung, dafs wir in unserer schönen bergischen Stadt Kräfte haben, die auch höheren Aufgaben gewachsen sind. Wir müssen sie hervorziehen, damit ihr Licht nicht unter dem Scheffel stehen bleibt.

Sodann entwarf der Redner ein Bild von der zukünftigen Thätigkeit des Vereins. Diese Thätigkeit soll sich vornehmlich nach zwei Seiten hin erstrecken; einmal zum Nutzen der Handwerker und ferner zur Förderung der Industrie, soweit sie hier als Kunstgewerbe in Betracht kommt; sie hat eine theoretische und eine praktische Seite. Es gilt eine Vorbildersammlung zu schaffen, die jedem Mitglied unentgeltlich zu jeder Zeit zur Verfügung steht, und zwar in einem grofsen Raume, der mit Zeichentischen und Zeichenmaterialien ausgerüstet ist. Anschaffungen

von mustergiltigen kunstgewerblichen Gegenständen werden den Geschmack veredeln. Durch Ausschreibungen, die abwechselnd dieses oder jenes kunstgewerbliche Gebiet treffen, müfsten unsere Kunstgewerbetreibenden zum Schaffen angespornt werden. So könnte z. B. heute den Schlossern eine bestimmte Preisaufgabe gestellt werden, morgen den Schreinern, und dann wieder anderen. Diese Arbeiten müssen ausgestellt werden und zwar in einem eigens dazu bestimmten Raum, wo auch durch anderweitigen Auftrag entstandene Arbeiten, die der Auszeichnung wert sind, aufgestellt werden könnten. Das hätte zum mindesten doch den Erfolg, dafs wieder Vertrauen zum hiesigen Können und Schaffen erwachte und dafs das Publikum unterscheiden lernte, was schön und häfslich ist. Die Lehrlinge und Gehilfen sollen für gute Leistungen Prämien erhalten oder freien Unterricht, besondere Talente Stipendien. Ferner besondere Ausstellungen aus den Museen von Düsseldorf, Köln, Berlin, München werden nicht nur zeigen, was vordem von den Alten gemacht wurde, was an anderen Stellen geleistet wird, sie werden vor allem künstlerisch anregen. Regelmäfsige Versammlungen werden durch Vorträge Belehrungen über diese und jene Technik, über Vorgänge bei unsern Nachbarn bringen und Gelegenheit zum Gedankenaustausch geben. Die Zeichner der Musterstuben hierselbst werden es gewifs freudig begrüfsen, wenn ihnen durch Textilsammlungen die Möglichkeit zur weiteren Ausbildung geboten wird. Wieviel Fabrikanten Elberfelds halten wohl die Muster-Abonnements von Homo & Claude frères? Wieviel tausend Mark mögen dafür wohl ausgegeben werden! Sollte es nicht angängig sein, diese Summen vervielfacht mit der Zahl einiger Jahre dem Vereine zu stiften, sie auf diese Weise nutzbarer zu machen und dafür von dem Verein diese Muster zu entleihen? Mit einem Abonnement könnten schon mehrere Fabriken versorgt werden, denn alle brauchen nicht dasselbe. So mancher Fabrikant hält dieses Abonnement, um nur einen Einblick zu haben, um zu wissen, was draufsen vorgeht; so mancher braucht nur den zehnten Teil davon. Wie anregend würde eine Sammlung von Stoffen sich gestalten, die von einem tüchtigen Fachmanne, der die vergangenen Moden kennt, genügende Erfahrung und künstlerisches Verständnis besitzt, zu dem Zwecke angekauft würde, um ein übersichtliches Bild der ganzen Textilindustrie zu geben. Bis jetzt ist es für den Einzelnen schwierig, sich diese Übersicht zu verschaffen und dann nur mit grofsen Opfern. Ist unser Verein ins Leben getreten, so können die angeschafften Sachen entlehnt und mit in die Musterstuben genommen werden, wo sie sicherlich Anregung zu neuem Schaffen geben. Anregungen dieser Art sind nötig, denn derjenige, der wenig oder nichts Neues auf seinem Gebiete sieht, der immer auf seinen Kreis beschränkt bleibt, der giebt sich bald aus; seine Schaffensfreudigkeit wird bald erlahmen und selten nur wird ihm künstlerisch Wertvolles gelingen.

Es giebt ein Wort, dafs der Unterrichtetste auch der Tüchtigste ist. Handeln wir darnach, unterrichten wir uns, stellen wir uns auf nationalen Boden, richten wir den Blick in die Zukunft, wappnen und rüsten wir uns für den Konkurrenzkampf, der immer heifser entbrennen wird. Opfersinn und thatkräftiges Bürgertum hat Elberfeld von jeher ausgezeichnet und darum scheue ich mich nicht zu sagen, dafs mit kleinen Mitteln hier nichts gethan werden kann. Ich erachte es für meine Pflicht, in der ersten Stunde, in der ich die Ehre habe, zu Ihnen zu sprechen, zu sagen, dafs ich eine grofse Summe jährlich für nötig erachte, um wirklich Erfolgreiches durchzuführen. Auch die Stadt würde sich einem Zuschufs nicht verschliefsen, da es gilt, die Bürger steuerkräftig zu machen; und ebenso steht zu erwarten, dafs der Staat einen erheblichen Zuschufs gewähren wird. Meine Herren! Ich schliefse

mit der Bitte, heute den Kunstgewerbeverein zu gründen und thatkräftig dafür einzutreten zum Segen unserer guten Stadt Elberfeld.

Nach dieser mit wiederholtem Beifall aufgenommenen Rede geschah die Gründung des Vereins, als dessen Schriftführer Herr Zeichenlehrer Zeppenfeld erwählt wurde. Die Gründung des Kunstgewerbevereins wird besonders in Handwerkerkreisen freudig begrüfst und man giebt sich hier der Hoffnung hin, dafs es dem Verein bald gelingen wird, die Ansicht weiter Bürgerkreise zu beseitigen, nach der es nicht möglich ist, für alle hierorts erforderlichen Kunstarbeiten auch einheimische Kräfte zu gewinnen. Diese lebhafte Bewegung auf ihrem speziellen Thätigkeitsgebiete kommt natürlich der neuen Kunstgewerbeschule im höchsten Mafse zu gut, und es hebt der ideale Schwung Lehrer und Schüler noch über viele Mängel hinweg, die einer solchen Anstalt in ihrer ersten Zeit ankleben. Der Kunstgewerbeverein ist für die neue Handwerkerschule das, was die Schulgemeinde für die Erziehungsschule sein soll. Aber landauf und landab kann man die Leute mit der Laterne suchen, die für solche Dinge ein Verständnis haben, wenn es sich blofs um die Verhältnisse der Volksschule handelt.

Elberfeld Julius Honke

4. Zur Lehrerbildungsfrage

Litteratur

Kehrsche Blätter I, 31ff., IV, 521ff.: X, 302ff. u. 582ff.

von Sallwürk, Das Staatsseminar für Pädagogik 1890 u. 1891, Neue Bahnen.

—, Volksbildung u. Lehrerbildung 1890 u. 1891, Neue Bahnen.

Keferstein, Betrachtungen über Lehrerbildung u. Lehrerbildungsanstalten. Langensalza 1891. Deutsche Blätter für erziehenden Unterricht 1891, Nr. 21—24; 1892 Nr. 49—50. — 2. Aufl.

Friese, Vorbildung und Fortbildung der Volksschullehrer in Preufsen. Breslau 1893.

Andreä, Zur inneren Entwicklungsgeschichte der Lehrerbildungsanstalten.

Scherer, Die Forderungen der Gegenwart a. d. Bildung der Volksschullehrer. Bonn 1897.

Pollack, Drei Lebensfragen des Lehrerstandes. Bonn 1897.

—, Drei Lebensfragen der Schule. Bonn 1897.

Pädagog. Zeitung-Berlin 1897, Nr. 33, 35—37.

W. Rein, Zur Frage der Lehrerbildung in Deutschland. Gotha 1897. Die Frage der Lehrerbildung wird auf der allgemeinen deutschen Lehrerversammlung in Breslau, Pfingsten 1898, zur Verhandlung kommen. Referent Professor Rein-Jena.

5. Die Volkshochschulbewegung

findet jetzt auch in Ungarn Eingang und wird von dem dortigen Kultusminister, Baron Wlassics, einem sehr aufgeklärten Manne mit zahlreichen Verdiensten (z. B. auch auf dem Gebiete des Frauenstudiums) eifrigst unterstützt. Bis jetzt bestand in Ungarn nur das Budapester Szabad-Lyceum (»freies Lyceum«), das etwa der Berliner Humboldt-Akademie gleicht und deshalb in der ganzen Art der Ein-

richtung, dem Preise der Vortragskurse u. s. w. auf den Mittelstand zugeschnitten ist. Nun ist schon vor $1^1/_2$ Jahren auf dem Landeskongreſs der ungarischen Lehrer und Professoren bei Gelegenheit der Tausendjahrsausstellung anknüpfend an einen Vortrag über die Universitäts-Ausdehnungs-Bewegung der Beschluſs gefaſst worden, diese Einrichtung auch in Ungarn einzubürgern. Indessen wäre es möglicherweise bei diesem Beschlusse geblieben, wenn nicht jetzt der Unterrichtsminister Wlassics die ungarischen Hochschulen (Budapester Universität und Polytechnikum und die Universität Klausenburg in Siebenbürgen) aufgefordert hätte, sich zu der Frage der Veranstaltung volkstümlicher Vorlesungen zu äuſsern. Unsere siebenbürgischen Stammesbrüder haben sich nun der Sache eifrig angenommen; die philosophische Fakultät der Universität Klausenburg hat kürzlich eine Kommission unter dem Vorsitze des Professors der Pädagogik Dr. Stephan Schneller eingesetzt, deren Aufgabe es zunächst ist, ein eingehendes Memorandum, Statuten u. s. w. auszuarbeiten und im Wege des akademischen Senates an das Ministerium gelangen zu lassen. — Klausenburg ist übrigens auch sofort in den von Dr. Ernst Schultze-Berlin ins Leben gerufenen Schriftenaustausch für volkstümliche Vorlesungen, der sich über ganz Deutschland, Österreich und die Schweiz ausbreitet, eingetreten.

---

6. Ferienkurse an deutschen Universitäten

I. In Greifswald: 1. Ein vierwöchiger Kursus vom 4.—29. Juli und 2. Ein zweiwöchiger Kursus vom 1.—12. August. Programme durch Professor Dr. Schmidt, Domstr. 50.

II. In Marburg: 1. Vom 4.—29. Juli: Französischer und deutscher Kursus; 2. Vom 15. August bis 9. September: Französischer, englischer und deutscher Kursus. Programme durch S. Exc. Herrn Generallieutenant Kleinhans, Haspelstr. 13.

III. In Jena: Vom 3.—23. August. A. Allgemeine Fortbildungskurse für Damen und Herren (Allg. Physiologie, Exakte Naturlehre, Geologie, Physiol. Psychologie, Philosophie, Religionsgeschichte, Kulturgeschichte, Schulhygiene, Allg. Didaktik, Spez. Didaktik, Theorie des Arbeits-Unterrichts, Methodik des geographischen Unterrichts, Päd. Pathologie, Sprachkurse und Litteraturgeschichte für Ausländer). B. Besondere Fortbildungskurse für Lehrer der Naturwissenschaften. Programme durch H. Weinmann in Jena, Spitzweidenweg 4.



C Besprechungen

I Philosophisches

Herbart in Frankreich. Dr. Marcel Mauxion, Prof. der Philosophie an der Universität Poitiers: La metaphysique de Herbart et la critique de Kant. Paris, Hachette, 1894. in gr. 8°, IX, 339 S.

Dafs die Geschichte der neuen deutschen Philosophie in Frankreich noch vor wenigen Jahren kaum oder gar nicht bekannt war, ist eine allgemein anerkannte Thatsache. Man begnügte sich mit dem Studium Kants, dessen »Kritik der reinen Vernunft« in zwei französischen Übersetzungen vorlag, und seiner Nachfolger Fichte, Schelling, Hegel. Doch seitdem Professoren wie Boutroux und Ribot ihre Schüler mit den Werken der neuesten deutschen Philosophie vertraut gemacht haben, ist ein bedeutender Fortschritt zu bemerken. Fast jedes Jahr hat ein historisches oder kritisches Werk über deutsche Philosophie aufzuweisen, und bald wird jedes Gebiet der deutschen Philosophie dem grofsen französischen Publikum zugänglich sein.

Die hervorragendste wissenschaftliche Leistung der drei letzten Jahre auf diesem Gebiet ist das ausführliche Werk des Herrn Mauxion über Herbarts Metaphysik. Schon vor einigen Jahren hatte Prof. Ribot in seiner interessanten Geschichte der deutschen Psychologie[1]) ein kurzes Kapitel dem Verfasser der »Psychologie als Wissenschaft« gewidmet. Später gab Prof. Pinloche aus Lille Herbarts hauptsächliche pädagogische Werke heraus,[2]) ein Werk, das mehr wert ist als viele selbständige Arbeiten. Doch Herbarts Metaphysik war von den französischen Forschern noch unberührt geblieben.

Diese Lücke hat Prof. Mauxion ausgefüllt. Nach einer kurzen Biographie des grofsen und mutigen Mannes, der sein ganzes Leben »gegen Wind und Strom zu kämpfen hatte«[3]), und mit äufserster Anstrengung ein volles Vierteljahrhundert seine Richtung behauptete, stellt Mauxion

---

[1]) Ribot, professeur à la Sorbonne, Histoire de la psychologie allemande, Paris, bei Alcan.

[2]) Herbart, principales oeuvres pédagogiques (pédagogie générale. Esquisse de leçons pédagogiques. Aphorismes et extraits divers.) traduites et fondues en un seul volume, par A. Pinloche, Paris, Alcan, 1894.

[3]) Herbart, Psychologie als Wissenschaft, I, Vorrede.

die Hauptgedanken der Herbartschen Philosophie dar. Seine Ontologie und Synechologie werden gründlich auseinandergelegt. Besonders aber Herbarts für die gesamte deutsche und sogar europäische Philosophie so wichtige Methode wird von dem französischen Kritiker, wie sie es verdient, gewürdigt. (S. 41—56). Selten war eine philosophische Methode mit dem Charakter ihres Gründers so durch und durch in Einklang, als die Herbartsche. »Il était, schreibt Mauxion, scrupuleux et réfléchi dans ses actions comme dans ses ouvrages, différant d'agir tant qu' il n' apercevait pas clairement la valeur morale de son acte, comme il différait d'écrire tant qu'il ne se sentait pas en parfaite possession de la vérité scientifique.«

Von der Metaphysik konnte weder die Psychologie noch die Religionsphilosophie Herbarts vollständig getrennt werden. So hat Mauxion mit Recht diesen Fächern je ein Kapitel gewidmet. Gott und die Welt, die Unsterblichkeit der Seele, Gefühl und Wille, die Anschauungen des Raumes und der Zeit, Seele und Leib werden hier nach Herbart ins Auge gefafst.

Doch Mauxion begnügt sich nicht mit einer blofsen Darstellung der Herbartschen Metaphysik. Seiner objektiven Auslegung folgt eine ausführliche Vergleichung mit Kant. Dieser zweite Teil zeigt uns nicht nur Herbarts Originalität Kant gegenüber; sie klärt noch mehrere Einzelheiten des Herbartschen Systems auf, wie z. B. seine Kategorienlehre, die Idealität der Zeit und des Raumes, die Freiheit und der Sittenlehre im allgemeinen. Diese zweite Arbeit ist mit derselben Objektivät und mit demselben Scharfsinn behandelt, als die erste. Das ganze klar und elegant geschriebene Werk wird sicherlich auch in Deutschland zahlreiche Leser finden. Es wäre sehr zu wünschen, dafs bald eine deutsche Übersetzung erscheinen könnte; sie würde auch in Herbarts Vaterland denselben Erfolg haben, dessen sich das Buch schon in Frankreich erfreut.

Poitiers Prof. H. Schoen

Dr. G. Class, Prof. in Erlangen, Untersuchungen zur Phänomenologie und Ontologie des menschlichen Geistes. Leipzig, 1896. (A. Deichert.) 238 S. 4 M.

Der durch seine frühere Schrift: »Ideale und Güter« schon bekannte und geschätzte Verfasser bietet in vorliegender Schrift kein ausgeführtes Lehrgebäude, sondern nur grundlegende Untersuchungen, deren Ziel eine begriffliche Einsicht in das Wesen des menschlichen Geistes ist. In den Fufsstapfen seines Freundes und Lehrers, des verewigten Professors Karl Steffensen wandelnd und weiter fortschreitend, will er, angeregt durch »diese Prophetengestalt unter den neueren Philosophen«, der wie kein anderer in der realen Welt des Geistes heimisch war, seinerseits einen Beitrag liefern zu dem Nachweis: dafs der Geist und das Reich des Geistes volle Realität besitzt. Wir begnügen uns mit der Darlegung einiger Hauptpunkte mit dem Bemerken, dafs die eigentlichen Vorzüge dieses Werkes, die geistvolle Ausführung des Details und der echte Idealismus, der ihm aus dem Glauben an die ewige Realität des Geistes quillt, nur beim Lesen des Originals erkannt und gewürdigt werden können. Zur Kritik möge nach Beendigung der Inhaltsübersicht der Hinweis auf eine grundlegende Frage genügen, welche unseres Erachtens alles übrige wesentlich bestimmt.

Zur Phänomenologie des menschlichen Geistes

Das wissenschaftliche Bewufstsein der Gegenwart ist vorwiegend empiristisch gerichtet, insofern es jede theoretische Weltanschauung, selbst den Naturalismus, wieweit er in dem Gewande der spekulativen Weltbetrachtung auftritt, grundsätzlich ablehnt. Während die frühere Zeit die Begriffe Seele und Geist speku-

lativ zu erfassen suchte, hantiert der moderne Empiriker mit denselben als brauchbaren Sammelnamen, nur als solche weiſs er sie zu schätzen. Bezeichnend ist, daſs auch der moderne Sprachgebrauch die Anwendung der Substantiva Seele und Geist mehr und mehr vermeidet, indem er durch die adjektivische Bezeichnung »seelisch« »geistig« unter Ablehnung der Frage nach dem Wesen des Geistes und der Seele den Nachdruck auf Arten und Bestrebungen des Denkens und Fühlens legt.

Neben dem empiristisch bestimmten Vorstellungskreise der exakten Wissenschaften finden wir nun bei Vielen unter den Gebildeten einen Kreis von religiösen Vorstellungen, welche durch anderweitige Gesichtspunkte bestimmt sind, gleichsam ein zweites selbständiges Reich, mit dem ersteren durch Personalunion verbunden. Die Beziehungslosigkeit des wissenschaftlichen und religiösen Bewuſstseins ist das Charakteristikum der Gegenwart. Bei diesem Thatbestande beruhigen sich oberflächliche Gemüter; es giebt aber ernstere Naturen, wenn sie auch seltener sind, als in der philosophischen Periode der Vergangenheit, welche angesichts des bezeichneten Doppelcharakters der Weltanschauung, der oft zum offenen Zwiespalt führt, eine höhere Vermittelung suchen, indem sie den Glauben an die Einheit alles menschlichen Wissens unentwegt festhalten.

Die empirische Forschung muſs den Gegensatz der zwei Elemente unserer Wirklichkeit stehen lassen. Geist und Materie sind unzweifelhaft gegebene Faktoren, deren Gegensatz spekulativ zu überwinden, man entweder sofort auf den Gedanken des Absoluten zurückgehen (Spinoza) oder ihn wenigstens nachher zur systematischen Vollendung der Weltansicht zu Hilfe nehmen muſs (Lotze). Doch würden derartige Spekulationen den Charakter grundlegender Untersuchungen überschreiten. Die unerläſsliche Grundlage für die Spekulation sind reale, aber philosophisch präparierte Daten, ohne welche jede spekulative Hypothese in der Luft schwebt. Hier handelt es sich um die zwischen der Materie und Gott liegenden Objekte, welche sorgfältig zu durchforschen sind, ehe man zur letzten spekulativen Interpretation schreitet.

Als Sophokles jenen herrlichen Chorgesang dichtete: »Vieles Gewaltige lebt, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch«, und die griechischen Philosophen in jugendfrischem Denken die philosophischen Probleme erkannten und hierbei auch die Frage nach dem Wesen des Menschen aufwarfen, da war das, was man Kulturwelt nennt, noch jung, und die Spekulation konnte ihre intellektuelle Kraft gleich auf die Sache selbst richten. Hinter uns aber liegt eine jahrtausendlange Kulturentwickelung, von welcher wir eine stetig wachsende Kunde besitzen, so daſs uns bei dem Streben nach sachlicher Behandlung die historische Richtung aufgenötigt wird. Sie giebt uns das Bild vom Strom der Geschichte, in welchem nicht nur die Personen, sondern auch die sachlichen Inhalte (die Gedankensysteme) in gleitender Bewegung sind. Das Bild vom Strom der Personen und der Inhalte wird für uns das Schema, welches unsere Gedankenbewegung beherrscht. Trotzdem müssen wir das, was sich uns als flieſsend darbietet, gleichsam als stehendes begreifen lernen, d. h. wir müssen den Menschen begrifflich bestimmen.

Wenden wir uns zur Aufklärung an die Psychologie und an die Ethik, welche bei vorliegender phänomenologischer Untersuchung nur als beschreibende Wissenschaften in Betracht kommen, so finden wir dort die elementaren Grundformen des Empfindens, Vorstellens, Fühlens, Begehrens und Wollens; hier die drei Arten des religiösen, rechtlich-moralischen und des kulturlichen Lebens und Handelns. Derartige empirische Übersichten sollen das geistige Gesamtleben nicht zerschneiden, sie sollen nur einen gleichmäſsigen und geordneten Blick über alle innerlichen

Erscheinungen ermöglichen; es soll auch die Thatsache hierbei nicht ignoriert werden, dafs durch diese formalen Definitionen der fliefsende Inhalt nicht zum Stehen gebracht wird, nein, wir kennen immer nur eine historische Gestaltung; die Moral, die Kultur, die Religion als solche, der Mensch als solcher, als homo sapiens schlechthin, sind Utopieen. Wir erkennen, dafs wir in einer ganz konkreten Phase des historischen Lebens stehen. Aber umwogt vom Strom der historischen Inhalte fühlen wir uns dennoch als ein individuelles Lebensganze, wir scheinen etwas zu sein, was — kurz gesagt — für sich ist. Nennen wir es »für sich sein« oder »Personhaftigkeit«, so erscheint es immerhin als eine Form, deren jedesmaliger Inhalt historisch gegeben ist. Haben wir aber die Einsicht in den Unterschied zwischen persönlicher Lebensform und sachlichem historischem Inhalt gewonnen, so erhebt sich die Frage nach der Art und Weise der Wechselwirkung dieser zwei Elemente im geistigen Leben.

Die zunächstliegende Betrachtungsweise zeigt uns das Individuum als Kind seiner Zeit, welches ohne merkliche Selbstthätigkeit an dem historisch gegebenen Leben seines Volkes in einer bestimmten Phase der Entwicklung anteil hat. Sodann können wir uns der Thatsache nicht verschliefsen, dafs die historischen Inhalte auch in den Individuen ein selbständiges inneres Dasein haben: Sie treten in ihrer rein intellektuellen Gestalt ohne nationale oder sonstige naturale Färbung in den Individuen auf (das ist intellektuelle Anschauung, im Gegensatz zu der sinnlich-historischen Aneignung) und wenn sie so als gegenständliches Element dem Individuum gegenübertreten, wirken sie aus eigener Kraft als lebensvolle Gedankensysteme, wie grofse regierende Mächte. Dafs aber der »Gedanke«, zumal der systematisch entfaltete, ein energisches Element der Wirklichkeit sein soll, das will der modernen Denkweise nicht in den Sinn; sie behauptet, dafs die Macht der Gedankensysteme in Wahrheit nicht ihnen selbst, sondern den Individuen angehöre. Aber wenn wir das Handeln der Individuen in Bezug auf die Inhalte in den beiden Richtungen des kritischen und des konservativen Verhaltens ins Auge fassen, so können wir nicht leugnen, dafs das Individuum sowohl bei der Reformarbeit des höheren Kritizismus, wie bei dem beharrlichen Festhalten des edleren Konservatismus einer Tendenz nach absolut gltiger Wahrheit folgt, welche vom Individuum nur insofern erfafst und vollzogen wird, als sich darin eine allgemeine Wahrheitsinstanz kundgiebt, welche Anerkennung verlangt. Auf seiten des Inhaltes finden wir die Momente der Giltigkeit, auf seiten des Individuums die vertrauensvolle Hingabe, die entscheidenden Thaten innerer Bejahung, welche vollzogen Freude, unterlassen Schmerz bereiten. Kurz: nicht das Individuum urteilt eigentlich, sondern in ihm wird geurteilt, und es selbst darf nicht anders als diesem Urteil folgen. Im Strom der Geschichte sind demgemäfs zwei Momente als die treibenden Kräfte der stets fortschreitenden Entwicklung zu konstatieren: Das Handeln der Inhalte und das Handeln der Individuen und die komplizierte Wellenbewegung des Stromes können wir begrifflich als ein ungeheures Ganzes von Wechselwirkungen zwischen den Inhalten und den Individuen bezeichnen.

Was wir aber begrifflich auseinandergelegt haben, mufs man doch in einer ideellen Konzeption dergestalt wieder zusammenschauen können, dafs die innere Unterschiede gleichwohl nicht aufgehoben werden. Es scheint am nächsten zu liegen, das Ganze der Wechselwirkungen auf seine Gesetzmäfsigkeit hin zu untersuchen. Indessen selbst wenn diese Arbeit bis zu einer bisher nicht erreichten Vollendung geführt worden wäre, so würde dennoch unser Hauptinteresse sich zu der Frage nach den zwei Faktoren wenden, welche eben fortdauernd auf einander wirken; ihr Wesen möchten wir kennen lernen,

um sagen zu können, was sie in letzter Instanz eigentlich sind. Damit tritt das Bedürfnis ontologischer Untersuchung deutlich hervor.

Zur Ontologie des menschlichen Geistes. Eine in unserer Zeit veraltete Ontologie wollte ohne Rücksicht auf die Erfahrung apriori bestimmen, was sich über Sein und Wesen überhaupt mittelst reiner Vernunft feststellen lasse. Haben wir nun ein solches Unternehmen als eitel erkannt, so fehlt dennoch unsern Untersuchungen der ontologische Gesichtspunkt keineswegs. In gewissem Sinne kann dies sogar von der modernen Naturforschung gesagt werden, insofern dieselbe den Atomismus, als Hypothese, zur Erklärung dessen anwendet, was unserer sinnlichen Wahrnehmung gegeben ist. Im philosophischen Denken haben sich die beiden Richtungen des Realismus und Idealismus (im Altertum eingeleitet durch Democrit und Platon) herausgebildet; beide wollen das als Thatsache Gegebene in einem *ὄντως ὄν* (wahrhaft Seienden) begreifen. Dort die Atome, hier die Ideen, durch diese beiden Stichworte sind die zwei grofsen, inhaltlich entgegengesetzten, aber nach Form und Tendenz identischen Systeme charakterisiert, und beide müssen als ontologische Forschungen aufgefafst werden.

Demgemäfs können wir auch unsere Untersuchung als eine ontologische bezeichnen, obwohl uns der Gedanke fern liegt, als könnten wir die Totalität der Wechselwirkungen zwischen Inhalten und Individuen durch die Annahme einer oder mehrerer starrer Substanzen erklären. Da es Phänomene der geschichtlichen Bewegung sind, verwandelt sich die Frage nach dem wahrhaft Seienden sofort in diejenige nach dem wahrhaft Wirkenden. Die sich auf den ersten Blick empfehlende Hypothese wäre vielleicht diese: Wie wäre es, wenn die beiden Faktoren (Gedankensystem und Beurteilungsinstanz) innerlich zusammen gehörten, wenn sie beide Wirkungen eines idealen allgemeinen Lebens wären? Dann wäre das Innere der gesamten geistigen Bewegung als Geist der Menschheit zu bezeichnen, und die Individualitäten wären nur Einzelphänome jenes allgemeinen wahr Seienden und Wirkenden. Indessen, es geht nicht an, den Charakter des wahrhaft Seienden nur dem Allgemeinen zuzuerkennen, dem Individuellen aber abzusprechen. Denn die individuelle Seele kann sich dem Inhaltssystem gegenüber bejahend oder verneinend verhalten. Innere Kämpfe von der Gewalt und Tiefe, wie bei einem Luther und Augustin, wären bei einer blofs phänomenalen Natur des Individuums unerklärlich. Und wenn Individuen unter dem direkten Einflufs von Gedankeninhalten zu Persönlichkeiten heranreifen, in deren Nähe uns ein Hauch der Freiheit umweht, so merkt man, dafs hier etwas zu stande gekommen ist, was ebenfalls in die Tiefe der Realität hinabreicht.

Nun aber: Wie kann es zusammen gedacht werden, dafs wir dem Individuum die Realität zuerkennen, ohne sie dem Allgemeinen abzusprechen?

Wer von der älteren spekulativen Philosophie herkommt, hat eine lebhafte Abneigung gegen den Dualismus, er kann es nicht ertragen, wenn die Forschung bei einer Mehrheit letzter Elemente Halt machen soll. Demgegenüber betonen wir, dafs wir die Wirklichkeit nicht zu konstruieren, sondern zu erforschen haben. Zur wahren Forschung aber gehört, dafs man die Dinge nimmt, wie sie sind. Sowohl der Spiritualismus wie der Naturalismus widersprechen der Thatsache, dafs zwei Grundelemente des geistigen Lebens anzunehmen sind, von denen das eine sich nicht zum wesenlosen Annexum des anderen verflüchtigen läfst. Wir kennen geistiges Leben nur in der lebendigen Wechselwirkung zwischen der praktischen Wahrheitstendenz des Denkens und dem naturhaften Ich, und nur in diesem Verhältnis kommen beide Teile auf die Höhe ihrer Entwicklung. Es ist also eine

schlechthin ursprüngliche Beziehung zwischen dem Denken und der seelischen Natur anzunehmen. Das Charakteristische in unserm Begriff des Geistes ist die Abweisung der Identität und der accidentellen Verflüchtigung der zwei wirkenden Elemente, sowie die Behauptung der ursprünglichen Verbindung und lebendigen Kongruenz von Denken und Ich, von sachlichem Gedankeninhalt und historischem naturhaftem Personalismus.

Kritische Anmerkung

Grundlegende Untersuchungen zur Lösung der Frage, ob der Geist und das Reich des Geistes volle Realität besitzt, das war die Aufgabe, die der Verfasser sich gestellt hatte. In erster Linie gehört dazu gewifs eine möglichst allseitige, wohlgeordnete, durch vorzeitige spekulative Betrachtungsweise nicht getrübte Darstellung der Phänomene, welche zur vollen begrifflichen Deutlichkeit führen soll, damit man klar und vollständig das ganze zu bearbeitende Gebiet übersehe. Aber was bestimmt uns nun, die Grenzen der Thatsachen, der wirklichen Welt zu überschreiten, um ein wahrhaft »Seiendes« zu suchen? Ist etwa von der geistigen Welt vom Anfang der historischen Entwicklung bis heute eine Spur mehr unmittelbar gegeben, als Thatsachen und wieder Thatsachen? Der Verfasser erklärt einfach: »Wir möchten wissen, was die Elemente der Erfahrung in letzter Instanz eigentlich sind.« Warum sollen sie denn eigentlich etwas anderes sein, als wie sie thatsächlich und wirklich gegeben sind? Da es dem Verfasser nicht unbekannt ist, dafs der Empirismus, der sich in diesem Standpunkt ausspricht, das ultimum refugium aller derer geworden ist, die sich durch die Kreuz- und Querzüge einer die Erfahrung ignorierenden Spekulation im Kreis herumgeführt fühlen »wie ein Tier auf dürrer Heide«, so hätte er in »grundlegenden« ontologischen Untersuchungen diese Frage schärfer ins Auge fassen sollen. Das wäre praktisch wichtig gewesen, denn er hätte dann mehr auf das Verständnis der Gegenwart rechnen können, und theoretisch richtiger, denn dann wäre voraussichtlich — sein Begriff vom wahrhaft Seienden etwas anders ausgefallen.

Dafs wir das Gegebene, so wie es thatsächlich gegeben ist, im Denken nicht setzen können, weil es nicht widerspruchsfrei gedacht werden kann: der Grund kommt hier fast gar nicht zur Geltung und darum erscheint ontologische Untersuchung überhaupt als unmotiviertes, willkürliches Unternehmen, und das Schlufsresultat ist im letzten Grunde nur eine dogmatische Wiederholung des in der phänomenalen Untersuchung Gefundenen; das ist allerdings viel günstiger zu beurteilen, als wenn der Spiritualismus sowie der Materialismus eine Klasse der Phänomene auf Kosten der anderen herabsetzt. Also wir behaupten, die ontologischen Bestimmungen des wahrhaft Seienden als wahrhaft »Lebendiges, Wirkendes u. s. w.« sind nur phänomenale Begriffe, denen man eine ontologische Färbung giebt; und die Behauptung: »Geist ist ursprüngliche Verbindung und lebendige Kongruenz von Denken und Ich« hat nur im Worte »ursprünglich« einen ontologischen Beigeschmack, aber auch dies bedeutet eigentlich nichts als die Thatsache, dafs wir erfahrungsmäfsig das Ich nur in Verbindung mit dem Denken finden und umgekehrt. Sollte bei der Aussage: Geist ist Verbindung nicht der Gedanke kommen, dafs Geist eben nur Funktion sein kann, das eigentlich Seiende aber die zwei in so merkwürdiger Weise unzertrennlich verbundenen Elemente? Das Ich werde nun als reales Element gesetzt; aber leider ist dieser Begriff recht widerspruchsvoll, was seit Fichte so bekannt ist, dafs man nicht einfach diese Widersprüche ignorieren kann. Ob sodann Denken eine mehr als formale Funktion ist, und seinen Erkenntniswert nicht material in dem normalen Verhalten zu einem Objektiven,

Anzuerkennenden, nicht spontan zu Produzierenden hat, ist eine wohl aufzuwerfende Frage. Wir bekennen, dafs wir widersprechende Begriffe nicht als seiend setzen können und finden in diesem reciproken Geistesbegriff eine Fülle von Widersprüchen.

Wollten wir die angefangene Arbeit in unserem Sinne fortsetzen durch Bearbeitung der Erfahrung bis zur Reinigung von Widersprüchen, so würden schliefslich alle geistigen Funktionen die Setzung eines immateriellen einfachen, realen Trägers als denknotwendig ergeben und es scheint uns die ganze Frage nach dem Wesen des menschlichen Geistes auch für den modernen, realistisch gerichteten Menschen nur in dieser Form überhaupt verständlich zu sein: Ob ein selbständiges, immaterielles Wesen Träger der geistigen Phänomene ist, oder ob dieselben nur Funktionen der uns auch als Materie erscheinenden körperlichen Atome sind.

Die Befürchtung des Verfassers, wir möchten das Seelenreale als »starre Substanz« auffassen, ist unbegründet, da wir ja grundsätzlich phänomenale Begriffe, wie z. B. Starrheit, nicht auf die rein intelligiblen Gröfsen übertragen; nur eine Bedingung stellen wir, dafs der Begriff des Realen ohne Widerspruch denkbar sei; dadurch gewinnt der Begriff des Seins allerdings eine (nicht mit Starrheit zu verwechselnde) unerläfsliche Festigkeit, ohne welche er eben keine haltbare Position ausmacht. »Aber durch solche Bestimmungen des Realen als des rein Thatsächlichen wird die Freiheit im Denken und sittlichen Handeln aufgehoben,« das würde uns der Verfasser entgegenhalten. Wir wollen dem nur die zwei einfachen Wahrheiten gegenüberstellen, dafs ungebundenes, d. h. willkürliches Denken keine Erkenntnis zuwege bringt, vielmehr die Hauptepochen der menschlichen Geistesentwicklung auf jedem Gebiet eine bewufste Annäherung des zur Herrschaft gelangenden Gedankensystems an die objektive Wirklichkeit aufzeigen, ferner, dafs sittliche Urteile als Werturteile durchaus nichts über Thatsächliches und Seiendes bestimmen, sondern nur den Willen erwecken können, dahin zu wirken, dafs das sittlich Gute wirklich werde. Unter sittlicher Freiheit versteht aber der sittliche Mensch thatsächlich nicht Ungebundenheit, sondern ein Gebundensein, ein »Determiniertsein durch sittliche Ideen«.

Wellinghofen bei Hörde, (Westfalen) Sogemeier

Dr. Johannes Rehmke, o. ö. Professor der Philosophie zu Greifswald: Lehrbuch der Allgemeinen Psychologie. Hamburg, Leipzig, Leopold Vofs, 1894. 582 S.

Als Zweck seines Buches bezeichnet Rehmke, »Klärung und Verständigung in den allgemeinen Fragen, welche das Seelenleben uns aufgiebt, zu schaffen« und demjenigen, welcher sich mit diesen Fragen beschäftigt, »die notwendige allgemeine Wegleitung zu geben«, endlich die Zahl »der Sonntagsreiter in der Psychologie« »sicher in den Sattel« zu setzen und sie zu »fragloser Klarheit« zu führen. (Vorwort.) Ob das vorliegende Buch diesen Zweck zu erfüllen geeignet ist, soll jetzt untersucht werden.

Das Kriterium der Klarheit ist dem Verfasser die Lust, das der Unklarheit die Unlust (S. 2). In jener findet er »das Bewufstsein als erkennendes befriedigt, in dieser unbefriedigt«; hier tritt ein theoretisches Bedürfnis auf; dort fehlt dasselbe (S. 2).

Man kann dem Verfasser zugeben, dafs Klarheit in vielen Fällen ein Gefühl der Lust erzeugen kann; dafs dieses aber immer so sei, dafs es so sein müsse, dafür bringt er keinen Beweis. Das Gefühl zu einem logischen Kriterium zu machen, mufs Bedenken wach rufen, deren Beseitigung dem Verfasser nicht gelungen ist.

Der Gegenstand der Psychologie ist nach Rehmke ein Konkretes, d. h. ein als Veränderliches Gegebenes.

(S. 5, 7, 34.) Ein als Unveränderliches Gegebenes ist das Abstrakte. (S. 5, 6, 7, 46.) »Nicht ohne Grund«, sagt Rehmke, »schlage ich vor, den Sinn des in den Worten konkret-abstrakt seit langem niedergelegten logischen Gegensatzes durch die nicht mißverständlichen Worte unveränderlich-veränderlich festzulegen; denn ich meine, daß dadurch nicht nur mancher Unklarheit im Gebrauch jener nun doch einmal in unseren wissenschaftlichen deutschen Sprachschatz aufgenommenen Worte vorgebeugt, sondern auch der in ihnen ausgesprochene Gegensatz und das gegenseitige Verhältnis des durch sie bezeichneten unterschiedenen Gegebenen klarer festgelegt werde.« S. 6.

Für die Wissenschaft wäre es gewiß ein Vorteil, wenn in dem Gebrauch der Ausdrücke konkret, abstrakt Einigkeit herrschte. Daß es gelingen werde, diese auf dem von Rehmke bezeichneten Wege herbeizuführen, darf ich nicht behaupten.

Die Aufgabe der Psychologie ist nach Rehmke, »ihrem Gegenstande die Gesetze einer besonderen Veränderlichkeit aufzudecken«. S. 5, 10. Zu diesem Zwecke gliedert die Psychologie sich »in zwei Hauptteile, den philosophischen und den fachwissenschaftlichen Teil, und dieser wiederum in den vorbereitenden und den abschließenden Teil. Der philosophische hat den psychologischen Gegenstand unter dem Begriff des allgemeinen Abstrakten oder Unveränderlichen, der vorbereitende unter dem des individuellen Abstrakten oder abstrakten Individuums zu behandeln; die Reihenfolge ergiebt sich aus dem allgemeinen Begriffe des psychologischen Gegenstandes als Veränderlichen oder Konkreten.« S. 13. Hiernach behandelt der 1. Teil das »Seelenwesen«, S. 14—156, der zweite den »Seelenaugenblick«, S. 157 bis 465, der dritte das »Seelenleben«, S. 466—579.

Nachdem Rehmke den »altmaterialistischen Seelenbegriff: Das Seelending« (Ding ist ihm »raumgegebenes« oder »körperliches Konkretes«), den »neumaterialistischen Seelenbegriff: Die Seele Thätigkeit des Gehirns« und den »spinozistischen Seelenbegriff: Die Seele eine Seite des Menschen« abgewiesen, erkennt er den »spiritualistischen Seelenbegriff: Das unkörperliche Seelenkonkrete« als wissenschaftlich berechtigt an (S. 41) und findet darin den Ansatz zur richtigen Lösung der Seelenfrage, nämlich: »ob an dem unmittelbaren Seelengegebenen ein Begriff zu entdecken ist, in welchem es als ein besonderes Konkretes und zwar als ein nichtauschauliches verständlich wird.« (S. 41.)

Hierauf äußert sich Rehmke über den Begriff der Veränderung, welcher von Herbart treffender und klarer erörtert worden ist (Herb. ed. Hartenst. IV, § 224 folg.) und sagt, was er als das »unmittelbare Seelengegebene betrachtet. »Das unmittelbare Seelengegebene« ist stets: ich denke, fühle und will« (S. 47) oder das »Ich-Konkrete« (S. 49), in welchem als »Grundmoment« (S. 49) das »Subjekts-Moment« (S. 48) ich und die »übrigen Momente« denken, fühlen, wollen zu unterscheiden sind. Das erstere ist das »Bewußtseinssubjekt«, die letzteren sind die »Bewußtseinsbestimmtheit«. S. 50. »Als unmittelbar Gegebenes ist die Seele oder das Ich-Konkrete das konkrete Bewußtsein«. (S. 49, 126) oder auch »Selbstbewußtsein«. »Jede Seele, d. i. jedes Bewußtsein ist eben Selbstbewußtsein.« S. 130. 152.

Das sind Behauptungen, deren Richtigkeit Rehmke nicht erwiesen hat, und welche der Erfahrung widerstreiten. Das Seelische, welches unmittelbar gegeben ist, ist nicht das Ich, sondern das seelische Geschehen; erst durch dieses entsteht das Bewußtsein des Ich; daher ist es auch unrichtig, Bewußtsein = Selbstbewußtsein zu setzen.

Aus der Definition der Seele als Bewußtsein folgt, daß Rehmke jegliche unbewußten seelischen Zustände verwerfen mußte und dies auch wirklich thut. Gleichwohl spricht er im Widerspruch damit

von einem unbewufsten Wirken des Bewufstseins. S. 359.

Will Rehmke Seele = Bewufstsein setzen, so bleibt ihm das unbenommen; meint er aber, damit einen Schritt vorwärts gethan zu haben zur Lösung der Seelenfrage oder dieselbe gar zu »fragloser Klarheit« gebracht zu haben, so mufs ihm gesagt werden, dafs diese seine Meinung ein Irrtum ist. Bewufstsein ist ein seelischer Zustand, für welchen das logische Denken einen Träger fordert. Rehmke kann sich dieser Forderung auch nicht entziehen, daher zerlegt er den Zustand Bewufstsein in »Bewufstseinsbestimmtheit« und »Bewufstseinssubjekt«. Was das letztere ist, verschweigt er; nur von der »Bedingung des Bewufstseinssubjekts Seele« spricht er (S. 455 ff.) und sieht sich »genötigt, das Auftreten des Bewufstseinssubjektes als des grundlegenden Momentes des Bewufstseinsindividuums oder der Seele in jedem Augenblicke auf ein allgemeines, allumfassendes Bewufstsein zurückzuführen.« Er thut »dies um so getroster, als dieselbe Nötigung«, wie er sagt, »auch bei dem Unternehmen, das Auftreten der anderen Momente, die wir die Bewufstseinsbestimmtheiten des Seelenaugenblicks genannt haben, zu verstehen, uns entgegengetreten ist«. S. 458. In dem »allgemeinen, allumfassenden Bewufstsein mufs wieder nach »Subjekt« und »Bestimmtheit« gefragt werden, und so fort in infinitum. Das logische Denken findet damit keine Befriedigung.

Das »Subjekt« des »allumfassenden Bewufstseins« ist nach Rehmke »ein einziges, wie das Bewufstsein überhaupt, und, wie dieses, dessen Stück es ist, ein ewiges Abstraktes. Das Bewufstsein überhaupt des besonderen Seelenkonkreten also ist ein und dasselbe mit demjenigen des Alles seienden konkreten Bewufstseins, sowie mit denjenigen der anderen Seelen; es giebt nur Ein ‚Bewufstsein überhaupt', welches der abstrakte Grund jeglichen Bewufstseinskonkreten ist.« S. 461. Das allumfassende Bewufstsein ist nach Rehmke also der Grund jeglichen Bewufstseinskonkreten. Rehmke betritt hiermit das Gebiet der Metaphysik. Jede wissenschaftliche Disziplin hat ihre besonderen Begriffe: Grund, Bedingung, Folge sind logische, Ursache, wirken, Wirkung metaphysische Begriffe. Ohne zureichenden Grund darf ein Begriff der einen Disziplin nicht mit dem einer anderen vertauscht werden. Im vorliegenden Buch geschieht dies. Aufser dem obigen Beispiel sei noch angeführt, dafs Rehmke den Ausdruck: Bedingung sein = wirken setzt. S. 352. 353. 357. 358. 359. 361. 375. 383. Rehmke sollte bedacht haben, dafs der Sauerstoff eine Bedingung zum menschlichen Leben ist, aber dasselbe nicht wirkt. Mit derartigen Änderungen des Inhalts allgemein giltiger Begriffe erzeugt man nicht Klarheit, sondern Unklarheit. In vollständiger Unklarheit läfst Rehmke uns über das Kausalitäts-Verhältnis zwischen dem allumfassenden Bewufstsein« und dem »konkreten Bewufstsein Seele«.

Dies mag genügen, um zu zeigen ob Rehmke in dem vorliegenden Buch den Zweck erreicht hat, den er in der Vorrede selbst angiebt.

Obwohl es schwer ist, dieses Buch von Anfang bis zu Ende durchzuarbeiten, obwohl sein Inhalt nicht selten den schärfsten Widerspruch des logischen Denkens herausfordert und mit Thatsachen der Erfahrung in Widerstreit gerät, so ist es doch andererseits interessant, in ihm den Irrgängen des menschlichen Geistes nachzuspüren.

Eine Eigentümlichkeit des Buches allerdings hat mich peinlich berührt, d. i. die höhnische Art und Weise, in welcher die Gegner behandelt werden. Einige Beispiele! »Talisman lullt ein« S. 26, »Atem reichte nicht aus« S. 27, »Weg gepflastert« S. 28, »Geist schmeckt nach Materie« S. 30, »Ja- und Neinpsychologie« S. 30, »Dreibeinige Formel« S. 31, »abgeklatschte Auffassung« S. 94, »psychologische Dich-

tung« S. 196. 384. 390, »Mythologie der Empfindung« S. 206, »Schielen nach der Dingqualität« S. 216, »Überwintern der Wahrnehmung in dem Unbewufstseinskeller« S. 257, »Unland des Unbewufsten« S. 259, Dichtung des Unbewufsten« S. 260, »in die Nacht des Unbewufsten einzutauchen« S. 338, »Ritt ins Land des Unbewufsten 273, »Asyl des Unbewufsten« S. 274, »Mut des Widerspruchs zeigt in klassischer Naivität der —« S. 30.

Die Wissenschaft soll ihre Gegner durch zwingende Beweise widerlegen, aber nicht verhöhnen. Thut ein Vertreter der Wissenschaft das letztere statt des ersteren, so fördert er die Wissenschaft nicht, sondern schadet ihr. Schon früher einmal habe ich auf diese beklagenswerte Erscheinung hingewiesen. Es ist an der Zeit, dafs die Vertreter und Freunde der Wissenschaft solchem Zustande ein Ende machen. Daran mitzuarbeiten bitte ich hiermit auch den Verfasser des Buches.[1]

Magdeburg Dr. Felsch

Dr. Johannes Rehmke, o. ö. Professor der Philosophie in Greifswald: Grundrifs der Geschichte der Philosophie zum Selbststudium und für Vorlesungen. 308 S. Berlin 1896.

Unsere jetzige Zeit steht unter der Herrschaft der technisch-chemischen Erfindungen und wirtschaftlichen Reformen. Da bleibt wenig Mufse für das Studium der Philosophie. Es liegt darnieder. Wer erwarten mufs, in einem Examen über Philosophie gefragt zu werden, sammelt sich schnell einige Brocken aus irgend einem »Grundrifs«, »Leitfaden« oder »Repetitorium«, und damit ist sein Studium der Philosophie abgethan.

Dieser Zustand ist ein der Bedeutung der Philosophie für das gesamte Geistesleben unwürdiger. Jedes Mittel zur Beseitigung desselben, zur Anleitung für wirkliches Studium der Philosophie mufs daher mit Freuden begrüfst werden. In erster Linie ist es Sache der Philosophie-Professoren an den Universitäten, die Jugend für wirkliches Studium der Philosophie zu gewinnen.

Vorliegendes Buch empfiehlt sich in seinem Titel zum Gebrauch für »Vorlesungen«. Wenn aber ein Professor für seine Vorlesungen eines solchen Grundrisses bedarf oder seine Vorlesungen nach solchem Grundrifs einrichtet, wird er niemanden für das Studium der Philosophie gewinnen. Ein zweites Mittel, das Studium der Philosophie zu verbessern, besteht in guten Büchern, welche Anleitung zum Selbststudium geben.

Vorliegender »Grundrifs« soll nach seinem Titel eine solche Anleitung sein. Aber es fehlt ihm das erste Erfordernis dazu, nämlich eine Angabe bei den einzelnen Philosophen, mit welchem Werke derselben ein Selbst-Studierender beginnen mufs, um am leichtesten und sichersten in das System eines Philosophen einzudringen.

Das vorliegende Buch bietet im Vergleich mit ähnlichen Büchern von Pötter, Vogel. Schwegler u. a. nichts Besseres; hinter Baumann steht es zurück. Daher ist sein Erscheinen im Buchhandel vom Standpunkte der Wissenschaft aus nicht begründet. Dr. Felsch

II Pädagogisches

J. D. von der Heydt, Pfarrer: Der Religionsunterricht in Schule und Kirche. Ein Beitrag zur Reform desselben. 83 S. gr. 8⁰. Gotha, E. F. Thienemann, 1896. Preis 1,40 M.

Die 5 Paragraphen des klaren, lebendigen, eindringlichen Buches sind überschrieben 1. Das Ziel des evangelischen Religionsunterrichts, 2. Die gegenwärtige Methode, 3. Die neueren Verhandlungen (S. 18—52), 4. Katechismus oder Bibel (S. 52—70) und 5. Die Katechese. Ein Anhang fafst in Leitsätzen das Ganze zu-

[1] Über Rehmkes Psychologie siehe auch diese Zeitschrift 1897, S. 1 ff.

sammen und giebt einen Lehrplan in den Grundzügen.

Das Buch ist ein wertvoller Beitrag zur Klärung der Scheidung des Volksschul- und Konfirmanden- bez. Pfarrunterrichts. Es erörtert dabei zugleich die Fragen unserer Tage, die die Methodik des Religionsunterrichts betreffen (eventuell Ausscheidung des alten Testaments, Leben-Jesu- und Schulbibelfrage) und entscheidet sich dahin, dafs die Behandlung des Katechismus dem Geistlichen zugewiesen werde, die Volksschüler aber dafür mehr heimisch in der Bibel gemacht würden, so dafs diese vielleicht wieder zum Volksbuche werde. Letzteres ist so eindringlich und mit so grofser Umsicht und Begeisterung durchgeführt, dafs man es fast als den Hauptzweck des Buches ansehen möchte. — Der Verfasser geht gründlich vor und legt vielfach die psychologischen und didaktischen Grundgesetze einsichtsvoll dar.

Als Ziel der christlichen Erziehung bis zur Konfirmation ist die Fähigkeit der Selbsterziehung bestimmt, die in der christlichen Persönlichkeit sich verkörpert; Christus ist Ideal. Die Vollendung bleibt auf der Erde eine erstrebte. Drei Faktoren bedingen die Selbsterziehung: Das Bibellesen, Gemeindeleben und die eigenen Lebenserfahrungen, »das Bibellesen nimmt den ersten Rang ein.« Die drei Faktoren müssen ein einheitliches Ganzes gestalten. Alle späteren Hilfsleistungen: Fortbildungsschule, kirchliche Katechese, christliche Vereinsthätigkeit können die Schularbeit nicht ersetzen. — Der Unterricht ist Vorbedingung der Erziehung; er erzeugt die Vorstellungen nach Zahl und Beschaffenheit, also die Grundlage des Gemütslebens und des Willens. Dem Nachahmungstrieb des Kindes ist Rechnung zu tragen durch Vorführung vorbildlicher Personen (der Geschichte und der Gegenwart) und der Aufdeckung der Gründe ihres Handelns. Auch Böses wird — z. B. durch die Biblische Geschichte — bekannt. Durch Hinführung der Zöglinge zur Erkenntnis der Gründe des guten und bösen Handelns wird mit der Aufstellung der Glaubenslehre begonnen. »Die Ausnutzung der gewonnenen Anschauungen für die Bildung dogmatischer Begriffe ist vom Übel.« »Ein eitler Doktrinarismus in langatmigen Definitionen und dialektischen Entwickelungen weidet die Kinder in der Wüste statt auf grüner Au«. — Die Erzeugung eines festen Glaubenslebens erfordert Einhelligkeit der lehrenden Personen. Das Interesse des Zöglings ist am dargebotenen Stoff zu wecken, damit freier Wille und Übung der Selbstthätigkeit angeregt wird. — Mit Nachdruck wendet sich das Buch gegen die Stoffmassen des Religionsunterrichts, die ein Vergessen der heiligen Geschichte und der Glaubenslehre bedingen. »Man füllt das mechanische Gedächtnis des Kindes mit Memorierstoff, immer das eine zum andern aufhäufend, ohne für die Verknüpfung der einzelnen Stoffe miteinander zu sorgen... Es fehlt an dem einheitlichen Arbeiten innerhalb des ganzen religösen Lehrstoffs und bei den verschiedenen Lehrern, durch deren Hände die Erziehung des Kindes geht.« Letztere Behauptung übertreibt. »Der Lehrplan ist aufgestellt nach dem System der Lückenausfüllung.« Das Lebensbild des Herrn ist in ihm mehr in den Vordergrund zu stellen. Die Masse des schweren Religionsstoffes, die den Lehrer zwingt, möglichst früh mit der Einprägung zu beginnen (wie es auch die Behörde will) und auf verstandesmäfsige Arbeit wenig Wert zu legen, wird in der Regel auch in späterer Lebenszeit nicht verstanden. »Das Kind wird gezwungen, Sätze auswendig zu lernen, mit denen es überhaupt kein Verständnis verbindet.« Verfasser bringt hierzu Belege. Zu weit aber geht er in der Behauptung, dafs das Kind den Eindruck bekomme, es gebe 20 Gebote, 6 Artikel (mit Luthers Erklärung). Das gerügte Diktat des Lehrers erscheint wohl nirgends mehr; jedenfalls wird's nie als Krone über allem schweben. — Die

Volksschüler sollen nach dem Buche etwa 200 Bibelsprüche zu lernen haben. Die Sprüche sind für sie nicht als dicta probantia zu gebrauchen — sehr richtig! Die paränetischen Sprüche sind im Vorzuge.

Verfasser betont eine Verschmelzung aller Zweige des Religionsunterrichts zu einem Stamme. Er entscheidet sich auch hier für Herbart-Ziller. Den heutigen Vertretern der Richtung rühmt er rege, erfolgreiche Arbeit und ruhiges, Überzeugung bringendes Auftreten nach. Von Ziller wird lobend hervorgehoben, dafs er das Ziel jeder Menschenseele mit der Ewigkeit verknüpft weifs und darnach sein Erziehungsziel gestaltet. — Weiterhin werden die Ansichten angesehener Schulmänner, bezw. Gelehrten, über den Religionsunterricht angeführt und besonders ihre Stellung zu dem Verhältnis des Schul- zu dem Konfirmandenunterricht angegeben (z. B. Thrändorf, Kehr, Pfeifer, Schneider, Nitzsch, G. Schulz, Armstroff, Spies, Kolbe Leop. Schultze, Buchrucker, Cremer, v. Rohden, Bang). Eine saubere Scheidung zwischen Schul- und Pfarrunterricht fehle bei allen und daher entständen wesentliche Nachteile. Dem Geistlichen soll mehr Arbeit zugewiesen werden, zumal der Lehrer vielfach reichliche Arbeit habe und der Geistliche — besonders auf dem Lande — über ein grofses Quantum von Mufsezeit verfüge. Der Katechismus gehöre auch nicht an das Ende der Schulzeit (7. u. 8. Schuljahr). Als Gründe dazu führt das Buch etwa an: Die Kinder sind beim Beginn des Konfirmandenunterrichts katechismusmüde, Geistliche und Lehrer gehören nicht derselben religiösen Richtung an, so dafs ein heilloses Durcheinander entstehen kann in den Köpfen der Kinder, und daher Volksverführer ein leichtes Spiel haben, die religiösen Überreste auszureifsen. Bei Behandlung der Sakramente könne der Lehrer die theologische Bildung kaum entbehren. Ferner verfahre der Geistliche in seinem Unterrichte vielfach so, als ob die Schule überhaupt noch nichts geleistet habe. Bibel und Gesangbuch müfsten in der Schule zu gunsten des Katechismus zurücktreten; nicht die Bibel-, sondern die Kirchenlehre sei Lehrstoff. »Dementsprechend sieht man auch in der Erziehung der Rechtgläubigkeit den Kern des Religionsunterrichts in der Schule. Dafs aber bei dieser Unterrichtsweise ein Geschlecht herangewachsen ist, dessen Ungläubigkeit oder Indifferentismus zum Verzweifeln grofs ist, das einzugestehen, erscheint darum so gefährlich, weil damit der Kirchenlehre als dem wichtigsten Unterrichtsmittel das Urteil gesprochen ist.« — Der Verfasser warnt, beim Aufsagen des religiösen Lehrstoffs schon ein Verständnis desselben beim Schüler anzunehmen. Wenn das Kind mit dem Worte des Lehrers nicht eine innere Anschauung verbinden kann, dann ist das Wort leerer Schall (von Lehrern lange schon erkannt; dankbar sind sie, dafs auch von theologischer Seite das ausgesprochen wird). Der Katechismus sei keine Laienbibel; er könne die Bibel nie ersetzen, und seine Lehre sei auch nicht fafslicher als die der Bibel.

An die Stelle des Katechismus soll den Schülern die Bibel als Erbauungs- und Lehrbuch so zu Herzen geführt werden, dafs sie für alle Zeit ein treuer Lebensgefährte bleibt. Mit viel Einsicht. Überzeugung und hoher Begeisterung zeigt der Verfasser die daraus entstehenden Vorteile. Dabei begründet er anstreifend, dafs das Alte Testament in der Schule wohl zu kürzen, nicht aber auszuscheiden ist. Von Bangs Bestrebungen spricht er anerkennend.

Für die Volksschüler will der Verfasser zuviel Bibelkenntnis. Er verlangt z. B., dafs sie die wichtigen Gesichtspunkte der Parusie kennen, nach welchen Stellen und Kapitel der neutestamentlichen Briefe zu erklären sind. Sehr dehnbar ist es auch, von den Zöglingen den

Inhalt der wichtigsten Bücher und Kapitel der Bibel zu verlangen. Geirrt hat sich der Verfasser, wenn er meint, nach dem heutigen Lehrplane wüfsten die Schüler nicht, an welchen Stellen der Bibel sie Trost finden könnten. Wenn auch ein Bibellesen zu dem Zwecke, dafs die Kinder in der Bibel bewandert werden sollen, heute nicht Brauch ist, so stützt der Schriftabschnitt doch die Biblische Geschichte, den Katechismus und das Gesangbuchslied der Oberklasse; zudem wird in der Schulandacht am Wochenschlufs und Wochenanfang die Epistel, bezw. das Evangelium des nächstliegenden Sonntags gelesen und zur Grundlage einer erbaulichen Ansprache genommen. Auch das Bild Christi fehlt im Unterrichte nicht, wie auch die glaubensfreudigen Christen der ersten Gemeinde den Zöglingen zu Herzen geführt werden; letzteres z. B. bei Behandlung des 3. Artikels, zu dem die Apostelgeschichte recht wohl Anschauungsstoff liefert. Allerdings kann beides in der Volksschule in noch ausgiebigerer Weise geschehen, zumal wenn, wie auch der Verfasser will, die Schulbibel gebraucht werden darf.

Ferner wird der Volksschule an Stelle des Katechismus mehr alt- und neutestamentliche Zeitgeschichte, eingehendere Beachtung des Kirchenliedes und seiner Dichter, die Verfassung der christlichen Kirche, die innere und äufsere Mission zugewiesen.

Nachdem der Verfasser das Unpsychologische und Unmethodische der Katechese mit Nachdruck aufgedeckt hat, fafst er den Inhalt seiner höchst beachtenswerten Schrift in Leitsätzen, die zugleich einen Lehrplan in den Grundzügen enthalten, zusammen. Wenn nun auch der Katechismus aus der Volksschule gewiesen ist, so doch bei weitem nicht das Gewinnen von Glaubenslehr-, bezw. Katechismussätzen. Von Herbart-Ziller ist das insofern ein Unterschied, als eine Zusammenstellung dieser Sätze im Anschlufs an den Katechismus nicht eintritt. Die Aneinanderreihung aber, die zugleich einen Überblick giebt, ist gewifs nicht nachteilig.

Aus des Verfassers Vorschlägen, die gewifs einen Mifsstand zeigen, folgt, dafs Schule und Kirche noch viel mehr mit und für einander arbeiten müssen, wenn, wie doch beide schliefslich wollen, das Reich Gottes auf Erden gefördert werden soll. Warum soll der Konfirmandenunterricht sich nicht auf dem Lehrplane der Schule aufbauen lassen, liegt letzterer doch ausführlich vor?

Das Buch ist mit einem grofsen pädagogischen Verständnis und Wissen, gerechter Beurteilung der hierher gehörigen Litteratur, einem scharf beobachtenden, aber ruhig-sachlich urteilenden Blick, einem offenen Freimut, mit Begeisterung und in Liebe zu dem Volksschullehrerstande geschrieben. — Volksschullehrer sind für solche Bücher dankbar!

Neustadt a. O. H. Winzer

Dr. **W. Martens**, Lehrbuch der Geschichte für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Zweiter Teil: Geschichte des Mittelalters. — Dritter Teil: Geschichte der Neuzeit. Hannover-Linden (Manz & Lange 1894 und 1895.)

Die beiden letzten Teile des Martensschen Lehrbuchs der Geschichte entsprechen den gehegten Erwartungen vollauf. Formell und inhaltlich finden wir dieselben Vorzüge wie beim ersten Teil. Das Wissenswerte ist kurz und präzis mit Weglassung alles überflüssigen Ballastes und in übersichtlicher Gliederung dargestellt. Klar und schön geschriebene kulturgeschichtliche Einleitungen bezw. Rückblicke geben dem Schüler auch über dies früher so sehr vernachlässigte Gebiet genügende Übersicht (man vergl. z. B. den Abschnitt über die innern Verhältnisse der Germanen bei Beginn der grofsen Wanderungen, 2. Tl., S. 9 ff.). Die Anmerkungen sind auch hier wieder mit vielem Bedacht ausgewählt, sie erfüllen neben denselben Zwecken wie beim ersten

Teil noch zwei weitere, einmal den Zusammenhang zwischen den einzelnen Teilen des Werkes zu vermitteln, sodann die geographische Orientierung (Karten sind erst für eine spätere Auflage geplant) zu erleichtern. Dafs Kirchen- und Litteraturgeschichte dem Spezialunterricht überlassen und hier nur gelegentlich gestreift sind, wird wohl jeder Sachverständige billigen. Ein vollständiges Namen- und Sachregister fehlt nicht. Kurz, wenn auch diese beiden Teile an Umfang (160 und 293 S.) hinter dem ersten (326 S.) zurückbleiben, so wird doch bei der Lektüre ersichtlich, dafs Verfasser nicht geringere Mühe für sie aufgewendet hat. Der grofse Erfolg des Martensschen Werkes (eine 2. Auflage ist bereits in Arbeit) ist wohlverdient.

Leipzig Dr. A. Schlatterer

Dr. **Th. Matthias**, Sprachleben und Sprachschäden. Ein Führer durch die Schwankungen und Schwierigkeiten des deutschen Sprachgebrauches. Leipzig, Friedrich Brandstetter. 2. verb. u. verm. Aufl.

Es wird jetzt fast allgemein zugegeben, dafs sich unsere Sprache in einem Zustande der Verwilderung befinde. Man hat ein erstaunliches Geschick, auch den einfachsten Gedanken unter einem Schwall von Worten zu begraben, braucht also ungewöhnliche Ausdrucksweise, um gewöhnliche Dinge zu sagen; durch Substantivierung und Adjektivierung von Verbalinhalten schafft man Sätze, die man mühsam entziffern mufs; durch Verwendung von müfsigen Adjektiven und phrasenhaften Wendungen tritt man das »haushältige« Wesen der Sprache mit Füfsen, man bauscht Satzglieder auf, die keine oder nur eine geringe Bedeutung haben etc. Wer wirklich denkt, der sorgt auch dafür, dafs seine Gedanken einen richtigen und klaren Ausdruck erhalten. Dies zeigt uns zugleich die Stelle, wo man angreifen mufs, um eine Besserung herbeizuführen. Doch läfst sich nicht leugnen, dafs auch durch Einwirkung auf die Sprache selbst Gutes gewirkt werden kann. Unsern Dank verdienen daher die Männer, welche auf allerhand Mifsstände in unserer Sprache aufmerksam gemacht haben, vor allem Sanders (Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in d. deutsch. Spr.), Keller (Deutscher Antibarbarus, ein Beitrag zur Förderung des richtigen Gedankenausdrucks i. d. Spr.), Andresen (Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit) und Wustmann (Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen u. d. Häfslichen.)

Hat neben diesen sämtlich nicht unverdienten Büchern das von Matthias noch eine Berechtigung zum Dasein? »Mein Buch« — sagt Matthias — »soll nicht nur eine neue Beispielsammlung zu alten Beobachtungen sein... Mein Augenmerk war hauptsächlich darauf gerichtet, mehr als die Vorgänger die rechte Mitte zwischen der beschreibenden und der gesetzgebenden Grammatik zu finden und zugleich dem Buche einen geschlossenen, vom Einfachen... zum Zusammengesetzten fortschreitenden Aufbau zu geben, innerhalb dessen sich auch in gröfseren Zusammenhängen die oft vielen Einzelerscheinungen gemeinsamen Ursachen desto leichter überblicken liefsen. Schon diese Absicht mufste mich eine andere Form wählen lassen als die von Sanders beliebte eines Wörterbuches, bei welcher sich der gesamte Sprachstoff in unzählige Atome zersplittert... Auch bei dem Buche Andresens sieht sich der Ratsuchende oft vergebens um nach einem entschiedenen ‚Bis hierher und nicht weiter!'.... Auf der anderen Seite werden mit älteren Grammatikern noch Regeln und Bestimmungen aufrecht erhalten, welche auch eine mafsvolle Berücksichtigung des Wandels in der Sprache nicht mehr gelten lassen. Vollends Wustmann vertritt wieder fast ausschliefslich den Standpunkt der gesetzgebenden Grammatik«... Demgegenüber kommt Kellers Antibarbarus »dem Ziele der rechten Mitte zwischen beschreibender und gesetzgebender Sprach-

lehre unbedingt am nächsten. Indes verrieten hier wieder gar manche Ausführungen den südwestdeutschen Ursprung des Buches; manchmal war auch in ihm den Lesern überlassen, zwischen dem, was nachahmenswert, und dem, was möglich ist, selber die Grenze zu ziehn; die Kapitel über Infinitiv und Partizip waren nicht ausländlich und das über den Modus verunglückt.

Rechnet man hinzu, dafs gerade in diesem ... Buche manche Abschweifungen, auf griechische und lateinische Parallelen namentlich, für viele dieser Sprachen nicht kundige Leser überflüssig sind, so wird man auch nach ihm noch das Erscheinen dieses meines Buches gerechtfertigt finden. Dazu werden erst in ihm alle Entscheidungen deutlichst auf geschichtlichem Untergrunde gefällt, von eben da aus manche hergebrachte, aber verkehrte Auffassungen widerlegt und gerade die schwierigsten und meist umgangenen Fragen, wie die nach dem Subjekt des Partizips ..., der Bedeutung der Modi und der Zeitfolge genauer und wegweisender als bisher erörtert werden. Die geschlossenere und folgerichtigere Ordnung, dazu die gedrängte Inhaltsübersicht und das ausführliche Inhaltsverzeichnis werden sowohl dem Ratsuchenden die Aufsuchung der einschlägigen Stellen erleichtern, als auch dem Lehrer am bequemsten die Dinge darbieten, vor denen eindringlichst zu warnen bei der systematischen Durchnahme oder Wiederholung der deutschen Grammatik heute nötiger ist als eine ausführliche Besprechung dessen, was so wie so richtig gemacht wird.« (Vorwort.)

Matthias hat allerdings zuweilen sprachlichen Dingen eine Wichtigkeit beigelegt, die man ihnen im allgemeinen nicht zuerkennt, und da bestimmte Entscheidungen getroffen, wo man die Entscheidung dem einzelnen anheimstellen sollte. In der Sprache giebt es eben mehr als anderswo Adiaphora. Daneben aber enthält das vorliegende Buch eine Fülle der wertvollsten Darlegungen, die unbedingten Beifall verdienen. Wollte man auch nur das beachten, was Matthias über die Natur und Verwendung der Verben, über die Zeitenfolge, über die Wortstellung, über den Wort- und Satzrhythmus und über die Klarheit, Einfachheit, Natürlichkeit und Schönheit der Ausdrucksweise gesagt hat, es würde um unsere schriftlichen Darstellungen ganz anders stehen. Matthias hat einen so genauen Einblick in das Wesen der Sprache und für sprachliche Dinge ein so feines Gefühl, dafs seine Belehrungen die weitestgehende Beachtung verdienen.[1])

Weimar M. Fack

E. Österberg, Otto Hoppes, Deutsche Laut- und Aussprachelehre (Tysk ljud- och uttalslära) (S. 313—321).

Der Verfasser, Lehrer der deutschen Sprache am königl. höhern Lehrerinnenseminar zu Stockholm, hat sich durch ein mustergiltiges Wörterbuch der deutschen und schwedischen Sprache bekannt gemacht. Er ist zum Teil auf einer deutschen Schule ausgebildet worden, wie er in einem Aufsatze der Nordisk Tidskrift 1891, II erzählt (vergl. Neue Jahrb. f. Phil. u. Päd. 1893 Heft 4 u. 5), seine Arbeit stützt sich aufserdem auf Viëtor und dessen Schrift über die Aussprache des Schriftdeutschen. Zur Darstellung der Vokale wählt er das von der deutschen phonetischen Schule angenommene sogenannte Vokaldreieck. Österberg zieht das englische Vokalschema vor, und meint, dafs man in dieses die Vokale leichter einordnen, sie genauer beschreiben und definieren könne. Er verweist auf die Tabellen in Soames' Introduction to Phonetics und auf Sweet, Primes of Phonetics. Einzelheiten haben für deutsche Leser kein Interesse. Aus der Besprechung, die viele Ausstellungen macht, geht hervor, dafs auch unsere skandina-

[1]) Auf S. V (Zeile 7 v. ob.) ist durch ein versetztes Komma die Auffassung eines komplizierten Satzes erschwert.

vischen Vettern gründliche phonetische Studien treiben. Im Deutschen das Richtige zu treffen ist freilich besonders schwer, schwieriger vielleicht noch als im Englischen, weil wir, wie Österberg richtig bemerkt, keine Reichsaussprache besitzen. Für den deutsch lernenden Ausländer ist das ein Hindernis, ob es für uns Deutsche aber wünschenswert ist, eine solche zu schaffen — und Professor Viëtor giebt sich ja alle Mühe damit — sei dahin gestellt; es dürfte auch schwerlich gelingen. —

Malchin G. Hamdorff

Selbstanzeige

Im Februar dieses Jahres ist bei H. A. Pierer in Altenburg unter dem Titel: »Präparationen für den Schreiblese-Unterricht im 1. und 2. Schuljahre« ein Werk des Unterzeichneten erschienen, das sich ein doppeltes Ziel gesetzt hat. Es möchte einerseits der Herbartschen Pädagogik neue Freunde unter den Landschullehrern erwerben und andererseits der Normalwortmethode den Eingang in die Landschulen öffnen. Was derselben trotz ihrer Vorzüge den Weg dahin bisher versperrt hat, war besonders das Fehlen eines von leichten zu schweren Schreib- und Leseübungen streng fortschreitenden Stufenganges. Methodiker, die einen solchen herstellen wollten, mufsten notgedrungen zur Kleinschreibung der Hauptwörter greifen, also Falsches lehren. Den Schreiblese-Unterricht bis zum 2. Halbjahr des I. Schuljahres hinauszuschieben, wie Rein es will, ist in den ein- und wenigklassigen Landschulen leider aus mancherlei schwerwiegenden Gründen nicht möglich. Verfasser hat deshalb den Ausweg gewählt, bei den Anfangsübungen auf substantivische Normalwörter zu verzichten und statt ihrer Tierstimmen, Ausrufiaute, Zeitwörter und Eigenschaftswörter zu behandeln. An ihnen werden die Vokale und flüssigen Konsonanten geübt. Ist das geschehen, so treten Hauptwörter als Normalwörter ein. Der Vorzug, den sie als solche haben, wird voll gewürdigt; allein der Verzicht auf sie bringt nur geringe Nachteile gegenüber dem grofsen Vorteil eines sorgfältigen Stufenganges für die Anfangsübungen. Das Grundprinzip der Normalwortmethode, das Ausgehen vom Wortganzen und die Rückkehr zu ihm, bleibt dabei durchaus gewahrt. Die ausgewählten Normalwörter sind zunächst den Grimmschen Märchen oder dem an diese sich anschliefsenden Sachunterrichte entnommen, so z. B. die Tierstimmen den »Bremer Stadtmusikanten«. Hinter den an sich trockenen Übungen steht also ein Gedankenganzes, das sie trägt und belebt. Dadurch wird dem Konzentrationsgedanken Rechnung getragen. Der Unterricht beginnt mit einzelnen Wörtern und Sätzen der Märchen und endet mit der Lesung des Märchenbuches. Es ist kaum zu glauben, was für ein Schwung dadurch dem Schreiblese-Unterrichte verliehen wird. Das Buch bietet damit jedem Lehrer der Elementarklasse Gelegenheit, die Macht der Konzentrationsidee, der wichtigsten des Herbart-Zillerschen Lehrplansystems, aus eigener Erfahrung kennen zu lernen. In besonderen Übersichten, die den Hauptgruppen des Schreiblesens vorangeschickt sind, werden die Märchen mit ihren ethischen Sätzen, dann die Stoffe für Natur- und Heimatkunde, darauf die Gedichte, Geschichten, Verse für den Sprachunterricht angegeben, ebenso die Stoffe für Gesang und Zeichnen. Was die gegenwärtig gebräuchlichen Fibeln und Lesebücher bieten, ist bevorzugt. Die Märchen sollen nicht den Religionsunterricht ersetzen, sondern als ethischer Gesinnungsunterricht, zwischen ihn und den Sachunterricht treten. Das Werk, mit Rücksicht auf die angehenden Lehrer in Form ausführlicher Präparationen abgefafst, läfst sich daher im Rahmen der geltenden Lehrpläne sehr gut verwenden. Es ist vor allem darauf berechnet, den Lehrern der einfachen Landschule ihre schwere Arbeit zu erleichtern. Es hält sich frei

von aller Methodenreiterei, sucht vielmehr in erster Linie den psychologischen und physiologischen Gesetzen, dann der Natur des Faches und den Bedürfnissen der Landschulen gerecht zu werden. Auch bemüht es sich alle Einseitigkeiten zu vermeiden. So ist bei der Anordnung des Lesestoffes die Phonetik zwar ausreichend berücksichtigt, aber sie ist nicht allen andern Rücksichten vorangestellt. Das Buch ist zu jeder Fibel zu benutzen, wenn nur der Lehrer darauf Verzicht leistet, sie sogleich bei den ersten Schreibleseübungen zu gebrauchen. Da es vermeidet, Anweisungen zu geben, die auch dem angehenden Lehrer aus den landläufigen »Schulkunden« bekannt sein müssen, so ist sein Umfang nicht allzu grofs geworden. Der geringe Preis von 1,60 M wird auch den dürftig besoldeten Landlehrern die Anschaffung des Buches nicht unmöglich machen.

Glindenberg F. Hollkamm

Albert Müller, Bleskes Elementarbuch der lateinischen Sprache: Für die unterste Stufe des Gymnasialunterrichts. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior).

Die vorliegende zehnte Auflage ist nach Mafsgabe der neuesten Bestimmungen umgearbeitet worden. Der Lehrstoff ist gegen früher erheblich beschränkt, doch hätten auch § 36—39 (die gebräuchlichsten Ausnahmen von den Geschlechtsregeln), § 59—61 (die Präpositionen), § 89—90 (Bildung und Komparation der Adverbien) gestrichen werden sollen. Auch die recht langweiligen Vorübungen in § 1—12 könnten fehlen. Die Anordnung folgt dem Gange der Grammatik. Nur die Zahlwörter und die Fürwörter werden mit Recht nach der ersten Konjugation besprochen. Aufserdem sollte die vierte Konjugation vor der dritten behandelt werden. Die Darstellung namentlich der dritten Deklination giebt öfter zu Bedenken Anlafs.

Von den Einzelsätzen ist eine grofse Menge in Wegfall gekommen; die beibehaltenen sind durchgesehen, geändert und besser geordnet worden. Doch wird auch in Zukunft noch manches zu verbessern sein.

Eine ziemliche Anzahl zusammenhängender Lesestücke ist neu hinzugekommen. Eine Umgestaltung und Umstellung derselben nach ihrem geschichtlichen Inhalte wäre sehr zu empfehlen.

Die Vokabeln standen früher über den Übungsstücken. Jetzt stehen sie an zwei Stellen des Buches: Seite 48—54 findet man die Wortkunde zu § 1—50, daran schliefst sich ein sachlich geordnetes Vokabularium; Seite 130 ff. stehen die Wörter zu § 51—102, darauf folgt ein Verzeichnis der Adverbia, der Konjunktionen und der Eigennamen. Das alphabetische Wörterverzeichnis ist gestrichen worden.

Es dürfte sich empfehlen Formenlehre, Übungsstücke und Wortkunde voneinander zu trennen. Unter einem Einbande könnten sie ja trotzdem bleiben.

Schneeberg Ernst Haupt

D Aus der Fachpresse

I Aus der philosophischen Fachpresse

Natorps Archiv für systematische Philosophie. IV. 1. u. 2. Heft. Berlin, Reimer, 1897.

Inhalt: I. Emil Koch (I.), Richard Avenarius' Kritik der reinen Erfahrung. — II. Hans Kleinpeter, Die Entwicklung des Raum- und Zeitbegriffes in der neueren Mathematik und Mechanik und seine Bedeutung für die Erkenntnistheorie. — III. J. Baumann, Über Ernst Mach's

philosophische Ansichten. — IV. Karl Ueberhorst, Das Wesen der Aufmerksamkeit und der geistigen Sammlung. — Max Dessoir, Beiträge zur Ästhetik. — Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der systematischen Philosophie: I. Ferdinand Tönnies in Hamburg, Jahresbericht über Erscheinungen der Soziologie aus den Jahren 1895 und 1896. — II. B. Bosanquet in London, Philosophy in the United Kingdom in 1896. — Bei der Redaktion eingegangene Schriften. — Zeitschriften.

2. Heft. I. Emil Koch (II.), Richard Avenarius' Kritik der der reinen Erfahrung. — II. Joh. Zahlfleisch, Über Analogie und Phantasie. — III. Ludwig Stein, Wesen und Aufgabe der Soziologie. — Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der systematischen Philosophie: Ferdinand Tönnies in Hamburg, Jahresbericht über Erscheinungen der Sociologie aus den Jahren 1895 und 1896. — Bei der Redaktion eingegangene Schriften. — Zeitschriften.

Neue metaphysische Rundschau. Eine unabhängige Monatsschrift für philosophische, psychologische und okkulte Forschungen. Von P. Zillmann, I, 3 u. 4.

Inhalt: Vivekananda, Jogo-Philosophie. — Kniepf, Die Psyche des Gangliensystems als Quelle der mediumistischen und verwandten Forschungen. — Maack, Unbekannte Strahlen. — Unger, Der Geheimwissenschaftliche Unsterblichkeitsbeweis. — F. Hartmann, Abenteuer unter den Rosenkreuzern. — Wald, Experimental Somnambulismus. — Glückselig, Für mich oder wider mich? — A. P. D., Und die Einsamkeit sprach zu mir! — Transcendentale Ergebnisse. — Briefe über Mystik. — Rundschau. — Litteratur.

Gutberlet's Philosophisches Jahrbuch. XI, 1. u. 2. 1898.

Inhalt. I. Abhandlungen: C. Gutberlet, Die »Krisis in der Psychologie«. J. Geyser, Der Begriff der Körpermasse (Schluß). — F. X. Pfeifer, Über den Begriff der Auslösung und dessen Anwendbarkeit auf Vorgänge der Erkenntnis (Schluß). — E. Dentler, Der Νοῦς nach Anaxagoras. — J. Bach, Zur Geschichte der Schätzung der lebenden Kräfte (Fortsetzung). — II. Rezensionen und Referate.

2. Hft. I. Abhandlungen: C. Gutberlet, Die »Krisis in der Psychologie« (Schluß). — A. Seitz, Zusammenhang des Leibniz'schen Monadensystems mit dem Determinismus. — E. Dentler, Der Νοῦς nach Anaxagoras (Fortsetzung). — Cl. Baeumker, Herr Fr. Gundisalv Feldner und mein »Problem der Materie in der griechischen Philosophie«. — II. Rezensionen und Referate.

Falckenberg, Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Leipzig, Pfeffer, 1898. Bd. 111, Heft 2.

Inhalt: R. Falckenberg, Aus Hermann Lotzes Briefen an Theodor und Clara Fechner. — Otto Stock, Psychologische und erkenntnis-theoretische Begründung der Ethik. — Ludwig Busse, Jahresbericht über die Erscheinungen der anglo-amerikanischen Litteratur der Jahre 1893/94. (Falckenberg-Armstrong, Fullerton, Wallace, Flint, Ladd, Ormond.) — Karl Vorländer, Sören Kierkegaard und sein »Angriff auf die Christenheit.« — A. Döring, Ein Wort pro domo in Bezug auf H. Diels »Parmenides Lehrgedicht«. — Siegfried Mekler, L. Campbell über die Stelle des Sophistes, Politicus und Philebus in der Reihenfolge der Platonischen Dialoge und über einige Charakteristika der letzten Platonischen Schriften. Mit Genehmigung des Verfassers und der Verlagsanstalt übersetzt. — Dr. Fr. Nagel, Über den Begriff der Ursache bei Spinoza und Schopenhauers Kritik desselben. — Rezensionen.

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft. Herausgegeben von Ludwig Keller. Berlin, Gärtner (Heyfelder), 1897.

Band 6, Heft 9 und 10. November-Dezember:

Simon, Lic. Dr. Th., Die Begründung des Optimismus bei Theodor Fechner. — Kayser, Dr. Rud., Joachim Morsius. — Kleinere Mitteilungen. — Besprechungen. — Nachrichten.

Pädagogisches Magazin. Abhandlungen vom Gebiete der Pädagogik und ihrer Hilfswissenschaften. Herausgegeben von Friedrich Mann. Langensalza 1895. Hermann Beyer und Söhne. Heft 54—69.

54. H. Göring, Bühnentalente unter den Kindern. 55. H. Keferstein, Aufgaben der Schule in Bezug auf das sozialpolitische Leben. (2. Aufl. 1896.) 56. Steinmetz, Die Herzogin Dorothea Maria von Weimar und ihre Beziehungen zu Ratke. 57. O. Janke, Die Gesundheitslehre im Lesebuch. 58. v. Sallwürk, Die formalen Aufgaben des deutschen Unterrichts. 59. F. Zange, Das Leben Jesu im Unterricht der höheren Schulen. 60. Ad. Bär, Heeresverfassungen. 61. Mittenzwey, Die Pflege der Individualität in der Schule. 62. Chr. Ufer, Über Sinnestypen. 63. E. Wilk, Die Synthese im naturgeschichtlichen Unterricht. 64. E. Schlegel, Die Ermittelung der Unterrichtsergebnisse. 65. Schleichert, Experiment und Beobachtung im botanischen Unterricht. 66. v. Sallwürk, Die Arbeitskunde im naturwissenschaftlichen Unterricht. 67. O. Flügel, Über das Selbstgefühl. 68. O. W. Beyer, Die erziehende Bedeutung des Schulgartens. 69. Fr. Hitschmann, Über die Prinzipien der Blindenpädagogik. — Ferner Heft 10: Flügel, Über die Phantasie, ein Vortrag, in zweiter Auflage.

Przeglad Filozoficzny (Philosophische Rundschau). Redigiert von Dr. L. Weryho in Warschau. 1. Jahrg., 1. Heft:

I. Slowo Wstepne. — II. Co to jest Nauka? von Adama Mahrburga. — III. O Terminologji Psychologicznej von Józefa K. Potockiego. — IV. Podstawy Filozofji Spolecznej von Prof. Dr. L. Steina. — V. Wyjatek.

II Aus der pädagogischen Fachpresse

Zum Religionsunterricht liegen uns aus dem Berichtsjahre einige gröfsere Abhandlungen vor. Über »Die Heilsgeschichte in der Volksschule« entwickelt Dr. O. Haupt (D. Schulpr. 97, 2—4) folgende Gedanken: Die Volksschule mufs dem Kinde eine zusammenhängende Darstellung der Heilsgeschichte geben. Ethik und Dogmatik dürfen zwar für die Auswahl der Geschichten nicht mafsgebend sein, doch sind Sätze aus dem Katechismus, wo es angeht zu verwerten, teils als Belegstellen, teils als Schlufsglieder von Entwicklungsreihen. Die einzelnen Perioden sind nicht immer nach einander zu behandeln, sondern wie es die geistige Fähigkeit der Kinder erlaubt, doch müssen von Anfang an die Höhepunkte der Heilsentwicklung jedes einzelnen Abschnittes in jedem Schuljahre hervorgehoben werden und die letzten zwei Jahre ihren organischen Zusammenhang zeigen. Den Mittelpunkt jeder Gruppe von Geschichten oder jeder Epoche bildet eine Person, die Träger des Heilsgedankens ist, die leuchtende Sonne aber jeder Unterrichtsstunde sei Jesus Christus. »Wie erziehen wir zum Glauben an Jesus Christus?« Diese Frage beantwortet Dr. Thrändorf (D. Schulpr. 97, 5. 6). Auf dem guten Grunde einer besonders in die Tiefen der prophetischen Gedankenwelt eingehenden Behandlung des alten Testaments folgt auf der Oberstufe das Leben Jesu in zusammenhängender einheitlicher Darstellung am besten eines Synoptikers. Wird das Leben Jesu im kindlichen Geiste annähernd nacherlebt, so wird in ihm auch das Bekenntnis

Petri entstehen, und damit ist zugleich der Schlüssel für den Hauptinhalt des 2. Artikels gewonnen. — Auf einen neuen Boden werden die Verhandlungen über die Stellung des Katechismusunterrichts gestellt durch folgende Arbeiten: Das Leben Jesu und der Katechismus. Von Militärpf. Schwartz (Ev. Schulbl. 97. 3), »Über das Verhältnis von biblischer Geschichte und Katechismus.« Von demselben Verfasser. (Ebenda 12.) »Ist der Katechismus als Lehrbuch zu betrachten?« Von Dr. G. v. Rohden. (Ebenda 5.) Nach ihren Ausführungen verhalten sich biblische Geschichte und Katechismus nicht zu einander wie Anschauung zum Begriff, sondern wie Glauben zum Bekennen. Hält man aber daran fest, dafs der Katechismus nur die kirchlich-rezipierte, bekenntnismäfsige Form dessen ist, was der Christ glaubt, dann ist ein »selbständiger« Katechismusunterricht ein Unding. Denn dann ist der Katechismus eben nur eine besondere Form des Ausdrucks für den Glauben, den die geschichtliche Erscheinung Christi erweckt und auch in den Kindern erwecken soll, und für eine blofse Form wird man doch keinen selbständigen Unterricht einrichten wollen. Auch bekommt dann der ganze Unterricht ein anderes Gesicht. Wenn einem Religionslehrer das Schema Anschauung-Begriff vorschwebt, dann legt er auch konsequenterweise seinen Unterricht auf Begriffsentwicklung, oder auch umgekehrt auf Begriffsveranschaulichung an. Wenn er sich aber vor Augen hält: hier sollen die Kinder glauben und dort bekennen, dann benutzt er die biblische Geschichte nicht als Anschauungsmaterial für Begriffe, sondern dann greift er die Liebe und das Erbarmen, das uns aus dieser Geschichte entgegengrüfst, und dann zeigt er den Kindern aus ihrem und der Menschen Leben, wie nötig wir solch ein Erbarmen haben, und wie dankbar wir dafür sein können, und das ist dann die Methode, bei der die Kinder sprechen lernen: Ich glaube an Gott den Vater, ich glaube an eine Vergebung der Sünden, ich glaube an ein ewiges Leben. — Dafs der Katechismus trotz Zillers Verbot in Zillerschem Geiste auch nach den Formalstufen behandelt werden kann, zeigt Hollkamm in seiner Arbeit »Katechismusunterricht und Formalstufen« (Ev. Schulbl. 97, 819). Eine Abhandlung über »Die Hauptschwierigkeiten des Religionsunterrichts« (Päd. Bl. f. Lehrerb. 97, 5), die sicher Widerspruch finden wird, veröffentlicht Direktor Wagner. Als die zwei Hauptschwierigkeiten bezeichnet er 1. Die Wunderbarkeit der Geschichte, die den Inhalt der christlichen Verkündigung bildet und 2. die vom christlichen Religionsunterricht unabtrennbare Forderung, dafs das Christentum in ihm nicht als Wort, sondern als That und Leben erscheint. Z.

»Über die Aufgabe und Bedeutung des deutschen Unterrichts« veröffentlicht R. Köhler eine Abhandlung (Allg. d. Lehrerztg. 97, 5. 6), die den deutschen Unterricht als Sachunterricht würdigt und es als seine Aufgabe bezeichnet, »dem Schüler das nationale Geistesleben, soweit es durch die Sprache zum Ausdruck gelangt, zu erschliefsen und es ihn für seine Bildung erwerben zu lehren.« Auch Fr. Linde fordert »Zur Reform des Sprachunterrichts« (Ev. Schulbl. 97, 1. 2): »Das Kind mufs den in der Sprache niedergelegten Denkinhalt apperzipieren und mit diesem als Abschlufs der Apperzeption den Lautkörper, das Wort, verbinden und selbständig anwenden.« Denselben Standpunkt vertreten: »Wortdeutung und Sprachbildung« (Bad. Schulztg, 97, 46. 47) und »Onomatik« (Aus der Schule 97, 5) — »Der litteraturkundliche Unterricht auf der Oberstufe der mittleren und höheren Mädchenschule« ist der Gegenstand einer Abhandlung von Johs. Meyer (Neue Bahnen 97, 2), die in folgender Forderung gipfelt: »Eingehende

Betrachtung der einzelnen Dichtung, anfangs kleiner Gedichte, später gröfserer Epen und dramatischer Dichtungen, ohne Rücksicht auf irgend welche aufser ihnen liegende Zwecke, im Anschlufs daran anschaulich-ausführliche Biographieen der Hauptvertreter unserer Litteratur und um diese sich gruppierend zum blofsen »notizenmäfsigen Kennen« die wichtigsten anderen Dichter — nicht eine von den Werken abgehobene Erzählung, sondern, wo es irgend möglich ist, eine Entwicklung aus den Werken, die dem Schaffen des dichterischen Geistes nachgeht und bei einzelnen mit Hingebung verweilt; endlich eine klare Entwicklung des Wesens und der Eigentümlichkeit der Dichtungsgattung, nicht ein bodenloses Gerede, sondern ein Aufbau auf dem durch lebendiges Lesen Gewonnenen: so mufs sich der litteraturkundliche Unterricht in unseren Mädchenschulen gestalten, wenn er wahrhaft bildend wirken will.« P. Staude bespricht die »Belehrungen im Anschlufs an den deutschen Aufsatz« (D. Bl. f. erz. U. 97, 1—5). Nach seinen Ausführungen sind anzuschliefsen: Orthographische Reihen, deren Wortinhalt und auffälliger Wechsel von Lauten besprochen werden, Bildung von Wortfamilien, Zurückführung der Sprachbegriffe auf ihre ursprüngliche sinnliche Bedeutung, Vorführung sinnverwandter Wörter, Sprachübungen, soweit Fehler ihren Grund in mangelhafter Aussprache haben, grammatische Besprechungen, Einführung in das Verständnis und den Gebrauch der Redensarten. Aufsatz und Belehrungen sind als eine methodische Einheit anzusehen. Einen »Stilistischen Anschauungsunterricht« fordert E. Lüttge (D. Schulpr. 98, 18. 19). Der Unterricht mufs dem Kinde recht oft Gelegenheit geben zum Umgange mit Stilmustern, um das Ohr, als den eigentlichen Sprachsinn, an die richtige Auffassung und die Sprachorgane an die richtige Hervorbringung ihrer Darstellungsformen zu gewöhnen. Es sind methodisch geordnete Übungen vorzunehmen, durch welche die stilistischen Anschauungen der denkenden Betrachtung unterzogen, in ihren Beziehungen zum Inhalte beleuchtet und dadurch zum wirklichen Eigentum des Schülers gemacht werden. Durch vielfache Anwendung in mündlichen und schriftlichen Übungen sind die mit Bewufstsein angeeigneten Formen dem Schüler geläufig zu machen. Von demselben Verfasser bringt die »D. Schulpr.« (Nr. 44 bis 46) eine Abhandlung: »Der Brief als Aufsatzform im Stilunterrichte der Volksschule.« »Die Lesebuchfrage« bespricht Hartnak (Neue Westd. Lehrerztg. 97, 11—13); danach soll das Lesebuch durch Einwirkung auf das Empfindungsleben des Kindes das Verlangen nach dem Wissen wecken, das Kind in die besten ihm zugänglichen Erzeugnisse der deutschen Litteratur einführen und im Kinde die ästhetische Auffassung der Dinge fördern. Die Berechtigung der realistischen Stoffe im Lesebuch weist eine Arbeit nach »Die Stellung des Lesebuchs zum Unterrichte in den Realien« (D. Schulpr. 97, 38—40). L. Dreyer fafst die Gründe für »die Notwendigkeit eines Reallesebuches« zusammen (Ev. Schulbl. 97, 6). »Nicht ein Lesebuch mit Bildern, sondern ein Bilderbuch mit Text« fordert J. Langermann in einer sehr ausführlichen Abhandlung (N. Westd. Lehrerztg. 96, 51—97, 10). Solange das Kind nicht durch Selbsterkenntnis gewonnene realistische und belletristische Urteile besitzt, ist nach seinen Ausführungen das Lesebuch nicht am Platze. »Die Streitfragen des Schreibleseunterrichts« beurteilt F. Hollkamm vom Standpunkte der Herbartschen Psychologie aus (D. Bl. f. erz. U. 97, 27—29). Er entscheidet sich für die Normalwortmethode bei reinem Schreiblesen und für einen späten Beginn des Schreiblesens nicht vor dem Ende des Sommerhalbjahres. Z.

Druck von Hermann Beyer & Söhne in Langensalza.

Neu eingegangene Bücher und Zeitschriften

Esselborn, Die philosophischen Voraussetzungen von Schleiermachers Determinismus. Ludwigshafen, Biller, 1897. 65 S.

Monrad, Die menschliche Willensfreiheit und das Böse. Aus dem Norwegischen von Harling. Leipzig, Janssen, 1898. 64 S.

U. Kramář, Die Hypothese der Seele, ihre Begründung und metaphysische Bedeutung. Leipzig, Duncker & Humblot, 1898. I. Tl. 844 S., II. Tl. 524 S.

Kirchner, Ethik, Katechismus der Sittenlehre. Leipzig, Weber, 1898, 262 S.

Eisler, Einführung in die Philosophie. Leipzig, Schnurpfeil. 160 S.

Eleutheropulos. Kritik der reinen rechtlich-gesetzgebenden Vernunft oder Kants Rechtsphilosophie. Leipzig, O. Weber, 1898. 81 S.

O. Flügel, Allihn's Grundrifs der Ethik. Neu bearbeitet und erweitert. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne, 1898. 272 S.

P. Stern, Einfühlung und Association in der neuern Ästhetik. Leipzig, L. Vofs, 1898. 81 S.

A. Lasson, Der Leib. Berlin, Gaertner, 1898. 88 S.

F. Th. Vischer, Das Schöne und die Kunst. Zur Einführung in die Ästhetik. Vorträge. Stuttgart, Cotta, 1898. 308 S. 2. Aufl.

Klingemann, Buddhismus, Pessimismus und moderne Weltanschauung. Essen, 1898. 58 S.

Kowalewski, Die Philosophie des Bewufstseins von Friedrich Michelis und ihre Bedeutung für die Philosophie überhaupt. Berlin, Meyer & Müller, 1897. 40 S.

F. Ballauff, Entstehung und Bedeutung des Gefühls im Leben der einheitlichen Seele mit besonderer Rücksicht auf die praktischen Ideen Herbarts. Aurich, Tapper, 1898. 52 S.

G. Daxer, Über die Anlage und den Inhalt der transcendentalen Ästhetik in Kants Kritik der reinen Vernunft. Leipzig, L. Vofs, 1897. 94 S.

Fromm, Das Kantbildnis der Gräfin Karoline Charlotte Amalie von Keyserling. Leipzig, L. Voss, 1897. 16 S.

Wreschner, Methodologische Beiträge zu psychologischen Messungen. Auf experimenteller Grundlage. Leipzig, A. Barth, 1898. 238 S.

R. Fritzsche, Präpar. zur Landeskunde von Thüringen. Altenburg, Bonde.

W. Dyrenfurth, Essays von M. de Montaigne. Breslau, E. Trewendt.

Fr. Linz, Lebens- u. Charakterbilder. Berlin, Zillessen.

R. Steiner, Goethes Weltanschauung. Weimar, Felber.

Fr. Herfurth, Aus Heimat und Ferne. Wien, Graeser — Hermannstadt, Krafft.

H. Peters, Bilder aus der Mineralogie und Geologie. Kiel und Leipzig, Lipsius Tischer.

Ulrike und Margarete Henschke, Deutsches Lesebuch f. d. weibl. Jugend. Gera, Th. Hofmann.

W. S. Monroe, Bibliography of Education. New York, D. Appleton and Co.

Lichtwark, Blumenkultus, Dresden. Gerh. Kühtmann.

— Hamburg. Ebenda.

— Dilletantismus. Ebenda.

— Medaille. Ebenda.

— Königsstädte. Ebenda.

— Übungen. Ebenda.

Joh. Friedrich, Fr. Ed. Beneke. Wiesbaden, Behrend.

Kirkpatrick, Handbook of the Minnesota Child Study Association. Winnona, Minn.

M. Wagner, Die Hauptschwierigkeiten des christl. Religionsunterrichts. Gotha, Thienemann.

L. Wehmeyer, Das Marcus-Evangelium. Kassel, E. Hühn.

Ackermann, Päd. Fragen. 2. Reihe. 2. Aufl. Dresden, Kämmerer.

Thrändorf, Der Religions-Unterricht. 1. u. 2. Aufl. Ebenda.

Staude-Göpfert, Präparationen zur deutschen Geschichte. Ebenda.

Zeitschrift

für

Philosophie und Pädagogik

Herausgegeben

von

O. Flügel und W. Rein

Wansleben b. Halle Jena

Fünfter Jahrgang

Viertes Heft



Langensalza

Verlag von Hermann Beyer & Söhne

Herzogl. Sächs. Hofbuchhändler

1898

Preis des Jahrganges (6 Hefte) 6 M

Inhalt

A Abhandlungen Seite

Idealismus und Materialismus der Geschichte Von O. Flügel (Schlufs) . . 241

Ein gründlicher Reformer des Religionsunterrichts Von Ernst Heyn . . . 266

Deutsche Handelshochschulen Von Alex Wernicke (Schlufs) 286

B Mitteilungen

1. Internationaler Schülerbriefwechsel (Prof. Dr. E. F. Riemann) 293
2. Übersicht der höheren berechtigten öffentlichen Lehranstalten Deutschlands zu Ostern 1897 (Dr. Knabe) 296
3. Zur Schulhygiene (Prof. Dr. E. F. Riemann) 297
4. Enthüllung des Stoy-Denkmals zu Jena (W. Rein) 299
5. Über Fortschritte im dänischen Unterrichtswesen (G. Hamdorff) . . . 300

C Besprechungen

I Philosophisches

Dr J. Udalrich Kramář, Die Hypothese der Seele, ihre Begründung und metaphysische Bedeutung (O. Flügel) 303

II Pädagogisches

Zeitschrift für Zeichen- und Kunstunterricht, herausgegeben vom Verein österreichischer Zeichenlehrer. Geleitet von L. J. Grofsschedl (R. Bauer) 314

P. Tesch, Deutsche Fibel, für den Unterricht im Sprechen, Lesen und Schreiben Dazu: Der deutsche Sprachunterricht im ersten Schuljahre (M. Fack) 317

D Aus der Fachpresse

Aus der philosophischen Fachpresse 319



A Abhandlungen

Idealismus und Materialismus der Geschichte

Von

O. Flügel

(Schlufs)

Die beiden Ansichten vom Staat, die reale und die ideale

In ihrer Bekämpfung des sozialen Materialismus führen Stammler und O. Lorenz den Gegensatz zwischen Idealismus und Realismus der Auffassung der Geschichte und des Staats in einem Gespräch vor, das ein Bürger als Vertreter des Idealismus und ein sozialer Materialist mit einander halten. Das Ende des Gesprächs ist, dafs sie sich nicht mehr verstehen, weil jeder nur aus seinem Geschichts- oder Staatsbegriff heraus spricht und diesen ohne weiteres auch bei seinem Gegner voraussetzt.

Der Idealist denkt an einen Staat wie er sein soll, wenn er nach den Ideen des Guten und Gerechten eingerichtet wird. Der Materialist denkt an den Staat, wie er ist nach seinen natürlichen Bedingungen und wie er sich darnach entwickeln mufs.

Der Fehler eines jeden der beiden Redenden liegt daran, dafs er seinen Begriff vom Staat für den vollständigen Begriff ansieht. Man darf sagen: jeder hat recht, aber jeder betrachtet nur die eine Seite des Staates. Soll der Begriff des Staates richtig erfafst werden, so müssen beide Seiten zunächst gesondert ins Auge gefafst und alsdann erst miteinander verbunden werden. Darum hat Herbart von Anfang an gezeigt, dafs die Gesellschaft, insbesondere der Staat eine

doppelte Betrachtungsweise erfordert, eine theoretische und eine praktische.[1] Der Staat ist seiner Natur nach ein notwendiges, natürliches Erzeugnis, das nicht auf einen freien Vertrag oder auf ideale Zwecke gegründet ist, sondern sich beim dauernden Zusammenleben der Menschen erzeugen mufs.

Der Staat ist streng genommen nicht Eine Gesellschaft, sondern ein System von Gesellschaften. Innerhalb dieser kleinen Gesellungen und Familien hat und verfolgt jeder einzelne Mensch zunächst seine eignen Interessen und allenfalls die seiner Angehörigen; jeder will vor allen die Bedingungen seiner Existenz gesichert wissen, er verlangt freie Wahl und lohnenden Ertrag seiner Arbeit, Genufs des Lebens nach Neigung, Umgang, Erholung, Spielraum für seine Kräfte und Wünsche. Wenn die Befriedigung dieser vielgespaltenen Interessen und Bedürfnisse bei völliger Ungebundenheit des Einzelnen oder doch innerhalb der kleineren Gesellungen möglich wäre, würde gar keine Veranlassung zu einem Staate vorliegen d. h. zu einer Gesellschaft, die berufen wäre, jene kleineren Gesellungen zu schützen.

Aber das Bedürfnis der Sicherung und der Ordnung drängt die auf einem Boden lebenden kleinen Gesellungen zu einer Art von Staat, dessen Hauptmerkmal zunächst die schützende Macht ist. Sein Zweck ist zuvörderst kein anderer als die Zusammenordnung und Beschützung aller der Interessen der Gesellungen und damit der Einzelnen, die er umschliefst. Er ist das unwillkürliche Erzeugnis aus der Beziehung aller auf demselben Boden sich begegnenden und durchkreuzenden Interessen und Bestrebungen. Seine Einheit liegt

---

[1]) Ähnliche Betrachtungsweisen sehen den Staat einmal nach seiner Materie, dann nach seiner Form an im Sinne des Aristoteles, oder man unterscheidet ein reales, formales, ideales Moment (Nahlowsky) oder man spricht von Staatsphysiologie, Staatsrecht. Staatsmoral (C. Frantz) oder von Staatsnaturlehre, Staatsrecht und Politik (Geyer) etc. Oder J. v. Müller: Wir lernen aus der Geschichte der Gesetze das allgemeine Naturrecht, also die ursprünglichen Bedürfnisse, also die Natur des Menschen; sie ist die Wissenschaft der Interessen der menschlichen Gesellschaft. Wo wir waren, zeigt uns die Geschichte, wo wir sind, zeigt die Statistik, die ideale Philosophie, wo wir sein sollen, die wahre Politik, wie weit wir gehen können.

Allen diesen Definitionen ist der Unterschied zwischen dem realen und dem idealen Begriff des Staates eigen. Wenn hingegen Sohm den Staat als heidnisch, das Gesetz als ungetauft bezeichnet, so hat er am Staate nur die eine Seite, die natürliche oder die Physiologie des Staates im Auge. Ähnlich bemerkt Treitschke (Zehn Jahre deutscher Kämpfe 1879 S. 616) gegen Schmoller: Sie (Schmoller) stellen auch an die natürlichen Grundlagen der Gesellschaft die kecke Frage: was soll sein? Ich bescheide mich, von ihnen zu sagen: so ist es und es kann nicht anders sein.

in dem gemeinschaftlichen Bedürfnis, in seinen Interessen geschützt zu sein.

Zur Physiologie oder Naturlehre des Staates gehören also Betrachtungen über das natürliche Entstehen der Gesellschaft und des die einzelnen Gesellschaften umfassenden Staates aus Lust, Bedürfnis und Gewalt; die Fortdauer desselben durch Assimilation der Jungen an die Alten; die Befestigung und Ausbildung durch Grundbesitz, Handel, Kunst und Wissenschaft; die Umwandlung durch veränderte Verhältnisse, veränderte Verfassung und Verwaltung.

Die Kräfte, die in einem Staate thätig sind, sind psychische Kräfte, nämlich keine andern als die verschiedenen Bestrebungen oder Willen der Einzelnen. Diese Kräfte müssen teils sich verbindend, teils trennend, teils unterstützend, teils hemmend solche Formen und Verhältnisse in der natürlichen Ausgestaltung des öffentlichen Lebens hervorbringen, die analog sind denjenigen Formen und Verhältnissen, welche nach den Gesetzen eben dieser Kräfte unter den Vorstellungen im Bewufstsein eines und desselben Menschen entstehen. Die nächste Wirkung sind die abgestuften Grade des gesellschaftlichen Einflusses. Die stärkeren Kräfte d. h. hier die sich am meisten Geltung verschaffenden Willen oder Interessen gewinnen soviel an Macht und Einflufs, als die schwächern verlieren. Nachdem die schwächern unter die Schwelle des öffentlichen Bewufstseins gesunken sind d. h. ihren Einflufs auf die Bewegungen des öffentlichen Lebens verloren haben, werden sich die übergebliebenen stärkern ins Gleichgewicht untereinander setzen müssen. Auch hier wird Hemmung und nach der Hemmung Verbindung des nach der Hemmung übrig gebliebenen eintreten. So wird jeder Staat, ja jede Gesellschaft (man kann es zuweilen schon in einer gröfseren Schulklasse bemerken) die Gestalt einer nach oben zugespitzten Pyramide annehmen. Herbart pflegt die Dienenden, die Freien, die Angesehenen und die Herrschenden zu unterscheiden.

Fragt man hier, warum die einen dienen und die andern herrschen, so darf man zunächst noch nicht an moralische oder rechtliche Motive denken, sondern nur an die der Notwendigkeit. Es ist noch nicht die Frage nach dem Gehorsam, welchen die Bürger dem Machthaber leisten sollen, sondern nur nach dem, welchen sie ohne Rücksicht auf Pflicht, lediglich dem Zuge ihres eignen Interesses überlassen, ihm zu leisten bereit und willig sein werden. Alle Einschränkungen läfst man sich nur gefallen, weil und soweit man seinen eignen Vorteil dabei findet oder hofft. Selbst das Recht erscheint hier nicht als Zweck, sondern nur als Mittel, das friedliche d. h. hier das egoistische möglichst wenig gestörte Zusammenleben zu ermög-

lichen. Die Zweckmäfsigkeit des Rechts beurteilt hier jeder nach seinen eignen individuellen Zwecken und jeder wird gegen das Recht anstreben, soweit er sich dadurch beengt, gebunden, gedrückt fühlt.[1])

Aus derartigen Betrachtungen lassen sich nun die hauptsächlichsten Merkmale jedes Staates erklären. Aufser der schon erwähnten Ungleichheit der Bürger sei noch auf folgendes hingewiesen. Aus der Statik und Mechanik ergiebt sich, dafs wie jedes einzelne Bewufstsein so auch jedes Gemeinwesen nie etwas Fertiges, Feststehendes, Bleibendes sein könne, dafs es zwar beständig zum Gleichgewicht strebe, den Gleichgewichtspunkt oft beinahe aber nie völlig erreiche. Ebenso bekannt ist, dafs im Staate wie im menschlichen Einzelgeist die Masse der schwächern Kräfte dem Übergewicht einiger verhältnismäfsig stärker Hervorragenden weicht. Der Grund davon liegt in den Hemmungsverhältnissen. Sehr gewöhnlich ist bei jeder geschichtlichen Betrachtung die Rede von der Reaktion. Da ist die Romantik die Reaktion gegen die Aufklärung, die Alleinherrschaft die Reaktion gegen Demokratie, der Realismus die Reaktion gegen Idealismus etc. lehrt doch Hegel, dafs alles auch sein Gegenteil an sich selbst haben und in dasselbe umschlagen müsse. Der wahre Grund liegt, wie Herbart zeigt, darin, dafs die Seelenzustände Kräfte sind und dafs je mehr die eine durch eine entgegengesetzte unter die Schwelle gedrückt ist, auch ihr Widerstand um so gröfser wird, der Erfolg hat, d. h. die unterdrückte Vorstellung kehrt ins Bewufstsein zurück, sobald und soweit die Hemmung weicht. Denn man vergesse nicht, dafs es wie im Individuum so in der Gesellschaft eine Enge des Bewufstseins giebt.

Anschauungen, Bestrebungen, Interessen und Bedürfnisse etc., die aus dem Zeitbewufstsein verschwunden sind, sind nicht verloren gegangen, sie beharren, sie können zuzeiten plötzlich mit ungeahnter Kraft auftreten.

Auf dem Beharren der geistigen und also auch der sozialen

---

[1]) So spricht ein Sophist bei Plato: Was von demjenigen, das durch Gesetze als gerecht verordnet ist, das Zeugnis für sich hat, dafs es in der menschlichen Gesellschaft nützlich sei, das behauptet den Platz des Gerechten, es mag nun bei allen eben dasselbe geschehen oder nicht. Wenn etwas gesetzlich verordnet wird, sich aber für die gesellschaftliche Verbindung nicht zuträglich zeigt, das hat auch die Natur des Gerechten gar nicht. Und bei Epicur (Diog. Laert. 151) heifst es: Im allgemeinen ist das Recht bei allen eben dasselbe, denn es ist das Nützliche in der Gemeinschaft miteinander, aber im einzelnen machen Gegend und andere Ursachen, dafs Recht nicht überall einerlei ist. Ungerechtigkeit ist an sich kein Übel, sondern nur die argwöhnische Furcht, dafs sie denen nicht verborgen bleiben könnte, die als ihre Bestrafer angeordnet sind.

Kräfte beruht die Gewohnheit, die Sitte und zum grofsen Teil alle Autorität. Das Beharren des Gewohnten ist dem Staate so unentbehrlich, wie der Ballast dem Schiffe, welches ohne ihn nicht tief genug im Wasser gehen und deshalb allen Windstöfsen preisgegeben sein würde. »Dem Ehrgeiz der Neuerung setzt sich der Mut, das Hergebrachte zu behaupten, mit Naturnotwendigkeit entgegen.« (Ranke.) Sobald ein neuer politischer Gedanke sich im Völkerleben durchgesetzt hat, bewirkt die Kraft des Beharrens regelmäfsig einen Rückschlag der verletzten Interessen und Meinungen. (Treitschke IV, 569.)

Wie sich ferner aus den sinnlichen Empfindungen als dem ersten bewufsten geistigen Material, aus deren Verbindung, Hemmung, Reproduktion etc. im Einzelmenschen allmählich unter normalen Verhältnissen die höheren Geistesstufen: das Ich, Selbstbeurteilung, Selbstbeherrschung, ein künstlerisches und sittliches Gewissen etc. bildet, vermöge deren wir alsdann den mechanischen Ablauf der Vorstellungen beherrschen und lenken, so auch im Staat. Auch das im Staat zirkulierende Leben kann sich (mufs nicht) allmählich von den gleichsam nur mechanisch in ihm wirkenden Kräften, soweit befreien, das Höhere als blofs partikuläre Nützlichkeits-Interessen kann wenigstens in einem Teile seiner Bürger nicht nur erwachen, sondern auch das Herrschende werden. Es soll zunächst noch gar nicht auf die moralischen Ideen hingewiesen werden, sondern nur auf das, was früher das Selbständigwerden der Mittel genannt wurde, also die uninteressierte Liebe zu Kunst und Wissenschaft. Wir müssen jetzt noch einmal darauf zurückkommen, um diejenigen Fälle zu erklären, in denen, wie gleichfalls früher angedeutet, das Sein nämlich die Wirtschaft nicht mit dem Bewufstsein übereinstimmt, wenn z. B. Staatenleiter oder Erfinder, wie man sagt, ihrer Zeit vorauseilen und keine Erfolge haben. Der Geschichtsmaterialismus müfste streng genommen die Möglichkeit leugnen, dafs jemandes Bewufstsein dem Sein der Wirtschaft voraus ist, denn nach ihm ist das Bewufstsein in jedem Falle lediglich Folge des wirtschaftlichen Seins. »Unser Denken ist nur die Funktion des Milieus.«[1]) Nun aber heben sie alle gern Beispiele solchen Mifslingens hervor, um zu zeigen, dafs wenn die Ideen nicht zur Wirtschaft passen, sie auch nicht in die Wirklichkeit übergeführt worden. P. Barth hatte darauf hingewiesen, dafs die Arbeiterschutzgesetzgebung infolge der kaiserlichen Botschaft Wilhelms I. den Ideen des Rechts und der Fürsorge und nicht aus wirtschaftlichem Zwang entsprungen seien. Darauf antwortet Mehring (475): Was

---

[1]) Lux: Etienne Cobet und der ikarische Communismus 1894. S. 149.

von solchem Schutze bisher in Deutschland erreicht ist, das ist einzig dem Kampfe der deutschen Arbeiterklasse zu danken. Die Kehrseite der Medaille hat man an den kaiserlichen Februar-Erlassen 1890 studieren können. Sie allerdings gingen von gewissen Rechtsideen und politischen Grundsätzen aus und eben darum stand die politische Macht mit allen ihren Kräften hinter ihnen, und trotzdem ist ihre Wirkung gleich Null gewesen, weil die ökonomischen Mächte ihnen widerstrebten.«

Hier werden also doch Rechtsideen zugegeben, die über den wirtschaftlichen Mächten stehen und nicht deren unmittelbare Produkte sind. Ebenso da, wo Mehring das traurige Loos solcher Erfinder schildert, deren Erfindung wider die Interessen und die Vorurteile ihrer Zeitgenossen verstiefsen, wie der Erfindungen der ersten mechanischen Webstühle, des Dampfbootes etc. Wie gesagt, dergleichen ihrer Zeit vorauseilende Ideen dürfte es eigentlich nach dem Geschichtsmaterialismus nicht geben. Sie verlieren indes sofort das Auffällige, wenn man aufser der individuellen Beanlagung das hinzunimmt, was oben das Selbständigwerden der Mittel also z. B. der Wissenschaften genannt wurde. Darnach versteht es sich von selbst, dafs die wissenschaftliche oder technische Einsicht in einem anschlägigen Kopfe oder auch einem ganzen Bildungskreise der Einsicht und den Bedürfnissen ihrer Zeitgenossen weit vorauseilt. Dasselbe gilt von der Moral. Dafs die Zeitgenossen das ihnen Gebotene nicht immer annehmen, es wohl gar heftig bekämpfen, findet seine Erklärung in der Lehre von der Apperzeption.

Gesellschaftliche Apperzeption

Unter Apperzeption versteht die Psychologie die Aneignung des Neuen durch das Alte, das Bestimmtwerden einer Vorstellungsmasse durch die andern, der schwächeren durch die stärkere. Ein $1^1/_2$jähriges Kind, das im Winter mit bunten Bällen gespielt hatte, rief beim Anblick der bunten Ostereier Ball, Ball und warf sie spielend fort. Hätte es zuerst die bunten Eier und dann den Ball gesehen, würde es den Ball Ei genannt und wohl versucht haben, ihn zu essen. Jedesmal apperzipiert hier die ältere als die stärkere Vorstellungsgruppe die jüngere. Dieses Apperzipieren, das Sich aneignen, sowie das Bestimmtwerden einer Vorstellungsmasse durch die andern besteht darin, dafs von der schwächeren Vorstellungsmasse diejenigen Glieder, welche den stärkeren gleich oder ähnlich sind, noch stärker hervortreten, weil sie sich mit ihnen verbinden; diejenigen dagegen, die mit der stärkeren Vorstellungsmasse nicht übereinstimmen, zurückgestofsen, mehr

oder weniger stark gehemmt und dadurch mehr oder weniger unter die Schwelle des Bewufstseins gedrückt werden. So verlieren die schwächeren, fremdartigen Vorstellungen an Selbständigkeit, indem sie, soweit sie nicht ganz gehemmt sind, nach dem Muster der stärkern (meist ältern) umgewandelt, oder assimiliert werden. Eine solche Apperzeption übt der Mensch, indem er durch seine ältern Vorstellungen, Gedanken, Grundsätze etc. Neueres beachtet oder beiseite läfst, deutet, beurteilt, bevorzugt oder bekämpft. Verlieren nun dadurch auch viele einzelne Seelenakte an Selbständigkeit und Kraft, so gewinnt doch das Ganze des geistigen Lebens dadurch an innerem Halt, Zusammenhang und Charakter.

So giebt es nun auch eine gesellschaftliche Apperzeption. Die stärkeren meist älteren Vorstellungsmassen bilden das Zeitbewufstsein, den Zeitgeist. Es sind die Gedankenkreise der Mehrzahl oder doch der Ausschlag gebenden. Welcher Gedankenkreis oder welche Anschauungsweise oder welche Leidenschaften, Bedürfnisse, Liebhabereien und Interessen von der Mehrzahl gehegt werden, welche durch ihre weite Verzweigung und alte Gewohnheit innern Zusammenhang gewonnen haben, das sind die Herrschenden, diese bestimmen die andern nach sich. Sie bilden die gesellschaftliche Apperzeption. Ihr unterliegt alles, was in den Gesichtskreis der Gesellschaft tritt: jede neu auftauchende Idee, jedes Unternehmen. Frei und unangefochten mag sich dasjenige erheben, was mit den apperzipierenden Gedanken, Anschauungen, Gewohnheiten, Wünschen im Einklang steht. Schüchtern und bescheiden mufs dasjenige zurücktreten, was sich mit ihnen im Widerspruch befindet. Jenes bringt einen freien Geleitsbrief mit sich, der ihm alle Wege ebnet. Dieses wird entweder unbeachtet gelassen, oder, wenn es mit Anmafsung auftritt, gehafst und wenn möglich unterdrückt. So ist es die öffentliche Meinung, gleichviel wie sie entstanden ist, die über die individuellen Seelenzustände der ihnen anhängenden Menge einen bestimmenden Einflufs ausübt.[1])

Um die Gewalt der Apperzeption oder des Zeitgeistes oder Zeitbewufstseins zu verstehen, sei noch an die Enge des Bewufstseins erinnert. Bekanntlich kann bei jedem Menschen von den vielen Vorstellungen, die er in sich trägt und deren er sich nach und nach bewufst ist, nur ein verhältnismäfsig sehr kleiner Teil zu gleicher Zeit im Bewufstsein als klare, lebendige Gedanken verweilen. Will der Mensch dennoch mehr Vorstellungen als gewöhnlich zugleich umfassen, so werden diese an Klarheit verlieren. Demgemäfs giebt es

[1]) Lindner, Ideen zur Psychologie der Gesellschaft. S. 146.

auch eine Enge des gesellschaftlichen Bewufstseins. Die Funktionen der Gesellschaft verteilen sich zwar auf verschiedene Personen, Stände etc., die einen hegen die religiösen, die andern die militärischen, die andern die technischen Bestrebungen etc. Aber wohl jede Zeit hat auch Bestrebungen, die fast alle Glieder der Gesellschaft zugleich und gemeinsam beschäftigen. Man denke an die Kreuzzüge, die Reformation, die Befreiungskriege u. a. Hier macht sich die Enge des gesellschaftlichen Bewufstseins geltend. Durch die vorherrschenden Gedanken werden andere wenigstens zeitweise verdunkelt. Was bei dem Individuum Augenblicke sind, sind beim Volke Jahre und Jahrzehnte. So kann für längere Zeit manches neu Auftauchende keinen Eingang finden, was sonst sich Geltung verschafft hätte, wenn nämlich die verwandten Gedanken nicht durch den jetzt gerade herrschenden öffentlichen Geist unterdrückt waren. Ja, bemerkt Treitschke IV, 498: Nichts ist sicherer, als die niederschlagende Wahrheit, dafs die öffentliche Meinung ganzer Zeitalter sich im Irrtum bewegen kann.

Die Enge des Bewufstseins findet ihr Gegengewicht in der Beweglichkeit des Geistes. Durch diese werden z. B. einem gebildeten Menschen bei einer Überlegung, wenn ihm jetzt die Gründe dafür im Bewufstsein vorschweben, im nächsten Augenblick auch die Gegengründe im Bewufstsein erscheinen, und so wird eine Ausgleichung stattfinden. So wird auch ein Volk bei einiger Beweglichkeit des Geistes mehrere oder vielleicht alle Interessen auszugleichen suchen und zu verbinden wissen. Aber für gewöhnlich sind es doch nur wenig bewegende Gedanken, welche eine Zeit beherrschen und ihr ein bestimmtes Gepräge geben. Zumeist werden diese in gewissen materiellen Interessen und Bewegungen begründet sein.

Diesem Zeitgeist treten nun hier und da neue Anschauungen, Ideen, Erfindungen gegenüber. Je nach ihrer Verwandtschaft zu dem öffentlichen Geiste werden sie Aufnahme oder Abweisung finden. So ist also die Verschiedenheit der Aufnahme oder Apperzeption dessen nicht wunderbar, was aus der Mitte der Gesellschaft als neu auftaucht, warum grofse Männer, grofse Erfindungen bald viel bald wenig oder nichts wirken, bald mit Freuden begrüfst bald bekämpft werden.[1])

Ebenso verhält es sich, wenn das Neue von aufsen etwa von

[1]) Umstände, die noch ein Geheimnis sind, bringen von Zeit zu Zeit grofse Denker hervor, welche ihr Leben einem einzigen Zwecke widmen und so im stande sind, den Fortschritt des Menschengeschlechts vorweg zu nehmen und etwas hervorzubringen, was schliefslich eine bedeutende Wirkung ausübt. Wenn wir aber in die

einem andern Volke an eine gewisse Kulturstufe herantritt. Hier zeigt sich die Eigentümlichkeit eines Volks oder einer Zeit eben in der Art, wie das Fremde aufgenommen, angeeignet, umgeformt, gedeutet oder abgewiesen wird. »Läfst man z. B. wie es übrigens eine unleugbare Sache ist, die ägyptischen und semitischen Einflüsse auf die primitive hellenische Kultur zu, so wird es doch niemandem angemessen erscheinen, die assyrische Kunst als erstes Kapitel der griechischen Kunstgeschichte zu behandeln, weil in diesem Falle die Reaktion auf die von aufsen empfangenen Einflüsse etwas Spezifisches ist, was wir Hellenismus nennen. Giebt man ebenso, wie es über allen Zweifel erhaben ist, zu, dafs die hellenische Philosophie auf die Bildung des christlichen Lehrsystems der Patristik eingewirkt hat, so wird es doch niemanden geben, der diese als einen Spezialfall jener ansehen könnte; deshalb mufs der Erzeuger der christlichen Ideen hier in seiner Unabhängigkeit und in der Wirksamkeit seiner Eigenschaften betrachtet werden.«[1])

Wo Lambrecht (III, 194) erzählt, wie unter den Hohenstaufen die Rittersitten aus Frankreich nach Deutschland eindringen, da bemerkt er: Wie bei allen grofsen Receptionen wurde von Fremdem nur das aufgenommen, was sich bei ungestörtem weitern Verlaufe der heimischen Entwicklung wohl in gleicher oder ähnlicher Form aus eignen Mitteln würde entfaltet haben.« Dies geht nun zwar zu weit, niemals würden die Römer ohne die griechischen Einflüsse aus sich selbst die Kultur erzeugt haben, deren Träger sie gewesen sind, niemals hätten die Germanen aus eignen Mitteln die christliche Kirche hervorgebracht. Aber was Lambrecht sagen will, ist wohl dies[2]): was in einem Volke nicht etwas Verwandtes antrifft, das wird überhaupt

---

Geschichte blicken, werden wir deutlich wahrnehmen, wenn auch der Ursprung einer neuen Meinung einem Einzelnen zukommen mag, dafs ihr Erfolg doch von dem Zustande des Volks abhängt, unter dem sie verbreitet wird.« Buckle a. a. O. 221: »Dieselben Männer, die einst ausgezeichnete Heilige geworden wären, sind jetzt berühmte Revolutionäre, denn während ihr Heldenmut und ihre Uneigennützigkeit ihr eigenes Werk sind, wird dessen Richtung von dem Drange ihres Zeitalters bestimmt.« Lecky a. a. O. II. 178.) Ausführlich handelt darüber P. Barth, indem er die Meinung von Boudeau, Odin, Tarde u. a. bespricht, dafs der grofse Mann ganz und gar Produkt seiner Umgebung sei. (Gesch. d. Philos. als Soziologie S. 201 ff.

[1]) Labriola, Die Probleme der Philosophie der Geschichte S. 36.

[2]) Eine ähnliche Bemerkung bei dem Verfasser der platonischen Epinomis 987. D. Man nimmt wohl manches von den Barbaren an, aber doch nur solches, was wir als Griechen uns aneignen können und auch nur das, was wir weiter zum Bessern fortentwickeln.

nicht angenommen. Alle Kultur, aller Fortschritt besteht in der Apperzipierung des Fremden. »Der Gang der Geschichten ist nicht Differenzierung des Homogenen, sondern Assimilierung des Heterogenen«.[1]) Ist dann die völlige Aneignung des Neuen geschehen, so ist man sich der gewonnenen Bereicherung kaum bewufst, weil nur das angenommen ist, was Verwandtes in uns fand oder weckte. Deswegen besteht in solchen Fällen auch nur höchst selten eine Dankbarkeit gegen die, welche uns das Neue zugebracht haben. Vielmehr bemerkt TREITSCHKE (III, 408): immer ist es das tragische Los neuer politischer Ideen, dafs sie zuerst von der gedankenlosen Welt bekämpft und dann, sobald der Erfolg sie rechtfertigt, als selbstverständlich mifsachtet werden.«

Bei dem Vorgang der Apperzeption, sehen wir, geht manches wenigstens scheinbar verloren, nämlich das, was zunächst nicht angeeignet wird, sondern als gehemmt unter die Schwelle des öffentlichen Bewufstseins fällt. Aber das zeitweilig Unterdrückte ist nicht gänzlich verloren. »Wie die Psychologie die sinkenden und schon gesunkenen Vorstellungen samt deren Verbindungen im Auge behält, um nicht über das erneute Emporsteigen derselben sich wundern zu müssen; so soll auch die Philosophie der Geschichte den herabgedrückten Kräften, und den hierin verborgenen Keimen des Bessern und Schlechtern nachspüren, damit klar werde, unter welchen Bedingungen das Gute emporkommen und das Schlechte überwunden werden konnte. Denn darüber verlangt jedes Zeitalter Belehrung, damit es wisse, was es zu thun und zu vermeiden habe.[2])

Hier ist von Keimen die Rede. Was versteht man unter einem Keim? Einen Komplex von Spannkräften, die sich zunächst im Gleichgewicht befinden. Wird dieses Gleichgewicht in gewisser Weise gestört, so werden die Kräfte in der Weise aktuell, dafs eine bestimmte Evolution erfolgt. So wird man auch im geistigen Leben des Individuums diejenigen Gedanken Keime nennen können, die zwar jetzt unterdrückt sind, bei günstiger Gelegenheit aber reproduziert werden und dann als apperzeptive Gedanken andere sich aneignen oder umformen oder abstofsen können. Aufserdem verändert fast jede Assimilation auch zugleich das Assimilierende und giebt dadurch

---

[1]) GUMPLOWICZ, Der Rassenkampf 184. Dieses oben angeführte Wort zerstört sofort allen Monismus. Nicht ein homogenes Eines kann sich aus sich selbst entwickeln, sondern jedes Geschehen, jede Entwicklung setzt eine Mehrheit von heterogenen Elementen voraus, die in Wechselwirkung mit einander stehen und sich zu assimilieren suchen.

[2]) HERBART, Lehrbuch d. Psych. § 243.

künftigen Assimilationen eine neue Richtung. Im gesellschaftlichen Leben wird man diejenigen Anschauungen, Sitten, Interessen, Kenntnisse etc. Keime nennen können, die unterhalb der Schwelle des öffentlichen Bewufstseins sich befinden, also nur von wenigen oder doch von jetzt wenig einflufsreichen Personen gehegt werden. Allein diese unterdrückten Gedanken und Interessen sind Kräfte, die umsomehr emporstreben, je tiefer sie gedrückt sind, und das Streben in den freien Zustand zu gelangen hat Erfolg, sobald und soweit der Druck gehoben wird. Es giebt, sagt Ranke, einen Ehrgeiz der Macht, der auf der Vergangenheit eines Staates beruht und die Vertreter desselben unwillkürlich beherrscht; er ist eins der kräftigsten Motive der Weltbewegung.[1])

Jetzt wird man verstehen, was Schiller am Ende des zweiten Bandes seiner Geschichte der römischen Kaiserzeit (1887) sagt: So geht auf allen Gebieten des Lebens das römische Wesen in Trümmer; aber das Gute, was an demselben sich findet, wird nicht verloren. So versunken die Epoche ist, so hoch bedeutsam ist sie. Alte Keime werden in einen neuen Boden gesenkt und harren ihrer Auferstehung. Bei manchen bedarf es einer Reihe von Jahrhunderten, ehe sie zu neuem Leben erweckt werden. Aber wie die Weizenkörner aus den ägyptischen Gräbern noch nach Jahrtausenden Früchte bringen, so werden immer mehr von diesen Keimen durch günstige Zeitverhältnisse belebt, und wahre Humanität verbindet sich mit den Wahrheiten des Christentums zu einem Kulturideale, um dessen volle Erreichung sich noch künftige Zeiten zu bemühen haben.«

Schiller hat in den angeführten Worten mehr das Wiederauftauchen vergessener Gedanken, Sitten, Kenntnisse, Bestrebungen im Auge. — Aber man übersehe nicht, dafs hierin zugleich die Keime zu neuen, das Alte umgestaltenden Handlungen liegen. »Es können in der Seele die schwächern Vorstellungen, wenn sie gleich für jetzt völlig dienend und unterwürfig darnieder liegen, und für sich gar nichts zu vermögen scheinen, doch gar leicht in einem sehr bedeutenden Grade verstärkt werden, durch neue Wahrnehmungen oder durch neue Verbindungen; und genau ebenso werden auch im Staate die anfangs wenig thätigen, die ruhig unterwürfigen Menschen zuweilen durch neue Erfahrungen geweckt und erhitzt; sie werden alsdann vollends stark und einflufsreich, indem sie sich versammeln und ratschlagen, indem sie Parteien bilden, etwas Gemeinschaftliches unternehmen und nach kleineren Erfolgen zu gröfseren Dingen aufstreben.

[1]) Geschichte Wallensteins 1872, S. 244.

Wenn so etwas begegnet, alsdann nimmt plötzlich das Staatsschiff eine andere Richtung; gerade so wie das Denken und Handeln der Menschen, wenn eine neue Kombination, eine neue Erfindung gelungen ist, oder wenn auch nur eine neue Meinung sich über die anderen Meinungen erhoben, wenn ein neues Vorurteil den Standpunkt verrückt hat, aus welchem man die Dinge sehen — das heifst eigentlich, seine Vorstellungen von den Dingen zu verknüpfen gewohnt war.... Überall bilden Arbeiter den gröfsten Teil der Volkszahl, Leute, die einem Privatwillen sich unterordnen. Welche Revolution würde entstehen, wenn diese die Herren werden sollten!« [1])

Plötzlich und rasch treten zuweilen zu dem System der im öffentlichen Leben vorhandene Kräfte neue, entgegengesetzte hinzu. sie stören nicht allein das vorhandene Gleichgewicht, sie vermögen unter Umständen auch die anderen Kräfte niederzudrücken; dann werden diese um so stärker reagieren und trotz des Scheins einer augenblicklichen Nachgiebigkeit den Punkt ihres Gleichgewichts gewaltsam wieder zu erreichen streben; auf heftige Umwälzungen folgen um so heftigere Reaktionen und Restaurationen. In jeder politischen Gesellschaft findet sich ein Unterschied zwischen den scheinbaren und den wahren Kräften. Die daraus entstehenden Spannungen, die sich unter der Oberfläche der Gesellschaft verbergen, zu vermeiden, ist die erste Bedingung, die erfüllt sein mufs, um die Ruhe des Staates zu sichern; denn Kräfte, welche man wider die Gesetze ihres Gleichgewichts niederzuhalten sucht, machen sich zuletzt notwendig auf irgend eine Art Luft, worüber gewöhnlich nur die staunen, die nicht daran glauben wollen, dafs in den tieferliegenden Schichten der Gesellschaft vieles fortarbeitet, was in den Regionen des unmittelbaren gesellschaftlichen Einflusses gerade jetzt nicht bemerkbar ist.[2])

Als ein Beispiel dürfte folgendes gelten:

Am Ende seiner Geschichte Wallensteins stellt Ranke Wallenstein u. a. mit Napoleon und Cromwell zusammen und fragt: warum gelang den letztern, was Wallenstein nicht gelang? Die Antwort lautet: Wallenstein (wie auch Biron und Essex) hatte mit geborenen Fürsten zu kämpfen, deren Autorität seit Jahrhunderten fest begründet und mit allen andern nationalen Institutionen verbunden war. Er erlag ihnen. Cromwell und Napoleon dagegen fanden die legitime Autorität, als sie es unternahmen, sich unabhängig zu machen, bereits

---

[1]) Herbart Bd. IX. 209 und 423.

[2]) Hartenstein, Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften 418 f.

gestürzt. Sie hatten mit republikanischen Gewalten zu kämpfen, welche noch keine Wurzeln geschlagen hatten und nur eine bürgerliche Macht besafsen, die dann dem Führer der Truppen gegenüber, sobald sie sich entzweiten, keinen Widerstand leisten konnten.«

Der Dichter Schiller schildert in der Geschichte des dreifsigjährigen Krieges die Kräfte, welche Wallenstein entgegenstanden und die er unterschätzte, weil er nur bemerkte, was er sah, mit folgenden Worten: Wallenstein unternahm nichts Geringeres als eine rechtmäfsige, durch lange Verjährung befestigte, durch Religion und Gesetze geheiligte Gewalt in ihren Wurzeln zu erschüttern; alle jene Bezauberungen der Einbildungskraft und der Sinne, die furchtbaren Wachen eines rechtmäfsigen Thrones zu zerstören; alle jene unvertilgbaren Gefühle der Pflicht, die in der Brust des Unterthans für den geborenen Beherrscher so laut und so mächtig sprechen, mit gewaltiger Hand zu vertilgen, die Macht, die ruhig, sicher thronet in verjährt geheiligtem Besitz und an der Völker frommen Kinderglauben mit tausend zähen Wurzeln sich befestigt.

Es hängt nun ganz davon ab, welche alten apperzipierenden Gedankenmassen durch neu eintretende Anschauungen und Bedürfnisse wachgerufen werden, ob die letztere überhaupt eine nachhaltigere Veränderung des sozialen Bewufstseins bewirken und, wenn dies der Fall ist, ob die Wirkung eine Renaissance oder eine Reformation oder eine Revolution oder eine Reaktion und Restauration zur Folge hat.

Endlich ist nicht zu vergessen, dafs die Apperzeption in jedem Menschen eine sehr verschiedene und auch wechselnde ist, er apperzipiert anders als Knabe, als Jüngling, als Mann der Wissenschaft, im Amt, in der Kirche, beim Vergnügen etc. Erst allmählich bringt der Charaktervolle mehr und mehr Einheit in die Art, wie er Fremdes ansieht, beurteilt, deutet, sich aneignet etc. Noch ungleich mannigfaltiger ist die gesellschaftliche Apperzeption. Zwar pflegt man auch jede Zeit im ganzen durch gewisse Schlagwörter zu charakterisieren, etwa wenn man sagt: unsere Zeit stehe im Zeichen des Verkehrs oder der Fortbildung. Allein jeder weifs, wie einseitig solche Charakterisierungen ganzer Zeiten sind! Hegel freilich gefiel sich in solchen Schlagwörtern für politische, religiöse, künstlerische, philosophische Richtungen. Darnach scheint dann in einer Zeit mehr Einheit oder doch Gleichförmigkeit zu herrschen, als es in Wirklichkeit der Fall ist. Mag auch jede Zeit ihre sie beherrschenden Lieblingsmeinungen, Neigungen, Aufgaben etc. haben, mögen noch so geistreiche Versuche gemacht sein, die Politik, Wissenschaft, Wirtschaft, Kunst etc. einer Zeit als Produkte Eines Zeitgeistes anzusehen und

überall dasselbe Gepräge zu finden: in Wahrheit ist die Verschiedenheit ja Zerrissenheit und der Wechsel der Anschauungen und Leidenschaften jeder Zeit gröfser als es scheint. Und schon darum können Wirtschaft und Idee nie in dem einfachen Verhältnis des Unter- und Oberbaues zu einander stehen. Über die Art, in welchem Verhältnis z. B. die Mode zum Zeitgeist steht, möge etwas mitgeteilt werden aus einer Abhandlung: Psychologie der Mode.[1]) Der Verfasser stellt die Frage: ob sich nicht in den wechselnden Moden der verschiedenen Zeiten auch der allgemeine Geist dieser Zeiten spiegele. »Man ist wohl sehr geneigt«, antwortet er darauf, »das von vornherein anzunehmen, und es läfst sich auch unschwer manches zum Beleg anführen. Die zierliche und gespreizte Tracht des vorigen Jahrhunderts, die so vollständig zu den zierlich gekünstelten Rokoko-Möbeln pafst, die mit Puder, Schminke, Zopf und Reifrock von dem Natürlichen so weit sich hinwegverloren hat, mufste sie nicht gewissermafsen so sein in dieser Zeit? Die zugleich üppig prachtvolle und ritterlich dreiste Tracht des 17. Jahrhunderts, drückt sie nicht aus, was in diesem Jahrhundert der Roheit und des Prunkes, der Kriege und der Zeremonien lebte? Sind nicht die bunten Farben mittelalterlicher Kleidung ein Zeichen der jugendlichen Natur jener farbenfreudigen Menschen? Ist nicht der blaue Frack mit der mattgelben Weste, sind nicht die matten Farben, das Rosa und Himmelblau unserer Grofsmütter (für die meisten wird's nun wohl schon heifsen müssen: Urgrofsmütter) eben ein Stück von dem Geist und Wesen dieser empfindsamen Zeit? Ist nicht der männliche Vollbart wiederholt in Zeiten aufgetaucht, wo man über grofsen Ereignissen und Empfindungen die willkürliche Unnatur verachtete? Das alles wird sich ungefähr so sagen und einigermafsen vertreten lassen. Aber von irgend etwas wie einer naturwissenschaftlichen Bestimmtheit sind wir dabei doch weit entfernt. Es spielt so vieles ineinander und durcheinander, und der Zufall hat wohl immer reichlichen Anteil daran. Eigentlich scheint mir die Kleidermode im allgemeinen etwas hinter dem veränderten Zeitgeist herzuhinken, wie auch gar kein Wunder, denn die Wandlungen beginnen ja eben im Innern und werden erst allmählich nach aufsen durchdringen, obwohl einmal eine Revolution alles mit einem Male umzuwerfen vermag. Aber den Zopf trug Klopstock, der doch dem Reiche der zierlichen Formpoesie durch die vollen und innerlichen Ströme echter Dichtung ein Ende machte. Zopf und Puder trug der natürlichste und innerlichste Vollmensch Goethe; den Zopf

---

[1]) Münch in den Preufsischen Jahrbüchern 1897.

der so hoch über allem Engen und Trivialen schwebende Schiller, Theodor Körner, den wir uns stets im schlichten Kriegsrock und Wachstuchtschako von 1813 vorstellen, hat vor seinem Eintritt ins Heer im unförmlichen, quergesetzten Stülphut und der sonstigen närrischen Salontracht der Empire-Zeit Visiten geschnitten. Im kummetartigen Halskragen und bis an das Kinn festumwickelt gingen die Romantiker einher, die von freiem Rittertum und vielen schönen und ganz und gar nicht philiströsen Dingen träumten. Die Generale Friedrichs des Grofsen haben ihr Heldentum bewiesen, meist wie der König selbst, ohne eine Spur von Bart im Gesicht zu tragen, und Napoleons Marschälle ebenso wie der Kaiser desgleichen etc.

Was hier über gesellschaftliche Apperzeption gesagt ist, hatte den Zweck, die Gründe anzudeuten, warum gar häufig gewisse Erfindungen Ereignisse, Stimmungen, Richtungen, Ideen nicht zu ihrer Zeit passen. Während bei der Annahme, dafs die Ideen das blofse Produkt der jeweiligen Wirtschaft sind, derartige Widersprüche gar nicht vorkommen könnten.

Wir verweilen immer noch bei der rein theoretischen Ansicht vom Staate, die ihn lediglich als Naturprodukt ansieht und nur Interessen als die sozialen Kräfte kennt, hingegen von Ideen im Sinne von uneigennützigen, moralischen Triebfedern ganz absieht. Diese Ansicht halten die Geschichtsmaterialisten für den ganzen Begriff vom Staate. Sie stehen darin nicht allein.

In der Zeit, da man das Recht ganz von der Moral schied und dem Staat nur das Gebiet des Rechts zuteilte, mufsten Versuche entstehen, den Staat allein auf das Recht zu gründen, dieses aber verstanden als ein von aller Moral losgelöster, auf Natur gegründeter Zustand. Es waren Lieblingsgedanken auch Kants und Fichtes eine so künstliche Form des Staates zu finden, dafs selbst, wo alle Moralität fehle, dennoch durch Aufhebung der streitenden Interessen mitten aus den Gesinnungen des Eigennutzes eine Gesamtwirkung hervorgehe ähnlich der eines Staates, in welchem Pflicht, Vertrauen, freiwilliger Gehorsam herrschen und das Ganze beleben.

Diese Versuche sind nicht gelungen und werden nicht gelingen. Sie werden freilich immer von neuem unternommen, und ein Grundgedanke der sozialen Materialisten ist es ja, alles persönliche Vertrauen und auf Pflicht beruhende Handeln zu ersetzen durch Zwangspflichten, die ein jeder ausüben werde aus Furcht und Hoffnung, also lediglich aus Egoismus, und die Ausübung dieser Pflichten und Einschränkungen würden durch lange Übung dem natürlichen Menschen so zur andern Natur werden, dafs er geradezu an ihnen altruistische

Lust empfinde. Nun freilich verschliefst man sich nicht der Schwierigkeit oder Unmöglichkeit, die hier vorliegt und schiebt da, wo der Egoismus die für das Glück anderer notwendige Selbstbeschränkung versagt, oft wider Willen höhere Gesichtspunkte ein; so H. Spencer das Moralgefühl, das Mitleid, die helfende Barmherzigkeit gegenüber den Schwachen.[1] Sofort aber wird dann wieder versichert, dafs Moral, Mitleid etc. nur ein wohl verstandener Egoismus sei, etwa wie dies oben Ihering that.

Indes ist oft geschildert, was herauskommen würde, wenn die Gesellschaft nur durch Egoismus würde zusammengehalten werden. Darum hebt es auch Engels rühmend von Fourier hervor, wenn er der Civilisation nachweist, dafs die civilisierte Ordnung jedes Laster, welches die Barbarei auf eine einfache Weise ausübt, zu einer zusammengesetzten, doppelsinnigen, zweideutigen heuchlerischen Daseinsweise erhebt, dafs die Civilisation sich in einem fehlerhaften Kreislaufe bewegt, in Widersprüchen, die sie stets neu erzeugt, ohne sie überwinden zu können, so dafs sie stets das Gegenteil erreicht von dem, was sie erreichen will oder erlangen zu können vorgiebt. So dafs z. B. in der Civilisation die Armut aus dem Überflufs selbst entspringt.«

Auch Herbart nennt es einen Widerspruch den Staat zu definieren als Gesellschaft geschützt durch Macht, weil im Begriff der Macht nicht liegt, ob sie schützt oder zerstört. Aus diesem Widerspruche komme man nicht dadurch heraus, dafs eine neue Macht gegründet werde zum Schutze gegen die erste, denn die zweite mache eine dritte und diese eine vierte etc. nötig. Vielmehr komme man aus dem Widerspruch, der im logischen Begriffe des Staates liege, nur dann heraus, wenn mit dem theoretischen Begriffe des Staates noch der praktische verbunden werde, der untersucht, was der Staat sein soll.

Wenn von einem Soll die Rede ist, nach dem die Wirklichkeit sich richtet, mufs zunächst erörtert werden, ob es möglich ist den Staat nach gewissen Zwecken zu lenken. Da bisher so stark betont wurde, dafs der Staat ein notwendig sich erzeugendes Naturprodukt ist, so könnte es scheinen, als müsse aller Einflufs menschlichen Wollens davon ausgeschlossen sein. Indessen sind ja die Naturkräfte, die den Staat bilden und zusammenhalten, nämlich die in der Natur der äufsern Verhältnisse und in der Natur der Menschen begründeten Bedürfnisse mehr oder weniger im Begriff, Willen nämlich festes, absichtliches Wollen zu werden. So wenig nun auch das, was sich

[1] Bösch, Die entwicklungstheoretische Idee sozialer Gerechtigkeit. 1896, S. 135, 170.

absichtlich erreichen läfst, die Grenzen des naturgemäfs Möglichen überschreiten kann, so bezeichnet doch gerade dieser Fortschritt von dem anfänglich blofsen Geschehenlassen zu dem Streben, dem Staate eine bestimmte innere Struktur zu geben, den Punkt, wo der Staat beginnt, sich aus einem Naturprodukt in ein Produkt der Absicht und der Kunst zu verwandeln: nicht als ob dadurch die Naturgesetze des psychologischen Geschehens, denen seine Entstehung, Bildung und Entwicklung unterliegt, aufgehoben würden, sondern in dem Sinne, dafs die Wirksamkeit jener Gesetze für bestimmte Zwecke absichtlich benutzt und dadurch ein Erfolg erzielt wird, der ohne absichtliche Anordnung nicht eingetreten sein würde. So unterbrechen schon die positiven Staatsgesetze, indem sie den natürlichen Neigungen der Menschen einen Zügel anlegen, die Kontinuität, womit der Naturmechanismus, sich selbst überlassen, fortwirken würde.

Dieses Eingreifen der Absicht in die natürlichen Verhältnisse des staatlichen Lebens ist eine Thatsache, die keinem Staate fehlt. Schon die Sorge jeden Bürgers für sich und die Seinen, die Not auf der einen Seite, die Herrschsucht auf der andern führen notwendig aus der dumpfen Gewohnheit des Duldens und Geniefsens, des Gehorchens und Befehlens, des Dienens und Herrschens zu einer bewufsten Überlegung über die Gründe und die Folgen und die Gegenmittel solcher Verhältnisse. Möge man also immerhin den Staat selbst nicht machen können; im Staate ist zu allen Zeiten sehr vieles Wichtiges und Unwichtiges, Heilsames und Verderbliches, Kluges und Verkehrtes gemacht worden und zwar von den Willen der Einflufsreichen.[1])

So bemerkt GIERKE: »Mit der Hohenstaufenzeit zuerst trat, wie in allen Gebieten, so im Rechts- und Verfassungsleben das deutsche Volksbewufstsein in die Phase des abstrakten Denkens, der Reflexion über sich selbst und der systematischen Ordnung. Und da zuerst beginnt unser Volk die Verhältnisse mit Bewufstsein nach der Idee zu modeln. Wo bis dahin Naturkräfte zu walten schienen, tritt jetzt der Mensch nach verständiger und berechneter Überlegung schöpferisch auf, berät und beschliefst, ändert und bessert. Und es beginnt der grofse Prozefs, der die Allgemeinheit von ihren individuellen Trägern entbindet und das Individuum von den Banden der Gesamtheit befreit.«[2])

Nun ist oben schon angedeutet, dafs im längern Zusammenleben der Menschen sich Bedürfnisse geltend machen, die über die Sorge für die Erhaltung des Lebens hinausgehen, sogenannte höhere Be-

[1]) HARTENSTEIN a. a. O. S. 425.

[2]) GIERKE, Deutsches Genossenschaftsrecht II, 14.

dürfnisse der Kunst, der Wissenschaft und des sittlich Wohlgefälligen also die Ideen, die uninteressierten Bestrebungen. Sind diese erst einigermafsen anerkannt, so entsteht auch der Wunsch, die Gesellschaft oder den Staat so einzurichten, dafs er zunächst die Bethätigung der Ideen nicht geradezu unmöglich macht, dafs seine Einrichtungen den Ideen nicht geradezu Hohn sprechen. Je mehr in den Kreisen der Einflufsreichen, der Mächtigen das Bedürfnis gefühlt wird, um so mehr wird auch versucht werden, den Staat nach Ideen zu bilden und umzugestalten. Die Ideen sind zwar nicht anfangs die gesellenden Mächte, sondern die Interessen. Allein auf die Dauer lassen sich die Ideen oder die höheren Bedürfnisse nicht zurückdrängen, sondern fordern, dafs ihnen Genüge geschehe. Denn sind auch die Staaten wohl ausnahmslos durch Macht allein gegründet, so können sie doch nur durch Recht erhalten werden. Ein Staat, allein auf die Interessen oder Macht gegründet, würde nie ein status, etwas relativ Festes, Ruhiges, Dauerndes werden, wenn nicht noch andere Kräfte hinzukämen, welche die Interessen zähmen und lenken — die Ideen. Die Ideen treten als Aufgaben für die Staatslenker auf: wie ist es möglich, ohne die Sicherheit und das feste Gefüge zu verletzen, nach der Idee des Rechts den Streit zu schlichten, ihn schon im Keim zu ersticken und ihm so vorzubeugen; nach der Idee der Billigkeit jedem zu geben oder zu lassen, was ihm gebührt; nach der Idee des Wohlwollens, die berechtigten Wünsche und Bedürfnisse aller ohne Verletzen anderer zu befriedigen; nach der Idee der Vollkommenheit allen vorhandenen sich regenden Kräften des Wissens und Könnens Raum zu geben sich zu äufsern und zu bethätigen, ohne dafs eine durch die andere leidet, kurz so dafs die Ideen immer mehr selbst die den Staat erhaltenden und bewegenden Kräfte werden, und das Ganze sich einer von den sittlichen Ideen beseelten Gesellschaft nähert.[1])

Das ist die andere, die praktische, die sittliche Seite des Staates, der Staat als Ideal gedacht als das, was er sein soll.

Beide Seiten müssen bei der Untersuchung zunächst auseinander gehalten werden, aber keine darf über der andern vergessen oder gering geschätzt werden. Die Materialisten haben oft nur die theoretische, die den Staat als Naturprodukt ansieht, im Auge. Die Idealisten kennen oft nur die praktische, was der Staat sein oder werden soll. Jede dieser Seiten mufs für sich betrachtet, aber dann müssen sie verbunden werden zu der dritten Aufgabe, die eigentlich die wichtigste ist, nämlich wie kann der Staat sich dem Ideal nähern?

[1]) Aristoteles sagt: Der Staat entsteht **τοῦ ζῆν ἕνεκα** (um des Lebens willen) er besteht **τοῦ εὖ ζῆν ἕνεκα** (um des vernünftigen Lebens willens).

Das ist die Aufgabe der Politik. Sie mufs einmal vertraut sein mit den Idealen als dem Ziel des Staates, aber ebenso genau mufs sie die Mittel dazu nämlich die theoretische Natur des Staates kennen. Die Politik gleicht hierin bekanntlich der Pädagogik, für welche die Ethik wohl das Ziel der Erziehung feststellt, die Bedingungen aber, die Mittel, wie man sich dem Ziele nähert, giebt die Kenntnis der Natur des Zöglings an, die Psychologie. So erforscht die allgemeine theoretische Untersuchung der Gesellschaft also auch des Staates die Naturgesetze, nach denen streitende geistige Kräfte sich allmählich ins Gleichgewicht setzen. Hier werden zugleich die Mittel erkannt, wie man Zwecke überhaupt, also auch sittliche Zwecke in dem Staate erreichen, wie man ihren Hindernissen begegnen kann, und welche Schranken unvermeidlich sind. Dabei hat man sich aber vor der Meinung zu hüten, als genügte zur Politik die Kenntnis dessen, was der Staat ist und was er sein soll. Das ist so wenig der Fall, als es für den Pädagogen schon hinreicht, einmal Moral zu kennen, welche das Ziel für die Erziehung aufstellt und sodann Psychologie, die die Mittel dazu an die Hand giebt. Vielmehr ist die Pädagogik noch eine besondere Kunst, das aufgestellte Ziel durch die zu Gebote stehenden Mittel annähernd zu erreichen.

So mufs auch die Politik mit beiden Ansichten vom Staat, der theoretischen und der praktischen vertraut sein. Allein das genügt noch nicht zum Handeln. Die Politik ist eine Kunst und zwar, wie Bismarck sagt, die Kunst des Möglichen. Alle Politik ist Kunst, Ausführung, Einbilden der Idee in den spröden Stoff. So gewifs Raffael die Schule von Athen geschaffen hat und nicht Papst Julius oder jene römischen Gelehrten, die dem Künstler vielleicht die Idee zu seinem Werke dargeboten haben, ebenso gewifs ist der Schöpfer einer grofsen politischen Reform nicht der Denker, der ihre Möglichkeit zuerst ahnte, sondern der Staatsmann, der dem neuen Gedanken die lebendige Gestalt zu geben, den Widerstand feindlicher Mächte zu besiegen wufste. In der Politik bedeutet die Ausführung sogar noch mehr als in der Kunst. Denn fast niemals sieht sich der Staatsmann in der Lage einen festen Plan unbeirrt zu verfolgen; jede Idee ist ihm nur ein Entwurf, den er immer bereit sein mufs mit einem andern zu vertauschen. Es ist der Ruhm des grofsen politischen Denkers, die Zeichen der Zeit als ein Seher zu deuten, die Geister vorzubereiten für die Erkenntnis des Notwendigen. Gelingt dies ihm, so dauert sein Name im Gedächtnis der Menschen.[1]

[1] Treitschke a. a. O. III, 774. Ähnlich spricht Moltke über Strategie. Die Strategie ist ein System der Auskünfte. Sie ist mehr als Wissenschaft, ist Über-

Dabei stellen sich überall unvermeidliche Schranken, unüberwindliche Schwierigkeiten wennschon nie völlig bestimmte Grenzen für die völlige Verwirklichung der sittlichen Ideen in den Weg.

Ohne Zweifel stellen sich viele Sozialisten es viel zu leicht vor, diese Schwierigkeiten bei der Besserung der Menschen und der menschlichen Verhältnisse zu überwinden. So kann z. B. Proudhon die Menschen auf der einen Seite nicht schlecht genug schildern. Das Volk, sagt er, ist eine schreckliche Bestie, die man gar nicht als Menschen behandeln kann, sondern erst zur Menschheit bekehren mufs. Die Menschheit ist jene Elite, die das Ferment der Jahrhunderte bildete und den ganzen Teig aufgehen läfst. Ein Mensch auf 10000 Bestien: ist dies Verhältnis noch zu stark? Auf der andern Seite hält er deren moralische Besserung für bald bewirkt: Du Gott der Freiheit, sagt er, zeige dem Mächtigen, dem Reichen den Abscheu seines Raubes (nämlich des Eigentums), auf dafs er zuerst verlange zurück zu erstatten, und dafs die Schnelligkeit seiner Reue ihm allein vergebe — dann werden sich Grofse und Kleine, Weise und Thoren, Reiche und Arme zu einem Bruderbunde einigen.« Oder man denke an folgende Worte aus Zolas Roman Paris: Die Völker fordern, dafs man die Frage des Glückes auf die Erde versetze. Wodurch geschieht das? Nicht durch die Predigt und vereinzelte Thaten der Liebe und Barmherzigkeit, sondern durch die Forderung gerecht zu sein. »Gerechtigkeit« — und das erschreckende Elend wird verschwinden, ohne dafs man barmherzig zu sein braucht. Die bestehende Gesellschaft erscheint mit ihren Missethaten und Schmerzen, mit dem Reichtum und Laster oben und dem Elend und Verbrechen unten als der morsche faule Baum. Wenn die Gerechtigkeit ihn fällt, so wird unter ihren Axthieben eine neue Welt aufflammen, wo der freie Mensch in der freien Gesellschaft seine Kräfte und Anlagen, sich und der Gesamtheit zum Heil, harmonisch entfaltet. Dann wird die moderne Arbeit vom Fluch der Unsicherheit und Ungerechtigkeit befreit werden, und die Arbeiter werden ihren gesetzlichen Anteil an den Wirtschaftsgütern und Bildungsschätzen erhalten.[1])

Vielfach ist man immer noch in der Meinung der Aufklärungszeit befangen und glaubt, wenn der Mensch nur aufgeklärt ist über sein wahres Heil, so wird er es unfehlbar ergreifen, oder meint mit der senti-

---

tragung des Wissens auf das praktische Leben, die Fortbildung des ursprünglich leitenden Gedankens entsprechend den stets sich ändernden Verhältnissen, ist die Kunst des Handelns unter dem Druck der schwierigsten Bedingungen.

[1]) Der sicherste Weg, um schliefslich an der Menschheit zu verzweifeln ist — sie zu überschätzen (Treitscke: Zehn Jahre u. s. w. 623).

mentalen Epoche: stellt dem Menschen nur recht beweglich das Gute vor, so wird er es nicht mehr verfehlen. Man kennt neben dem Verstand und dem Gefühl nicht die Macht des Willens und wie schwer es ist, den Willen im grofsen und kleinen zu bilden und zum Guten zu erziehen.

Weil Herbart dies kannte und darzulegen wufste, darum zog er die Grenzen für die sittliche Entwicklung der Einzelnen und der Gesellschaft für die irdischen Verhältnisse ziemlich enge. Nicht blofs untersucht er die Natur der Aufsenwelt und ihren Einflufs auf den Menschen, um die hier sich darbietenden Schwierigkeiten für die Realisierung der Ideen hervorzuheben. Er erwägt auch hinsichtlich jeder einzelnen Idee, was sich ihr in den Weg stellt und wie weit sie selbst zur Vermehrung der Schwierigkeiten beiträgt. Namentlich ist es die Idee des Wohlwollens oder im Grofsen das Verwaltungssystem, was ihm Bedenken macht, die die Erfahrungen unserer Zeit völlig gerechtfertigt haben.

Gesetzt es wäre möglich, dafs der Geist des Wohlwollens, wie er wohl bisweilen kleinere Gesellungen, die Freundschaft, die Familie, religiöse Sekten durchdringt, etwas allgemeiner wäre. Es würden also reichlich Erleichterungen, Zugeständnisse, Hilfe, Wohlthaten gespendet, was wird die Folge sein? Folgt aus dem Vortrefflichen immer das Vortreffliche, aus Liebe Dank, aus Zutrauen Treue? Sicherlich ist dies oft bei Einzelnen der Fall. Aber die Geschichte aller Zeit lehrt, dafs Zugeständnisse, Vorrechte, Erleichterungen, die nicht Einzelnen, sondern ganzen Völkern, Ständen, politischen oder religiösen Parteien gemacht werden, nicht Zufriedenheit, nicht Dank, nicht freiwillige Gegendienste zur Folge haben, sondern dafs Herbart recht hat, wenn er sagt: das nächste Erzeugnis des Wohlthuns ist nichts anderes als Wohlsein und Genufs; der Genufs aber erzeugt neue Wünsche! Die Stillung einer Begierde ist die Entfesselung von zehn andern. Das Ungestüm ihres Forderns ist desto heftiger, je jünger sie sind und je ungewohnter des Wartens und Entbehrens. Das giebt nicht die Sinnesart zurück, aus der das Verwaltungssystem hervorgehen mufs (nämlich Wohlwollen als Gesinnung).

Es wäre freilich auch falsch, dies reinen Undank zu nennen. Denn nicht immer, vielleicht sogar recht selten, sind Zugeständnisse, Erleichterungen, Wohlthaten, die ganzen Klassen gemacht werden, aus reinem Wohlwollen hervorgegangen. Sehr häufig sind dergleichen Zugeständnisse blofs Berechnungen politischer Klugheit, werden meist nur ungern und gezwungen gemacht. Und alsdann werden dergleichen Wohlthaten auch mit keiner bessern Gesinnung erwidert. (Herb. prakt. Philos. 337.)

Ähnlich hat man den sogenannten Undank der Völker anzusehen gegen diejenigen, die ihnen die Kultur gebracht haben. So der Deutschen gegen die Wälschen, der Tschechen gegen die Deutschen, der Kolonieen gegen das Mutterland.

Gleichwohl, wie natürlich auch das Böse, Eigennutz und Ungerechtigkeit ist, wie eng auch die Schranken menschlicher Tugend sind, wie langsam und schwierig, wie wenig geradeaus fortschreitend der Weg von der sittlichen Roheit zur sittlichen Bildung sein möge, es kann nicht behauptet werden, dafs diese Schranken einen solchen Fortschritt schlechthin abschneiden. Jeder Sieg der sittlichen Überlegung über die rohe Begierde, des Rechts über die Willkür, des Wohlwollens über den Hafs, den Neid, die Schadenfreude, jede Spur von wahrem Ehrgefühl ist eine Hindeutung auf die Möglichkeit des Guten, und wo etwas erreicht ist, ohne dafs die unter allen Umständen gleiche Unmöglichkeit, etwas mehr zu erreichen, dargethan werden kann, da hebt sich der Mut, der entschlossen ist zu versuchen, wieviel von der sittlichen Aufgabe sich werde erreichen lassen. Diesen Mut durch den Anblick der Musterbilder zu beleben und durch die Einsicht zu bewaffnen, ist die Aufgabe der Wissenschaft; sie hat deshalb die Pflicht sowohl als die Befugnis gleichmäfsig auf die Ideen und die gegebenen Naturverhältnisse des menschlichen Lebens hinzuweisen.[1])

Ob nun wirklich ein Fortschritt nicht allein auf den Gebieten des Wissens und Könnens, sondern auch ein Fortschritt der Moralität stattgefunden hat, wird zwar von sehr vielen bestritten, die da behaupten: Tugend und Bosheit der Menschen ist immer dieselbe gewesen. Allein ein sittlicher Fortschritt ist doch sicherlich nicht zu verkennen, wenn man die Art der Kriegführung, des Strafrechts, der Behandlung der niedern Stände und der Naturvölker mit früheren Zeiten vergleicht.

Im übrigen aber mag man dem Staate eine Verfassung geben, welche man will, so hat sie ihre Kraft und Stärke nicht in ihrer logischen Konsequenz, nicht in der klugen Berechnung der Interessen, nicht einmal in der Energie, womit sie von einzelnen in Gang gesetzt und gehandhabt wird; sondern sie hat sie in den wirklichen Willen der Menschen, und diese müssen dafür gewonnen sein oder sie werden ihr trotz aller jener Vorzüge durch Inkonsequenz, Thorheit und Bosheit fortwährend Gefahr drohen. Ruhen kann sie nur auf zwei Stützen. Diese sind: Bildung des Volks zu einer öffent-

[1]) Hartenstein, Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften S. 429.

lichen Meinung, worin ein richtiges Urteil vorherrsche und: guter Wille der Oberhäupter, befestigt durch ein echtes Ehrgefühl gegen Schmeichelei und Üppigkeit. Wer diese zwei Stützen für unnötig hält, der mag über Verfassungen mit gleichem Glücke brüten, wie über ein perpetuum mobile. Die Geisteskraft und die sittliche Würde in einer Nation ist der letzte Grund aller Möglichkeit ihres gesellschaftlichen Bestandes.[1])

Wie kann nun ein Volk zu solcher Gesinnung gebildet werden? Durch die Schule und durch die Kirche. Der Staat bedarf beider, denn die furchtbarste, aller Macht einer menschlichen Regierung überlegene Spannung würde entstehen, wenn die Gemüter ohne Trost, Zurechtweisung, Erhebung, der natürlichen Unruhe überlassen blieben. Aller Zunder, welcher diese Unruhe in Flammen setzen kann, liegt auf dem Boden des Staats. Hier sind die Güter, welche, indem sie den Fleifs beschäftigen, zugleich die Begierden reizen; hier sind Gesinnungen nicht blofs der Achtung, sondern auch der Geringschätzung, nicht blofs der Liebe, sondern auch des Hasses; hier sind die Familien mit all ihren Ansprüchen, hier ist das Gebäude der Dienstverhältnisse, worin zahllose Diener, nicht blofs Offizianten den Lohn ihrer Leistungen fordern, nachdem sie nicht alle den nötigen Dienst geleistet haben. Hier drängen alle wider einander, wenn nicht jeder, seiner Pflicht sich bewufst, in seinen Schranken bleibt. Hier regt sich die wahre Tugend, aber auch der fanatische und geheuchelte Heroismus. Geschieht Unrecht in diesem Gedränge, so ist in sehr vielen Fällen gar kein Ersatz möglich. Obendrein ist es ein grundfalsches Prinzip, als führe die Idee des Rechts schon an sich die Befugnis des Zwangs herbei, welcher genüge zur Abwehr des Unrechts. Der Zwang hat Schranken der Billigkeit, welche zu beobachten nicht leicht ist. Diese Schranken lassen sich erweitern, aber nur unter Bedingung der Volksbildung, welche im sittlichen Sinne höher und höher mufs gesteigert werden, wenn sich der Staat, wie es sein Beruf ist, zum Verwaltungs- und Kultursystem entfalten will. Es ist das Verkehrteste aller Vorurteile, zu meinen, aus den ersten besten, gleichviel wie rohen und schlechten Menschen lasse sich wie aus Steinen ein Gebäude, so der wahre Staat zusammensetzen. Ihm sind christlich gesinnte Bürger, ihm sind wahrhaft aufgeklärte und besonnene Männer nötig, sonst kann seine eigne Macht ihn erdrücken oder seine Ohnmacht läfst ihn zerfallen.

Die Kirche ist das Band, welches die Menschen auch da noch

---

[1]) Herbart, Einleitung § 164 (I, 335).

zusammenhält, wo durch irgend ein Unglück die Fugen des Staates anfangen zu klaffen oder gar der Staat selbst zu Grunde geht... Wir dürfen nicht unterlassen, des höchst wohlthätigen Einflusses zu gedenken, welchen die Kirche, sofern sie in mehreren Staaten eine ist, gegen den Streit der Staaten ausübt. Sie ist es vorzugsweise, welche im Kriege zum Frieden mahnt und die Gemüter zur Versöhnung stimmt. Ebenso ist es innerhalb des Staates die Kirche, welche das Drückende der Standesverschiedenheit mildert.

Alle solche Wohlthaten vermag die Kirche nur zu spenden, wofern sie sich hütet, selbst ein Prinzip des Streites zu werden. Will sie mehr als ermahnen, so wird sie beherrscht.

Die Religion setzt das Ewige dem Zeitlichen entgegen. So schneidet sie die Sorgen ab und bringt ganz andere Gefühle hervor, als die des irdischen Leidens. Sie vermindert das Gewicht der einzelnen Handlungen des Menschen, indem sie eine höhere Ordnung der Dinge zeigt: Die Ordnung der Vorsehung, welcher mitten unter menschlichen Fehltritten dennoch das Gute fördert.«[1])

Kann man nun einen derartigen Plan der Vorsehung für die Geschichte erkennen? Darf man es nicht nur als einen Satz des Glaubens, sondern als eine aus der Geschichte selbst geschöpfte Erkenntnis mit Treitschke hinstellen und sagen: Über dem bunten Wirrsal waltet die Notwendigkeit einer erhabenen Vernunft?[2]) Selbst wenn dies möglich sein sollte und wenn man nicht allein erkennen könnte, dafs die Menschheit sich einem Ziele nähert, sondern wenn es feststände, dafs dies Ziel das Glück oder die Tugend wäre, ja wenn man sogar soweit ginge, zu glauben, dafs einmal Glück oder Tugend von allen Lebenden zu irgend einer spätern Zeit erreicht würde — selbst dann würde dies als Weltplan der Vorsehung vom sittlichen Standpunkte aus nicht genügen. Man denke, sagt Herbart (VIII, 396) an die unzählige Menge von Individuen, deren Dasein ohne bemerkbare weitere Folgen dahinfliefst. Diese gehen für einen auf der Erde auszuführenden Plan, sofern man den Zielpunkt in eine weit entlegene Zukunft setzt, verloren und es bleibt in Ansehung der Individuen nichts übrig als die Aussicht auf ein Leben nach dem Tode unter völlig unbekannten Verhältnissen, wenn das Mangelhafte ihres sittlichen Daseins soll ergänzt werden. Nicht einmal scheinbar wird die Ansicht bestätigt, als hätte die Vorsehung ihr irdisches Dasein für den Zweck der Gattung bestimmt. Vielmehr steht die

---

[1]) Herbart, Encyklopädie § 40.

[2]) Deutsche Geschichte des 19. Jahrh. III, 4.

ganze Menschheit in der Hand der ewigen Liebe, welcher der letzte Mensch so nahe ist als der erste. Und die Vorsehung mufs gerechtfertigt sein, über jeden einzelnen, den sie ins Dasein treten liefs.[1])

Darum hat wohl noch nie ein tüchtiger Geschichtskenner gelebt, der nicht vielfach aus dem irdischen Gedränge nach oben geblickt hätte, getrieben von der Sehnsucht nach Trost und Hoffnung; denn, mufs man zusetzen, in der irdischen Geschichte der Völker läfst sich dergleichen nicht erkennen, kaum ahnen. Während man in der niedern Welt der leiblichen und instinktiven Form der Organismen die schöpferische Hand Gottes verhältnismäfsig leicht erkennen, mindestens vermuten kann, sind hinsichtlich der Staaten und deren Geschichte, soviel wir erkennen, keine Vorkehrungen getroffen. Ihre Gebrechlichkeit, Unordnung hat nirgends zu ähnlicher Ordnung geführt, wie im Planetensystem oder wie in dem Bau organisierter Leiber. Man darf nie vergessen, dafs Staat und Volk nur irdische, vorübergehende Erscheinungen, dafs aber die Individuen für die Ewigkeit geschaffen sind, dafs sie erst da das Ziel erreichen können und sollen, zu dem sie geschaffen sind.[2])

Zum Schlufs noch ein Wort der Vergleichung über das Verhältnis der Ideen und der Wirklichkeit:

Nach Plato sind die Ideen das Übersinnliche (das Seiende) und zugleich die Muster, die von der Wirklichkeit nur mangelhaft nachgeahmt werden. Kant behält für die Ideen (Gott, Freiheit, Ich) nur die Bestimmung des Übersinnlichen übrig. Herbart sieht gerade von dem übersinnlichen Ursprung der Ideen ab und läfst sie nur als Muster gelten für den Willen. Will man Hegel in dieser Reihe nennen, so sind ihm die Ideen weder Muster noch übersinnlich, sondern nur das Seiende und wirklich Werdende.

---

[1]) Beleuchtung des Naturr. etc. § 208, VIII, 396 und XII, 691, II, 129.

[2]) Herbart I. 281 Einl. vergl. O. Flügel, Die Religionsphilosophie in der Schule Herbarts, 1894.

Ein gründlicher Reformer des Religionsunterrichts

Von
ERNST HEYN in Erfurt

»Ich ärgere gern Leute, denen es gesund ist.«
Ausspruch von Carl Jentsch. (Wandlungen des Ich im Zeitenstrome. Grenzboten. Jhg. 54, Nr. 11, S. 525.)

Die Reform steht nicht still. Vor einiger Zeit veröffentlichten die Grenzboten einen Aufsatz über Religionsunterricht, der sich durch die Anmerkung dazu als von CARL JENTSCH geschrieben bekennt.[1]) Radikaler als er dürfte für den flüchtigen Leser niemand bisher vorgegangen sein. Ihm ist die herrschende Methode unnatürlich und bringt alles andere bei, nur nicht Religion (S. 156—159). Denn selbst die, die den Unterricht nicht zu schwänzen oder statt seiner eine halbe Stunde mit den Kindern zu verplaudern und dann das Lehrplanmäfsige dem Lehrer zu überlassen pflegen, sondern die ihn regelrecht betreiben wie jeden andern Unterricht, kommen dabei nicht ohne Stock aus und — pauken. Pauken und bläuen ein, indem sie z. B. die Kinder den Satz »bleibet ihr mit dem Esel« so lange nachsprechen lassen, und jedem der es nicht kann, eins auf die Tatzen geben, bis es wie geschmiert geht (S. 154, 156). Daneben mufs er aber noch eine andere Sorte kennen gelernt haben: die Salbadernden, die salbungsvollen Schwätzer, die die durch Schwelgen in Empfindungen ungesunde Empfindelei erzeugen (S. 208). — Ein besonderer Religionsunterricht ist überhaupt überflüssig (S. 156—159, 201—210, 259—260). Denn Religion lernt das Kind entweder im frommen Elternhause oder in der Kirche, oder aber auch in andern Unterrichtsstunden, in der Geschichte z. B., die das Walten Gottes in der Menschheit zum Bewufstsein bringt. Das eigentümlich Christliche braucht dabei nicht zu kurz zu kommen, da es dem Lehrer ja unbenommen bleibt, gelegentlich in der Bibel nachlesen zu lassen und auch einige Anweisungen zum Gebrauche dieses Buches zu geben. Dem Konfirmandenunterrichte bleibt es überlassen, die jungen Leute in das Verständnis und das Leben der Gemeinde einzuführen; in der Volksschule und in den untern (und mittlern?) Gymnasialklassen fällt er als solcher weg, während den Oberklassen der Gymnasien eine Unterweisung in der Religionswissenschaft zufällt. Was die biblischen Ge-

[1]) Religionsunterricht. Grenzboten Jg. 56, Nr. 30, S. 150—159; 56, 31, 201 bis 210; 56, 32, 259—268. »Fortsetzung von München & Constanz.«

schichten anbetrifft, so findet der »Gebildete« die meisten davon so überflüssig wie die vom König Hiskia insbesondere und den andern obskuren Judenkönigen, über die die moderne Bildung längst hinausgeschritten sei. Und wer wollte sich der Einsicht verschliefsen, dafs die Leute, die den gründlichsten Religions-Unterricht erhalten haben, die Geistlichen, im allgemeinen eher unter als über der Volkssittlichkeit stehen? — Das Schlimmste ist aber, dafs was in der Schule gelehrt wird und gelehrt werden mufs, gar nicht die Religion Jesu ist. (S. 261—268.) Denn Christus wollte doch etwas anderes lehren als die gewöhnliche bürgerliche Moral. Zudem ist seine Lehre mit dem Bestehen des modernen Staates unverträglich. Seine Verachtung der äufsern Güter würde dem Gedeihen des Staates geradezu Eintrag thun, um so mehr, da unsere heutige Gesellschaft mammonistisch zu sein gezwungen[1]) ist. (S. 265.) Er hat die tiefe Kluft zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden aufgedeckt, über die die Völker bisher in gesunder Lebenskraft hinweggehüpft waren (ebenda). Desgleichen würde sein Gebot der Feindesliebe die bürgerliche Ordnung gefährden. da doch unsere ganze Politik auf der Schädigung der Ausländer. sobald deren Interessen mit den unsern kollidieren, beruht. (S. 264.) Wer den Geist des Neuen Testaments in sich aufnimmt, wünscht, dafs aus seinen Schülern andere Leute werden als der Durchschnitt; aber der Staat und wer Mitleid mit seinen Schülern hat, wünscht. dafs sie nichts anderes werden.

Man wird nicht fehl gehen in der Annahme, dafs unsere sogenannten Aufgeklärten dem Verfasser Bravo zurufen werden. Wenn diese Herren genauer hinsehen, werden sie allerdings mehr als einmal wieder stutzig werden. Denn derselbe, der eben noch davon redete. dafs die Aufmerksamkeit im Religions-Unterricht unten mit dem Stocke, aber auch oben irgend wie anders erzwungen werden mufs (S. 154), will die Hoffnung nicht aufgeben, dafs auch dieser Unterricht noch dereinst gründlich reformiert werde (S. 207). — Der seine eigne Ansicht über den Wert der biblischen Geschichten von der der Gebildeten höchstens — wenn überhaupt — durch Anführungsstriche vor und hinter dem Worte »der Gebildete« zu trennen scheint, ist von der Göttlichkeit der Bibel so fest überzeugt, dafs ihn die Ergebnisse der modernen Bibelkritik darin so wenig zu erschüttern vermögen, wie es ihm die Freude an Lessing oder Shakespeare verdirbt, wenn ein Narr den einen zum Plagiator, ein anderer Narr den

[1]) Hier wie überall rühren die Sperrungen im Drucke von mir, nicht von Jentsch selber her.

zweiten zum Deckmantel für BACON zu machen sucht (S. 152). Der eben noch von der niedrigen Moral der Geistlichen gesprochen hat, läfst bald danach (S. 205) das arme Kind nicht selten im Pfarrer seinen und seiner Eltern Wohlthäter erkennen, der .... aus eignen Mitteln so manche Not lindert. Der in der Geschichte, statt allein im Religions-Unterricht das Walten Gottes zum Bewufstsein bringen will, erklärt das Weltgetriebe als eins das gottlos ist und bleibt (S. 263). Der von dem Religionslehrer annimmt, dafs er kein Grübler sein darf, dem die Vernunftwidrigkeiten und Widersprüche seines Thuns klar werden, erklärt doch wiederum, dafs der Religions-Unterricht notwendig ist (S. 206). — Der für den flüchtigen Leser zweifellos dem Weltgetriebe recht zu geben scheint gegen die Religion Jesu, erklärt irgend eine verkehrte Vorstellung von Jesu Thätigkeit für Gotteslästerung (S. 155), spricht davon, dafs Gott Mensch geworden ist (S. 262) und erklärt auch das Christentum für notwendig (S. 206), eben das Christentum, zu dessen beiden Kardinalpunkten die Feindesliebe und die Verachtung des Reichtums gehören soll.

Vielleicht, dafs es gelingt, in diese — scheinbaren oder wirklichen? — Widersprüche hin und wieder Licht zu bringen durch eingehendere Vergleichung anderswo geäufserter Gedanken desselben Verfassers, wobei ja nicht ausgeschlossen ist, dafs zu diesen Widersprüchen in der Arbeit selbst, wo andersher andere hinzukommen und JENTSCH durch JENTSCH selbst widerlegt wird. Vielleicht. Was klar von vornherein ist, das ist, dafs der Verfasser aus jenen drei Gründen auf den Unterricht verzichtet hat: die herrschende Methode ist unnatürlich; ein besonderer Religionsunterricht ist überflüssig; in der Schule wird und kann scheinbar nicht die Religion Jesu und des Neuen Testamentes gelehrt werden.

Beginnen wir mit dem letzten Vorwurfe, der am schwersten wiegt. Neu ist ja keineswegs die Ansicht, das unser sogenanntes erstes Hauptstück mit dem Verbieten grober Sünden, wie des Stehlens, Ehebrechens, Tötens (S. 261) eine unterchristliche Auffassung voraussetzt, über die wir eigentlich hinaus sein müfsten. Dem weitern Kreise der Grenzbotenleser gegenüber mag daran erinnert werden, dafs solche und ähnliche Bedenken schon lange von Pädagogen wie SCHWARTZ, KEHR, STAUDE erwogen sind und werden, ja dafs sogar im Herzogtum Gotha ein Katechismus eingeführt ist, in dem statt der Verbote die christlichen Forderungen der Bergpredigt zu lesen sind. Es wäre hübsch gewesen, wenn neben den vielen strengen Bemerkungen über den Betrieb des Unterrichts solche — nach JENTSCH Meinung doch lobenswerten — Bestrebungen auch freundlichst be-

achtet wären. Die diesen Bestrebungen nicht so ohne weiteres zustimmen, thun es nicht, weil ihnen MITTLERS Worte in den Wahlverwandtschaften bisher unbekannt waren, sondern weil sie sich dem Bedenken nicht verschliefsen können, dafs zur Herstellung eines volksmäfsigen Bekenntnisses mehr nötig ist als die richtigere pädagogische und theologische Einsicht: kurz gesagt — ein Reformator. Aber sind wir denn wirklich so sehr über die schlichte Befolgung des 7. Gebotes hinaus? sind wir es nach JENTSCH eigner Meinung? Wer hat denn das durchaus richtige Wort gesprochen: »ein grofser Teil der sozialen Frage wäre gar nicht vorhanden, wenn man das 7. Gebot nicht gröblich im grofsen und ganzen verletzt hätte. Nicht ein Naturprozefs ist es z. B., der die englische Massenarmut erzeugt hat, sondern die Kette himmelschreiender Gewaltthaten, die mit den Tagen des Thomas Morus begann... Wenn nur die Furcht vor dem Gott, der geboten hat, du sollst nicht stehlen, wieder zu wirken anfängt, so könnte dem englischen Volke vielleicht noch geholfen werden!«[1] Mich dünkt, ein solches Wort stünde dem Religionslehrer ebenso gut an wie dem Geschichtsphilosophen.

Aber mag immerhin die rein technische Frage, ob man die die Gesinnung heischende Forderung nicht lieber direkt aussprechen läfst, statt sie in dem »Was ist das?« nachklappen zu lassen, so oder anders entschieden werden: so viel steht doch fest, dafs jemand, der das I. Hauptstück mit der Lutherschen Erklärung behandelt, davor sicher ist, »eine bürgerliche Moral einzupauken«, die der Moral der pharisäischen Mustermenschen und nicht der Religion Jesu entspricht. Wie kann einer, der auch nur auf die landläufigsten Katechismusbearbeitungen einen Blick wirft, meinen, dafs in der Schule nur eingepaukt werde, dafs man nicht stehlen, niemand totschlagen, sich mit seines Nächsten Ehefrau nicht einlassen solle! Ist es nicht völlig überflüssig, in dieser Absicht daran zu erinnern, dafs die Pharisäer in der Sabbatheiligung der heutigen Berliner Polizei weit über seien, da doch jeder Lehrer, der auch nur einigermafsen in den Geist des Evangeliums eingedrungen ist, für die christliche Auffassung des alten Sabbatgebotes hier an des Herrn Wort erinnern wird: der Sabbat ist um des Menschen willen gemacht, und des Menschen Sohn ist ein Herr auch über den Sabbat!

Auch der andere Vorwurf, dafs eine eudämonistische Begründung der Moral, als ob durch sie das Fortkommen in der Welt gesichert werden solle, eine Lüge gegen den Geist des Christentumes sei,

[1]) JENTSCH, Geschichtsphilosophische Gedanken (Leipzig, Grunow, 1892) S. 320 ff.

scheint, obgleich JENTSCH einmal (!) vor 20 Jahren (!) von einer solchen Behandlung im Feuilleton einer Zeitung gelesen hat, gegen Windmühlen zu kämpfen. Kennt JENTSCH etwa allein HERBART?[1]) Weshalb sagt er denn hier kein Wort z. B. über die HERBARTsche Pädagogik? Es sind allerdings »nicht viele, die von Natur Kreuzträger sein wollen«; aber traut er uns denn nicht ebenso gut zu wie sich selbst, gelegentlich ein Wort gegen Strebertum und Ordenssucht zu sprechen? Das Schlimmste ist, daſs mancher Leser, der JENTSCH nicht genau kennt — und solche wird es unter den Grenzbotenlesern auch wohl geben — hier eine passive Billigung dieser schlappen Moral herauslesen mag: »Habsucht ist geradezu Existenzberechtigung für den modernen Menschen; natürlich wird sie nicht so genannt, sondern Erwerbstrieb, Fürsorge für die Familie oder Unternehmungsgeist« etc. (S. 266 f.)

Denn was kann der Leser anders meinen, da ja doch die ideale Ethik Jesu, die das Streben nach irdischen Gütern verwirft, mit unserer modernen Kultur unvereinbar sein soll. »Ohne Mammonsdienst gäbe es keine Weltgeschichte!« (S. 263.) — Das Wort, auf das sich JENTSCH hierfür beruft, »Niemand kann 2 Herren dienen...« ist nun zunächst unglücklich gewählt. Ein Lehrer, der das Interesse seiner Schüler erregen will, wird daran erinnern, daſs heutzutage jede beliebige Aufwärterin zwei Herren dienen kann, dem einen z. B. vormittags, dem andern nachmittags. Er wird aber dann seine Schüler auf den Boden des Altertums führen und finden lassen, daſs der damalige Diener rechtlich[2]) etwas anderes war als der heutige, nämlich ein Sklave.[3]) »Sklaven« sollen wir sein für das Gottesreich, insofern als Hab und Gut in den Dienst des Gottesreiches gestellt wird; »dienen« könnte man daneben sehr wohl auch seinem irdischen Berufe, — vielmehr noch, indem wir diesem dienen, sollen wir Sklaven Gottes sein. — Diese Unvereinbarkeit des Göttlichen und Weltlichen beschäftigt übrigens JENTSCH auch anderswo.[4]) Zwar da erklärt

[1]) »Die Moral ist auf die einzig sichere Grundlage der sittlichen Ideen zu stellen.« (Geschichtsphil. Ged. S. 357.) »Nur wer wie wir selbst mit HERBART die Moral auf die unwandelbaren sittlichen Ideen des .... gründet, braucht sich nicht durch den guten Zweck zur Wahl bedenklicher Mittel bestimmen zu lassen.« (Ebd. S. 371.)

[2]) Daſs unsere heutigen Arbeiter nach JENTSCH Meinung faktisch auch Sklaven sind, (Weder Kommunismus noch Kapitalismus, Leipzig, Grunow S. 234) kommt für unsere Beweisführung nicht in Betracht.

[3]) δουλεύειν! Matth. 6, 24.

[4]) Wandlungen des Ich im Zeitenstrome. Grenzboten 54, 35, 342. — Er citiert: Joh. 14. 30; 15, 18 f.; 16, 8; 17, 9; 1. Joh. 2, 15 f.

er, dafs man sich mit den Synoptikern zur Not noch abfinden könne. Dagegen machen ihm johanneische Stellen oft Skrupel. Aber es brauchte doch wohl kaum daran erinnert zu werden, dafs von einer Feindschaft gegen die Welt auch im 4. Evangelium nur dann die Rede ist, sofern sie in den Gegensatz zu Gott tritt. Das wahrhaftige Licht war doch auch in der Welt, und die Welt ist dadurch gemacht; es erleuchtet alle Menschen, die in die Welt kommen (Joh. 1, 9. 10). Der Christ soll *κόσμιος* sein, nicht *κοσμικός*.[1]) Hier steckt Jentsch das katholische Heiligenideal, mit dem er noch 1877 nicht ganz gebrochen hatte,[2]) vielleicht etwas in den Knochen.

Andere Citate wären offenbar treffender. »Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden ...« Hier wird allerdings das Streben nach Reichtum (S. 263) zweifellos verworfen. Aber dieser Mammonsdienst soll einer der hauptsächlichsten Ursprünge der Kultur sein (ebd.)? Er ist es ganz und gar nicht und am wenigsten nach Jentsch eigner Meinung! Wie sagte er doch einst selbst?[3]) »Die höchste Blüte der Geistes-, Gemüts- und Herzensbildung erwächst aus einer mittlern Lebenslage, die gleich entfernt von grofsem Reichtume wie von bettelhafter Armut ist. Diese Kultur, die allein den Namen Kultur verdient, hat weder den geheimen Kommerzienräten noch den Fabrik- und Grubendirektoren (vgl. damit S. 263!) etwas zu verdanken; sie ist Jahrtausende vor ihnen dagewesen und man sieht nicht, dafs sie in unserer Zeit durch diese neuen Mächte gefördert wäre. Die Kulturthat der Eroberung der östlichen Länder ... ist ohne grofses Kapital vollbracht worden; das ganze Kapital bestand in der körperlichen und geistigen Tüchtigkeit deutscher Bauern.« Wollten wir aber den Namen der Kultur auf den technischen Fortschritt beschränken, wie er sich in der Anlage von »Eisenbahnen und Dampfschiffen, von Gas- und Elektrizitätswerken« (S. 263) bekundet: so berufen wir uns auch hiergegen auf Jentsch selbst, nach dem gerade die Leiter solcher Unternehmungen, die an sich wirklichen Kulturwert haben, auf nichts weniger als auf Geldmachen ausgegangen sind.[4])

Etwas anderes sind allerdings jene modernen Unternehmungen,

---

[1]) Jenes 1. Tim. 2, 9. 3, 2; dieses Tit. 2, 12. vergl. Kretschmer, das christliche Persönlichkeitsideal (Leipzig, Dörffling & Francke 1897) S. 88. — [2]) Siehe München und Constanz, Grenzboten 56, 18, 224. — [3]) Weder Kommunismus noch Kapitalismus S. 207 f. — [4]) »Auch bei Borsig, Krupp, Siemens ist nicht (!) die Sehnsucht nach Reichtum die Triebfeder ihres Handelns gewesen. Was sie trieb, war lediglich jener Schaffensdrang, der überall entsteht, wo Genialität mit Tüchtigkeit des Charakters Hand in Hand geht. Wie sie anfingen, haben sie sich's gewifs nicht träumen lassen, wie reich sie werden würden.« (Komm. Kapit. S. 213 f.)

die zwar Dinge schaffen, die an sich notwendig sind, die aber früher auch ohne die moderne Massenproduktion zu haben waren; und erst recht etwas anderes sind; Unternehmungen, die nicht einmal notwendige Güter schaffen. Solche sind aus dem Streben nach Reichtum hervorgegangen und haben auch einige wenige Unternehmer wirklich reich gemacht.[1]) Darin aber besteht kein Kulturfortschritt!

Auch England, das uns Jentsch hier neben Athen u. s. w. vorhält, kommt anderswo[2]) mit Recht schlecht weg. »Nicht die Menschheit mit neuen Kulturgütern zu beschenken, sondern zur Erzielung eines höhern Geldgewinns einen Teil der andern Güter zu verdrängen, war Ziel und Erfolg der englischen Arbeit .... Ihre hervorragende Stellung besteht nur darin, dafs sie andern Völkern mehr Geld auspresten.« Darin kann aber ebenfalls kein Kulturfortschritt liegen.

Denn mit einem Worte: Gütererzeugen und Geldansammeln oder Produktivität und Rentabilität sind, wie man aus jedem beliebigen Lehrbuche der Volkswirtschaft[3]) weifs, zwei ganz verschiedene Dinge. Jene ist für die Kultur von ganz selbstverständlichem, diese von gar keinem Werte. Hat z. B. das Sparen nur den Zweck, in einer Hand möglichst Geldkapital zu vereinigen, so kann die Masse der Güter nicht verbraucht werden, und die Produktion mufs eingeschränkt werden.[4]) — Aber mehr noch: ein solcher Mammonsdienst ist für die Kultur geradezu schädlich. Massenreichtum ist ohne Massenarmut gar nicht denkbar. Dafür liefert die Geschichte Roms, Venedigs, Englands,[5]) auf die sich Jentsch hier beruft, die Belege. Dafs die Menschheit durch solche von Zeit zu Zeit auftretende Massenarmut vorwärts gekommen ist, glaubt Jentsch selbst am wenigsten.

Und die Religion Jesu? Merkwürdig, dafs Jentsch anderswo[6]) die Bibel für eine Fundgrube volkswirtschaftlicher Weisheit erklärt,

---

[1]) Komm. Kapit. S. 215 f. Als Beispiel für jene Untersuchungen führt Jentsch selbst die heutige Textilindustrie, für diese die Fabrikate der Cellulose und der Anilinfarbe an. — [2]) Ebenda S. 218—221. Ebenso Geschichtsphilosoph. Gedanken S. 368—370. — [3]) z. B. von Philippovich, Grundrifs der politischen Ökonomie (Freiburg, Mohr, 1893) 1, S. 77 ff.; Neurath, die Fundamente der Volkswirtschaftslehre (Leipzig, Gloeckner, 1894) S. 44 ff. Jentsch, Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirtschaftslehre (Leipzig, Grunow, 1895) S. 99 ff. und Komm. Kap. a. a. O., und besonders S. 442. — [4]) Jentsch, Volkswirtschaftslehre S. 156; vergl. überhaupt den ganzen Abschnitt: Das Kapital S. 136—160. Neurath a. a. O. S. 16. 22 ff. — [5]) Auch hiermit vergl. wie Jentsch selbst über »die englischen Teufeleien, wegen deren ganz England das Schicksal von Sodom verdient hätte« in Wirklichkeit urteilt: Geschichtsphilos. Ged. S. 320—323. 346—350; bes. Anm. zu 346! — [6]) Komm. Kap. S. 437; vergl. auch S. 323 »wer da hat, dem wird gegeben, dieses Bibelwort ist der volkswirtschaftlichen Erfahrung entnommen.«

während nach dem vorliegenden Aufsatze ein Leben in ihrem Geiste alle Volkswirtschaft zu ruinieren scheint. Wie ist es denn? Hat Jesus etwa die produktive Arbeit verworfen, den bürgerlichen Beruf unterschätzt? Zwar wie Jentsch einmal richtig erinnert, scheint es schwierig zu sein, angeben zu wollen, was ein Mann früherer Jahrhunderte heute unter ganz andern Verhältnissen thun würde.[1]) Aber soviel ist doch sicher, dafs einer, der wie er die produktive Thätigkeit des Ackerbauers, des Fischers, des Kaufmanns, ja des Wechslers und Maklers — sagen wir auch nur: zum Abbilde der Arbeit für das Gottesreich macht, dafs so einer über den Trieb zu schaffen und zu arbeiten, kurz Güter zu erzeugen und sie, wo es nötig ist, auszutauschen, nicht gering geurteilt haben kann. Aber wir gehen noch viel weiter. Die Zeiten, wo man die Parabeln des Herrn als blofse Allegorieen betrachtete, in denen die Dinge nur etwas zu »bedeuten« haben, die werden hoffentlich auch einmal im Schulunterrichte überwunden sein. Denn jene Dinge, der Schatz im Acker, der Acker, die Perle, der Groschen sind ihm nicht blofse Hüllen höherer Wahrheiten, nicht blofse Veranschaulichung des Göttlichen, sie sind ihm vielmehr durchaus reale Dinge, in denen er so wie sie sind eine Idee findet oder doch eine niedere Stufe davon, die auf ihre Vollendung in einer andern Sphäre hinweist. Wenn der Kaufmann z. B. um der köstlichen Perle willen all' das Seinige verkauft, so beruht die Beweiskraft des Gleichnisses eben darauf, das schon im gewöhnlichen Leben der vernünftige Trieb besteht, das minder Wertvolle für das Wertvollere hinzugeben.[2])

Anders aber urteilen die Propheten, Jesus, die Apostel über die reine Erwerbsthätigkeit. Zwar nicht als ob die Aufhebung des Privateigentums das Ideal der biblischen Religion wäre,[3]) weist doch Paulus ausdrücklich auf Eigentum und Arbeit als Bedingungen persönlicher Unabhängigkeit und Ehrenhaftigkeit wie der Liebesthätigkeit hin.[4]) Wohl aber hat jede Ausbildung des Privateigentums eine Grenze an dem allgemeinen Wohle,[5]) und Jesus selbst hatte dem erwerbsamen

[1]) München und Constanz. Grenzboten 56, 18, 228. — [2]) Das Weitere mag man in dem trefflichen Buche Tamm, Der Realismus Jesu in seinen Gleichnissen (Jena 1886) nachlesen. Auch Weiss, Leben Jesu S. 494—499. Namentlich Nippolds Verdienst ist es, auf die Heranziehung des »Milieu« als eins der wichtigsten Ergebnisse der L. J. Forschung aufmerksam gemacht zu haben: siehe das Naturbild in den Reden Jesu: Handbuch der neuesten Kirchengeschichte III, 2 (Hamburg 1896) S. 226. — [3]) Dagegen braucht hier wohl nicht gekämpft zu werden; vergl. indes Hermann Schultz, Grundrifs der evang. Ethik (2. Aufl. Gött. 1897) S. 112. — [4]) 1. Thess. 4, 11; 2. Thess. 3, 8; Eph. 4, 28.—2. Thess. 3, 10; 1. Kor. 4, 12; 9, 6; 1. Thess. 2, 9; Apostelg. 20, 34 f. — [5]) Jak. 5, 4; Luk. 10, 7.

Judenvolke, ihren Kornspekulanten[1]) und Wucherern gegenüber, allen Grund, vor dem Übermafs des Erwerbtriebes, der Habsucht und Gewinnsucht, wie sie besonders in den grofsen Handelsstädten gar üppig wucherten, in seiner überaus scharfen, pointierten Sprechweise[2]) zu warnen. Dasselbe hatten vor ihm die Propheten[3]) gethan. Und auch er hatte wie jene gerade in seiner Zeit die Kehrseite der Medaille vor Augen: die arme Witwe, die dunkeln Wohnungen, in denen man am hellen Tage ein Licht anzündete, den Gläubiger, der auf der Strafse den Schuldner packt und ins Gefängnis wirft. Ein Eifern dagegen ist so wenig kulturfeindlich, dafs darin vielmehr nach Jentsch selbst eine Bedingung der Besserung unsers Zeitalters, dafs er (nicht ich) irgendwo mit einem Narrenhause vergleicht, beschlossen ist.

Anderswo erklärt nun Jentsch, dafs wirkliche Religiosität... das soziale Übel sowohl verhüten als teilen kann. Die Kirche soll sich zu einer Bekämpfung des herrschenden Wirtschaftssystems erweitern,[4]) z. B. der sogenannten freien Konkurrenz, jener Vernichtungskriege, die die Kapitalisten der Völker untereinander führen und die barbarischer, unmenschlicher, tierischer sind als Raubzüge nach Mongolenart.[5]) Wie kommt er nun dazu, während er anderswo Heilmittel erster und zweiter Ordnung anführt, hier einfach zu erklären, dafs wir mammonistisch zu sein gezwungen sind? Wie kommt er dazu, hier von dem, der Gott in sich aufnimmt, zu verlangen, dafs er sich von der Welt absondere? Hat nicht Christus von seinen Jüngern verlangt, dafs sie die faule, kraftlose Erde salzen sollen, dafs sie sich nicht verstecken sollen, sondern frei unter die Leute gehen und das Licht weithin leuchten lassen? War es denn bisher die Gewohnheit des Verfassers der Geschichtsphilosophischen Gedanken, die Hände in den Schofs zu legen? Wer zwingt denn den Religionslehrer, sich zum Verteidiger »der künstlichen Steigerung der Bedürfnisse, der wütenden Konkurrenz, einer Kultur wie der Roms und Englands« u. s. w. aufzuwerfen? Auf Politik sollen wir uns in der Schule gewifs nicht einlassen; aber in den höhern Schulen ein christliches Mitgefühl und Verständnis zu wecken für die, die durch die unbarmherzigen Räder des »Weltgetriebes« zermalmt werden, in den niedern ein Verständnis für die nützliche Arbeit vieler Gebildeten und Besitzenden, die nicht blofs Schmarotzer sind, wäre gewifs seine Sache. Dafs das möglich

[1]) Die »Motte« σής Matth. 6, 19 war, wenn Schneller richtig vermutet, vielmehr ein Käfer, der ihren in Cisternen aufgespeicherten Kornvorräten häufig gefährlich wurde. — [2]) Vergl. Nippold, Die Paradoxieen Jesu (Bern 1884). — [3]) Am. 8, 5 f. Jes. 5, 8! Jer. 5, 27 f. 22, 13! — [4]) Komm. Kap. S. 296—311, vergl. bes. 300 bis 302. — [5]) a. a. O. S. 291.

ist, und schon geschieht,[1]) glaubt Jentsch wohl nicht? Und da er es nicht glaubt, scheint er fast das Gegenteil auszusprechen von dem, was wirklich seine Ansicht ist. Er ärgert gern Leute, denen es gesund ist.

Nicht besser steht es um die Behauptung, die Feindesliebe sei unverträglich mit dem Gedeihen des modernen Staates. Unser ganzes Leben, meint er, sei vom Kampfe der Klassen, Berufstände, Konfessionen beherrscht. Auch hier scheint es, als ob so etwas, noch dazu in so widerlicher Form, wie er dafür Beispiele anführt,[2]) heute unvermeidlich sei. Aber auch hier setzt sich der neue Jentsch in Widerspruch mit dem alten. Wahre Religiosität, meinte er sonst, kann den sozialen Kämpfen einen Teil ihrer Wildheit und Häfslichkeit nehmen, kann die Gesinnung der Reichen wie der Armen veredeln.[3]) Aber unsere ganze äufsere Politik soll ja auf dem Hasse gegen die Ausländer beruhen und der Ansicht, dafs es Pflicht sei, den Feind zu schädigen. Nun tritt jedoch an der Stelle des »liebet eure Feinde« die Vorstellung von nationalen Feinden gar nicht auf, sondern nach dem Kontexte nur die Vorstellung von denen, die den Jüngern mit Hafs und Verachtung begegnen. Auch die Parabel vom barmherzigen Samariter sagt selbst nach dem Zusammenhange, in den sie nun einmal Lukas gebracht hat,[4]) nichts weiter aus, als dafs man sich jedem ohne Rücksicht auf Nationalität und Religion als Nächsten erweisen soll, wo er dessen bedarf. Das ist der Punkt, in dem die Religion über Heidentum und Judentum (S. 264) hinausgegangen ist. Vom Kriege ist da schlechterdings keine Rede. Wo ist denn überhaupt gesagt, dafs sich das Gottesreich etwa so friedlich entwickeln werde, wie es die a. t. Hoffnung in Jes. 11 gemeint hatte? Unter Umständen kann um des Gottesreiches willen der Kampf entflammt werden zwischen Vater und Sohn: man lese Matth. 10 und 23.[5]) Auch Berufsoldaten können fromm und Gott wohlgefällig sein.[6]) Man vergifst überhaupt über der rein kosmopolitischen Auffassung des Christentums, dafs auch Jesus und seine Jünger zunächst ihr Volk mit leidenschaftlicher Liebe umfafst haben. Wie ergreift uns noch heute jenes »Jerusalem! Jerusalem!« des Herrn! Wie erklärt er

[1]) Siehe Bang, Ganzes nicht halbes Christentum (Deutsche Schulprax.?). Trüper, die Schule und die soziale Frage (1890). Thrändorf, Die soziale Frage im Religionsunterricht der Erziehungsschule. Zeitschr. für Philos. u. Päd. 1897, IV, S. 292—297. Derselbe in dem diesjährigen Jhb. d. V. f. wiss. Päd. — [2]) »Soll etwa der Geistliche lehren, der Christ schicke der Frau seines politischen Gegners, den er ins Gefängnis gebracht hat, Bettelsuppen, und das sei nun die christliche Feindesliebe? (! S. 264.) — [3]) a. a. O. S. 291. — [4]) Siehe Holtzmann, Hand-Kommentar (Freiburg 1892) z. d. St. — [5]) Vergl. Matth. 24, 6; Mark. 13, 7; Luk. 21, 10. — [6]) Luk. 7, 2. 8; Apostelg. 10, 2.

immer von neuem, dafs er zunächst gekommen sei zu den verlorenen Schafen seines Volkes! Wie klagt auch der grofse Heidenapostel, dafs er grofse Traurigkeit im Herzen habe für seine Brüder von Israel, die seine Gefreundeten sind nach dem Fleisch.[1]) Kurz, die allgemeine Menschenachtung schliefst die besondere Liebe des eignen Volkes ganz und gar nicht aus. Mithin ist auch jeder verpflichtet, zunächst das Wohl des eignen Volkes zu fördern. Sehe ich nun, dafs mein eignes Volk zerrieben würde, wenn es im grofsen Völkerkampfe den Säbel an die Wand hängte, dafs es verhungern müfste, wenn ihm keine Bahn nach Osten oder Westen geschaffen würde, so mufs ich schon im Konflikte der Pflichten das Weiterliegende dem Nähern aufopfern und unter Umständen auch als Christ — »den Gegner lahm schiefsen«. Das mag wenig sentimental klingen. Aber Jentsch ist ja auch kein Friedensapostel à la Berta Suttner. Er hat als einer der ersten eine energische Kolonialpolitik nach dem Osten verfochten[2]) und ist sich darüber klar, dafs das, wenn es auch an sich kein Eroberungskrieg zu sein braucht, doch nicht ohne ein mitteleuropäisches säbelrasselndes Waffenbündnis durchzusetzen sein wird. — Doch die sittliche Berechtigung eines solchen Krieges zu erweisen — was geht das den einzelnen Christen an? Er könnte ja unter Umständen einmal zu den Fahnen eingerufen werden, wenn es sich um einen höchst frivolen Krieg zu dynastischen Zwecken handelte. Das einzige, was ihn dann aufrecht hält, das ist der — christliche — Glaube, »dafs derselbe Gott, der das Sittengesetz du sollst nicht töten gegeben hat, ihm diese widersprechenden Aufgaben gestellt hat, und dafs er dereinst in höherm Lichte schauen werde, wie sich diese Widersprüche in Harmonie auflösen werden.« Das sagt nämlich — Jentsch.[3])

Immer aber wird es darauf ankommen, dafs auch im Kriege die Menschlichkeit gewahrt werde. Der Vorwurf einer unwürdigen Sophistenkunst schreckt mich gar nicht, wenn ich es einfach für richtig erkläre, dafs der Christ sich begnügt, »seinen Gegner lahm zu schiefsen und ihm sodann Pflege angedeihen läfst, während ihm mancher Heide statt dessen auch noch die Nase abschneidet.« (S. 264.) Es ist ja leicht, durch solche Verspottung des roten Kreuzes, dieses Menschheitbundes, das über allen Völkerfahnen sein Panier schwingt, wie der Dichter sagt, die Lachlust zu reizen; überzeugen wird man damit keineswegs. — Denn das »Friede auf Erden« bleibt doch bestehen. Oder

---

[1]) Röm. 9, 1—5. — [2]) Weder Komm. noch Kap. S. 400—421; vergl. »Das Volk und die auswärtige Politik.« Von Carl Jentsch in der Zeit 1897, Nr. 13, 15, 17. — [3]) Geschichtsphilos. Ged. S. 330.

ist es wirklich Schwärmerei anzunehmen, dafs alle solche Kämpfe doch nur Durchgangsstadien für die Entwicklung des Gottesreiches sein sollen? JENTSCH selbst erklärt ja, dafs (durch eine Kolonialpolitik, wie er sie verficht) mit der Beseitigung der internationalen und revolutionären Gefahr die allgemeine Abrüstung bis auf kleine stehende Heere ermöglicht würde.[1])

Das ist gerade das Charakteristische der Religion Jesu, dafs sie Aufgaben stellt, an die wir uns nur in unendlicher Annäherung heranbewegen. In dem Augenblicke, wo das »Friede auf Erden« wirklich ganz und für immer da wäre, könnte sich die Menschheit getrost schlafen legen. Dann hat sie ihr Ziel erreicht. — Auch das alles weifs JENTSCH, zumal er auch die Bibel recht gut kennt,[2]) sehr wohl. Von den Religionslehrern scheint er anzunehmen, dafs sie über diese Dinge noch nicht nachgedacht haben. Er ärgert gern Leute, denen es gesund ist.

Aber mag immerhin die Religion Jesu eine Kraft sein, die sich als wahre Kulturmacht noch heute bewährt: so folgt doch daraus nicht, was eben JENTSCH bestreitet, dafs sie als Unterrichtsgegenstand in den Schulen behandelt werde. Ist es möglich, sie lediglich dem Konfirmandenunterricht vorzubehalten? Dieser soll in seinem einen, sagen wir auch zwei Jahren »über die Teilnahme an den Kultushandlungen, über den Gebrauch der Gnadenmittel, über die Organisation der Gesamtkirche u. s. w.« Aufschlufs geben (S. 209). Aber wenn es einen Wert haben soll, dafs ich durch die Gnadenmittel in die Gemeinschaft Christi eintrete, so mufs ich vorher die lebenspendende Gemeinschaft Christi an mir selbst gespürt haben, und das kann eben nur durch Vertiefung in das ganze Leben Jesu geschehen. Wo soll das abgemacht werden? Im Konfirmandenunterricht ist dazu keine Zeit mehr, und so würden wir mindestens ein Jahr des Unterrichts im Leben Jesu vorannehmen müssen. Wiederum aber ist ein Verständnis für die Wirksamkeit Jesu nicht denkbar ohne Vertiefung in die jüdische Frömmigkeit, wie sie im A. T. durch Mose angebahnt und in der nachexilischen Zeit ausgeartet ist, andererseits nicht ohne Vertiefung in die a. t. messianischen Hoffnungen, die in historischer Folge zu behandeln sind. Folglich brauchten wir mindestens wieder

[1]) Komm. Kap. S. 421; vergl. S. 441 Anm.: Dafs die Militäraufträge zum Schutze des Vaterlandes vor der Hand leider noch nötig sind, bestreite ich nicht. — [2]) Als Studenten wurde ihm einmal die Bufse auferlegt, täglich ein Kapitel in der Bibel zu lesen; das hat er allzu gewissenhaft bis 1875 (jahrelang) befolgt; seit der Zeit hatte er andere Veranlassung dazu, und seit einigen Jahren liest er »blofs Sonntags« darin. (Wandlungen des Ich. Grzb. 54, 11, 521.)

ein Jahr, um die Schüler sich in die Geschichte des Reiches Gottes von Abraham bis auf die Zeit Christi einleben zu lassen. Endlich gehört zur Würdigung der Person Christi auch seine Wirksamkeit in den Männern der Kirchengeschichte. Wie kann ich von der »Organisation der Gesamtkirche« sprechen, ohne die missionierende Thätigkeit des Apostels Paulus vorauszusetzen? Es ergiebt sich ein drittes Jahr für die Lektüre wichtiger Abschnitte der Apostelgeschichte und für die Kirchengeschichte. — Was machen wir nun aber mit denen, die mitunter in einer Klasse hängen geblieben sind? Sie mit jenen, die ein reiferes Verständnis besitzen, zusammen zu unterrichten, das Kunststück müfste uns erst vorgemacht werden. Also würde auch für sie eine Darstellung des Lebens Jesu in Einzelgeschichten vorausgehen, und das ergiebt wiederum ein Jahr. Auch sie müfsten ferner vorher Einzelgeschichten aus dem A. T. bekommen, und die würden für diese Stufe bei der Fülle des Stoffes zwei Jahre — die Zeit bis auf Mose und von da mindestens bis auf Salomo — beanspruchen. Blieben noch die beiden ersten Schuljahre, und ob da Märchen oder Einzelgeschichten vom Heilande für das Kind mehr gesinnungbildenden Stoff enthalten, darüber wollen wir hier weder mit JENTSCH noch mit andern streiten. (Vergl. das I. Schuljahr von REIN u. a. 6. Aufl. 1898.)

Nur solche konkrete Stoffe können gleichzeitig grofse, einheitliche Gedankenmassen bieten — ein Vorzug für die Vertiefung, den im allgemeinen niemand mehr bezweifelt. Dazu genügt eben **nicht**, dafs der Lehrer bei der Behandlung profaner Stoffe »gelegentlich auch in der Bibel lesen läfst und einige Anweisungen über den Gebrauch dieses Buches bietet«. Das müfste ja auf den reinsten Verbalismus oder auf ein Herplappern von biblischen Büchernamen hinauslaufen, die wir nicht lernen lassen, bevor die Schüler nicht eine Ahnung haben, was etwa in »Esra und Nehemia« steht oder was »Jesaja, Jeremia« zu bedeuten haben. Jene Vertiefung aber treiben wir weiter, indem wir das ganze kulturhistorische Element der alt- und neutestamentlichen Zeit mit hineinnehmen.[1]) Nun ist uns aber der Stoff unter den Händen so angewachsen, dafs die Erledigung des Ganzen unmöglich **in den andern Stunden** erfolgen kann. Zwar das ist ja eine Binsenwahrheit, dafs wir jede neue Erkenntnis mit den im Kopfe schon vorhandenen Erkenntnissen in organische Verbindung bringen müssen (S. 208 o.), dafs ein Psalm — inhaltlich, nicht geschichtlich — angeknüpft werden möge an ein Lied (S. 207): wozu hätte sonst LANGE seine Apperzeption geschrieben? Das Gesetz

[1]) Wie das gemeint ist, dafür mufs es hier genügen, bis auf weiteres auf SCHNELLER und auch auf STAUDE hinzuweisen.

der einfachen Arbeitsteilung besagt, dafs wer Stiefelsohlen anfertigt, dies mit Rücksicht auf den thut, der die Absätze macht; aber im übrigen bleibt es eben bei der Arbeitsteilung. Für die Möglichkeit solcher Anknüpfung haben die Lehrpläne der Schule mit zu sorgen. Aber daraus folgt doch nimmermehr, dafs die Geschichte »der alten Juden« mit der der alten Deutschen gleichzeitig in einer Stunde behandelt werde? Oder wie denkt es sich Jentsch, dafs von beiden »in demselben Zusammenhange« die Rede sein soll? Soll etwa der Geschichtsunterricht auf eine zeitlose Zusammenstellung von Illustrationen z. B. für Eroberung fremder Länder hinauslaufen und dann Josua mit Theodorich gleichzeitig behandelt werden? Vergleichen wird man so etwas miteinander.[1]) Aber beides nicht blofs nebeneinander, sondern sogar in- und durcheinander zu behandeln, wäre wiederum ein Kunststück, dessen Möglichkeit Jentsch durch Ausarbeitung eines entsprechenden Lehrplanes noch zu erweisen hätte. — Auch in den höhern Schulen gebietet die einfache Berücksichtigung des sonst massenhaft anschwellenden Stoffes eine besondere Behandlung der Kirchengeschichte (gegen S. 210). Vorausgesetzt mufs die Kenntnis der Allgemeingeschichte werden, und dann wird es eine Freude sein, zu bemerken, wie die Vorstellungen der verschiedenen Stunden einander gegenseitig heben und verstärken. Auch die Kunstgeschichte ist in der Allgemeingeschichte enthalten; aber wer will behaupten, dafs er sie kennt, wenn er diese getrieben hat? — Jentsch Zweifelfrage, welches nützliche Stück Arbeit denn in den Religionsstunden geschaffen werde, was eigentlich die Schüler wissen sollen (S. 159), erledigt sich mithin durch die einfache Antwort: eine Kenntnis der Geschichte des Reiches Gottes im A. T., im N. T., in der Kirchengeschichte.

So sind aus rein praktischen Gründen die Verbesserungsvorschläge abzulehnen. Sie sind es auch aus Gründen, die dem psychologischen Entwicklungsgange der Schüler zu entnehmen sind. Denn was soll überhaupt die Geschichte, wo wir es doch mit Glausbenssätzen der Gegenwart zu thun haben? — Ja wozu lehren wir überhaupt Geschichte, als um dadurch ein Verständnis für die Aufgaben der Gegenwart zu erwecken? Zudem, wenn wir, worauf es uns ankommt, selbständige, überzeugte Christencharaktere haben wollen, kann dies nur dadurch geschehen, dafs die abstrakten Begriffe auf der konkreten Basis der Anschauung beruhen, dafs die Glaubenssätze — langsam,

[1]) Im übrigen wäre es zweckmäfsiger, da wo alte Geschichte unterrichtet wird, die Geschichte der Griechen und Römer mit der des Volks Israel nebeneinander zu behandeln.

stückweise — erarbeitet werden müssen und erst zuletzt in ein System gefafst werden können. Im übrigen ist es für Pädagogen überflüssig, hier auszuführen, wie diesem Entwicklungsgange von der Stufe der unbefangenen sinnlichen Vorstellung Gottes und dem durch die Aussicht auf Lohn und Strafe bestimmten Gehorsam zu der Stufe der sittlichen Gottesvorstellung und von da zu dem Glauben aus freier Überzeugung, der »religiösen Autonomie, die sich und andern von ihrer Überzeugung Rechenschaft geben kann« (Reukauf) — wie diesem Entwicklungsgange nur ein ruhiges Einleben in die entsprechenden Entwicklungsstufen der Patriarchen, der Zeit des Mose und der Propheten, des Lebens Jesu gerecht werden kann.[1] Dazu ist notwendig, dafs sich der Unterricht auch auf der obersten Stufe der Gymnasien organisch an den andern anschliefst. Auch da nämlich kommt es nicht auf eine Belehrung über Entstehung der einzelnen Bücher u. s. w. (S. 209 f.) an, sondern auf Erziehung zu selbständigen gebildeten Christencharakteren, die dereinst die Führer des Volkes zu werden berufen sind. Denn der Herdentrieb (S. 203), der die Menschen veranlafst, sich irgend einer gröfseren Gemeinschaft zuzugesellen, genügt uns eben ganz und gar nicht. Wenn wir heute die Massen des Volkes sich der Sozialdemokratie zuwenden sehen (S. 204), so mag das mit daran liegen, dafs die in ihrer Jugend einen Unterricht empfangen haben, der sich um die Notwendigkeit, sie zu selbständigen ethischen Persönlichkeiten zu erziehen, nicht gekümmert hat. Vielleicht will auch hier Jentsh, der doch Herbart kennt, die »Frommen« ärgern, denen es nach seiner Meinung gesund ist; jedenfalls bekämpft er, indem er den Religionsunterricht überhaupt über Bord wirft, nur eine gewisse verkehrte Behandlung desselben. Denn wenn er Friedrich den Grofsen als ein abschreckendes Beispiel für die Wirkung dieses Unterrichts anführt (S. 210), so wird wohl nunmehr klar sein, weshalb dessen Unterricht so wirken mufste.[2] Und wenn die Russen und die Spanier nach seiner Behauptung in der Gläubigkeit obenan

[1] Statt aller im Überflufs vorliegenden Behandlung dieser Fragen genügt es hier, hinzuweisen auf Reukauf. Der Lehrplan des ev. Religions-Unterrichts an höhern Schulen (Langensalza, Hermann Beyer & Söhne 1892), bes. S. 11—21. 84—88, wo die gesamte Litteratur berücksichtigt ist, auch die frühern mit Jentsch Ideen sich vielfach berührenden Vorschläge Wieses. Vergl. auch des Verfassers unabhängig davon entstandenen Leitsätze zur »Behandlung des Lebens Jesu« in den Mitteilungen Nr. 9 des Vereins der Freunde Herbartischer Pädagogik (Langensalza, Hermann Beyer & Söhne) S. 10 ff.

[2] Das war reiner Katechismusunterricht, etwa — wie ihn sich Jentsch in der Konfirmandenunterweisung denkt.

stehen, so erwidern wir ihm, dafs uns an solcher Gläubigkeit gar nichts liegt. Sklavische Unterordnung unter Priester kann allerdings nicht das Ziel des evangelischen Religionsunterrichts sein. Übrigens weifs er selbst ganz genau, was von deren Gläubigkeit zu halten ist.[1]) Wenn daher irgendwo, so ist es hier klar: Er will nur Leute ärgern.

Wie steht es nun mit dem Ersatze, den Jentsch statt des Unterrichts bietet? Der Gottesdienst in der Kirche (S. 202 o.) weckt Andacht: aber die Andacht verfliegt, wenn die Tausende das Gotteshaus wieder verlassen haben. Die Rätsel des Lebens stürmen nachher auf den andächtigen Beter ein; und wenn dann gewisse Leute mit den gesicherten Ergebnissen der Naturwissenschaft oder mit der Bibel in der Westentasche sechs Tage lang gegen die sonntägliche Andacht anarbeiten, so steht er denen mit all seiner Frömmigkeit ratlos gegenüber. Ebensowenig unterschätzen wir die Wirkung eines frommen Familienlebens (S. 201) auf die Erzeugung religiöser Stimmung. Aber wie nun, wenn da, von unreligiösen Familien gar nicht zu reden, die Frömmigkeit so grobsinnliche Formen angenommen hat, wie es Jentsch selbst[2]) von der Frömmigkeit seiner Grofsmutter erzählt, die sich immer darüber gewundert habe, wie Abraham unserm Herrgott habe Kalbsbraten und Milch vorsetzen können, woran sich der doch den Magen habe verderben müssen? Dann ist also die Religiosität auf dem Kinderstandpunkte stehen geblieben und wird, wenn die intellektuelle Bildung fortschreitet, als abgethan über Bord geworfen — der gewöhnliche Gang. — Doch wir haben ja noch die andern Fächer, z. B. den Geschichtsunterricht. Auf den Widerspruch zwischen seinen Auffassungen von dem ethischen Gehalte der Weltgeschichte habe ich vorher (S. 4) aufmerksam gemacht. Soll das eine mit dem andern vereinigt werden, so würden die Ergbnisse dieses Unterrichts wesentlich negativer Art sein und etwa auf Veranschaulichung von Sätzen wie die Sünde ist der Leute Verderben hinauslaufen. Nach unserer Auffassung dagegen erzieht der Geschichtsunterricht zu historischer Einsicht und bildet das politische Verständnis. Wollten wir eine sittliche Idee entwickeln, so würden wir uns bei der vaterländischen Geschichte, aber auch bei der der klassischen Völker Erweckung und Pflege vaterländischer Gesinnung angelegen sein lassen; das allgemein Menschliche kann nur durch den Religionsunterricht

[1]) »Bei den romanischen Völkern sind die Männer der Mehrzahl nach — offene Atheisten (!), während die kirchlich gebliebene Minderzahl alle Thatkraft eingebüfst hat. In den protestantischen Ländern (NB.) kann der Mann Christ sein, ohne ... vor Reliquien auf den Knieen zu rutschen — eine ungeheure Wohlthat.« (Geschichtsphilos. Ged. S. 217.) — [2]) In den Wandlungen des Ich.

zu seinem Rechte gelangen. Oder wie das REIN ausgedrückt hat:[1]) der Geschichtsunterricht richtet sich vorwiegend auf die Charakterbildung, wie sie der einzelne als Glied einer staatlichen Gemeinschaft braucht; der Religionsunterricht beschäftigt sich mit der Ausbildung der Einzelpersönlichkeit. Auch religiöse Betrachtung kann ja hin und wieder in jenem Unterrichte Platz haben; aber nimmermehr die religiöse Systematisierung, mit einem Worte — die Glaubenslehre. Und was kann die Geographie viel anderes, als dafs etwa dem Schüler bei Gelegenheit des Abschlusses der mathematischen Geographie, nachdem man von der geozentrischen Auffassung aus zuletzt zu der Vorstellung der Erde als eines Staubkorns im All vorgerückt ist, etwas von der Unendlichkeit Gottes zu hören bekommt — die ihm auf zu früher Stufe nur Schauder und Entsetzen einflöfsen würde. Und was kann die Mathematik, Physik, Chemie (ebd.) anderes als »den gesetzmäfsigen Zusammenhang aller Dinge nachweisen« — ja genügt denn das? Man kann vom gesetzmäfsigen Zusammenhange aller Dinge tief durchdrungen sein und ein höchst unreligiöser Mensch sein. — Also der schulplanmäfsige Religionsunterricht ist nötig, um ein überzeugtes Glied der evangelischen Kirche hervorzubringen.

Denn in der That: zunächst erzeugt er nur dies, und nicht Religion im subjektiven Sinne, Religiosität (S. 201). Nur verstehen wir es doch etwas anders als JENTSCH. Ein rechthaberisches Disputieren, bis die Jungen verschiedener Konfessionen mit den Knüppeln aufeinander losgehen (S. 204 f.), wollen wir ihnen auch bei den Unterscheidungslehren nicht angewöhnen. Denn verkehrt würde der Lehrer handeln, der nicht gerade hier, z. B. bei der Lehre vom Abendmahle darauf hinwiese, dafs die philologisch richtige Auffassung der Einsetzungsworte nicht die Gewähr für den würdigen Genufs biete, sondern einzig die bufsfertige Gesinnung und das Verlangen, in die Gemeinschaft mit Christus einzutreten, und dafs dies an sich unabhängig von jener sei; der nicht vielmehr im Anschlusse an den Zwingli-Lutherschen Streit vielleicht das Kapitel von den Spaltungen in der Gemeinde[2]) lesen liefse und mit Röm. 13, 12 schlösse. So und nur so wird er protestantische Christen erziehen. Den Konfessionshafs soll er gerade dabei zu hintertreiben wissen.

Es giebt aber einen Zweig des Unterrichts der zweifellos dankbarer ist. Und von dem behaupten wir, dafs durch ihn, wenn überhaupt durch etwas, Religiosität auch im subjektiven Sinne geweckt wird. Denn im letzten Grunde ist doch die Religion Gottesliebe.

[1]) Mitteilungen des Vereins der Fr. Herbart. Päd. Nr. 10, S. 11.

[2]) 1. Kor. 10, 14 ff.; 11, 17 ff.

»Lehren« (S. 201) wie Mathematik kann man die allerdings nicht, sondern kann sie nur aus der »Beobachtung des Lebens« entstehen lassen. Aber wo findet er denn dieses Urbild der Gottesliebe wirklich im Leben? wo auch im frommsten Elternhause? Es bleibt nichts anderes übrig, als dafs wir ihm einen anhaltenden Umgang mit dem Leben einer idealen Persönlichkeit gewähren, in der er diese Gottesliebe anschauend erkennt. Und darin besteht der einzigartige Wert des Unterrichts im Leben Jesu.[1]) — Kurz, der Religionsunterricht, »wenn er gut ist« (S. 202) verstärkt nicht nur die Wirkung der übrigen Fächer, sondern bringt etwas hervor, was diese nicht können.

»Wenn er gut ist«. Wie ihn sich JENTSCH da wohl denkt? Wir haben gesehen, welche beiden[2]) Sorten von Religionslehrern er kennen gelernt hat: die Pauker und die Salbader. Die Pauker! was er über die erzählt, ist ja höchst spafsig zu lesen, und er scheint da nicht nur von seinen Erfahrungen als Lehrer, sondern auch von seinem einstigen Schülerstandpunkte aus zu reden — bekanntlich die nicht seltene Weise, wie man über pädagogische Dinge der Jetztzeit auch sonst reden hört. Sein eigner Religionslehrer auf dem Gymnasium war starr wie die Dogmen seiner Kirche.[3]) Er rühmte von sich, dafs seine Sextaner, wenn er ihnen drohe »ich fahre jetzt mit euch durch die Wand«, alle ängstlich auf die von ihm bezeichnete Stelle in der Wand schauten, als ob's geradewegs hindurch solle.[4]) Er belächelt seine Begeisterung an Schillers Ideal und Leben[5]) (statt die Ideen des deutschen und des Religionsunterrichts in Verbindung zu setzen). Er ermuntert die Schüler unter der Hand zu einer Verschwörung gegen einen andern Lehrer.[6]) Er läfst den Unterricht oft wochenlang ausfallen oder läfst sich gleich ein halbes Jahr lang vertreten.[7]) Wenn er einen Unterricht gab, so war der schlimmer als gar keiner, insonderheit eine Kirchengeschichte — hu![8]) — In Sch. hat JENTSCH einen alten Kantor kennen gelernt, der an jedem Sonnabend zum Schlufs ohne irgend welche Veranlassung sämtliche Jungen durchhaut, und als er keine Kraft mehr zum Zuhauen hat, seine Tochter

[1]) Und auch wenn man Religiosität so definiert wie JENTSCH (S. 201): als den Trieb, alle Erscheinungen auf ihren tiefsten Grund zurückzuführen und durch ihre Beziehungen auf Gott miteinander zu verknüpfen — in welchem »Leben« sieht das Kind diese Bereitwilligkeit so anschaulich und anhaltend wie in dem Leben der alt- und neutestamentlichen Personen überhaupt? — [2]) Die ihn geschwänzt haben und die mit den Kindern zu plaudern pflegen, können wir wohl weglassen. — [3]) Wandlungen des Ich. Grzb. 53, 47, 368. — [4]) Ebenda 367 b. — [5]) Ebenda 369. — [6]) Ebenda. — [7]) Ebenda 53, 50, 501. — [8]) Ebenda 53, 50, 502.

die Wochenauszahlung vornehmen läfst, bis sie selber einen Lehrer heiratet, dem ihre Energie trefflich zu statten kommt.[1])

Wenn darin das regelrechte Verfahren der Leute mit der bessern Vorbereitung besteht (S. 156), so wundern wir uns gar nicht, wenn er verzweifelt ausruft: Was soll man nun aber mit kleinen Mädchen in der Unterklasse einer höhern Töchterschule anfangen? Man kann ihnen doch nicht eins überreifsen, wie man sich einem handfesten 14jährigen Ochsenjungen gegenüber noch helfen kann? Ich hätte in der letzten Viertelstunde lieber in der Hölle gesessen, als bei diesen Engelchen, die mich ärger peinigten als es Teufelchen gekonnt hätten (S. 154 f.). Das wären ja zunächst rein subjektive, recht bedauerliche Erfahrungen,[2]) die sich vielleicht aufser aus der verkehrten Methode auch aus seiner persönlichen Eigenart mit erklären liefsen.[3]) Und wir hätten kein Recht, an solchen Sachen unzarte Kritik zu üben, wenn er eben nicht seine persönlichen Erfahrungen verallgemeinerte: Ja, wie das gemacht wird, das wufste ich auch!

Wie das gemacht wird? Ja so wird es ganz und gar nicht gemacht. Wenn der Leser des Grenzbotenaufsatzes einmal einen Blick wirft auf Reins, Staudes, Thrändorfs u. a. Präparationen, die von tausend Lehrern gebraucht werden, so wird er merken, wie reich der Stoff für die Besprechung einer Stunde ist, so dafs einem die eher zu kurz als zu lang wird. Da wird etwas anderes geweckt als ungesunde Empfindelei, von der gerade Herbart sagt, dafs sie nicht Stich hält, und anders verfahren als beim »Einbläuen der unregelmäfsigen Verba in der Lateinstunde« (S. 156). Da wird das Interesse geweckt an den idealen Persönlichkeiten und dadurch kräftig auf den Willen eingewirkt. — Wenn er uns (S. 155) als Vorbild hinstellt, wie Christus

[1]) Wandlungen des Ich. Grzb. 54, 26, 614. — Vergl. überhaupt seine ganze düstere Gymnasialzeit. — [2]) Vergl. (München u. Constanz, Grzb. 56, 22, 425:) was Jentsch über den Pfarrer Hosemann erzählt, den die Jungen bis zur Gehirnerweichung krank geärgert hatten: »übrigens ist er mit den Jungen noch schlechter fertig geworden als ich.« — [3]) Wen es interessiert, der lese nach über sein von der Welt zurückgezogenes Leben als Student und im Konvikt (Wandlungen 54, 11, 524); über sein unpraktisches Wesen (54, 37, 518); über seine trübe Stimmung überhaupt nach der Unterwerfung unter die Kirche (54, 37, 516); über die schrecklichen Pflichtenkollisionen des hart geprüften, wackern Mannes (54, 47, 383); über seine öfters erwähnte bedauerliche Schwerhörigkeit und Kurzsichtigkeit; über die ihm zum Danke für sein unerschrockenes, ehrliches Auftreten bereiteten argen finanziellen Nöte, mit denen er 1879, während er den Unterricht gab, zu kämpfen hatte (München u. Constanz 56, 22, 429); über die Stellung als Lehrer einer Schülerminderheit, dem gegenüber sich die Schüler sagen: Dessen Censuren ziehen nicht, bei dem können wirs uns bequem machen (stimmt! a. a. O. 56, 22, 425).

Religionsunterricht erteilt — bei einem Gastmahl, im Hofraum, auf einem Hügel, in einem Nachen am Gestade: so führen wir unsere Schüler eben auch dahin, lassen sie dem Gastmahle zuschauen und sich unter die Kinderschar mischen; wir suchen ihnen das ganze schöne Idyll leibhaft und anschaulich vor Augen zu malen, und wo unsere Worte zu matt sind, zeigen wir ihnen Hofmanns Bild Jesus predigt am See Genezareth.[1] Mit der Erbsünde (S. 155) quälen wir kleine Mädchen auf der Unterstufe nicht.[2] Mit dem Bekenntnisse »mich verlornen und verdammten Menschen« (ebd.) warten wir so lange, bis sie es verstehen können, nämlich nachdem sie das ganze reine Leben des Herrn kennen gelernt haben, im Vergleich zu dem sie allerdings im Gewissen ihren Mangel an Gottesliebe gespürt haben sollen. Um mehr handelt es sich dabei nicht. Der Begriff der Sünde wird eben auf der Stufe, wo sie dafür reif sind, und das wäre etwa im 7. oder 8. Schuljahre, scharf gefafst als Mangel an Gottesliebe oder an Hingabe an das Gottesreich, die an sich ihre ganze Fülle in jedem Augenblicke zeigen müfste, — aber nicht zeigt. Die Religion Jesu ist auch hier ein Ideal, an das wir uns immer nur annäherungsweise heranbewegen.

Ein solches Ideal ist auch die beste Lehrweise. Wir sind weit davon entfernt, anzunehmen, dafs es darin nicht noch vieles zu verbessern giebt, was wir selbst noch für gut halten mögen, und dafs nicht auch manche noch im alten Schlendrian weiter »arbeiten«, ohne sich um die pädagogischen Ideen unserer Zeit zu kümmern.[3] Aber wenn einer kommt und spricht von einem weithin sichtbaren Platze aus mit Prophetenmiene von einer gründlichen Reform unseres Unterrichts, von dem man die Hoffnung nicht aufgeben dürfe, dafs sie auch noch einmal vollzogen werde; wenn er das thut, ohne sich um den Betrieb der letzten 20 Jahre — von der neuesten reichen Reform-Litteratur seit 1889 darf man wohl gar nicht reden — zu bekümmern; wenn er fast jeden Unterricht für die bessern Köpfe

[1] Wenn Jentsch sagt (Geschphil. Ged. S. 283 u. ff.): Für Kinder giebt's keinen andern als Anschauungsunterricht; Schauen und Schaffen das ist die Seligkeit des Kindes; beim katholischen Religionsunterricht giebt der Kultus den Schülern zu beidem Gelegenheit, während dem Protestantismus beides fehlt — — so weisen wir ihn auf dieses Schauen und dieses phantasierende Schaffen der Kinder hin. Denn was sie sich nach Analogie der eignen Heimat selbst vorstellen können, das läfst man sie sich allein ausmalen. Dabei »strahlen die Gesichter« unserer Schüler auch. — [2] Vergl. des Verfassers Thesen zur Behandlung des L. J. a. a. O. Th. 21b. — [3] Vergl. des Verfassers Aufsatz »Die Bekenntnisschriften, die Kirche und der evang. Religionslehrer in Nr. 1 u. 2 dieser Zeitschrift.

für langweilig erklärt — kurz, wenn er uns und der Welt einreden will, dafs wir mit all unserer Arbeit Salbader oder Einbläuer sind: dann — nun wir wollen milde sein und annehmen: Er will auch hier nur Leute ärgern, denen es gesund ist.

Deutsche Handelshochschulen

Von **Alex Wernicke** in Braunschweig

(Schlufs)

In der zweiten Sitzung der Kommission zu Hannover wurde zunächst wieder über den Stand der Hochschulfrage in den einzelnen Städten Bericht erstattet. Das Bild hatte sich seit der Eisenacher Aussprache nicht wesentlich verschoben, nur war man in Leipzig einzelnen damals gegebenen Anregungen auf das bereitwilligste gefolgt.

Nachdem festgestellt, dafs die fachmännischen Ausarbeitungen in Bezug auf die einzelnen Lehrgegenstände der Hochschule ihrem Zwecke, ein deutliches Bild der zu erstrebenden Ziele zu geben, durchaus entsprächen und dafs man von einer weiteren Erörterung des Einzelnen jedenfalls zunächst absehen könnte, ging man zur Hauptfrage des Tages über: Welche Zulassungsbedingungen sind für den Besuch der Hochschule aufzustellen? (Referat: Wernicke.)

Dafs in Bezug auf diese Frage keine völlige Einigung erzielt werden könnte, hatten schon gelegentliche Äufserungen in Eisenach gezeigt. Einstimmig angenommen wurde der Leitsatz: Die Vorlesungen der Handelshochschule setzen das Niveau der Reifeprüfung einer neunklassigen höheren Lehranstalt (Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule) voraus.

Dafs demgemäfs Abiturienten von Vollanstalten (Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule) in erster Linie für ein rechtmäfsiges Studium in Aussicht zu nehmen wären, unterlag gleichfalls keinen Zweifeln.

Dagegen entspann sich ein lebhafter Kampf in Bezug auf die Frage, wer etwa aufserdem noch zu einem rechtmäfsigen Studium zuzulassen wäre. Schliefslich wurde mit 15 gegen 11 Stimmen festgesetzt:

Als Studierende werden zugelassen (ohne Aufnahmeprüfung):

1. Abiturienten deutscher neunjähriger höherer Lehranstalten,
2. Junge Leute, die nach Erwerbung der Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst noch eine höhere Handelsschule (bezw. Fachklassen oder Handels-Abteilungen) mit Erfolg besucht haben.
3. Kaufleute, welche die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst sich erworben und ihre Lehrzeit beendet haben.

Der Gegensatz der Meinungen bezog sich vornehml. auf Punkt 3.

Ob die allgemeine geistige Reife, welche für das Studium auf der Handelshochschule nötig ist, auf der Grundlage einer 6stufigen Allgemein-Bildung innerhalb einer gut ausgenutzten Lehrzeit erworben werden könnte oder nicht, das erschien fraglich.

Die Majorität bejahte diese Frage und billigte damit im wesentlichen die von Leipzig gemachten Vorschläge.

Kein Beschlufs wurde herbeigeführt in Bezug auf die Ausbildung der Lehrer an Handelsschulen, für welche man in Leipzig neben den Abiturienten der neunstufigen Anstalten etc. auch Seminaristen nach bestandener Wahlfähigkeits-Prüfung (2. Lehramts-Prüfung) in Aussicht genommen hat.

Die Frage der Ausbildung von Lehrern an Handelsschulen und an kaufmännischen Fortbildungsschulen hat erst den Braunschweiger und dann den Leipziger Kongrefs lebhaft beschäftigt, darauf eine Ausschufs-Sitzung in Eisenach (9. Oktober 1897), sie bietet ganz besondere Schwierigkeiten dar.

Man hofft die Frage durch eine besondere Kommission in nächster Zeit weiter zu klären.

Zunächst sollen Ferien-Kurse in Leipzig und Dresden von Seiten des Verbandes dem ersten Bedürfnisse entgegen kommen, sie werden im Sommer 1898 abgehalten werden. Man folgt dabei dem Vorgange bedeutender Handelslehrer, wie des Herrn Dr. Röhrig-Görlitz und des Herrn Bergmann-Karlsruhe, welche bereits mit Erfolg in gedachter Richtung gewirkt haben.

Dafs schliefslich ein Seminar, welches mit der Handelshochschule zu verbinden ist und zugleich mit einer Handelsschule und mit einer Fortbildungsschule Fühlung hat, der Ausbildung dieser Lehrer dienen soll, ist einstimmig gut geheifsen worden — ein solches Seminar ist auch im Leipziger Plane vorgesehen.

In Hannover wurde ferner einstimmig beschlossen, dafs der regelmäfsige Studiengang der Handelshochschule 4 Semester umfassen soll.

Aufserdem wurden noch verschiedene Anregungen in Bezug auf eine freiere Erweiterung des Vorlesungs-Verzeichnisses, in Bezug auf die Einrichtung der Sammlungen etc. gegeben.

Endlich wurde beschlossen, dafs der Verband für die entstehenden kaufmännischen Hochschulen, welche den festgesetzten Grundlinien entsprechen, mit allen Mitteln kräftig einzutreten hat, zunächst für die Leipziger und für die Aachener Anstalt[1]) welche am 25. April 1898 bezw. am 1. Oktober 1898 eröffnet werden sollen.

[1]) Nach einer brieflichen Mitteilung aus München beabsichtigt man jetzt, auch dort eine Handelshochschule zu errichten.

Die Beschlüsse der Kommission, welche mit der Sitzung in Hannover ihre Aufgabe erfüllt hat, bedürfen noch der Bestätigung durch den Ausschufs des Verbandes, doch ist an dieser Bestätigung nicht zu zweifeln — nur wird dort vielleicht in Bezug auf die streitige Frage, die Aufnahme von Studierenden, welche nicht Abiturienten von Vollanstalten sind, ein vermittelnder Modus (Aufnahme-Kolloquium festgestellt werden.

An die Stelle der Kommission, welche ja die Hochschulfrage gewissermafsen nur aus dem Rohen herauszuarbeiten hatte, tritt für die weitere Verfolgung der Angelegenheit eine ständige Abteilung des Verbands-Ausschusses (Abteilung für Hochschulen; Vorsitz: Dr. Stegemann-Braunschweig und Habenicht-Leipzig) und ein ständiger fachmännischer Beirat (Ehrenberg-Göttingen, Raydt-Leipzig, Wernicke-Braunschweig). Man ist allgemein der Ansicht, dafs es nicht zweckmäfsig ist, in theoretischer Hinsicht weitere Arbeiten zu unternehmen, dafs vielmehr die Erfahrungen in Leipzig und in Aachen die Fingerzeige für die weitere Entwicklung der ganzen Frage geben müssen.

In diesem Sinne gelten die beiden Hochschulen, welche im Laufe dieses Jahres ins Leben treten werden, als gesunde Anfänge der Realisierung des Hochschul-Gedankens und vor allem als Versuchs-Stationen für die Gestaltung aller weiteren Arbeit. Die Handelshochschule zu Leipzig, deren Trägerin die Handels-Kammer ist, ist eine durchaus selbständige Anstalt, welche ihren eigenen Senat mit Präsidenten und ihren eigenen Studien-Direktor hat.

Sie steht mit der Universität und mit der öffentlichen Handelslehranstalt zu Leipzig in einem Vertrage, wonach die Lehrereinrichtungen der verschiedenen Anstalten sich gegenseitig zu gute kommen. Eine allgemeine Diplom-Prüfung für die Studierenden und eine besondere Diplom-Prüfung für die Anwärter des Lehramts an Handelsschulen, welche das diesbezügliche Seminar besucht haben, ist bis zur staatlichen Regelung dieser Verhältnisse in Aussicht genommen.

Das Verzeichnis der Vorlesungen und Übungen entspricht den Beschlüssen von Eisenach.

An besonderen Übungen sind angeführt: Kaufmännisches Rechnen und politische Arithmetik, Buchhaltung etc., chemisch-technisches Praktikum, Handels-Korrespondenz im Deutschen und in den gängigen Fremdsprachen, Stenographie und Gebrauch der Schreib-Maschine.

Die beiden Grundbedingungen einer weiteren segensreichen Entfaltung der Hochschulen sind 1. Selbständige Gestaltung trotz aller Anlehnung an eine Universität oder an eine technische Hochschule etc. und 2. Wahrung des Einflusses der Kaufmannschaft. Diesen beiden

Grundbedingungen entspricht der Leipziger Plan. Das Gleiche gilt für Aachen, wo auch die Handels-Kammer die Trägerin der Anstalt ist und wo bei der Anlehnung an die technische Hochschule den Bedürfnissen der Grofs-Industrie in besonderem Mafse Rechnung getragen werden kann.

Neben »The London School of Economics and Political Science« und neben dem »Institut Supérieur de Commerce d'Anvers« werden in Zukunft zunächst die Anstalten zu Leipzig und zu Aachen zugleich mit der neuen »Export und Kolonial-Akademie zu Wien«[1]) in Europa den Gedanken einer kaufmännischen Hochschul-Bildung dienen.

Ihnen wird vermutlich in Zürich eine ähnliche Anstalt zur Seite treten. Dort werden als Ziele hingestellt: a) Die Ausbildung gewiegter, selbständiger, leitender Kräfte im Handelsstande, b) die Ausbildung von Pionieren des schweizerischen Exporthandels in bisher nicht bearbeiteten Absatzgebieten, c) die Ausbildung comerciell geschulter Verwaltungsmänner für Gemeinden, Kanton und Bund, d) die Ausbildung von konsularischen Vertretern der Schweiz im Auslande, e) die wissenschaftliche Sammlung und Verarbeitung des modernen handelstechnischen Wissens.

Man ersieht daraus, dafs er sich bei der Hochschulbewegung, welcher der deutsche Verband für das kaufmännische Unterrichtswesen einen grofsen Teil seiner Arbeit zugewandt hat, um allgemeine Bedürfnisse handelt, welche der veränderten wirtschaftlichen Lage entsprechen.

Man wird dabei nicht vergessen dürfen, dafs die Hochschule nur die Spitze der Pyramide ist, welche das gesamte kaufmännische Unterrichtswesen bildet, und dafs Spitzen naturgemäfs keine grofse Ausdehnung haben.

Es handelt sich nicht blofs darum, hier und da eine Hochschule für den Handelsstand zu schaffen, es gilt vielmehr den verschiedenen Schichten dieses Standes die Anstalten zu geben, welche für seine gesamte innere Kräftigung nötig sind.

Demgemäfs ergeben sich für die Ausbildung des deutschen Kaufmanns in Zukunft folgende Grundlinien:[2])

1. Der zukünftige Kaufmann besucht die Volksschule bezw. eine höhere Lehranstalt, ohne auf dieser bis zur Einjährigen-Grenze zu gelangen, macht eine dreijährige Lehrzeit durch und nimmt dabei an

[1]) Statut vom 4. bezw. 9. Oktober 1897.

[2]) Vergl. mein Gutachten für die EHRENBERGsche Denkschrift und meinen Artikel im Braunschweigischen Magazin, 1897, Nr. 10.

dem Unterricht der kaufmännischen Fortbildungsschule teil. Statt dessen könnte er auch zunächst ein Jahr lang eine niedere Fachschule, deren Lehrgang ein Jahr beträgt (vergl. Dresden) besuchen und dann im allgemeinen mit einer zweijährigen Lehrzeit abkommen.

2. Der zukünftige Kaufmann besucht vom neunten oder zehnten Jahre bis zum fünfzehnten oder sechzehnten Jahre eine mittlere kaufmännische Fachschule (Handelsschule), erlangt den Einjährigen-Schein, macht im allgemeinen eine zweijährige Lehrzeit durch und besucht dann noch geeigneten Falls Fachkurse bezw. eine höhere Handelsschule (Handels-Gymnasium). Statt dessen kann er auch den Einjährigen-Schein auf einer höheren Schule für Allgemein-Bildung erlangen, wobei die Realschule wegen ihres geschlossenen Bildungsganges zu bevorzugen ist, und neben der Thätigkeit im Geschäfte an einzelnen Stunden der Fortbildungsschule teilnehmen, welche womöglich für die Lehrlinge mit Einjährigem-Scheine besondere Abteilungen bilden mufs. Auch ein Vorjahr der höheren Handelsschule könnte hier ausgleichend wirken.

3. Der zukünftige Kaufmann besucht eine neunstufige Anstalt (Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule), macht im allgemeinen eine zweijährige Lehrzeit durch, unter Teilnahme an einzelnen Stunden einer Fortbildungsschule, und besucht darauf zwei (bis drei) Jahre die kaufmännische Hochschule.

Auch Kaufleute sind als Studierende einer solchen Hochschule zuzulassen, falls sie im Besitze des Einjährigen-Scheines sind.

Aufserdem wird die Hochschule der Ausbildung von Lehrern für Handelsschulen zu dienen haben.

Alle neuen Schöpfungen auf diesem Gebiete wird man den thatsächlichen Bedürfnissen anpassen müssen, man darf natürlich nicht ein überbildetes kaufmännisches Proletariat heranziehen.

Da die gröfsere Anzahl der Lehrlinge wohl stets ohne abgeschlossene Schulbildung in das Geschäft treten wird, so bleibt ohne Zweifel der kaufmännischen Fortbildungsschule in gewissem Sinne die bedeutendste und wichtigste Aufgabe übrig: unter überaus schwierigen inneren und äufseren Bedingungen soll sie Wissen und Fertigkeiten vermitteln und vor allem auch für die Bildung des Charakters wirken.

Daneben aber macht sich die Aufgabe geltend, den jungen Mann, welcher nach Erlangung des Einjährigen-Scheines ins Geschäft treten will, bereits so zu bilden, dafs er den Unterricht in der kaufmännischen Fortbildungsschule entbehren kann: hierfür soll die Handelsschule sorgen.

Diese Handelsschule wird vor allem diejenigen Schüler der höheren Lehranstalten zu sammeln haben, welche bei der Versetzung von Quarta nach Tertia bereits entschieden sind, sich der mittleren Schicht des Kaufmannsstandes zuzuwenden. Die Handelsschule wird voraussetzen müssen, dafs in den Klassen Sexta, Quinta und Quarta der Lehrplan der Realschule (bezw. Oberrealschule) in Geltung gewesen ist, sie wird aber für die anders Vorgebildeten (Gymnasium, Realgymnasium und Volksschule) einen vorbereitenden Lehrgang einführen können.

Damit bekommt die Grenze zwischen Quarta und Tertia auf den höheren Lehranstalten für diese eine erhöhte Bedeutung, findet doch von ihr, entsprechend dem Abschlusse der Volksschule, überhaupt vielfach ein Übergang ins praktische Leben statt. Liefse sich in den Klassen Sexta, Quinta und Quarta für alle höheren Lehranstalten ein gemeinsamer Lehrplan zugrunde legen, so könnte die so oft geforderte Sichtung des Schülermaterials, durch welche jeder Einzelne möglichst an die richtige Stelle gebracht werden soll, durchaus sachgemäfs vorgenommen werden.

Hierin[1]) sehe ich, allen Schlagwörtern gegenüber, die Bedeutung der Bestrebungen des Vereins für Schulreform: der dreistufige lateinlose Unterbau aller höheren Schulen ist eine Grundbedingung für eine zweckmäfsige Sichtung des Schülermaterials und damit für die Verminderung des sogenannten Gelehrten-Proletariates. Ob dieser Vorteil des gemeinsamen Unterbaues dessen Nachteile aufwiegt, ist eine schwerwiegende Frage. Jedenfalls braucht unsere Zeit, die nun einmal im Zeichen des »Kampfes um den Weltmarkt« steht, eine beträchtliche Anzahl von Leuten, für welche schon in verhältnismäfsig frühen Jahren eine Verbindung von Allgemein-Bildung und Berufs-Bildung ein Bedürfnis ist. Für den Kaufmannsstand soll diesem Bedürfnisse die Handelsschule entsprechen, welche zur Landwirtschaftsschule durchaus in Parallele steht. Die Handelsschule ist aber nur ein Glied in dem System der kaufmännischen Schulen, welche die Gegenwart fordert.

Es handelt sich gar nicht darum, jeden Lehrling für die höchsten Ziele auszubilden, sondern dem Nachwuchse des ganzen Standes die Mittel zu gewähren, welche für die Entwicklung von Kräften ersten Ranges nötig sind. Dazu gehört auch die Errichtung einer oder der anderen kaufmännischen Hochschule auf deutschem Boden.[2])

[1]) Vergl. mein Buch »Kultur und Schule« (Osterwieck a. Harz, 1896).

[2]) Vergl. dazu »Veröffentlichungen des deutschen Verbandes für das kaufmännische Unterrichtswesen«, Bd. III, IV und VII und Bd. VI (Protokoll des Leipziger Kongresses).

Die ganze Bewegung, durch welche der deutsche Kaufmannsstand sich aus eigener Kraft sein System von Berufsschulen zu schaffen bestrebt ist, zeigt jene lebendige Frische, welche das Zeichen von innerer Gesundheit ist.

Dafs sie ihr Ziel erreichen wird, unterliegt keinem Zweifel.

Hoffentlich gelingt es dabei, die engen Beziehungen zwischen Theorie und Praxis, welche im Augenblick vorhanden sind, recht lange aufrecht zu erhalten, womöglich für immer!

Hoffentlich wird überdies dem deutschen Kaufmanne, der doch schliefslich als Pionier deutscher Kultur über See geht, auch der äufsere Schutz zu teil, dessen er fern von der Heimat so dringend bedarf!

Dann wird auch der Kampf um den Weltmarkt für das deutsche Volk, in dessen wirtschaftliche Erstarkungs-Periode ja der grofse Einheits-Krieg mahnend hineingefallen ist, mit keiner Niederlage enden.

Im »Rollen der Begebenheit« wird uns das starke Haus, das jetzt die Arbeit unserer heimischen Kultur beschirmt und behütet, dann unversehrt erhalten bleiben und in ihm auch ein Plätzchen für die freie Mufse, welche Wissenschaft und Kunst und das Patenkind beider, die Philosophie für sich fordern.

Die Handelshochschule zu Leipzig ist unterdessen am 25. April cr. in der Aula der Universität feierlich eröffnet worden. Sie zählt 95 Studierende und 18 Hörer. Das Seminar für die Ausbildung von Lehrern für kaufmännischen Unterricht hat 23 Teilnehmer. In Bezug auf die Aufnahme-Bedingungen (Ministerial-Verfügung vom 18. II. 1898) ist endgiltig festgestellt, dafs Studierende werden können:

1. Abiturienten der höheren neunjährigen deutschen Lehranstalten (Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen),
2. Abiturienten höherer Handelsschulen d. h. solcher, deren oberste Klasse der Oberprima der unter 1. genannten Anstalten entspricht,
3. seminaristisch gebildete Lehrer, welche die Wahlfähigkeitsprüfung bestanden haben,
4. Kaufleute, welche die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst erworben und ihre Lehrzeit beendet haben, sofern sie die erforderliche geistige Reife nachzuweisen vermögen.

In welcher Weise der Nachweis der geistigen Reife in Zweifelsfällen zu führen ist, bleibt dem Ermessen des Immatrikulations-Ausschusses überlassen. Ebenso hat dieser, wenn Ausländer um Aufnahme nachsuchen, darüber zu entscheiden, ob sie genügende Vorbildung besitzen.

Der Ausschufs des Verbandes hat diese Festsetzung anerkannt.

Weiteres über die Leipziger Handelshochschule bietet die Denkschrift von Herrn Raydt, Leipzig 1898 bei Max Hesse.



B Mitteilungen

1. Internationaler Schülerbriefwechsel

Im Interesse eines intensiven Verständnisses der modernen Sprachen hat in neuester Zeit der internationale Schülerbriefwechsel im Schulbetriebe eingesetzt. Herr Dir. Dr. Hummel, der Leiter der Magdeburger Realschule schreibt in seinem Schulbericht, Ostern 1898, S. 29 folgendes: »Nachdem die Verbandsleitung des sächsischen Neuphilologenverbandes die Angelegenheit des Internationalen Schülerbriefwechsels in die Hand genommen hatte, vermittelten wir unseren Schülern die Teilnahme daran, und so haben im abgelaufenen Schuljahre 10 unserer Primaner mit französischen, und 17 mit englischen Schülern in regelmäfsigem Verkehr gestanden. Die Teilnahme daran ist auf die Stufe der Prima beschränkt; jeder darf nur mit einem Ausländer korrespondieren. Alle 14 Tage wird je ein Brief ausgetauscht, abwechselnd in der Muttersprache des Schreibenden und in der fremden Sprache; die fremdsprachlichen Briefe werden bei der nächsten Gelegenheit verbessert zurückgesandt. Die Schüler scheinen viel Vergnügen an diesem Briefwechsel zu finden; sie senden sich auch Zeitungen, Zeitschriften, Photographien und kleinere Erinnerungsgegenstände zu. Um jedem etwa möglichen Unfuge vorzubeugen, geht der Briefwechsel nicht unter der Adresse der Schüler, sondern durch die Schule, durch die Hand des Fachlehrers und Direktors. Die von hier abgehenden Briefe müssen offen eingeliefert werden, und wir haben uns das Recht vorbehalten, die eingehenden Briefe zu öffnen, was auch in der Regel geschieht. Wir haben bis jetzt mit dieser Einrichtung des Internationalen Schülerbriefwechsels nur günstige Erfahrungen gemacht. Das Interesse der Schüler wird angeregt, ihr Gesichtskreis erweitert, ihre fremdsprachlichen Kenntnisse werden unzweifelhaft gefördert; vielleicht knüpfen sich auch manche Beziehungen an, die später nach dem Abgange von der Schule nicht ganz verloren gehen; die immer anregend und interessant, vielleicht manchmal nützlich sein können.«

Es läfst sich nicht leugnen, dafs ein Briefwechsel der Schüler, gleichaltriger Knaben mit übereinstimmendem Bildungskreise richtig überwacht und sorgfältig geleitet, seine ganz guten Seiten hat und eventuell ganz trefflich ins praktische Leben einleitet. Die Leser der Zeitschrift für Phil. u. Päd. dürfte ein kurzer Bericht

interessieren, welcher Mitteilungen des 1. Schriftführers des Vereins für neuere Philologie in Leipzig enthält, die dieser in der 5. Sitzung des 10. Vereinsjahres am 8. Februar d. J. machte. Herr Prof. Dr. M. Hartmann äufserte sich in einem Vortrage über dieses Thema etwa folgendermafsen: Bei der bisherigen Entwicklung des Schülerbriefwechsels zeigt es sich, dafs neuerdings auch England beginnt, sich am Briefaustausch mit Deutschland zu beteiligen.

In Leipzig-Gohlis, Wiesenstr. 2, befindet sich eine Zentralstelle für den internationalen Gedankenaustausch. Hier sind bereits 26 höhere Schulen zur Anmeldung gelangt, wovon die Hälfte Mädchenschulen sind. Überhaupt treten die Mädchenschulen ziemlich lebhaft in diese Bewegung ein, in Deutschland nehmen schon 18 daran teil. Nach dem Urteil der Lehrerinnen, welche die Korrespondenz überwachen, bezw. leiten, hat man schon recht günstige Erfahrungen mit der Einrichtung gemacht. So schreibt die Lehrerin einer Mädchenschule einer Stadt in der Nähe Leipzigs: »Jeder hier ankommende Brief ist eine Freude für die ganze Klasse, und es kann auch von den Lehrern, die der Sache bisher zweifelnd gegenüberstanden, nicht verkannt werden, dafs der Briefwechsel dem Interesse für das Studium der betreffenden Sprache förderlich sein mufs. Er hat nicht nur für den Unterricht Wert, sondern es liegt darin auch ein erziehliches Moment, indem er die Mädchen Genufs finden läfst in einer Beschäftigung, die sie von der Lektüre dummer Geschichten und anderen Allotria fern hält.« Die betreffende Schule ist bei der Leipziger Zentralstelle mit 58 Schülerinnen angemeldet. Eine Lehrerin aus Yorkshire schreibt: »Die Mädchen sehen jetzt mit eigenen Augen, dafs die fremde Sprache etwas Lebendiges ist; sie besprechen mit ihren deutschen Freundinnen allerlei Gegenstände, die in einer Grammatik nicht vorkommen, und beschreiben selbst die kleinen Ereignisse ihres alltäglichen Lebens. Sie haben daher ein grofses Interesse für die Briefe, und was man gern treibt, das behält man auch gewöhnlich.«

Auch aus Frankreich lag eine ähnliche Äufserung vor. Eine Lehrerin in Macon hat nicht weniger als 59 Mädchen bei der Leipziger Zentralstelle einschreiben lassen. Sie äufsert sich über ihre reichen Beobachtungen auf diesem Gebiete, sie ist über die von ihr wahrgenommenen Wirkungen des Briefwechsels ganz überrascht: »Die Schülerinnen sehen jetzt, dafs die deutsche Sprache, die sie in den eingeführten Lehrbüchern wenig fesselt, etwas wirklich Lebendiges ist und anziehende Dinge ausdrückt. Für viele von ihnen ist dies eine wahre Entdeckung. Bei jedem neuen Briefe, der aus Deutschland hier ankommt, wohne ich einem Schauspiele bei, das ich gar nicht gewagt hätte zu hoffen: die Mädchen bemühen sich eifrigst um das Verständnis von Sätzen, die eigentlich über die Stufe ihrer Kenntnisse hinausgehen und sie kommen damit wirklich zu stande. Derselbe Satz würde sie wahrscheinlich schon bei der ersten Zeile abgeschreckt haben, wenn er ihnen gedruckt in einem Buche entgegengetreten wäre. Die meisten der bis jetzt hier angelangten Briefe sind übrigens reizend, und meine Schülerinnen sind ganz glücklich darüber.« Die gemütliche Seite fällt gegenwärtig beim Betrieb des Sprachunterrichts vielfach weg, zumal wenn das Extemporale den Mittelpunkt desselben bildet. (Bemerkung des Berichterstatters.)

Besonders günstig lautet das Urteil des Direktors der höheren Mädchenschule in Schwäbisch-Hall, des Herrn Dr. Sauer, der eine Anstalt von ungefähr 300 Schülerinnen leitet. Schwäbisch Hall korrespondiert mit Chartres und Aberdeen. Der Schulvorsteher stellt zunächst fest, dafs der Briefwechsel einen höchst wohlthätigen Einflufs auf den Unterricht ausübe, dafs die Mädchen mit Hinblick auf die erwartete Korrespondenz mit wahrem Feuereifer an die Erlernung der französischen

und englischen Sprache gingen. Herr Sauer hatte auch in Aussicht gestellt, ganz eingehend über die Angelegenheit in der Zeitschrift für das höhere Mädchenschulwesen zu berichten. Der Vortragende besprach dann ferner die Thätigkeit der Leipziger Zentralstelle.

Aus England wie aus Frankreich kämen nicht selten bewegliche Klagen von Zöglingen beiderlei Geschlechts, die darüber untröstlich seien, trotz langen Wartens keinen Brief aus Deutschland erhalten zu haben, während um sie herum alles in Flufs sei. Die Zentralstelle thut das Mögliche und sucht die an sie gelangten Wünsche zu befriedigen, natürlich ist sie aber nicht im stande, ein volles Gleichgewicht zwischen Angebot und Nachfrage herzustellen. Sie hat den Grundsatz, nur Lehrer- und Lehrerinnenadressen zu berücksichtigen, die ihr bekannt sind, vor allem läfst sie sich nie auf Chiffern u. dergl. ein. Zur Charakteristik des Briefwechsel verlas dann der Vortragende einen französischen Brief, den ein Leipziger Schüler aus Südfrankreich erhalten hatte. Derselbe war mit feinem Geschmack abgefafst, behandelte die Provence und Alphonse Daudet, ein Schüler-Kabinettstück, kein Extemporale mit Fallstricken und abscheulichem Deutsch.

Der Vortragende wies dann auch darauf hin, dafs die Zentralstelle von Studierenden der modernen Sprachen aus England und Frankreich, von Lehrern und Lehrerinnen, schliefslich von Angehörigen anderer Berufe dieser Länder benutzt würde. Die Zentralstelle berücksichtigt, soweit es das vorliegende Angebot erlaubt, derartige Wünsche nach Möglichkeit. Französische, englische und deutsche Neuphilologen, die ins Ausland gehen, wenden sich oft an dieselbe mit der Bitte um Nachweis geeigneter Stellen und Adressen. Der sächsische Neuphilologen-Verband ist zur Zeit noch nicht nach dieser Richtung thätig, doch liegt die Verwertung der zahlreichen Adressen und Beziehungen, welche die Zentralstelle zu Leipzig zum In- und Auslande besitzt, derselben die Frage nahe, ob es nicht thunlich sei, diese Adressen und Beziehungen für die Gründung eines derartigen Nachweises zu verwenden.

An den Vortrag knüpfte sich eine sehr lebhafte Besprechung desselben. An derselben beteiligten sich aufser dem Vortragenden selbst die Herren Prof. Knauer, Direktor Dr. Wychgram, Dr. Wilke und Dr. Gafsmeyer. Man besprach die eigenen Erfahrungen und tauschte namentlich die Meinungen darüber aus, wie die Schule diesen Briefwechsel kontrollieren müsse. Wir sind der Ansicht, dafs ein reger Briefwechsel, der ja nur wünschenswert ist, dem Lehrer bezw. der Lehrerin tüchtig Arbeit bringt, und dafs diese Arbeit ähnlich wie die Bibliothekgeschäfte honoriert werden müsse. Freiwillige Arbeit ermüdet schliefslich, ein fixes Honorar giebt der Sache einen festen Bestand und einen nicht unangenehmen Hintergrund. bei Architekten und Juristen fände man Extrabezahlung einer Extraarbeit nur in der Ordnung.

Leipzig. Prof. Dr. E. F. Riemann.

2. Übersicht der höheren berechtigten öffentlichen Lehranstalten Deutschlands zu Ostern 1897 [1])

Zusammengestellt von Direktor Dr. Knabe in Marburg nach dem Central-Blatt für das Deutsche Reich, 1897, S. 180 ff. u. S. 324, nach dem Centralblatt für die gesamte Unterrichtsverwaltung in Preufsen. Statistische Mitteilungen, 1897 und nach dem Statistischen Jahrbuch der höheren Schulen Deutschlands u. s. w. Leipzig 1897. Manche Angaben mufsten schätzungsweise gegeben werden; in der Zahl der Lehrer sind meist auch die im Nebenamte beschäftigten enthalten, viele Anstalten sind in einer Umwandlung begriffen.

Staat	Gymnasien			Progymnasien			Realgymnasien			Real-progymnasium			Oberrealschulen.			Real- und höhere Bürgerschulen			
	An-zahl	Schü-ler	Leh-rer	An-zahl	Schü-ler	Leh-rer	An-zahl	Schü-ler	Leh-rer	An-zahl	Schü-ler	Leh-rer	An-zahl	Schü-ler	Leh-rer	Real-schul.	höh. B.	Schü-ler	Leh-rer
1. Preufsen	276	66051	4810	49	4289	438	83	19963	1339	64	4887	439	26	9203	619	78	—	17204	1033
2. Bayern	40	17976	1030	26	2679	330	4	745	66	—	—	—	—	—	—	46	—	11542	726
3. Sachsen	17	5779	410	—	—	—	10	3600	244	—	—	—	—	—	—	23	—	6982	374
4. Württemberg	16	3582	316	4	584	44	3	1290	66	4	585	42	6	2965	154	9	—	2255	156
5. Baden	14	4222	267	2	220	24	2	951	58	5	467	40	4	2295	117	13	—	2588	161
6. Hessen	9	2998	173	2	159	15	3	1069	61	—	—	—	—	—	—	16	1	3205	215
7. Mecklenburg-Schwerin	7	1383	102	—	—	—	6	1133	77	3	238	19	—	—	—	2	1	718	36
8. Sachsen-Weimar	3	731	48	—	—	—	2	558	25	—	—	—	—	—	—	2	—	329	20
9. Mecklenburg-Strelitz	3	688	35	—	—	—	—	—	—	1	98	6	—	—	—	1	—	110	8
10. Oldenburg	5	850	68	—	—	—	—	—	—	1	30	4	1	345	25	1	—	151	11
11. Braunschweig	5	1793	127	—	—	—	1	273	22	1	109	9	1	480	26	1	—	192	10
12. Sachsen-Meiningen	2	249	25	—	—	—	2	302	25	—	—	—	—	—	—	2	—	238	25
13. Sachsen-Altenburg	2	329	31	—	—	—	1	249	17	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
14. Sachsen-Coburg-Gotha	2	452	31	1	55	6	1	77	7	2	316	19	—	—	—	1	—	406	15
15. Anhalt	4	960	65	—	—	—	2	432	30	1	23	3	—	—	—	1	—	179	12
16. Schwarzburg-Sondersh.	2	354	23	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—	442	26
17. Schwarzburg-Rudolstadt	1	217	14	—	—	—	—	—	—	2	131	12	—	—	—	—	—	—	—
18. Waldeck	1	145	12	—	—	—	—	—	—	1	80	8	—	—	—	—	—	—	—
19. Reufs ältere Linie	1	300	15	—	—	—	—	—	—	1	75	3	—	—	—	—	—	—	—
20. Reufs jüngere Linie	2	310	27	—	—	—	1	384	22	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
21. Schaumburg-Lippe	1	232	16	—	—	—	—	—	—	1	49	4	—	—	—	—	—	—	—
22. Lippe-Detmold	2	355	25	—	—	—	—	—	—	1	109	8	—	—	—	—	—	—	—
23. Lübeck	1	384	25	—	—	—	1	116	12	—	—	—	—	—	—	1	—	137	9
24. Bremen	2	930	62	—	—	—	2	710	39	1	50	6	—	—	—	2	—	735	33
25. Hamburg	2	1027	59	—	—	—	1	603	28	1	178	13	—	—	—	6	—	1186	89
26. Elsafs Lothringen	17	4241	360	4	338	44	—	—	—	—	—	—	3	1390	88	8	—	1174	95
Summe:	437	116538	8176	88	8324	901	125	32455	2138	90	7425	635	41	16678	1029	215	2	50473	3054

[1]) Aus dem Encyklopäd. Handbuch der Pädagogik von W. Rein (V. Band, Langensalza, Hermann Beyer & Söhne.)

3. Zur Schulhygiene

In den Pfingsttagen fand in Leipzig und zwar in der Aula des Realgymnasiums die 5. Versammlung des deutschen Vereins zur Förderung des Unterrichts in der Mathematik und den Naturwissenschaften statt. Den Lesern der Zeitschr. f. Phil. u. Päd. dürfte die Tagesordnung dieser Versammlung schon bekannt sein. Wir beschäftigen uns nur mit dem 1. Vortrage in der 2. allgemeinen Sitzung am Mittwoch den 1. Juni. Der Vorsitzende des Vereins, Herr Oberrealschuldirektor Dr. Schotten-Halle, eröffnete um 9 Uhr die Sitzung mit der Begrüßung des Herrn Geheimrat Dr. Vogel, der aus Dresden als Vertreter des sächsischen Ministeriums für Kultus und öffentlichen Unterricht erschienen war. Er übergab dann den Vorsitz dem Direktor des Leipziger Realgymnasiums, Herrn Professor Dr. Böttcher. Nach einigen geschäftlichen Mitteilungen von seiten dieses Herrn ergriff Herr Direktor Dr. Schwalbe vom Dorotheenstädtischen Realgymnasium zu Berlin das Wort und hielt einen $^5/_4$ stündigen Vortrag über das Thema: Die Lehrer der Naturwissenschaften als Beaufsichtiger der schulhygienischen Verhältnisse.

Der Redner wies zunächst darauf hin, daſs viele berufen seien, die über das Schulwesen ein kompetentes Urteil zu haben glaubten, daſs kein Stand einer mehrköpfigeren Kritik ausgesetzt sei als der Lehrerstand. An die Schulen, speziell an die Lehranstalten, die über das Ziel der Volksschule hinausführten, würden Anforderungen der umfassendsten Art, berechtigte und unberechtigte gestellt, es würden Vorschläge gemacht, deren Ausführung einfach undurchführbar seien oder pekuniär dem Staate bezw. den Gemeinden gewaltige Geldlasten auferlegte. In neuerer Zeit beschäftigt man sich eingehend mit Schulhygiene. Zahlreiche, ebenso oft übertriebene hygienische Anforderungen von seiten der Behörden, der Ärzte und der ärztlichen Vereinigungen treten an die Schule heran. Es liegt auf der Hand, daſs die Schule in Krankheitsfällen des Arztes nicht entbehren kann, das ärztliche Attest hat für sie volle Giltigkeit, weder der Direktor noch der Klassen- oder Fachlehrer können dasselbe annullieren. Hier arbeiten Arzt und Schule Hand in Hand. Anders liegt es aber mit den Forderungen der allgemeinen Hygiene, diese greift ebenso hindernd und belästigend in den Schulorganismus ein wie die Verkehrs- und die Berufshygiene in die betreffenden Kreise. Allerorts walten bald die bedenklichsten Zweifel über die Zweckmäſsigkeit und den praktischen Nutzen der gestellten Forderungen. Gerade in bezug auf die Gesundheitspflege, die sehr individuell ist, bergen Generalisierung und Schablonenwesen groſse Gefahren. Der Redner wies dann eingehend auf die schulhygienische Litteratur hin, er selbst hat dieselbe durch eine Programmschrift seiner Schule Ostern 1898 bereichert: Schulhygienische Fragen und Mitteilungen. Er hob hervor, daſs bei Abfassung mancher Lehrbücher über Schulgesundheitslehre in erfreulicher und gedeihlicher Weise die Ärzte und die Lehrer zusammengewirkt hätten. Als recht vortrefflich dürfe das Handbüchlein des kaiserlichen Gesundheitsamtes gelten. Der Redner lieſs auch die Schriften und in Zeitschriften erschienenen Aufsätze über diesen Gegenstand herumreichen.

In einem neuen Abschnitte seines Vortrages verglich Herr Direktor Schwalbe die Vorbildung der Ärzte und der Lehrer der Naturwissenschaften im Hinblick auf Verwendung der einen oder der anderen bei der Aufsicht über die schulhygienischen Veranstaltungen. Der Redner betonte die Wichtigkeit des Umstandes, daſs es erwünscht wäre, wenn durch Organe der Schule selbst diese Aufsicht ausgeführt werden könnte. Es steht fest, daſs das Studium der Medizin und der Naturwissenschaften in dem ersten Halbjahr nach der Studienordnung von 1872 und 1884 in

wesentlichen Fächern das gleiche ist; in neuester Zeit ist man dazu gelangt, das Studium der Naturwissenschaften für die Mediziner etwas einzuschränken, indem Mineralogie und Geologie in Wegfall kamen, auch Zoologie und Botanik beschränkt wurden. Nach den neueren Studienordnungen bleiben Physik, Chemie, Biologie und zum Teil Physiologie beiden Kategorien von Studierenden gemeinsam, auf das Studium der Hygiene wird beim Studium der Medizin nur wenig Gewicht gelegt. Für eine Beaufsichtigung schulhygienischer Veranstaltungen ist der Lehrer der Naturwissenschaften ebenso geeignet wie der praktische Arzt, entschieden besser als ein Spezialarzt.

In den letzten zwanzig Jahren haben sich die Anschauungen über die Funktionen des Schularztes schon bedeutend geändert. Die übertriebenen Forderungen ärztlicher Vereine auf Anstellung autoritativer Schulärzte sind verstummt. Man verlangte für die Gesundheitsräte eingehende Beaufsichtigung der Schule, Kontrolle der Schulbaupläne, Eingriff des Arztes in den Klassenbetrieb. Zu der juristischen Bevormundung der Philologen wäre noch eine wahrscheinlich viel lästigere medizinische getreten. Mit Recht machte man bei solchen Anforderungen auf den Geldpunkt aufmerksam. In Breslau oder anderswo wollte ja ein Arzt die Sache freiwillig und unentgeltlich machen, die übrigen würden doch wohl auf nicht unbedeutende Liquidationen gerechnet haben. Nach dieser Seite hin erscheint die ganze Sache undurchführbar. Große Schulen brauchten nicht bloß einen, sondern mehrere autoritative Ärzte, vielleicht mit Honoraren von je 20000 M. Denn es dürften doch wohl nur hervorragende Kräfte sein, die einen Schulorganismus überwachten und ihm ihre ganze Zeit widmeten. Ein tüchtiger Arzt steht sich auf 20000 M pro anno, Spezialisten mit Kliniken bringen es bekanntlich noch höher.

Der Redner führte weiter aus, Ungarn, Belgien und Frankreich hatten das Institut der Schulärzte nur in beschränktem Sinne eingeführt, in Deutschland seien städtische Einrichtungen dieser Art in einigen Städten vorhanden z. B. in Frankfurt a/M., in Breslau, Nürnberg und Königsberg. Erwünscht, bezw. erforderlich erscheine die Begutachtung des Arztes über Befreiung vom Turnunterricht, weniger für Schüleraufnahmen. Letztere müßten sich im wesentlichen an das vorgeschriebene Alter halten, Zurückstellungen führten zu Schädigungen für den späteren Beruf. Die Eltern möchten die Schule auch unterstützen, indem sie die Söhne nicht frühzeitig rauchen, übermäßig Bier trinken, parforceradeln u. dergl. ließen. Man traue dem Lehrer, daß er es mit der anvertrauten Jugend gut meine, daß er sie auch gesundheitlich fördern wolle. Sollen hygienische Inspektoren angestellt werden, so wähle man sie aus Organen der Schule, nicht außerhalb derselben, da letztere mehr Schaden anrichten als Nutzen bringen könnten. Der Redner faßte am Schluß seine Ausführungen in fünf Leitsätzen zusammen, betonte dabei, daß es ihm auf eine Diskussion über dieselben nicht ankomme und er auf Abstimmungen über dieselben lieber verzichte.

1. Die naturwissenschaftlichen Lehrer sind ihrer Vorbildung nach im stande, die allgemeine hygienische Überwachung der Schulen zu übernehmen.

2. An jeder Anstalt werden Fachlehrer der Naturwissenschaften beauftragt, dem Direktor über die hygienischen Verhältnisse der Anstalt regelmäßig Bericht zu erstatten, ebenso auch der vorgesetzten Behörde.

3. Diese hygienischen Inspektoren sind verpflichtet, die für die gesundheitliche Kontrolle notwendigen Listen zu führen.

4. Alle hygienischen Maßregeln des Unterrichtes können nur unter Berücksichtigung der pädagogischen und wissenschaftlichen Forderungen getroffen werden.

5. Es ist wünschenswert, dafs in der Schulaufsichtsbehörde ein Arzt als Mitglied ernannt wird.

Der Vorsitzende dankte am Schlusse des Vortrages dem Redner für seine Ausführungen, fragte die Versammlung, ob sie eine Besprechung des Themas wünsche, was abgelehnt wurde, dagegen sprach sie einmütig ihre Zustimmung in bezug auf den Vortrag und die Thesen aus. Herr Direktor Dr. Böttcher machte noch auf eine Erfahrung aufmerksam, die er beim Turnunterricht selbst erlebt habe. Bei seinem Antritt der Schulleitung fehlte etwa ein Viertel der Schüler beim Turnen, gewöhnlich durch Entschuldigungszettel der Mütter und ängstlicher Väter, er liefs Formulare drucken, die den Eltern zur Verfügung gestellt wurden, worauf der Arzt das Fehlen attestieren mufste. Jetzt fehlten kaum ein Zehntel oder noch weniger Schüler beim Turnen.

Leipzig. Prof. Dr. E. F. Riemann.

---

4. Enthüllung des Stoy-Denkmals zu Jena[1])

(Nach dem Bericht des Jenaer Volksblattes)

Nachdem bereits seit einer Reihe von Wochen umfassende Vorbereitungen für eine würdige Feier der Denkmalsenthüllung für den verstorbenen verdienstvollen Schulrat Dr. Karl Volkmar Stoy getroffen wurden, fand Dienstag d. 31. Mai unter überaus reger Teilnahme seitens der ehemaligen Schüler des unvergefslichen Pädagogen aus nah und fern, der Universitäts- und Gemeindebehörden und der hiesigen Einwohnerschaft der feierliche Akt statt. Nach dem aufgestellten Programm vereinigten sich bereits am Abend vorher im Sonnengarten die Festgäste. Dienstag morgen wurde eine Schmückung der Grabstätte des Verewigten vorgenommen. Vormittags $^1/_2$ 10 Uhr traten hierauf die Festteilnehmer zum Festzuge im Stoyschen Institut zusammen, von wo aus sich sodann der Festzug, dem die Kapelle der Stoyschen Erziehungsanstalt voranzog und der die Schüler des Stoyschen Instituts, sowie die ehemaligen Schüler, Freunde und Anhänger des Gefeierten vereinigte, nach dem Festplatz am Fürstengraben bewegte. An dem schön dekorierten Platz, gegenüber dem verhüllten Denkmal, welches zwischen zwei hohen Lorbeerbäumen vor einem schönen grünen Hintergrunde steht, wurde Halt gemacht. Nach dem Gesang einer Motette seitens der Stoyschen Schüler hielt Herr Professor Dr. Erich Schmidt-Berlin die Festrede. In markanten Zügen, weithin vernehmbar, entwickelte der Redner ein treffendes Bild von dem Lebensgang des Gefeierten, von seinem segensreichen Wirken als Lehrer und Mensch und von seiner Bedeutung als wissenschaftlicher Pädagog. Während der von feinsinnigem Geist durchdrungenen Rede wurde das Denkmal enthüllt und die schöne weifse Marmorbüste, welche auf einem hohen Granitsockel ruht, wurde den Blicken der grofsen Menge der Festteilnehmer sichtbar. Die Büste ist das trefflich gelungene Werk eines jugendlichen Künstlers: Karl Donndorf, der talentvolle Sohn Adolf Donndorfs, hat sie geschaffen. Ein von seinem Vater nach dem Leben modelliertes Reliefportrait Stoys, die Totenmaske und Photographien des Verewigten standen ihm als Vorbilder zur Verfügung. Nach diesen hat er, wohl auch unterstützt von seinem mit Stoy be-

[1]) Zur Eröffnungsfeier sind u. a. folgende Schriften erschienen: Dr. H. Stoy, Die Pädagogik der Schulreise; Dr. H. Stoy, Karl Volkmar Stoys kleinere Schriften und Aufsätze. Leipzig, W. Engelmann.

freundet gewesenen Vater, den feinen Charakterkopf Stoys gestaltet, die so interessanten individuellen Einzelheiten in vollendeter Technik geistvoll angedeutet und zu einem vornehmen Kunstwerk von seltener Schönheit verschmolzen. Von Herrn Oberlandesgerichtsrat Riemann wurde hierauf im Namen der Denkmalserrichter das Denkmal den städtischen Behörden übergeben. Herr Oberbürgermeister Singer antwortete darauf im Namen der städtischen Behörden mit Dankesworten, dabei ebenfalls ein vortreffliches Charakterbild des Gefeierten entwerfend, und versicherte den Schutz des Denkmals, welches der Stadt zu einem schönen Schmuck gereiche. Am Nachmittag fand ein Turnfest im Stoyschen Institut, abends von 6 Uhr ab im Engelgarten ein Konzert statt. Den Schlufs der Feier bildete ein Festkommers im Theatersaale, abends 8 Uhr, wobei Herr Schulinspektor Dr. A. Bliedner-Eisenach die Festrede hielt.

---

5. Über Fortschritte im dänischen Unterrichtswesen

in neuer Zeit verbreitet sich J. S. Thornton in den Eigenberichten, die im Auftrage der englischen Regierung herausgegeben werden (Special Reports on Educational Subjects 1896—97. S. 588—617.) Es ist bezeichnend, dafs fremde Völker die Vorbilder für ihre neu zu errichtenden oder umzugestaltenden Schulen heute selten noch in Deutschland suchen. Die skandinavischen Länder sind mehr und mehr in den Vordergrund getreten. Ja, Thornton behauptet sogar, dafs gewisse zuerst in Dänemark eingerichtete Schulen, die Volkshochschulen, selbst für Deutschland ein Gegenstand des Neides geworden sind. Über diese berichtet er eingehend und ferner über eine zweite ebenfalls in Dänemark besonders entwickelte Schulart: die Realschulen, die zwar nicht wie die ersteren eine eigentümliche dänische Schöpfung, sondern den deutschen Anstalten nachgebildet, doch seit 1864 ihren eigenen Weg gegangen sind und an Zahl so zugenommen haben wie in keinem andern Land (erst seit einigen Jahren zeigt sich auch in Deutschland eine beträchtliche Vermehrung dieser für den Mittelstand wichtigsten Lehranstalten). — Zunächst die dänischen Volkshochschulen. Thornton hat seinem Berichte 2 Karten beigelegt, welche die grofse Entwicklung dieser in der That nachahmenswerten Anstalten in den letzten 30 Jahren zeigen. Die eine giebt die Verteilung der Volkshochschulen (und der Realschulen) im Jahre 1864, die andere vom Jahre 1896. Im Jahre 1864 gab es 20 Volkshochschulen (davon eine — in Rödding — auf schleswigschem, jetzt deutschem Boden); 1896 aber verzeichnet die Karte 71 reine Volkshochschulen nebst 14 landwirtschaftlichen oder Gartenbauschulen. In ihnen erhalten nach Thorntons Angabe jährlich etwa 6000 junge Männer (im Alter von 18—25 Jahren, auch ältere Leute) oder junge Mädchen und Frauen, alle aus einfachen ländlichen Verhältnissen stammend, Unterricht nicht blofs in der Landwirtschaft und verwandten Fächern, sondern vor allem in Geschichte, Heimatkunde, Bürgerkunde. Thornton nennt die Anstalten treffend die Universitäten des kleinen Mannes, und wie sie hervorgegangen sind aus dem Unabhängigkeitsgefühle und dem Vertrauen auf die eigene Kraft, welche die dänischen Freibauern kennzeichnen, so haben sie vor allem dazu beigetragen die bäuerliche Selbständigkeit zu erhalten. Zur Zeit giebt es in Dänemark 224000 Bauerngüter von 110 bis zu 7 acres (zu $40\frac{1}{2}$ a), von denen mehr als 94 v. H. von den Besitzern selber bewirtschaftet werden. Obwohl der Staat für die Volkshochschulen im Ganzen 300000 Kronen verausgabt (als Zuschüsse an die Leiter und Unterstützungen für ärmere Besucher), so läfst er den Anstalten doch die gröfstmögliche Freiheit. Der Lehr-

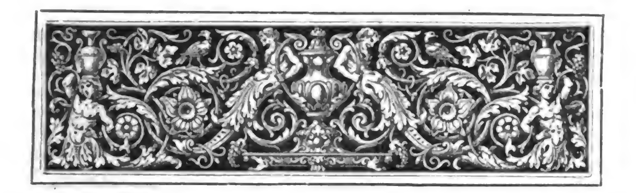
plan ist im wesentlichen der von dem Vater der Volkshochschulen Grundtvig aufgestellte, wie ihn dieser begeisterte Vaterlandsfreund in einem Briefe an Christian VIII. dargelegt hat. Der Staat hat nur einen Aufsichtsbeamten zum amtlichen Berichte über die Schulen eingesetzt. Es erscheinen aber von den Volkshochschullehrern selber ausführliche Mitteilungen über den Stand der Volkshochschulen wie Rosendals bekanntes Werk (Folkehöjskoler og Landbrugskoler 1894) und Rasmussens Höjskole Haandbogen (1896). Nach den statistischen Mitteilungen über das gesamte dänische Schulwesen (1895) waren im Schuljahre 1892—93 an den damaligen 77 Volkshochschulen (einschl. der landwirtschaftlichen und der Gartenbauschulen) zusammen 385 Lehrer thätig. Davon waren 67 auf der Universität vorgebildet, 119 waren Elementarlehrer, 41 Landwirtschaftslehrer, 12 Gartenbaulehrer; 50 waren auf einer Volkshochschule ausgebildet, 11 auf der Tierarzneischule. Aufserdem wirkten (beim Unterrichte der jungen Mädchen in den Sommermonaten) 144 Lehrerinnen, von denen 13 die Prüfung für Elementarschulen bestanden hatten, während 42 auf einer Volkshochschule ausgebildet waren. —

Eine noch mächtigere Entwicklung haben die Realschulen gehabt. Die Karte von 1864 zeigt deren im Ganzen nur 15, und davon waren 6 einer Königlichen Gelehrtenschule angegliedert, nur 9 waren selbständige Anstalten, davon 6 in der Hauptstadt. 1883 gab es schon 43 staatlich anerkannte Realschulen, und zwar 11 mit königlichen Gelehrtenschulen verbundene und 32 selbständige (11 städtische, 21 private). Am Ende des Jahres 1896 aber war die Zahl der Realschulen auf 134 gewachsen. Kopenhagen allein besitzt deren 32, Odense auf Fünen 5, Horsens in Jütland 4, Rönne auf Bornholm 2, selbst Thorshave auf den Faröerinseln 1. Lateinschulen zählt Dänemark dagegen 48, und unter diesen sind nur 4, die keine damit verbundene Realschule haben. Die Einrichtung der meisten Lateinschulen ist folgende: bis zum 12. Lebensjahre werden alle Schüler der Doppel-Anstalt gemeinschaftlich unterrichtet in sogenannten Fällesklasser (3). Dann tritt die Scheidung ein. Die Lateinschüler werden in 6 getrennten Klassen mit einjährigem Lehrgange weiter unterrichtet, die Realschüler in 4 ebenfalls einjährigen Klassen. Zugleich mit der Entlassungsprüfung der Realschüler findet für die Lateinschüler (also am Ende des 7. Schuljahres) eine Hauptprüfung (Hovedexamen) statt: im Dänischen, Deutschen, Französischen, Lateinischen, in Geschichte, Erdkunde, Naturgeschichte, Mathematik und entweder im Griechischen — für die, welche in den folgenden 2 Klassen Sprachen und Geschichte treiben wollen — oder in Naturlehre — für alle übrigen. Nach der Hauptprüfung tritt nämlich wieder die Gabelung ein in eine sprachlich-geschichtliche Abteilung und eine mathematisch-naturwissenschaftliche. In der ersteren kommt zu den bereits vorhandenen Sprachen Altnordisch und Englisch hinzu; die Reifeprüfung erstreckt sich auf zwölf Fächer. In der andern Abteilung wird neben Physik und Chemie auch Meteorologie und Astronomie getrieben. Die Entlassungsprüfung der Realschüler, die sogenannte Vorbereitungsprüfung (almindelig Forberedelser-examen) erstreckt sich auf Dänisch, Englisch, Deutsch oder Französisch, Geschichte, Erdkunde, Naturgeschichte, Naturlehre, Mathematik. Will ein Schüler wieder auf die Lateinklassen übergehen, so hat er nur noch eine Prüfung im Lateinischen oder (wenn er die sprachlich-geschichtliche Abteilung wählt) auch noch im Griechischen abzulegen. Die Vorbereitungsprüfung allein berechtigt zum Besuche der Tierarzneischule und der landwirtschaftlichen Schule in Kopenhagen und wird gefordert für Apotheker, Zahnärzte, Subalternbeamte. Im Ganzen legen jährlich etwa 1200 junge Leute die Vorprüfung ab, 400 die Reifeprüfung (bei einer Bevölkerung von $2^1/_2$ Millionen!).

Der Staat unterstützt auch die Realschulen durch beträchtliche Zuschüsse. Die 13 königlichen Gelehrtenschulen, von denen jetzt 12 mit einer Realschule verbunden sind, haben mehr oder weniger Einnahmen aus Gütern oder Stiftungen, am meisten die Schule zu Sorö auf Seeland. Insgesamt belaufen sich die Einkünfte der 13 Schulen auf etwa 524000 Kr. jährlich, wovon 500000 Kr. allein aus Sorö fliefsen. Zu dieser Summe giebt der Staat im laufenden Jahre noch 226000 Kronen Zuschüsse. (Eine 14. nicht städtische Gelehrtenschule, die zu Herlufsholm, ist eine Stiftung von Herluf und Brigitte Trolle und wird durch einen vom Könige eingesetzten Ausschufs verwaltet. Thornton vergleicht sie mit der englischen Anstalt zu Eton, die Soröer Schule mit Harrow). Die vorhin genannte Summe von 524000 Kronen dient aber nicht blofs zur Unterhaltung der königlichen Anstalten, sondern auch zur Unterstützung der städtischen und der privaten Realschulen, und zwar werden für diese im Ganzen 126550 Kronen verwendet. Aus Landesmitteln werden nur die Kosten der Aufsicht, im Ganzen 15000 Kronen, bestritten. Die Unterstützungen verteilen sich auf 20 städtische Realschulen (34700 Kr.), 46 Privatrealschulen für Knaben (66300 Kr.) und 10 Privatschulen für Mädchen (6800 Kr.). Der Rest (18750 Kr.) dient für Lehrmittel an diesen Schulen. Die übrigen Realschulen, darunter alle Anstalten der Hauptstadt, werden nur von Gemeindemitteln und vom Schulgelde, oder — soweit sie reine Privatanstalten sind — von letzterem allein erhalten. Dabei ist das Schulgeld sehr mäfsig (4 bis 12 Kronen monatlich). Die Gehälter der Lehrer sind daher ebenfalls nur gering, nach Thornton zu gering, selbst wenn man die einfachere und billigere Lebenshaltung in Dänemark in Betracht zieht. Thornton giebt Einnahme und Ausgabe einer staatlich unterstüzten Privat-Realschule mit etwa 100 Schülern auf 9863,50 Kr. an. Davon kommen auf das Gehalt des Leiters und der ständigen Lehrer zusammen nur 6661,69 Kronen. Fast bei jeder Anstalt ist allerdings Gelegenheit, 10 oder 12 Hauszöglinge aufzunehmen, und dadurch kann der Anstaltsvorsteher wenigstens sein Einkommen wesentlich erhöhen. Bemerkenswert ist noch, dafs 17 von den vorher erwähnten 20 städtischen Realschulen und 43 von den 46 Privatschulen auch Mädchen mit den Knaben in denselben Klassen unterrichtete. In den Realschulen der Hauptstadt findet kein gemeinschaftlicher Unterricht für Knaben und Mädchen statt, ebensowenig in den königlichen Gelehrtenschulen. Es besteht aber in Kopenhagen ein besonderes Mädchengymnasium von Fräulein Zahle mit staatlicher Unterstützung (1000 Kr.).

Aufser den staatlich anerkannten 134 Realschulen giebt es noch mehrere ohne Berechtigungen, namentlich in der Hauptstadt. Auch die sogenannten vereinigten Kirchenschulen (Forenede Kirkeskoler) tragen Realschulcharakter, es fehlen ihnen nur eine oder zwei der obersten Klassen. Da sie von den Kirchengemeinden unterhalten werden, können sie auf Schulgeld von Gemeindekindern verzichten, und nehmen nur vereinzelt andere Schüler auf, die monatlich 3 bis 6 Kronen, also halb soviel Schulgeld wie in den Realschulen zahlen. Zweck dieser Schulen ist, begabten Kindern der Gemeinde eine weitergehende Schulbildung zu geben, als die Elementarschule gewährt. Auch an den übrigen Schulen finden sich viel Freistellen. An der königlichen Metropolitanschule zu Kopenhagen hat der 20. Schüler eine Freistelle, in Sorö gar der dritte, im Durchschnitte der sechste. Und an den staatlich unterstützten Realschulen besteht die Verpflichtung bis zum halben Betrage des Staatszuschusses oder mehr Schulgelderlafs zu gewähren. So können selbst arme Schüler von guter Begabung sich eine tüchtige Schulbildung erwerben. Aber schon beginnen die Klagen, dafs dadurch ein Gelehrtenproletariat grofsgezogen werde.

Malchin. G. Hamdorff.



C Besprechungen

I Philosophisches

Dr. **J. Udalrich Kramář:** Die Hypothese der Seele, ihre Begründung und metaphysische Bedeutung. Leipzig, Duncker & Humblot, 1898. I. Teil. 845 S. II. Teil. 524 S.

Eine wahre Zierde der Herbartschen Litteratur ist das 1871 erschienene Werk von Udalrich Kramář: Das Problem der Materie. Mit ungewöhnlichem Scharfsinne setzt es die metaphysischen Erkenntnisse der Herbartschen Metaphysik auseinander und mit völliger Beherrschung der betreffenden Teile der Naturwissenschaft wendet es die metaphysischen Grundbegriffe an zur Erklärung der materiellen Erscheinungen. Auf einige Bedenken des Verfassers gegen die Herbartsche Fassung machte seiner Zeit Cornelius in der Zeitschrift für exakte Philosophie X, 55 aufmerksam, allein diese betrafen eigentlich nur die Ausdrücke, nicht die Sache. Von den Grundsätzen und Ergebnissen der Herbartschen Metaphysik urteilte der Verfasser damals: diese Sätze werden hoffentlich immer das unbestreitbar Richtige bleiben, so lange es eine klare Metaphysik geben wird, eine Metaphysik, die sich zum alleinigen Ziel ihrer Bestrebungen das erwählt hat, eine vernünftige Basis für die Naturforschung und Psychologie zu sein.«

Mit derselben Zuversichtlichkeit trägt jetzt derselbe Verfasser die fast entgegengesetzte Anschauung vor. Auf das frühere Werk ist zwar in den beiden umfangreichen Bänden nie hingewiesen, aber es ist kaum ein Zweifel möglich, dafs es derselbe Verfasser ist, einmal stimmen die Vornamen überein und dann zeigt der Gebrauch von Ausdrücken und Begriffen aus Herbarts Metaphysik und Psychologie, dafs diese ihm sehr geläufig sind, ja im Grunde genommen noch immer sein Denken bestimmen.

Einer der Herbartschen Grundgedanken, der zugleich einen Grundgedanken des ganzen grofsen Werkes bildet, ist der: die Einheit des Bewufstseins erfordert die Annahme einer einheitlichen Seele. Der Leib, also auch das Gehirn besteht aus unzählig vielen einzelnen Wesen, Stoffen, Molekülen, Atomen, ist also ein Diskretum; wollte man die geistigen Zustände verteilt denken an mehrere verschiedene Wesen, so würde niemals die Einheit des Bewufstseins entstehen können. Möchte man die Verbindung der einzelnen Zellen und Fasern noch so innig, zugleich oder nacheinander denken, niemals folgt daraus das Bewufstsein, das uns als eine strenge ungeteilte Einheit, als ein Kon-

tinuum gegeben ist. »Wir können zwar notdürftig begreifen, dafs durch die Faserleitung mechanische Vorgänge von einer Zelle auf die andere übertragen werden können, aber wie durch diese Übertragung ein zusammenhängendes Bewufstsein entstehen soll, wenn nicht ein Etwas vorhanden ist, welches die übertragenen Zustände in sich einigt, läfst sich gar nicht einsehen. Es entsteht also die Notwendigkeit, einen Bewufstseinseiniger zu postulieren, um die Kontinuität des Bewufstsein begreiflich zu finden.« I, 770. »Aus der Diskretheit der Materie folgt mit Notwendigkeit, dafs etwas von der sinnlich wahrnehmbaren Materie verschiedenes, die Wirksamkeiten der Massenteilchen vereinigen und zu einem Ganzen verbinden mufs. Dies ist die postulierte Seele.« Dies ist einer der Grundgedanken des Werkes.

Bevor nun die eigenen Anschauungen des Verfassers über die Seele auseinander gesetzt werden, möge erst besprochen werden, warum er die Ansichten Herbarts darüber aufgegeben hat. Natürlich wendet er nicht das dagegen ein, dafs ein einfaches Seelenwesen im Gehirn sinnlich nicht wahrgenommen werden könne, denn das trifft ja seine Anschauung ebenfalls, das weifs er wohl, dafs die Seele nicht gegeben, sondern nur erschlossen, aber mit Notwendigkeit erschlossen ist, ohne welche Annahme das Gegebene nämlich die Einheit des Bewufstseins unerklärlich bleibt.

Gegen Herbarts Seelenbegriff als eines einfachen Wesens wendet er zuerst ein: »Könnte eine einzige Monade der Centralisierer der Thätigkeiten vieler Billionen anderer Monaden seien? Wir begreifen zwar, dafs Eine Monade von vielen Billionen anderen bestimmt wird, keineswegs aber, wie sie die Thätigkeiten und Wechselwirkungen derselben untereinander zu beherrschen vermöchte.« II, 44. Allein das ist kein triftiger Einwand. Wenn er zugiebt, dafs viele Billionen Monaden auf eine einwirken können, so liegt darin zugleich das Zugeständnis, dafs auch diese eine auf alle die Billionen einwirkt, denn alle Wirksamkeit ist gegenseitig, wo eins auf das andere wirkt, ist jedesmal Wechselwirkung vorhanden, eine reine Passivität giebt es nicht. Verfasser kann also nur meinen, Eine Monade könne nicht die vielen Billionen Monaden des Leibes beherrschen. Das wird nun so ohne weiteres auch von Herbart nicht behauptet, nach ihm beherrscht die Seele den Leib nur innerhalb sehr enger Grenzen, sie ist ja nach ihm nicht Prinzip des leiblichen Lebens, und wo sie ihn beherrscht, geschieht das nicht unmittelbar, sondern vermittelst der mit ihr in enger Beziehung stehenden Monaden des Gehirns. Wie dies möglich ist, davon liegt einmal der Grund in der von den übrigen Monaden abweichenden ursprünglichen Qualität der Seele, wie ja auch die Qualitäten der den Leib bildenden Monaden untereinander hinsichtlich der Qualität sehr mannigfache Gegensätze darbieten, der andere Grund liegt in der centralen Stellung und der eigentümlichen Verknüpfung der Seele mit den realen Wesen des Gehirns. Und dann ist es doch etwas sehr Gewöhnliches, dafs z. B. eine sehr geringe Gabe von gewissen Giften oder Bazillen oder Impfe den ganzen Leib beeinflufst.

Aufserdem aber mufs dieser Einwand den Verfasser selbst treffen. Nimmt er eine Seele an als Konzentrierer, Vereiniger der einzelnen Thätigkeiten der Monaden des Leibes, und wird diese Annahme eben darum gemacht, weil nur ein unteilbares Eines eine Kontinuität bewirken können, so steht auch die vom Verfasser postulierte Seele als Eins gegenüber den Billionen die sie beherrschen soll. Mag er, wie wir später sehen werden, dieses Eins auch so grofs denken als das Weltall, es steht immer Eins gegen Billionen. Fafst er aber die Seele als Vieles, dann ist sie nicht mehr der Einiger, sondern bedarf abermals eines Etwas, das das Viele zur kontinuierlichen Einheit macht. Und aufserdem ist bei dem Verfasser die Kraft, vermöge deren die Seele den Organismus be-

herrscht, wie bei Herbart, so auch bei Kramář im letzten Grunde der ursprüngliche Gegensatz, in dem das Wesen der Seele gegenüber den materiellen Wesen steht, und dieser Gegensatz (und damit die Kraft) zwischen der Seele und den Atomen des Gehirns ist höchst wahrscheinlich sehr grofs.

Ein zweiter Einwand: Herbart denke die Seele als raumlos und weise ihr doch eine Stelle im Raum, nämlich im Gehirn an. Dieser Einwand ist oft gemacht, trifft aber gar nicht zu, es ist damit nur ein scheinbarer Widerspruch und zwar ausschliefslich in Worten hervorgehoben. Erstens nennt Herbart die einfachen Realen nicht raumlos, sondern unräumlich, doch dies macht ja keinen Unterschied. Herbart will damit sagen: sie sind einfach, nicht ausgedehnt. Davon, ob die einfachen unräumlichen Wesen zu einander eine räumliche Lage, das Näher oder Ferner, das Ineinander oder Aufsereinander einnehmen können, ist zunächst keine Rede, räumliche Lagenverhältnisse der unräumlichen Wesen sind mit der Bezeichnung der Wesen als unausgedehnter durchaus nicht unverträglich. Ein einziges nimmt keinen Raum ein, aber schon zwei sind entweder ineinander oder aneinander oder mehr oder weniger aufsereinander.

Unräumlichkeit und Realität sind sehr wohl miteinander verträgliche Begriffe. Trotz der Unräumlichkeit kann ein Wesen mit andern in den allermannigfaltigsten räumlichen Beziehungen stehen, wie dies ja auch bei mehrern mathematischen Punkten der Fall. Einer ist völlig unräumlich oder raumlos und ist doch andern Punkten näher oder ferner. So natürlich auch die Seele, falls sie völlig einfach oder punktuell gedacht wird. Es ist ihr nicht wesentlich, hier oder da zu sein, aber es widerspricht ihr auch nicht, hier oder da zu sein, sie mufs eben da sein, wo sie wirkt, also für den lebenden tierischen Organismus im Gehirn. Bekanntlich haben einige Herbartianer versucht, die letzten Realen nicht ganz unräumlich zu denken, sondern ihnen, wenn auch eine sehr geringe Ausdehnung beizulegen. Aber hierbei mufs immer die innere qualitative Einheit der realen Wesen festgehalten werden. Sie sind dann kleine Kontinua im strengsten Sinne, so dafs was in dem einen der etwa zu unterscheidenden Punkten des Wesens geschieht, sofort ganz in derselben Weise in dem ganzen Wesen unterschiedslos geschieht. Aber auch dieser Gedanke bringt gar keine Änderung in der Art hervor, wie man die räumlichen Lagenverhältnisse mehrerer realen Wesen zu einander denkt. Die Annahme einer gewissen räumlichen Ausdehnung der Elemente ist nur gemacht, um die gegebene Ausdehnung der Materie leichter erklären zu können, aber nicht, weil man es bei völlig unräumlichen Wesen für unmöglich hält, einen bestimmten Ort im Verhältnis zu andern Wesen einzunehmen. Die Seele, völlig unräumlich oder als ein kleines Kontinuum gedacht, ist fähig, eine bestimmte Stelle im Gehirn einzunehmen.

Endlich habe ich versucht, von jeder räumlichen Beziehung und Bewegung abzusehen und alle Elemente im fortdauernden Zusammen anzunehmen, um zu zeigen, dafs man selbst in diesem Falle noch nicht nötig habe, die realen Beziehungen der Seele und überhaupt der letzten Elemente aufzugeben.[1])

Tiefer in die eignen Anschauungen des Verfassers führt uns der weitere Einwand gegen Herbarts Metaphysik, sie suche nach realen Trägern der Erscheinungen und halte doch das wahre Wesen der letzten Elemente der Natur für unbekannt. Der Gedanke der Substanz oder eines realen Trägers sei nur eine Folge unserer Kategorie der Substantialität und diese wiederum Folge unserer räumlichen Anschauung. Nun möchte man fragen, nimmt Kramář etwa keine realen Träger der Erscheinungen an? Gehört er etwa

[1]) Die Probleme der Philosophie und ihre Lösungen. S. 85 ff.

zu denen, die wie Lotze sagen: das Sein ist nur ein Stehen — in — Beziehungen, giebt es nach ihm nur relatives aber kein absolutes Sein? oder — was dasselbe ist — giebt es nur absolutes Werden ohne etwas, was da wird? Schwerlich würde man damit die Meinung des Verfassers treffen, denn er spricht, wie jeder Naturforscher, von den realen Wesen, den Atomen und dem Äther. Freilich äufsert er dann auch wieder die Meinung, als wären alle die Begriffe von Atomen, Molekülen, Stoffen nur Hilfsbegriffe, in Wahrheit aber sei all dies Diskrete doch kontinuierlich Eins. Sonst aber sucht auch er nach dem Wo, dem Schauplatz der Kraft, nimmt die Atome und deren Gebilde an als die »Substrate, die Träger« der Erscheinung.

Er nimmt auch Anstofs daran, dafs Herbart sagt: das wahre Wesen der Natur kennen wir nicht. Gemeint ist bei Herbart und der ganzen neuern Naturforschung dies: was wir von der Natur wissen, wissen wir immer nur durch unsre Sinne, es ist also nur die Wirkung der Natur auf uns; was sie für sich, also abgesehen von uns und abgesehen von jeder Wirkung auf andre ist, kann natürlich niemand wissen. Oder, wie es Kramář früher im Problem der Materie kurz und treffend ausdrückte: die Natur des die Materie zusammensetzenden Realen oder der Atome ist uns selbstverständlich unzugänglich, da uns die Erscheinungen nicht sagen können, was das Reale sei, sondern nur, wie es wirke. Allein eben aus diesem Gegebensein der Erscheinung oder der Äufserungen der Atome können wir dennoch mit grofser Sicherheit auf sie selbst zurückschliefsen. Da uns nämlich verschiedene Äufserungen des Realen in der Erscheinung gegeben sind, so sind wir auch völlig berechtigt, zu schliefsen, die realen Ursachen derselben, die Atome müssen selbst auch Verschiedenheiten ihrer Beschaffenheit bieten; weil sonst dieselben Ursachen (die etwa als gleich angenommenen Atome) verschiedene Wirkungen, nämlich die Verschiedenheit der Sinneseindrücke hervorbrächten.

Auch jetzt verfährt im Grunde genommen der Verfasser nicht anders. Er sucht z. B. nach der ursprünglichen Natur eines einfachen chemischen Elementes, geht alle bekannten Verbindungen dieses Elementes mit andern durch, denkt sich auch endlich die Moleküle derselben in einzelne Atome aufgelöst und bekennt dann, was ein solches Atom, das nie gegeben ist noch gegeben sein kann, was es an sich ist, ist völlig unbekannt, »wenn wir nämlich nicht die durch die Sinne wahrgenommene, sondern die eigentliche, transcendente Wesenheit ins Auge fassen« I, 549. Ja, er geht noch weiter, er hegt mit Herbart die Meinung, dafs auch die von der Chemie als einfach angesehenen Urstoffe noch zusammengesetzt sind. Aber was dann das Letzte, das absolut Einfache für sich ist, mufs unbekannt bleiben. Er sieht die ganze Natur an als zusammengesetzt aus den Grundatomen der Materie und dem Äther und zwar so, dafs niemals ein Grundatom ohne eine ihm zugehörende Äthersphäre bestehen kann. Allein er stellt doch nicht selten Betrachtungen darüber an, was ein solches Atom ohne Äther sein könnte und erklärt sehr häufig, die Natur bestehe in der Verbindung zweier Faktoren, (der Materie und des Äthers) die uns beide gleich unbekannt sind. »Beide Weltprinzipien, die Urelemente der Materie und der unvermischte Äther, sind als solche für sich gedacht, nur Abstrakta der metaphysischen Begriffsanalyse.« II, 39. Anders geht Herbart auch nicht zu Werke. Seine letzten realen Wesen sind insofern nur Abstrakta, als sie nie ohne jede Beziehung gegeben sein können. Verfasser sagt: »Die unendliche Mannigfaltigkeit des gleichzeitigen Geschehens nötigt uns allerdings zu der Annahme, dafs es aus einer ungeheuren Anzahl kleinster thätiger Faktoren bestehe, oder aus solchen bestehend gedacht werden müsse, allein es ist nicht gestattet, sie als selbständig für sich

existierende Wesenheiten im Sinne der Realen Herbarts zu denken.« I. 521. Hier scheint er sich die Art, wie Herbart die Selbständigkeit der Realen faſst, falsch vorzustellen. Ein Wesen ist selbständig scheint dem Verfasser soviel zu bedeuten, als es ist isoliert, wenigstens es ist faktisch einmal völlig isoliert, frei von jeder Beziehung zu andern Wesen gewesen. »Die Frage, sagt der Verfasser I. 520, nach einem einfachen Realen im Sinne Herbarts ist eine unberechtigte, weil das Reale, soweit wir die Sache zu beurteilen vermögen, nie für sich d. h. abgetrennt existieren kann. Selbst die Chemie ist zu der Folgerung fortgeschritten, daſs Atome nie für sich allein vorkommen, wenigstens nicht unter den herrschenden für uns allein maſsgebenden Verhältnissen der irdischen Erscheinungen.« Dies trifft Herbart aber gar nicht. Daraus, daſs jedes reale Wesen selbständig ist, folgt gar nicht, daſs es eine Zeit gegeben habe, wo es losgelöst war von allen andern, wo also für alle Reale ein Zustand völliger Dissoziation, Zerstreuung oder Isolierung bestand. Vielmehr sagt Herbart III, 24: Zeitlose Ewigkeit ist für eine chemische Verbindung ebenso denkbar als für ihre Elemente.« Jedes Element könnte isoliert sein ohne aufhören zu sein, aber er hört auch nicht auf zu sein, wenn es zusammen mit andern ist und nie isoliert gewesen ist. Kramář erwägt ja auch den Gedanken, daſs die Materie und der Äther zwar niemals völlig getrennt sind oder gewesen sind, aber sie können doch getrennt gedacht werden.

So erwägt auch Herbart mehrfach die drei Fälle, die Realen könnten anfänglich d. h. vor Bildung der Welt entweder alle getrennt von einander gewesen oder sie könnten alle zusammen oder sie könnten ein Teil zusammen, ein andrer Teil auseinander, die einen könnten in Ruhe, die andern in ursprünglicher Bewegung begriffen gewesen sein. Der erste und der zweite Fall, des völligen Auſsereinander und des völligen Ineinander aller Wesen sind natürlich wohl mögliche aber höchst unwahrscheinliche Fälle. An die Möglichkeit eines ursprünglichen Ineinander aller Wesen erinnere man sich, wenn wir den weitern Einwurf gegen Herbarts Metaphysik erwägen. Doch zuvor noch die Bemerkung. Wie Verfasser zuletzt die Vielheit der realen Wesen nur als eine vorgeschobene Meinung ansieht, die zuletzt doch wohl einer Art von Monismus Platz machen müsse, so will er auch von unserer Unbekanntschaft mit dem wahren Wesen der Dinge — an — sich nichts wissen, weil er auf dem Wege ist, völlig idealistisch zu denken und zu sagen: die Dinge sind das, als was wir sie denken, unsere Sinnesqualitäten sind die wahren Qualitäten der Dinge selbst, innere und äuſsere Zustände, Geistiges und Körperliches sind im Grunde dasselbe, nur von verschiedenen Seiten angeschaut.

Ein weiterer Einwurf gegen Herbart ist die Behauptung des Verfassers, Bewuſstsein kann nicht entstehen, das logische Prinzip der Identität und das Gesetz der Erhaltung der Kraft verbieten, daſs irgend eine Kraft entsteht, daſs also Bewuſstes aus Nicht-bewuſstem abgeleitet wird. Ist Bewuſstsein gegeben, so muſs dies anfangslos sein. Und so kommt er dazu, jedem Wesen ohne Ausnahme ein ursprüngliches Bewuſstsein beizulegen, natürlich ein unbewuſstes oder doch relativ unbewuſstes Bewuſstsein; zum bewuſsten Bewuſstsein wird es erst durch äuſsere Anregung etwa durch die Sinnesempfindungen.

Um sich die Anschauung des Verfassers zu verdeutlichen, erinnere man sich, daſs er von Herbart ausgegangen ist. Herbart schreibt jedem Realen eine ursprüngliche Qualität zu, sie bezeichnet das, was das Reale für sich ist, wenn man es ohne jede Beziehung zu anderen Realen denkt, was das Reale unter allen Umständen bleibt, ob es wirkt oder nicht, ob es gegen das eine Wesen so, gegen ein anderes anders wirkt. Das, was Herbart die Qualität nennt, nennt Kramář un-

bewufstes Bewufstsein, was jedem Realen ursprünglich zukommt und worin eben seine Wesenheit besteht. Er gebraucht hier das Wort Bewufstsein ganz im allgemeinen Sinne ohne Beziehung auf einzelne bewufste Thätigkeiten. Er hätte bedenken sollen, dafs hier genau dasselbe gilt, was er so richtig gegen Schopenhauers Willen ausführt, dafs nämlich ein Wille ohne Gewolltes, nur eine unwirkliche von einzelnen Willen abstrahierte Allgemeinheit ist. Ganz dasselbe gilt von dem Bewufstsein. Es ist auch nur eine von wirklich bewufsten einzelnen Thätigkeiten abstrahierte unwirkliche Allgemeinheit.

Nach Herbart ist das Bewufstsein das wirkliche Vorstellen der Seele bedingt durch ihre eigene Qualität, aber nicht durch diese allein, sondern zugleich durch andere Wesen, mit denen die Seele zusammen ist. Die innern Zustände und also die bewufsten Zustände sind aber nicht etwas Fremdes, was von aufsen in die Seele gekommen wäre, vielmehr heifsen sie Selbsterhaltungen, um schon durch das Wort anzudeuten, dafs sie, wie Herbart VI, 260 sagt, nur vervielfältigte Ausdrücke für die innere, eigne Qualität der Seele sind. Ihrer eignen ursprünglichen Qualität kann sich natürlich die Seele nie bewufst werden, denn ihre bewufsten Gedanken sind immer nur innere Zustände, Zustände oder Thätigkeiten der eignen Qualität. Dasselbe gilt für jedes reale Wesen, nur dafs wir keinen Grund haben, die inneren Zustände überall als bewufste Zustände anzusehen. Aber allerdings sind die innern Zustände eines jeden einfachen Wesens intensive, qualitativ bestimmte Zustände und unterscheiden sich wesentlich von den äufsern Zuständen, den Zuständen der Bewegung und des Gleichgewichts. Insofern sind sie unsern bewufsten geistigen Zuständen verwandt, wenn man Wert auf das Wort legt, könnte man sie minimale geistige Zustände nennen, von denen wir aber keinerlei Veranlassung haben, sie als bewufste Zustände zu bezeichnen.

Im Grunde genommen behält Verfasser alle diese Gedanken ohne weiteres bei, nur dafs er die ursprüngliche Qualität ein ursprüngliches transcendentales unbewufstes Bewufstsein nennt. Und diesen Namen wählt er nur um sagen zu können, das Bewufste entsteht nicht aus dem Nichtbewufsten, sondern immer nur aus dem (wenn schon unbewufsten) Bewufstsein (der ursprünglichen Qualität im Sinne Herbarts). Nun möchte man fragen: liegt denn an dem Worte so viel? Ist es denn nicht auch ein Entstehen, wenn das Unbewufste zum Bewufsten wird. Verfasser nennt das freilich nur eine Modifikation, kein Entstehen. Aufserdem allerdings scheint es zuweilen, als könnte das ursprüngliche unbewufste Bewufstsein (die ursprüngliche Qualität) sich auch seiner selbst bewufst werden, nämlich beim Äther.

Doch es möge der Gedanke, dafs Bewufstsein nicht entstehen könne, einmal vom Standpunkt der Herbartschen Philosophie aus verfolgt werden. Bei dem jetzigen Weltzusammenhange mufs man sagen, dafs in keiner Seele etwas absolut Neues entsteht. Bei den Sinnesempfindungen und den Organgefühlen kommt die Seele nicht mit Wesen zusammen, mit denen sie nicht von Anfang an im Gehirn in Wechselwirkung gestanden hat. Das ganze irdische Leben vermag nichts als die bereits in der Seele vorhandenen innern Zustände auszulösen d. h. deren potentielle Energie in aktuelle zu verwandeln und die durch die Sinnesempfindungen ausgelösten Zustände in jene vielverschlungenen Reihen zu ordnen und in diejenige Wechselwirkung zu bringen, auf denen das geistige Leben beruht.[1])

Aber so könnte Verfasser sagen: es mufs hiernach doch für das Seelenwesen eine Zeit bestanden haben, in welcher es ohne innere Zustände war, wo diese also erst entstanden. Allein das folgt gar

[1]) Vergl. Flügel: Über die persönliche Unsterblichkeit. 1892. S. 11 ff.

nicht aus der Annahme einer selbständigen Seele. Wie gesagt, man könnte sogar annehmen, dafs alle realen Wesen ursprünglich d. h. ohne dafs es je anders gewesen ist, zusammen waren. Damit ist also jedes Wesen mit allen zusammen gewesen und hat so die innern Zustände gewonnen, die es überhaupt nur gewinnen kann. Dieses Gewinnen der innern Zustände war darnach ein ursprüngliches Geschehen der Zeit nach, aber nicht im Sinne von ursachlos. Das innere Geschehen war bedingt durch das Zusammen mit allen andern Wesen. Hier gäbe es also kein eigentliches zeitliches Entstehen der innern Kraftverhältnisse, sie waren von anfang an oder von Ewigkeit her in jedem Wesen vorhanden, weil die Bedingungen dazu von Ewigkeit bestanden. Freilich könnte ein solches Zusammen nur einen Augenblick gewährt haben, denn die innern Zustände mufsten für den gröfsten Teil der realen Wesen sofort eine Abstofsung zur Folge haben.

Diese Annahme ist freilich sehr unwahrscheinlich, aber sie ist durchaus nicht unmöglich.[1]) Kam es also Kramář nur darauf an, das ihm so ärgerliche Entstandensein der Kraftverhältnisse zu vermeiden, so hätte er darum allein Herbarts Philosophie nicht aufzugeben brauchen.

Doch wir müssen weiter gehn in der Darlegung der Gedanken des Verfassers. Er nennt also etwa das, was Herbart die ursprüngliche Qualität heifst, Bewufstsein. Das ist eine sehr willkürliche und unpassende Bezeichnung, willkürlich, weil sie mit nichts begründet wird und auch nicht begründet werden kann, denn selbst wenn die Atome Bewufstsein hätten, könnten wir es nicht wissen, ja sie selbst könnten es nicht wissen, weil es ein unbewufstes Bewufstsein sein soll, und darum ist diese Bezeichnung jedenfalls sehr unpassend. Nun verweist er zwar auf Herbart, der auch von gehemmten also unbewufsten Vorstellungen rede. Allein bei Herbart sind die unbewufsten, die gehemmten Vorstellungen doch bewufst gewesen und können jeder Zeit, wenn die Bedingungen vorhanden sind, wieder bewufst werden. Doch es ist auch nicht zu leugnen, dafs der Ausdruck »unbewufste Vorstellung« zu Mifsverständnissen Anlafs geben kann und gegeben hat. Herbart hat das wohl gefühlt und bemerkt III, 454, nur aus Not habe er die Zustände der Seele, die das erste Material für das Bewufstsein bieten, Vorstellungen genannt, weil die Sprache keinen andern passenden Ausdruck dafür hat und, so darf man wohl hinzusetzen, weil Herbarts Psychologie anfangs im Gegensatz zu Fichte gewonnen und entwickelt wurde, und bei Fichte fast immer nur von Vorstellungen und der vorstellenden Thätigkeit des Ich die Rede war. Sonst aber schärft Herbart öfters ein, dafs was er Vorstellung nenne, zunächst ein einfacher Akt der Seele sei, der kein Vorgestelltes aufser sich selbst habe. Ps. a. W. II. 41.

Man kann übrigens diesen scheinbaren Widerspruch der unbewufsten Vorstellung leicht vermeiden, wenn man von den Zuständen oder Kräften der Seele spricht, die unter Umständen latent oder potentiell oder gebunden oder unbewufst werden können. Damit hängt ein anderes Mifsverständnis der Lehre Herbarts bei vielen, wenn auch nicht bei dem Verfasser zusammen. Sehr oft wird gesagt: nach Herbart sei die Seele ursprünglich vorstellend, und er entwickele alle Seelenthätigkeiten aus der vorstellenden Thätigkeit der Seele, also aus dem Intellekt. Dies trifft in keinem Sinne weder in abstracto noch in concreto zu. Fafst man in abstracto die Seele im Zusammen mit einem qualitativ entgegengesetzten realen Wesen auf, so entsteht in der Seele ein einfacher Zustand, der aber für sich weder eine Vorstellung, noch ein Gefühl, noch eine Begehrung ist. Vorstellung nennt ihn Herbart wie gesagt, nur aus Not, fügt aber hinzu Ps. a. W. § 31, die Seele ist

[1]) Vergl. Flügel: Spekulative Theologie. S. 346 f.

nicht ursprünglich eine vorstellende Kraft, sondern sie wird es unter Umständen.

Freilich ist der eben angeführte Fall nur ein abstrakt angenommener, in concreto sind es stets sehr viele Wesen, mit denen die Seele in Verbindung steht, und fragt man, ob die ersten einigermaſsen bewuſsten Vorgänge in der Seele eines Neugeborenen Vorstellungen sind oder Gefühle oder Begehrungen, so antwortet Herbart: Gefühle und Begierden sind frühere Produkte, als Vorstellungen.[1] Der Zeit nach sind gerade die komplizierten, mannigfach mit einander verschlungenen und sich gegenseitig mehr oder weniger hemmenden Thätigkeiten die ursprünglicheren, und aus diesem verworrenen Gemisch, das viel eher dem Fühlen und Begehren gleicht als dem Vorstellen, heben sich erst nach und nach durch wiederholte sich vervollkommende Sinnesthätigkeiten, die bestimmten Sinnesempfindungen und Vorstellungen heraus. Das erste geistige Erzeugnis, das alsdann alle weitere geistige Entwicklung begleitet und mit bestimmt, ist also das Gemeingefühl, hervorgegangen aus dem Einfluſs der mancherlei körperlichen Thätigkeiten auf die Seele. Dieses Gemeingefühl ist, weil die einzelnen es bildenden Faktoren sich wegen ihres Gegensatzes nahezu auslöschen, im ganzen unbewuſst, hat aber als Naturell, Temperament, Stimmung u. s. w. sehr groſsen Einfluſs auf alle bewuſsten Erscheinungen des geistigen Lebens. Man vergleiche darüber die Lehrbücher der Psychologie zumal der Herbartschen Schule.

Hier sind wir nun angekommen bei dem, was den gröſsten und besten Teil des ganzen Werkes ausmacht, bei den Ausführungen über das Gemeingefühl. Verfasser nennt es meist transcendentales oder Organbewuſstsein, und unterscheidet es einmal von dem völlig unbewuſsten Bewuſstsein, was etwa Herbarts ursprünglichen Qualitäten des Realen entspricht, andererseits von dem Sinnesbewuſstsein, dem gewöhnlichen wachen Bewuſstsein. In der Schilderung des relativ unbewuſsten Organgefühls bekundet der Verfasser eine auſserordentliche Belesenheit und genaue, anhaltende Selbstbeobachtung, um jede Muskel, jedes Gefäſs, Organ u. s. w. und deren verschiedene Thätigkeiten daraufhin zu prüfen, welchen Beitrag sie zu dem allgemeinen Lebensgefühl geben. Was er hier über Naturell, Schlaf, geistige Gesundheit und Störungen u. dergl. sagt, ist eine sehr willkommene Fortführung dessen, was bereits über körperliche Gefühle, Gemeinempfindung u. dergl. vorhanden ist. Herbart nennt es bald Lebens- bald Gemeingefühl und sagt davon, daſs es uns immer, wenngleich oft bis zum unmerklichen geschwächt, begleitet, und was den beschäftigten, gesunden Mann nur selten so stark anwandelt, daſs es sich über der Schwelle des Bewuſstseins halten könnte, während es freilich den Hypochondristen und vielleicht nicht viel minder den sanguinischen Lüstling unaufhörlich necken mag. Psych. a. Wiss. II, § 105.

Auch das wird man zugeben, daſs diese relativ unbewuſsten Lebensgefühle, die meist nur in Fällen der Störung bewuſst werden, einen Einfluſs auf das wache Bewuſstsein haben, namentlich daſs die sinnlichen Gefühle und Begehrungen und die Affekte in ihnen wurzeln, aber auch daſs die Vorstellung der Zeit, wie der Zeitmessung durch die täglich oder jährlich durchlaufene Reihe der Lebensthätigkeiten bedingt ist, ferner daſs auch die Reproduktion der Vorstellungen dadurch beeinfluſst sind und manches andre, weiſs Verfasser anschaulich zu schildern. Aber er geht in seinen Behauptungen viel weiter; im Grunde genommen verlegt er alle geistige Kausalität in das Organbewuſstsein. Vielleicht trifft man den Sinn des Verfassers am besten mit folgendem Gleichnis. Die Sinnesempfindungen und Erinnerungsvorstellungen sind die Eisschollen, die auf einem Flusse treiben.

[1] Herbart: XIII, 45. (Hartenstein.)

Der Flufs ist das Organbewufstsein, zumeifst unbewufst, aber das Flufswasser kann unter Umständen auch zu Eis d. h. hier zu hell bewufsten Teilen des geistigen Lebens werden, und die Schollen können zu Wasser, d. h. die Vorstellungen können unbewufst werden. Die Eisschollen stofsen sich wohl untereinander, aber dafs sie sich gegenseitig stofsen und dafs und wie sie sich bewegen, davon liegt die Ursache nicht in ihnen oder doch nur zum geringen Teil, sondern in der Kraft des Stromes. Das aus Billionen von Kräften zusammengesetzte Organgefühl ist die eigentlich treibende und bestimmende Kraft für die Bewegungen auch des klaren Bewufstseins. Darum sucht der Verfasser gegen Herbart auszuführen, dafs das, was dieser aus dem empirischen Bewufstsein also a posteriori ableitet, wie Raum, Zeit, die Kategorieen, Gefühl, Wille, Ich die eigentliche Wurzeln im unbewufsten Organbewufstsein habe und also mit dem ganzen Organismus a priori schon gesetzt sei.

Doch die Bedingungen unseres Bewufstseins sieht Verfasser nicht allein in den Teilen unseres Organismus und dem, was derselbe von seinen Vorfahren ererbt hat, sondern auf geheimnisvollen Kanälen fliefsen uns auch aus der ganzen Welt gewisse Vorgänge und Zustände zu, denn im Grunde genommen, hat die ganze Welt nur Eine Seele, den Äther, und unsre eigne Seele ist nur eine Modifikation des Weltäthers.

Wir werden nun immer tiefer in die Phantasieen des Verfassers eingeführt, die er als notwendige Ergebnisse eines exakten Denkens angesehen wissen will.

Wir erinnern uns, wie er zutreffend auseinander setzt, dafs die Einheit des Bewufstseins die Annahme einer Seele erfordert, die als ein Kontinuum die von dem Leibe angeregten Thätigkeiten in sich vereinigt.

Als diese Seele sieht er ohne weiteres den Äther an, welchen die Naturwissenschaft zur Erklärung der Licht-, Wärme- und Elektrizitätserscheinungen verwendet. Das ist ein Gedanke, der wohl oft versucht ist, aber nicht festgehalten werden kann, darum weil der Lichtäther nicht als ein Kontinuum aufgefafst werden kann. Auch der Äther ist ein aus Atomen zusammengesetzes Medium, das zwar eine sehr hohe aber nicht wie der Verfasser will, absolute Elastizität besitzt. Um die Wellen zu bilden, aus denen man die Licht- und Wärmeerscheinungen zu erklären versucht, ist die Annahme nötig, dafs der Äther selbst kein Kontinuum, sondern ein Kompositum ist, dessen kleinste Teile stets im Falle der Verschiebung mit grofser Energie zu einem gewissen Gleichgewicht zurückstreben. Der Verfasser schildert den Äther selbst zuweilen als ein Diskretum, bestehend aus Atomen und Molekülen, zumeist aber beschreibt er ihn als ein Kontinuum, in welchem sofort in jedem Ort empfunden wird, was in irgend einem Orte geschieht.

Ist nun der Äther, wie er von der Naturforschung angesehen wird, ein Diskretum, dann ist er kein Kontinuum und kann nicht der Konzentrierer der geistigen Thätigkeiten im Ich sein. Ist der Äther aber ein Kontinuum, dann kann er nicht das Medium sein, welches Licht und Wärme vermittelt.

Nehmen wir den Äther jetzt im Sinne des Verfassers als Kontinuum, das die ganze Welt durchdringt, so sagt er von ihm: er ist in beständiger Bewegung und darum im Zustand des Bewufstseins, denn Verfasser hält fest an Herbarts Satz, dafs äufsere und innere Zustände einander entsprechen, also jeder Bewegung auch ein geistiger wenigstens innerer Zustand entsprechen müsse und umgekehrt.

Hier ist aber der Satz Herbarts ungebührlich erweitert. Nach Herbart entspricht jeder Bewegung ein innerer Zustand, sofern die Bewegung ein neues Zusammen herbeiführt oder ein Zusammen löst oder verändert, hier mufs mit jeder Veränderung des äufsern Gleichgewichts auch eine Veränderung des Systems der inneren Zustände verknüpft sein. Und sofern in

unserm Weltzusammenhange jede Bewegung die Störung eines vorhandenen Gleichgewichts ist, kann man ganz allgemein sagen: jeder Veränderung der äufsern Lage, jeder Bewegung, ja jedem Gleichgewicht entsprechen innere Zustände und umgekehrt der Innerlichkeit entspricht eine Äufserlichkeit.

Aber der Verfasser nimmt erstens innere Vorgänge ohne weiteres für geistige, bewufste oder relativ unbewufste Vorgänge, und sodann dehnt er den Satz von der Zusammengehörigkeit des Äufsern und Innern auch auf die ursprüngliche Bewegung aus. Würde man sich aber denken, dafs ein reales Wesen isoliert von allen andern, in ursachloser gleichförmig geradliniger Bewegung begriffen sei, so würde seiner Bewegung kein innerer Zustand entsprechen. Das Wesen würde an jedem Orte seiner Bahn bleiben, was es ist, nämlich ohne innere Zustände. Verfasser denkt sich den Äther nur in unablässiger Bewegung, und setzt dann hinzu: also ist er auch im Bewufstsein. Wie der Äther in Bewegung geraten ist, wird nicht gesagt, auch nicht, ob die Bewegung eine ursachlose, ursprüngliche sein soll. Oft wird sogar die Bewegung selbst ein Bewufstsein, also ein geistiger Zustand genannt, ganz ähnlich wie die Materialisten und die Monisten auch Bewegung und Bewufstsein für identisch, für die verschieden aufgefafsten Seiten eines und dasselbe ansehen. »Die Naturwissenschaft behauptet, dafs der Äther die Ursache der kinetischen Vorgänge ist, also kann mit Recht hinzugesetzt werden, dafs er auch die Ursache der psychischen Vorgänge ist, denn diese und jene sind für uns in metaphysischem Sinne korrelative Begriffe. Der Äther ist selbst in immerwährender Bewegung, daher ist er eo ipso Bewufstsein, denn wo Bewegung ist, dort ist auch Bewufstsein.« I, 933.

Wie genau und sorgfältig hat dagegen der Verfasser früher im Problem der Materie das Verhältnis von Bewegung und Bewufstsein erwogen! Ist nun der Äther ein grofses die ganze Welt durchdringendes Kontinuum und Bewufstsein, so sollte es auch nur Ein Bewufstsein geben. Woher nun die Individuen? Aufser dem Äther giebt es noch die Atome, welche die Materie bilden. Jedes Atom der Materie ist mit einer Ätherhülle umgeben. Aufser dem so gebundenen Äther besteht aber der gröfsere Teil des Äthers als freier durch das ganze Weltall verbreiteter Äther. Sofern der Äther durch die Materie gebunden ist, wird er auch in seinem Bewufstsein durch die Materie gebunden und bestimmt, und es bildet sich so das Organbewufstsein und damit die Individualität. Jedes Krystall, noch mehr, jede Zelle hat ihre Seele, nämlich ihren Äther, der in sich die Thätigkeit der Bestandteile der Zelle vereinigt und zu einem relativ unbewufsten Bewufstsein erhebt. So auch jedes Organ und endlich jeder Organismus. Die Seele oder der Äther ist durch den ganzen Leib verbreitet, die Seele, der Träger des Organbewufstseins und des empirischen Selbstbewufstseins ist also selbst ein Teil des Leibes, mit dem sie sich bildet und ausbildet. Sie ist nicht nur Träger der geistigen Zustände, sondern ebenso Prinzip des leiblichen Lebens. Unsere Seele ist also der Konzentrierer aller der einzelnen Organseelen. Eine merkwürdige Phantasie ist dabei noch folgende. Dafs jedes Individuum aus einem befruchteten Ei, also aus einer Vater- und Mutterseele entstanden und eine Vereinigung beider ist, ersieht man noch daran, dafs jeder Organismus eine rechte und eine linke fast genau übereinstimmende Seite hat und dafs die Organe, die wir nun einmal haben, wie etwa die Nase, doch noch eine Art Naht zeigen. Das ist offenbar eine recht oberflächliche Erklärung, denn das Innere des Organismus zeigt bekanntlich diese Symmetrie nicht. Und woher der symmetrische Bau der Geschöpfe, die durch Kreuzung oder durch Parthenogenesis, wie die Drohnen durch vaterlose Erzeugung entstanden sind? Verfasser würde dazu wohl

in dem Stammbaum weiter und weiter zurückgehn.

Ist nun jedes Individuum gleichsam nur ein durch die Materie gemachter Ausschnitt oder Modifikation des einen Äthers, so darf man doch nicht vergessen, daſs der Äther ein Kontinuum ist, daſs also alle Individuen wesentlich zusammenhängen, eben durch den Äther und das Ätherbewuſstsein. Das Ätherbewuſstsein ist nur durch das individuelle Organ- und Sinnesbewuſstsein zumeist unterdrückt, unbewuſst geworden. Wo man aber die dasselbe hemmenden Sinnesempfindungen und bewuſsten Vorstellungen zum Schweigen bringt, wie im Schlaf und in der Hypnose, da wird zuweilen das Ätherbewuſstsein wach. Dies haben wir gemein mit allen Wesen in der ganzen Welt. Hieraus erklärt Verfasser, wenn auch immer besonnen und mit Rückhalt, die Erscheinungen des Hellsehens, der Telepathie, der Ahnung, der Prophetischen Träume u. dergl.

Das Individuum besteht in einer Verbindung von Äther und Materie, es entsteht also auch mit dieser Verbindung, aber damit ist nicht gesagt, daſs diese Verbindung sich je ganz löste. Vielmehr meint der Verfasser, daſs mit dem Tode des Leibes der Äther doch einige Bestandteile der Materie festhält und so eine Unsterblichkeit des Individuums möglich macht, wenigstens eine relative Unsterblichkeit, denn der Verfasser läſst, wie es scheint, den Äther sich allmählich reinigen von allen materiellen Elementen.

Den freien Äther denkt er sich als ein persönliches Bewuſstsein und verteidigt dies gegen Hartmann, der eine Persönlichkeit ohne Gehirn für unmöglich erklärt. Kramář hält die Gliederung des Universums, die Gestirne mit ihren Bewegungen für hinlänglich, um im Centralbewuſstsein das hervorzubringen, was das Organ- und Sinnesbewuſstsein im Individuum hervorbringen, nämlich ein persönliches Selbstbewuſstsein oder einen persönlichen Gott. »Nach der Analogie des Organbewuſstseins kann auch das Weltbewuſstsein gedacht werden, nur besteht dabei der Unterschied, daſs letzteres durch keinen so starken Eingriff, wie der in unserm Bewuſstsein durch die Sinnesvorstellungen geschehende, gestört und verdunkelt wird. Daher ist ihm alle Abwechselung klar und ruhig und sofern es uns nach unserer beschränkten menschlichen Erfahrung erlaubt ist, das göttliche Bewuſstsein zu versinnlichen, so kann es nur als ruhige Abwechselung der groſsen Weltvorgänge mit all den kleinen und kleinsten Begebenheiten inklusive vorgestellt werden, wobei eine klare Erinnerung der gesamten Vergangenheit und ebenso klare Voraussicht zukünftiger Ereignisse das Bewuſstsein der Gegenwart begleitet. Aber keine Affekte, keine Leidenschaften, ja auch nicht lebhafte Gefühle können dieses Weltbewuſstsein nach menschlicher Weise stören, nur ein ruhiges Wohlgefallen können wir als begleitenden Hintergrund in demselben annehmen. Denn alles, was uns Menschen furchtbar und groſsartig erscheint, ist dem göttlichen Bewuſstsein klein und unbedeutend, nicht bloſs im Verhältnis zu seiner Gröſse, sondern auch deshalb, weil es vorausgesehen wird.« I, 776.

In drei Punkten sieht der Verfasser eine direkte Einwirkung des Centralbewuſstseins auf unser Individualbewuſstsein: in der Religion oder dem Verlangen nach Gott, in dem Weltschmerz oder dem Gefühl der Nichtigkeit des Irdischen und in der Sittlichkeit als dem Gegensatz des Eigennutzes.

Aber auch das Individuum, da es ja mit dem Centralbewuſstsein vermöge des Äthers wesentlich eins ist, kann im Gebet auf Gott einwirken, einmal so, daſs es durch Sammlung, durch Verdunklung des Weltbewuſstseins sich in das relativ Unbewuſste in sich versenkt und so Frieden findet, andernteils aber auch daſs es seine Aufmerksamkeit auf einzelne bewuſste Vorstellungen und Wünsche konzentriert, und diese so auch in Gott auslöst — wenn man so sagen will — ihm gleichsam die

Wünsche suggeriert und so auch für einzelne Gebetswünsche Erhörung findet.

Hierbei denke man zurück, früher fand es der Verfasser unmöglich, dafs die Seele als einfaches Wesen einen Einflufs auf die Billionen Wesen des Leibes ausüben könne. Ist nun hier, wo das Individuum das Centralbewufstsein bestimmt, das Verhältnis des Kleinen zum Grofsen etwa geringer?

Ich habe es versucht, aus dem zweibändigen umfangreichen Werke dem Leser die Umrisse der Anschauung von Kramář vorzuführen. Der Verfasser glaubt seine Anschauung auf naturwissenschaftlich streng logischem Wege gefunden zu haben. Allein so ist es nicht, sie ist ein Erzeugnis der Phantasie oder des Glaubens. Der Verfasser hat sowohl die naturwissenschaftlichen Begriffe und Thatsachen als auch die Begriffe der Herbartschen Philosophie über Gebühr erweitert und hat ihnen dadurch alle Exaktheit und Beweiskraft genommen. Man mag über den Wert der Gesamtanschauung des Verfassers denken, wie man will, sie ist nicht besser begründet als die grofse Anzahl ähnlicher. Am nächsten dürfte dem Verfasser die Weltansicht Fechners stehen, wie er dies selbst auch hervorhebt. Manches erinnert an die alten gnostischen Systeme. Ihnen ähnlich sieht Kramář die Materie als den Sitz alles Übels und des Bösen an, in dieses Reich der Finsternis dringt die Lichtwelt des Äthers, vermischt sich damit, raubt einige Bestandteile daraus und bringt sie in das Reich des Äthers.

Hinsichtlich seiner Theorie des Äthers steht ihm Spiller nahe. Derselbe sieht im Äther die Quelle aller Kraft und alles Geistes, ja sieht im Äther Gott selbst und will alle Religion durch den Ätherismus ersetzen. Ihm folgt darin Haeckel, der auch schwankt, ob er den Äther diskret oder als Kontinuum auffassen soll und sich dann für das letztere entscheidet.[1]) Freilich sind diese weit davon entfernt, Gott als eine selbstbewufste Persönlichkeit wie der Verfasser anzusehen. Dieser Punkt unterscheidet ihn auch von Hartmann und den unzähligen alle in gleicher Weise verlaufenden idealistisch - monistischen Systemen. Wenn der Verfasser I, 522 sagt, dafs jeder Versuch, eine Metaphysik »zu begründen, um so verfehlter ist, je weiter er sich von den Thatsachen der Naturwissenschaft und Psychologie entfernt« und er meint, dafs er sich selbst viel näher daran anschliefse, als Herbart, so dürfte er sehr im Irrtum sein, desgleichen wenn er meint »alles mystische Dunkel«, das bei Herbart sich finde, entfernt zu haben (II, 125). Was der Verfasser über Hartmann sagt, dürfte man wohl auf ihn selbst anwenden können, nämlich »seine wesentlichen Mängel sind durch eine vorgebliche Gründlichkeit, eine Masse naturwissenschaftlicher Daten verdeckt, durch welche jene Grundgedanken erwiesen werden sollen, und die einen weniger urteilsfähigen Leser auch zu blenden vermögen. Aber eine noch so grofse Menge naturwissenschaftlicher Erfahrungen vermag nicht eine Lehre zu befestigen, die in sich keinen festen Halt besitzt.« I, 548. Will man dies auf Kramář selbst anwenden, so mufs man zugleich hinzufügen, dafs im Vergleich mit Hartmann ihm eine ungleich gröfsere Kenntnis der Naturwissenschaften, mehr Scharfsinn und wohl auch mehr Gemütstiefe eigen ist.

O. Flügel

II Pädagogisches

Zeitschrift für Zeichen- und Kunstunterricht, herausgegeben vom Verein österreichischer Zeichenlehrer. Geleitet von L. J. Grofsschedl. Wien XIX, Hauptstrafse 57. 1897. XXIII. Jahrgang.

Auch dieser Jahrgang hält sich im Ganzen auf der Höhe der früheren. Ein

[1]) Diese Zeitschrift 1895. S. 21 und Zeitschrift f. exakte Phil. XI. 196.

augenfälliger Fortschritt ist nicht erkennbar. Zum grofsen Teil begegnen uns die alten Namen, da ist z. B. Wunderlich mit seiner Jahresrevue über die zeichenlitterarischen Neuerscheinungen, die er etwas gesucht »Ende des Pestalozzijahres« betitelt. In gewohnter Weise erkennt er nur an, was seinem Berliner Standpunkt pafst. Alles andere wird verworfen oder verschwiegen.

Unser wiederholt geäufserter Zweifel in früheren Besprechungen dieser Zeitschrift, ob man, wie hier vielfach üblich, einzelnen Fächern so ausgedehnte, durch viele Nummern gehende, Einzelausführungen gestatten solle, scheint bei dem Schriftleiter keinen Widerhall gefunden zu haben. Auch in diesem Jahrgang stehen wieder in voller und dauerhafter Blüte die »geometrische Formenlehre« von A. R. Hein, die »Geschichte der Architektur« von Eduard Brechler u. a. So umfangreiche Ausschnitte aus zusammenhängenden grofsen Werken in einer Monatsschrift, also mit vierwöchentlichen Zwischenpausen, zu bringen, ist gewifs unzweckmäfsig und widerspricht dem Charakter einer periodischen Zeitschrift. Mit dem blofsen Durchlesen solcher Artikel ist doch weder dem Verfasser noch der Sache gedient. Die einzelnen Bruchstücke aber aus den Blättern auszuschneiden und zum Gebrauch im Unterricht zusammen zu heften, dürfte wohl kaum jemand einfallen. Um so weniger, wenn das Erscheinen des ganzen Werkes vor der Thüre steht, wie jetzt angezeigt worden ist. Unser gleichfalls schon früher ausgesprochenes Bedenken, ob es geraten sei, der geometrischen Formenlehre einen so breiten Raum im ersten Zeichenunterricht anzuweisen, schon um der knappen Zeit, aber auch um der Trockenheit des Stoffes und des zweifelhaften Gewinnes für die Geschmacksbildung willen, schien uns zu unserer Befriedigung durch die vortreffliche Einleitung zum ersten Artikel dieses Jahres, widerlegt. Aus den nachfolgenden Artikeln aber stieg die erwähnte Besorgnis doppelt schwarz wieder auf. Denn wahrlich trocken genug ist die häufige Wiederholung ganz verwandter Formen und über die Schönheit gar mancher derselben läfst sich wahrlich auch streiten.

Der bei weitem bedeutsamste Artikel des Jahrgangs ist wohl die »Denkschrift zur Reform des Lehrplanes für Zeichnen an Volks- und Bürgerschulen«, die der Verein österreichischer Zeichenlehrer nach langen sorgfältigen Beratungen, dem Minister für Kultus und Unterricht eingereicht hat. Sie ist in Nr. 7 des Blattes im Wortlaut zum Abdruck gebracht. Wir müssen sie einer etwas näheren Betrachtung unterziehen. Die fünf Hauptpunkte des Antrags lauten:

1. Vermehrung der wöchentlichen Stundenzahl.
2. Verarbeitung des Lehrplanes im Sinne bedeutend gesteigerter Anforderungen.
3. Heranziehung erfahrener tüchtiger Schulmänner als Zeichenlehrer.
4. Moderne, auf akademische Grundlage aufgebaute, einheitliche Methode.
5. Zeichnerische Weiterbildung der Lehrer in geeigneten Fortbildungsanstalten.

Die Meinung, die nötige Zeit für ein vermehrtes Zeichnen anderen Unterrichtsfächern wegnehmen zu können, dürfte wohl auf harten und — geben wir zu — berechtigten Widerstand stofsen.

Bei dem Zeichnen in der Volksschule das praktische Können in den Vordergrund zu stellen, ist wohl eigentlich selbstverständlich und überall so im Brauch.

Was die Herren Antragsteller sich unter einer »modernen auf akademischer Grundlage aufgebauten Methode« für Volks- und Bürgerschulen denken, ist schwer zu verstehen. Es wird auch nicht klarer durch die später folgenden Auseinandersetzungen. Uns will bedünken, dafs damit nichts neues, den bescheidenen Verhältnissen der beiden Schulen knapp und sicher auf den Leib Gepafstes geboten werde, sondern im Gegenteil das alte »Zuvielerlei« erst recht ins Kraut geschossen sei.

Die beiden übrigen Punkte sind dagegen unbedingt und mit Freude zu begrüßsen. Nur mufs es überraschen, dafs man gerade in Österreich einen Mangel an genügenden Zeichenlehrkräften beklagen hört.

Wir erinnern uns recht gut eines Vortrags des Wieners Geh. Hofrat Exter bei Gelegenheit einer schon vor langen Jahren stattgehabten Versammlung der deutschen Gewerbeschulmänner in München. Der Herr Geh. Hofrat Exter, den wir gewifs als den besten Kenner der betr. Verhältnisse in Österreich betrachten durften, besprach eingehends die Organisation der Kunstausbildung von der Kunstakademie abwärts bis zur Gewerbeschule. Er erläuterte besonders, wie dort jede höhere Schule die nächsttiefere kontrollierend und bildend heranziehe, so recht auf den Schultern der tieferen stehe. Es erschien klar, dafs sich auf diesem Wege, auf dem jeder von der Pike auf dient und aufhören kann, wo ihm durch seine Natur oder die Verhältnisse die Grenze gezogen ist, dabei aber doch unausgesetzt unter dem künstlerischen Anhauch von oben steht, sich namentlich gute Zeichenlehrer bilden können und werden. Und der damals gehörte zweifelnde Ausruf: »Österreich baut von oben herunter!« — denn in der That mufste Herr Exter zugestehen, dafs es zur Zeit in Fortbildungs- und Volksschule mit dem Zeichnen noch sehr kümmerlich aussehe — müfste sich jetzt eigentlich im Gegensatz zu anderen Staaten, wo Mangel an tüchtigen Zeichenlehrern herrscht, durch eine Überfülle an solchen, widerlegen.

Der bezw. Antrag der Herren Lehrer scheint sich nach diesem wohl nicht auf das Nichtvorhandensein tüchtiger Kräfte zu beziehen, als vielmehr darauf, dafs, sei es aus Mangel an Mitteln, sei es aus fehlender Einsicht an den mafsgebenden Stellen, die richtigen Leute nicht engagiert werden. Dafs aber in jedem Falle die in Punkt 5 beantragten Fortbildungsanstalten oder Kurse für Zeichenlehrer, wie wir sie selbst an anderer Stelle für höchst wichtig erklärt haben, erwünscht bleiben, bedarf kaum einer besonderen Hervorhebung. Freilich auch für Lehrer anderer Fächer.

Wir wollen uns, sollten wir den einen oder anderen Punkt doch falsch aufgefafst haben, eventuell gern bescheiden mit der nicht genügender Kenntnis des heutigen Österreich und der Rührigkeit des Vereins gern besten Erfolg wünschen.

Endlich sei noch des letzten Artikels im ganzen Jahrgang Erwähnung gethan. Er stammt von Joh. Müller und ist betitelt: »Wenn kann der Zeichenunterricht beginnen?« — Von Pestalozzis Ausspruch: »Die Anschauungen sind das Fundament unserer Erkenntnis« ausgehend, verlangt der Verfasser, dafs mit dem Beginn des Anschauungsunterrichtes auch der Zeichenunterricht zu beginnen habe, da erst durch ihn die sich sonst zu rasch verflüchtigenden Eindrücke in dem jugendlichen Hirn festgelegt würden. Er unterscheidet mit aller Bestimmtheit die Volks- und Bürgerschulen als allgemeine Erziehungsanstalten, bei denen es vor allem auf das »Ob«, von den Berufsschulen, bei welchen es allein auf das »Wie« ankomme.

Wir möchten zur Zeit nicht weiter auf dieses oft besprochene Thema eingehen; aber wir geben gern unserer Freude darüber Ausdruck, dafs aus dem grofsen Nachbarland, was doch bekanntermafsen in Kunst und Gewerbe nicht zu den Nachzüglern zählt, solche Stimmen laut werden.

Der geschäftliche Teil der Zeitschrift hat seine wohleingerichtete Gestalt und seinen Charakter gegen früher nicht verändert. Die jeder Nummer beigefügten Abbildungen von Ornamenten oder gewerblichen Gegenständen sind eine gern gesehene und nützliche Beigabe. Wir wünschen gern der Zeitschrift im neuen Jahr ein frisches, erfolgreiches Fortgedeihen, dem nur vielleicht ein wenig mehr Schneid nicht übel thun dürfte.

München-Gern R. Bauer

P. Tesch, Deutsche Fibel, für den Unterricht im Sprechen, Lesen und Schreiben im ersten Schuljahre bearbeitet. 8⁰. IV u. 72 S., geb. 0,50 M. Dazu: Der deutsche Sprachunterricht im ersten Schuljahre. Eine belehrende und ausübende (theoretisch-prakt.) Anweisung für Seminaristen und Lehrer. gr. 8⁰. IV und 119 S. geb. 2 M. Hilchenbach, Wiegand.

Eine gute Fibel schreiben, heifst sein Meisterstück machen. Das weifs Tesch sehr wohl; dennoch »wagt« er es, »der pädagogischen Welt einen Versuch vorzulegen, der jeden berechtigten Anspruch befriedigen will«. Kann uns der Versuch wirklich befriedigen? Wir werden sehen.

Die Fibel ist ein Hilfsmittel für den ersten Leseunterricht. Durch diesen Unterricht soll sich das Kind vornehmlich eine zwiefache Fähigkeit erwerben, nämlich 1. Die Fähigkeit, Buchstaben in Laute oder sichtbare Zeichen in hörbare umzusetzen, und 2. Die Fähigkeit, Buchstabenkomplexe in Lautkomplexe oder sichtbare Wortbilder in hörbare umzusetzen. Die erste dieser Fähigkeiten ist auf Buchstabenkenntnis gerichtet. Was thut Tesch, um die Erwerbung dieser Kenntnis wirksam zu unterstützen? Er bietet — und dies mit Recht — die Buchstaben (und deren Laute) in sogenannten Normalwörtern dar. Die Bezeichnung Normalwörter hat er vermieden, »da sie einmal (in der ersten Hälfte) fremd, sodann aber nichtssagend sei: man wisse nicht, welcher Klasse die Wörter entnommen werden müfsten, man könne Dingwörter, Eigenschaftswörter, Zeitwörter, ja sogar Formwörter verwenden, und alle seine Normalwörter.« (S. 43 Anmerk.**) Tesch redet daher von »Stammdingwörtern.« Eignen sich aber zu Normalwörtern wirklich nur Dingwörter? Man bietet die Buchstaben in sogenannten Normalwörtern dar, um das Einprägen gewisser Gehörsvorstellungen (der durch die Buchstaben symbolisierten Laute) mit Hilfe gewisser Gesichtsvorstellungen (der Buchstaben) zu erleichtern. Dieses Mittel ist wirksam, eben weil Gesichtsvorstellungen sich leichter als Gehörsvorstellungen reproduzieren lassen. Im Prinzip ist es daher nicht notwendig, die Normalwörter lediglich aus der Klasse der Dingwörter auszuwählen; dennoch wird man sich fast durchweg auf Dingwörter beschränken, da nur sie einen Inhalt bieten, der ungezwungen bildlich dargestellt werden kann. Und noch etwas scheint Tesch zu übersehen. Vorstellungen sind sehr leicht zu reproduzieren, wenn (und das ist meistens ohne sonderliche Mühe erreichbar) namentlich ihre räumlichen Associationen ins Bewufstsein gehoben werden können. Demgemäfs sind die Normalwörter in einer charakteristischen und leicht merkbaren Umgebung und Zusammenstellung darzubieten. Dieser Forderung kann man z. B. dadurch gerecht werden, dafs man die Normalwörter mit ihren Bildern auf einer Tafel zusammenstellt und diese der Fibel anheftet; für den Klassenunterricht ist die Zusammenstellung auf einer grofsen Wandtafel noch zweckmäfsiger, namentlich dann, wenn diese Tafel während des ganzen Jahres auf derselben Stelle hängen bleiben kann. Mit Rücksicht auf die vorstehenden Ausführungen wird in Zukunft auch der Vorschlag mehr Beachtung finden, man möge statt der Normalwörter Normalsätze auswählen.

Gemäfs der Forderung, dafs man den Inzipienten anfangs nur wenige Schwierigkeiten bieten darf, führt Tesch die Leseelemente nur ganz allmählich ein. Zunächst werden nur die kleinen Buchstaben in Schreibschrift (die Dingwörter werden also klein geschrieben!), dann die in Druckschrift, weiter die grofsen Buchstaben und die Konsonantenhäufung, endlich die Schärfung und Dehnung und einfache Lesestücke in geordnetem Stufengange dargeboten. Die Aufeinanderfolge der Stammdingwörter richtet sich nach der Schreibschwierigkeit, der Lautbildung, der Lautverbindung und der Art der Silben. Der synthetische Gang ist bei der Vorführung der Schreibbuchstaben durch-

gehends gewahrt. Die einfachen Vokale und Zwielaute werden aus solchen zwei- und dreisilbigen Wörtern gewonnen, in denen die erste Silbe einlautig ist, und in denen Dehnungszeichen nicht vorkommen. Die andern Wörter sind für den Anfangsunterricht nur zweisilbig und bringen in Nr. 9—18 (eule, meise etc.) lange Vokale und dehnbare Konsonanten, in Nr. 19—27 (nufs, löwe, taube dach etc.) kurze Vokale, Umlaute, Stofslaute und Reiblaute und in Nr. 28—30 dreilautige umschlossene Silben. Die kleinen Druckbuchstaben treten einzeln oder in Gruppen auf. Den grofsen Buchstaben sind bestimmte Konsonantenverbindungen, Sätze und kleine Stücke beigegeben. (Fibel, S. III. Vergl. auch Anweisung, S. 38 ff.)

Besonders hervorgehoben zu werden verdient, dafs der Verfasser folgende Buchstaben von dem Normalwörterkursus ausschliefst: X, Y, y, Ph, C, c. Diese Buchstaben kommen, abgesehen von den »gemachten« Fibellesestücken, so wenig vor, dafs wir sie im ersten Schuljahre unberücksichtigt lassen können, zumal da es ohne sie an Lesestoffen nicht mangelt. Auch das ist beachtenswert, dafs Tesch die Leseelemente so anordnet, wie es für eine frühzeitige Zusammenstellung von kleinen Sätzen erforderlich ist.

Da es den Kleinen anfangs schwer wird, sich in der Fibel zurechtzufinden, so hat Tesch die einzelnen Zeilen, soweit es sich um die kleinen Schreibschriftbuchstaben handelt, durch Zahlbilder (Punkte) gekennzeichnet.

Als Schreibschrift ist die »Normalschrift« aufgenommen, welche im Auftrage des Königl. Provinzialschulkollegiums der Provinz Westfalen veröffentlicht wurde.

»Die Bilder sind Einzelbilder, da einmal auf dieser Stufe der Schwerpunkt auf der Einzelbetrachtung liegt, andererseits das Bild aber auch dazu dienen soll, die Einzelvorstellung wieder aufzufrischen und an das Wort zu erinnern, aus dem der Laut gewonnen ... wurde. Sie sind vielfarbig und künstlerisch angefertigt und meist nach den Anschauungsbildern aus dem Verlage von Meinhold u. Söhne in Dresden, Wachsmuth in Leipzig und Bädecker in Essen ausgeführt.« (Fibel, S. III.)

Mit dem Lesen und Schreiben sollen Sprechübungen verbunden werden. Als Gegenstand der Sprechübungen dienen Dinge und Vorgänge aus der heimatlichen Natur.

Man sieht, dafs der Teschische Versuch ein überaus glücklicher ist.

Gleich wertvoll ist die »Anweisung«. Welchem Bedürfnis soll sie abhelfen? »Die letzten Jahre haben an den Schulunterricht neue Anforderungen gestellt, neue Wege sind eingeschlagen und neue Bahnen gewiesen worden. Es gilt nur, die wertvollen Errungenschaften immer weiteren Kreisen zugänglich zu machen, sie zu hegen und zu pflegen. Ich habe in der vorliegenden Anleitung alle hierhergehörigen Fragen eingehend erörtert und reichlichen Stoff für den Unterrricht zusammengestellt.« (S. IV.) Die Anweisung zerfällt in einen theoretischen und einen praktischen Teil. Der praktische Teil will zeigen, wie die Fibel verwendet werden soll, und giebt zu dem Zwecke eine Reihe von Präparationen. Fürchte man nicht, dafs der angehende Lehrer auf diese Weise zu sehr gegängelt werde. Der Anfänger gelangt eben nur dann am sichersten, kürzesten und gefahrlosesten zur Selbständigkeit, wenn er sich vorläufig einem bewährten Führer anschliefst. Nach einigen Jahresläufen wird er keinen Führer mehr brauchen, vielmehr seinen Unterricht so einrichten, wie es seiner Individualität am besten zusagt. Leider fehlt in manchen Präparationen das rechte Leben: man bewegt sich in Abstraktionen, wo doch nur das Konkrete oder Individuelle am Platze ist (Wo lebt die Katze? Womit sind die Hunde bedeckt? Wo halten wir das Pferd? — Es sollte soweit als irgendwie thunlich nur von der Katze gesprochen werden, die beobachtet worden ist etc.), man macht Einteilungen, für welche die Kinder weder Sinn noch Verständnis haben,

man erarbeitet mit den Kindern trockene Beschreibungen, während es ein Leichtes wäre, die Beschreibung in eine Darstellung von Handlungen umzubilden u. a. m.

Der theoretische Teil bietet sehr wertvolle Ausführungen über den Sprachunterricht und über die Lehr- und Lernmittel. »Manche Ausführungen erscheinen hier zum ersten Male in einer derartigen, Schrift, namentlich die meisten Auseinandersetzungen über die Aussprache, über die Bildung und Verwendung der Laute.« (S. IV.) Dafs sich Tesch um die einschlägige Litteratur bekümmert hat, ist selbstverständlich. Nur hinsichtlich einiger Dinge scheinen ihm nicht die neuesten Arbeiten zugänglich gewesen zu sein, z. B. hinsichtlich der Anatomie und Physiologie der Sprechwerkzeuge (S. 3—5), hinsichtlich des Stotterns (S. 14 u. 15) etc. An mehreren Stellen hat sich der Verfasser treffliche Worte führender Forscher und Pädagogen wörtlich angeeignet. Diese Entlehnungen sind immer als solche gekennzeichnet, leider fehlen die Quellenangaben. Doch das alles sind nur Kleinigkeiten, Dinge, die uns nicht hindern, die Schriften von Tesch zu empfehlen.

Weimar M. Fack

D Aus der Fachpresse

Aus der philosophischen Fachpresse

Falckenberg, Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Bd. 112. Hft. 1. 1898.

Johannes Volkelt, Die tragische Entladung der Affekte. — Siegfried Mekler, L. Campbell über die Stelle des Parmenides in der chronologischen Reihe der Platonischen Dialoge. — W. Lutosławski, Stylometrisches. — Dr. Walter Schmidt (Breslau), Fr. Bacos Theorie der Induktion. — Dr. Fritz Sommerlad (Giessen) Aus dem Leben Mainländers. — Rezensionen.

Archiv für Geschichte der Philosophie (Ludwig Stein). Berlin 1898. Georg Reimer. XI. Band, 2. Heft:

Chiapelli u. Stein, Ein jüngst bei Pompeji freigelegtes Mosaikbild der »Schule von Athen«. — Speck, Bonnets Einwirkung auf die deutsche Psychologie des vorigen Jahrhunderts. — Maier, Melanchthon als Philosoph. — Wilson, Zu Aristoteles' Politik I. II. 1258b 27—31. — Tannery, Ecphante de Syracuse. — Meyer, Wer war Lucas? — Jahresbericht von Joël über die deutsche Litteratur zur nacharistotelischen Philosophie.

Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters. Texte und Untersuchungen. Herausgegeben von Dr. Clemens Baeumker und Dr. Georg Freih. von Hertling. Münster 1897. Aschendorff sche Buchhandlung. Bd. II, Hft. 5:

Dr. Alb. Nagy, Die philos. Abhandlungen des Ja'qub ben Ishaq al-Kindi, zum ersten Male herausgegeben. XXXIV u. 84 S. (M. 4,50.)

Boletin de la Institución libre de enseñanza. Madrid 1896. Anno XXII. Núm. 455:

Giner, Sobre le enseñanza de la filosofia. — X., El movimiento de las ideas pedagógicas en los Estados-Unidos. — Revista. — Enciclopedia. — Institución.

International Journal of Ethics (Burns Weston). Philadelphia 1898. Vol. VIII. No. 3. April 1898:

Ethical survivals in municipal corrup-

tion: Jane Addams, Hull House Chicago. — Theory and practice: J. B. Baillie, Edinb. Un. — The ethical Motive: Fr. H. Giddings, Columb. Un. — Self-Realization as a working moral principle: H. Sturt, Oxford. — The Moral value of Silence: F. Adler, New-York. — Discussion: The Social Question in the Light of Philosophy. Emil Reich, Univ. of Vienna.

Die Kinderfehler. Zeitschrift für pädagog. Pathologie u. Therapie, herausgegeben von Koch, Ufer, Zimmer und Trüper. Langensalza. Hermann Beyer & Söhne, 1897. III. 3. 1898.

Ufer, Über Kinderpsychologie. — Kölle, Kinderfehler. — Mitteilungen. — Zur Litteratur.

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft. Herausgegeben von Ludwig Keller. Berlin 1898. R. Gärtners Verlag (Heyfelder). Band 7, Heft 1 und 2. Januar-Februar 1898:

Tangermann, Natur und Geist, Wissen und Glauben. Philosophisch-theologische Erörterungen. — Keller, Zur Geschichte der Bauhütten und der Hüttengeheimnisse. — Thudichum, Der Trostbrief der Brüdergemeinde zu Worms vom Jahre 1524. — Romundt, Die Verwandtschaft moderner Theologie mit Kant. — Besprechungen und Anzeigen. — Nachrichten.

The Monist. A quarterly magazine. Editor: Dr. Paul Carus, Assistant Editor: T. J. Mc Cormack, Associates: E. C. Hegeler and Mary Carus. Chicago. The Open Court Publishing Co. Vol. 8, No. 3. April 1898:

Evolution and Ethics: Prof. John Dewey. — »Lebenslust«: Dr. Woods Hutchinson. — An Aspect of Attention: E. Const. Jones. — Regressive Phenomena in Evolution: Prof. C. Lombroso. — The Causes of Infectious Disease: Prof. Ferd. Hueppe. — The Unmateriality of Soul and God. In Reply to the Criticism of the Hon. J. Chas. H. Chase: Editor. Literary Correspondence: France, Luc. Arréat. — A note from Alsace by Prof. A. Weber.

Nuova Antologia. Rivista di Scienze Lettere ed Arti. Direttore: Maggiorino Ferraris. Roma 1897 Anno 32 Fascicolo 624. — 16 Dicembre 1897:

Nigra, La Romanza di Tristano e Isotta. — Nicoletti-Altimari, La Carovana della Morte. — Villari. La Società Dante Alighieri. — Lovatelli, I Vigili dell' Antica Róma. — Segrè, Sheridan. Mariano, Rosmini e la sua Condanna. — Bonfadini, Federico Confalonieri. — Boutet, Ermete Zacconi. — D'Annunzio, La Parabola delle Vergini Fatue e delle Vergini Prudenti. — Bersezio, G. B. Bottero e Casimiro Teja. — * * *, La Crisi Politico-Nazionale dell' Austria e gli Italiani del Litorale. — Dal Verme, Il Ministero e la Campagna d'Africa dopo il 1. Marzo 1896. — Cronica, Notizie, Libri e Nuove Pubblicazioni.

Il nuovo Risorgimento. Torino 1898. Vol. 8, Fasc. 2—3. Febbraio—Marzo:

Billia, Una fissazione hegheliana. — Calzi, Rosmini nella presente questione soziale. — Billia, Di alcune contraddizioni del neo-tomismo. — Rassegna Bibliografica.

La paix universelle. Revue indép. Dir. A. Bouvier, Lyon. 16 Mars au 15 Avril 1898. VIII. année, No. 176/77:

Appel aux spiritualistes scientif.: J. Bouvery. — La Genie Celtique et le Spiritualisme moderne (suite): Leon Dénis. — La Race pélasgique: de Beaurepaire-Froment. — Nos frères inferieurs les animaux: R. J. Bloch. — A Monsieur J. Bouvery: A. Erny et reponse. — La Tolerance dans les croyances: Dechand-

Druck von Hermann Beyer & Söhne in Langensalza.

Zeitschrift

für

Philosophie und Pädagogik

Herausgegeben

von

O. Flügel und W. Rein

Wansleben b. Halle — Jena

Fünfter Jahrgang

Fünftes Heft



Langensalza

Verlag von Hermann Beyer & Söhne

Herzogl. Sächs. Hofbuchhändler

1898

Preis des Jahrganges (6 Hefte) 6 M

Inhalt

A Abhandlungen Seite

Zur Urgeschichte der elementaren Sprachmittel Von MARX LOBSIEN . . . 321

Die allgemeine evangelisch-lutherische Kirchenzeitung und der moderne Lehrer Von A. ROSSNER . . . 347

Das Kind und die Zahl Von L. SACHSE . . . 356

B Mitteilungen

1. Über den Stand der Volkshochschul-Bewegung in Berlin (Dr. ERNST SCHULTZE) 361
2. Randbemerkungen zu moderner Pädagogik (—e) . . . 365
3. Dörpfelds Fundamentstück . . . 370
4. Die Neueren Sprachen. Zeitschrift etc. (L. BAETGEN) . . . 372
5. Der Verein der Gemeindeschullehrer Kopenhagens (G. HAMDORFF) . . . 376
6. Herbartische Pädagogik in Serbien . . . 378
7. Systematische Übersicht der litterarischen Erscheinungen des deutschen Buchhandels in den Jahren 1896 und 1897 . . . 379
8. Eine Preisaufgabe von allgemeinem Interesse . . . 379

C Besprechungen

I Philosophisches

Dr. REMIGIUS STÖLZLE, Prof. der Phil. a. d. Univ. Würzburg: Karl Ernst von Baer und seine Weltanschauung . . . 380

JAMES MARK BALDWIN, Professor der Psychologie an der Universität Princeton: »Die Entwicklung des Geistes beim Kinde und bei der Rasse (SCHWERTFEGER) 381

Dr. MAX GRUNWALD, Spinoza in Deutschland (SCHWERTFEGER) . . . 384

KANTS Ästhetik. Geschichte. Kritisch erläuternde Darstellung etc. (A. SCHWARZE) 387

HEINRICH VON TREITSCHKE, Historische und politische Aufsätze (J. HONKE) . . 389

— Reden im deutschen Reichstage (J. HONKE) . . . 389

EMIL MICHAEL, S. J., Dr. der Theol. u. Phil., o. Prof. der Kirchengeschichte an der Universität Innsbruck: Geschichte des deutschen Volkes seit dem dreizehnten Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters (J. HONKE) 390

II Pädagogisches

R. FRITZSCHE, Präparationen zur Landeskunde von Thüringen (E. SCHOLZ) . 391

BEYER, Dr. O. W, Deutsche Ferienwanderungen (E. SCHOLZ) . . . 393

HARALD HJÄRNE, Svenzka spörsmål 1893, IV. »Die Arbeit der Hochschulen in England an der Volksbildung« (G. HAMDORFF) . . . 394

Dr. MAIKKI FRIBERG-Helsingfors: Entstehung und Entwicklung der Volkshochschulen in den nordischen Ländern (ERNST SCHULTZE) . . . 395

O. WÜNSCHE, Die Pflanzen Deutschlands (MORITZ BÜSGEN) . . . 395

EICHERT, Schulwörterbuch zu den Lebensbeschreibungen des Cornelius Nepos (ERNST HAUPT) . . . 396

D Aus der Fachpresse

Aus der philosophischen Fachpresse . . . 396



A Abhandlungen

Über den Ursprung der Sprache

Von

MARX LOBSIEN, Kiel

Zur Urgeschichte der elementaren Sprachmittel

Denken und Sprechen sind miteinander innigst verbunden. Das successive Entfalten des Denkens ist von der psychischen Entwicklung überhaupt abhängig. Diese wieder ist an die Aufsenwelt, an die Nicht-Psyche gewiesen und nur in inniger Wechselwirkung mit derselben möglich.

Wirft man einen weiten Blick über die historische Entwicklung des Verhältnisses zwischen Psyche und Aufsenwelt zu einander, so kann man drei Phasen unterscheiden, die sich am menschlichen Kinde in schneller Aufeinanderfolge wiederholen. Wir sehen zunächst die Aufsenwelt den Geist überragen, ihn in Fesseln der Mythe schlagen. — Hart neben dem äufseren Zwange bricht je und je der unbändige Drang der eigenen Natur in wilden Interjektionen hervor. Durch den Einflufs der Geselligkeit sehen wir die Individualität zarte Wurzelfäden schlagen. Die Götter steigen herunter vom überragenden eigenwillig lohnenden und strafenden Throne. Die Heroen betreten die Erde. Der Geist und die Aufsenwelt treten in Harmonie. Die Dämonen der düsteren spukhaften Schatten weichen dem Lichte der Erkenntnis. Der Mensch greift hinauf in den Himmel und verleiht Idealen Gestalt im Bilde i. e. S. und in lebenswarmen Menschenherzen. Doch auch diese sonnige und kindlich-naive Periode trägt den Todeskeim in sich. Sie weicht. Der Geist bahnt sich den Weg zur Alleinherrschaft, sei es durch tiefes Weh, durch Ironie, durch reinen Humor, auf dessen Grunde ein Strom tiefen Mitgefühls hinflutet.

Die Frage nach dem Ursprunge der Sprache glaubte man früher wesentlich gefördert, wenn man alle Sprachen auf eine gemeinsame Ursprache zurückführte.[1] Welch abenteuerliche Ansichten kursierten, lehrt ein Blick in die Zeit der Sprachgesellschaften. Man hatte unsere liebe deutsche Muttersprache in Verdacht, dafs sie die alma mater sei, der allerdings — zur Schande ihrer Erzieherkunst — lauter entartete Töchter entstammt waren.

Wenn man eine Ansicht ernst nehmen will, so mufs es wohl die sein, welche die hebräische Sprache als die älteste bezeichnet. Es läfst sich nicht leugnen, dafs dieselbe auf dem Boden der damaligen theologisierenden Weisheit auf Wissenschaftlichkeit Anspruch erheben kann. Die hebräische Sprache ist die Sprache des Paradieses, die Sprache des ersten Menschenpaares. Die Abstammung aller Menschen von einem Urpaare scheint konsequent auch eine gemeinsame Ursprache zu fordern. Eine Unsumme von Fleifs und Gelehrsamkeit ist aufgewendet und leider verschwendet worden, dieses nachzuweisen. Erst Leibniz hat schlagend die Unmöglichkeit und Unhaltbarkeit dieser Lehre nachgewiesen und Max Müller gezeigt, dafs die Frage nach dem gemeinsamen Ursprunge der Sprache unabhängig von dem gemeinsamen Ursprunge der Menschheit ist.[2] Nicht eine gemeinsame Ursprache, die historisch sich nachweisen liefse sei anzunehmen, doch aber eine solche, dafs eine Äufserung und zwar eine formell fast gleiche Urwurzel an den Anfang der Sprache zu stellen sei.

Jedes Denken bedarf schon um seiner selbst willen des Ausdrucks. Jede Art des Ausdrucks psychischen Lebens und Inhalts ist Sprache im weitesten Sinne. Es giebt nach dieser Auffassung nur eine Sprache. Ihr Reich ist so grofs wie das der sich irgendwo und irgendwie äufsernden Psyche. Sie sondert sich anscheinend in zwei Hauptgruppen, die ihren Einteilungsgrund einerseits dem psychischen Inhalte, andererseits den Ausdrucksmitteln, welche sich ihm zu Gebote stellen, entnehmen. Die psychophysische Conformität der elementaren menschlichen Organisationsverhältnisse gestattet jedoch keine derartige Trennung. Sie verlangt vielmehr eine allmähliche Entfaltung. — Die leibliche Organisation, welche der Sprache dient, ist im grofsen und ganzen dieselbe geblieben. Die allmähliche Entfaltung darf nur so verstanden werden, dafs die Psyche nach und nach eine immer gröfsere Anzahl aus der Reihe unwillkürlicher Laute in den Dienst der absichtlichen Mitteilung stellt.[3]

---

[1] Vergl. Marty, Der Ursprung d. Sprache, S. 69.

[2] A. a. O. S. 282.

[3] A. a. O. S. 71.

Es mufs mithin jede Stufe ihre bestimmte Sprache haben und diese ist für das betreffende Entwicklungsstadium die vollkommenste. Wäre sie es nicht, sie würde durch die Bedürfnisse innerhalb der Geselligkeit und Gemeinschaft gar bald dazu gemacht werden. Ja ich achte, dafs die Sprache des Urmenschen relativ vollkommener gewesen ist als die unserige, da sie vorwiegend der Verständigung über gegenwärtige Dinge gedient hat.

Der Urmensch ist kein Kind im heutigen Sinne.[1]) Er unterscheidet sich von demselben durch die Schärfe der Sinnesperzeptionen, welche im Dienste des exakt wirkenden psychophysischen Mechanismus stehen.

Vor allem aber mufs man bedenken, dafs seine geistigen Bedürfnisse aufs engste mit dem Leibe zusammenhängen. Hunger, Liebe, Schmerz und Langeweile sind die wesentlichen Triebfedern seines Daseins, füllen sein Denken fast ganz aus. Das Gesetz Herders[2]) läfst sich hier modifiziert anwenden: Je geringer der Umkreis der Bedürfnisse, desto einfacher die Sprache, die Mittel ihres Ausdrucks. Eine geringe Anzahl primitiver Sprechmittel war vollkommen ausreichend, weil, wie auch bestimmten Tiergattungen eigen, ein dunkles sinnliches Einverständnis unter einander über ihre Bestimmung im Kreise ihrer Wirkung[3]) bestand. Eben weil alle an gemeinsame engste aber von starker Sinnlichkeit beherrschte Bedürfnisse, Gefahren, Leiden Freuden geknüpft waren, war das Sprachbedürfnis durch den Laut nur gering. Geberden reichten fast vollkommen aus.

Dennoch waren sie stets von Lauten begleitet, die einem Drange des Innern folgend, sich anfangs unbewufst den Geberden anschliefsen. Der Mensch ist eben ein sensorium, aber auch motorium commune. Geberden und Laute gehen nach einfachen psychischen Gesetzen Verknüpfungen ein und mochten wohl hie und da — in Krankheitsfällen oder bei Verkrüppelten und Verlähmten — sich vertreten.

Die eigentliche Geburtsstätte der Lautsprache ist dort, wo die Laute beginnen, den Geberden den Rang streitig zu machen, aus scheinbar wertlosen Nebendingen zunächst Stellvertreter, hernach selbstwillige Zeichen werden.

Bei diesem Vorgange spielt die Bequemlichkeit eine nicht zu verkennende Rolle; oft aber werden Ausdrucksweisen entstanden sein — wie heute noch — ohne dafs man zu sagen weifs, woher sie stammen und wie sie sich bildeten. —

---

[1]) Waitz, Anthropologie I, 339.

[2]) Ursprung der Sprache, W. M. 1827, S. 26.

[3]) Ebenda S. 28.

Einen Stamm von Lauten finden wir bei allen Völkern mehr oder minder rein wieder. Daraus ist zu schliefsen, dafs wir für eine gewisse Summe von Lauten organisch disponiert sind. Die Funktion jedes andern Organs hat ja auch eine bestimmte Grenze, läfst eine unendliche Mannigfaltigkeit in der Abwandlung nicht zu. Wo sich besondere Eigentümlichkeiten in der Bildung der Sprachlaute offenbaren, liegt es wenigstens nahe, nach einer Ursache in der besonderen individuellen Beschaffenheit der Organe zu suchen; so, wenn die Neger kein R, die Australier keinen S-Laut, die meisten Polynesier überhaupt keine Zischlaute hervorbringen können, der Dialekt von Rimatara, Rurutu, Tibuai, Raivavai nach v. Hale nur 7 Konsonanten hat: m, n, ng, g, r, t und v. Wenigstens führt Hueck die Behinderung in der Bildung der Zischlaute bei den Esthen auf die Verengerung des harten Gaumens zurück, während das unnachahmliche Zungenschnalzen der Hottentotten wohl weniger auf eine besondere bestimmende Eigentümlichkeit im Bau ihrer Zunge als auf Angewöhnung zurückzuführen sein dürfte.[1])

Wie sehr aber der enge Kreis der Lebensinteressen die Bildung einer Sondersprache beeinflufst, zeigt die Eigentümlichkeit, dafs die Weiber der Caraiben eine von den Männern verschiedene Sprache reden.[2]) Das hängt jedenfalls mit der Stellung der Frau, mit ihrem besonderen Interessenkreise zusammen. »Sie haben für eine ganze Reihe von Gegenständen und Begriffen ihre besonderen Ausdrücke und Bezeichnungen, welche die Männer niemals in den Mund nehmen und für welche die letzteren ihre eigenen Worte besitzen. Unter anderem findet sich diese Erscheinung bei mehreren caraibischen Stämmen; insbesondere sind es die Stämme, welche auf den kleinen Antillen wohnen. Rochefort sprach die Vermutung aus, dafs einst die Caraiben von den kleinen Antillen Besitz nahmen, alle Männer daselbst töteten, aber die Frauen für sich behielten und diese ihrer angestammten Sprache treu blieben. Allein, dafs in diesem Falle die Erklärung ganz falsch ist, hat Stolle nachgewiesen, denn die caraibische Frauensprache besitzt nur ein einziges Wort, welches dem Arawaischen gleich ist. Viel wahrscheinlicher ist es, dafs diese Erscheinung einerseits in der sozialen Stellung der Frau beider betreffenden Völker und in einer unserer Sprache fremden schärferen Differenzierung gewisser Dinge, wie die Verwandtschaftsgrade, ihren ursprünglichen Grund hat. Auch bei den Guyacurus und mehreren andern Stämmen

[1]) Waitz, a. a. O. 1859 I, S. 150.

[2]) Ebenda S. 282.

Brasiliens ist die Sprache der Weiber von der der Männer gänzlich oder doch in einzelnen Wörtern verschieden.«[1]) Auch unsere Damen reden in gewissen Grenzen eine von den Männern unverstandene Sprache.

Wir nehmen den Begriff der Sprache hier zunächst in dem oben gedeuteten weitesten Sinne, dafs wir jede Äufserung des geistigen Innern — ganz einerlei in welcher Form sie geschieht — Sprache nennen.

Auf den ersten Blick scheint eine sprachhistorische Methode die meisten Vorteile zu haben. Aber es ist schon bezeichnend, dafs die historische Grammatik nur bis zu dem Wurzelstock jeder Sprache zurückforschen kann, dafs J. Grimm[2]) damit die Aufgabe für gelöst ansieht und was jenseits derselben liegt in das Reich der Phantastereien verwirft. Für die Philosophie fängt die Sache aber eben dort an, wo die historisch-grammatische Wissenschaft aufhört. Oder ist damit etwa etwas gewonnen, dafs man lehrt, jede Flexionssprache sei einmal agglutinativ, jede agglutinative Sprache eine einsilbige gewesen« ..... und, insofern der formale Teil der Sprachen in Betracht kommt, »alles, was jetzt inflexional, ist früher agglutinativ und alles Agglutinative früher radial gewesen«?[3]) So grofse Bedeutung für das Verständnis der Entwicklung der Sprache diese Kenntnisse haben mögen — über den Ursprung der Sprachmittel lehren sie nichts. —

Es ist zu erinnern an den Bericht des Jesuitenpaters Castrou (1705). Der Grofsmogul Akbar Khan liefs auf dem Schlosse Akra zwölf Säuglinge einsperren und von stummen Ammen erziehen, selbst der Pförtner des Schlosses war stumm. Als die Kinder zwölf Jahre alt geworden waren, liefs er die Weisen seines Landes versammeln, um zu erkunden, welche Sprache die Natur hier geschaffen habe. — Man konnte sich jedoch nicht einigen. — Ähnliche Versuche sind u. a. auch vom deutschen Kaiser Friedrich II. angestellt worden. Diese »unnatürlichen und widerrechtlichen Versuche, kleine Kinder auszusetzen, sie in Lebenslagen zu bringen, die von der Kultur unberührt sind, in denen besonders kein Wort an das Ohr schlägt«, können nur als Barbarei und Unsinn bezeichnet werden.

---

[1]) Ploss, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. 2. Aufl. S. 116 ff. Dabei vergesse man nicht, dafs die Frauen vielfach aus andersredenden Stämmen geraubt wurden.

[2]) Über den Ursprung der Sprache (Abs. d. Akad. d. Wissensch. Berlin 1851) S. 127, auch Steinthal, Ursprung, S. 101.

[3]) Max Müller, Vorlesungen, S. 281. Grimm, a. a. O. S. 123 (Pfammetichs Versuch).

Die einzige Methode, welche Aussicht auf reicheren Erfolg haben dürfte, ist von den Jüngern Darwins beschritten worden, es ist die naturgeschichtliche, die evolutionistische. Doch scheiden wir uns in einem wesentlichen Punkte vom Darwinismus, wir brechen die Brücke zwischen Menschen- und Tierseele ab, bei der Sprache besonders, so weit es sich nicht um ihre formale Natur handelt. »Wir ‚konstruieren‘ allerdings, wie es werden könnte.«[1]) — Wir setzen die Psyche in die umgebenden Verhältnisse und forschen dann, was auf Grund psychischer und physiologischer Gesetze und Anlagen geschehen wird und müsse.

Die Sprache ist einerseits ein Produkt der Seele, andererseits ein physiologischer und physikalischer Prozefs. Insofern sie Ausdruck des Seeleninhalts ist, mufs sie durch denselben bedingt sein. Dieser Seeleninhalt — Anschauung, Vorstellung, Wille — ist kein autonomes Produkt besonderer Seelenthätigkeit, sondern vielfache formale Bestimmung und Bestimmtheit des psychischen Wesens. Die Seele ist ursprünglich überhaupt ohne jede qualitativen Besonderheiten, ist durchaus einfach. Nur eine Grundkraft wohnt ihr inne, schlummernd bis sie gefordert wird. Das ist die, durch welche sie auf von aufsen d. h. aufser ihr kommende Eingriffe reagiert. Wäre sie ursprünglich Wille, Trieb, kurz irgendwie autonom, so fiele sie unter den Widerspruch des absoluten Werdens. Es wäre dann u. a. unmöglich zu begreifen, wie, wenn sie ihre Behausung verläfst und mit verwandten Prinzipien in Kollission gerät, das Schöne, ja nur irgend Harmonie entstehen könnte. Bellum omnia contra omnes erzeugt Torsen, zerschmetterte Glieder, entstellte Verhältnisse, niemals reine ruhige Schönheit, an der das Auge wohlgefällig hängt. Der Monismus hilft hier auch nicht. Die Ästhetik ist ein wesentliches Kriterium metaphysischer Systeme.

Die Seele setzt äufseren Einflüssen ihre eigene Natur entgegen. Qualitativ durchaus Gleiches würde unterscheidlos zusammenfliefsen. Dennoch bewahren psychische Zustände unter einander, d. h. in Beziehung aufeinander eine gewisse Selbständigkeit, so dafs man in diesem Sinne von relativen psychischen Qualitätsunterschieden reden kann. Den verschiedenen äufseren Einwirkungen entsprechen verschiedene psychische Reaktionsweisen. Hier eben leisten die formalen Verhältnisse die wichtigsten Dienste.[2])

---

[1]) Grimm, a. a. O. S. 293.

[2]) Vergl. Lobsien, Über d. Wesen der Zahl, diese Zeitschr. 4. Jahrg. S. 266.

Ich unterscheide drei Arten bestimmender äufserer Einflüsse, welche die genannte psychische Grundkraft differenzieren: subjektive, onomatopoetische und soziale. Sie können nicht streng von einander gesondert werden. Die gewählten Bezeichnungen entsprechen nur je hervortretenden charakteristischen Merkmalen. Die subjektiven Einflüsse sind wesentlich leiblich bedingt durch sinnliches Wohl- und Wehebefinden allgemeiner Art. Onomatopoetische (zugleich mit Andeutung ihrer Wirkung) sind die, welche der heimatlichen Natur (weniger belebten als leblosen) entstammen; soziale endlich haben ihren Grund in den Menschen und Tieren der nächsten Umgebung.

Die Bezeichnungen sollen weniger eine historisch strenge Folge als vielmehr drei allerdings zeitlich aufeinander folgende Entwickelungsmomente bezeichnen. Sie sind den elementaren Verhältnissen entnommen, in die jeder Mensch, also auch der Urmensch, hineingestellt ist. Es kommt darauf an, sie ihrem Inhalte nach genauer zu erwägen.

Die Einwirkungen bestimmen den sprachlichen Ausdruck teils mittel-, teils unmittelbar. Das subjektive Moment ist das primitive und jedem Sprechversuch schlechterdings vorauszusetzen. Die grofsen allgemeinen Gruppen des Wohl- und Wehebefindens werden zunächst nicht spezialisiert, vor allem nicht unter so einfachen Verhältnissen, wie wir hier sie voraussetzen müssen. Mithin tragen sie an und für sich für den Ausbau des Wortgehalts nichts aus. Es mufs notwendig ein Neues hinzutreten, das unmittelbar den sprachlichen Ausdruck mannigfaltiger gestaltet, zunächst die Onomatopoi, die an ein Wohl-seltener Wehegefühl anknüpft.

Die sozialen Einwirkungen sind es, welche den ursprünglichen Empfindungsgehalt spezialisieren zu bunter Mannigfaltigkeit, allerdings nicht — und das ist bedeutsam — ohne onomatopoetisches Material, so dafs es nur einfacher psychischer Gesetze zur Verknüpfung bedurfte.

Zwischen den drei gegebenen Ursachen und ihren Wirkungen zeigen sich somit ganz bestimmte Verhältnisse. Die erste Gruppe ist wesentlich allen Menschen gemein, mithin wird sich in ihrem Ausdruck eine grofse Verwandtschaft, ja Gleichheit offenbaren. Die zweite, obgleich sie ohne die erste nicht wirksam sein kann, hängt zunächst von der heimatlichen Umgebung ab. In beiden zusammen, besonders auch, weil die zweite über die nächsten primitiven Verhältnisse hinaushebt, liegen bereits die Keime der dritten Gruppe. — (Bezüglich der onomatopoetischen und sozialen Bildungselemente denke ich z. B. daran, ob der Mensch im Walde, in der Ebene, im Gebirge,

am Meere oder in der Wüste lebte, ob die Heimat mit verschwenderischer Fülle ihm ihre Gaben bot, oder ob er in Not und durch harte Arbeit dem Boden den spärlichen Ertrag abringen mufste, ob sein Vaterland von Wasserarmen durchzogen oder mit anderen den Verkehr hebenden und hervorlockenden Bedingungen ausgestattet war etc. Es liegt auf der Hand, dafs diese Verhältnisse von vornherein auf die Sprachbildung von bedeutendem Einflufs sein mufsten. Ich erinnere an Fichte.[1])

Von der ersten der erwähnten Gruppen dürfen wir wohl absehen, wie bereits angedeutet worden ist, bezüglich der beiden letzteren aber behaupten: Je geringer das onomatopoetische Material, desto eher ist es durchlaufen. Ferner dürfer wir folgende Mischungsverhältnisse feststellen:

I

Z, geringes onomatopoetisches Material { a) gröfseres soziales
b) gleiches „
c) geringeres „

II

Z, grofses onomatopoetisches Material { a) gröfseres soziales
b) gleiches „
c) geringeres „

Dürfen wir nun ein reiches soziales Einwirken und ein reiches begriffliches Ausgestalten, (Gewinnen höherer Bewufstseinsformen) kurz eine reiche formale Ausgestaltung des Seeleninhalts direkt proportional setzen? Ohne Zweifel!

Ein Beispiel: Die Chinesen stellt man auf eine hohe Entwicklungsstufe des Geistes, ihre Sprache aber ist formal eine der primitivsten. Die Buschmänner hingegen stehen fast auf der untersten Kulturstufe, besitzen aber eine reich ausgestaltete Sprache. Die Chinesen fallen unter die Formel:

II z c,

besitzen eine inhaltlich, d. h. auf den Wortreichtum gesehen, zwar grofse aber formal geringe Entwicklung.

I z a

bedeutet: geringer Wortreichtum, aber verhältnismäfsig reiche formale Ausgestaltung der Sprache.

Aus dem Schema I und II möchte ich folgende übersichtliche Summe herausziehen: Ich unterscheide drei typische Sprachentwicklungsstufen, d. h. auf die vorliegenden objektiven Verhältnisse gesehen:

[1]) 4. Rede an die deutsche Nation.

1. die subjektiv-onomatopoetische,
2. die subjektiv-soziale,
3. die onomatopoetisch soziale Sprachevolution.

Es mufs jedoch erwähnt werden, dafs diese Prinzipien, so sehr sie bis auf den heutigen Entwicklungsstand der Sprache immerfort ihre Bedeutung haben, uns hier nur in ihrer Beschränkung auf die vorhistorische Zeit interessieren. —

Ist denn aber mit der allmählichen Vervollkommnung des Seelenlebens auch die Ausgestaltung des sprachlichen Lautmaterials gegeben? — Ohne weiteres ist klar, dafs wenigstens ein mittelbarer Einflufs nicht geleugnet werden kann. Die Entwicklung des Denkens ist zum gröfsten Teile so eng an den sprachlichen Ausdruck geknüpft, dafs sie ohne denselben unmöglich scheint. Dennoch bedarf die Parallele zwischen Denk- und Lautdifferenzierung einer eingehenden Würdigung.

Anmerkung. Die obigen Auseinandersetzungen berühren sich in mancher Beziehung mit Michelet.[1] Er unterscheidet drei Quellen der Lautsprache: 1. die Nachahmung der Naturlaute, die freilich nur in geringem Umfange Geltung hat. Die Verschiedenheit der Naturlaute erklärt er aus: 1. der Verschiedenheit der Naturlaute und der Klimate und 2. aus der verschiedenen physiologischen und anthropologischen Beschaffenheit der Völker. Als 2. Quelle sieht er im Anschlufs an Humboldt die symbolische (ein Sinnesorgan wird durch das andere symbolisiert) und als dritte die konventionelle an (nach Humboldt analogische).[2] Hier erblickt er in der Verknüpfung des Ähnlichen, der symbolischen (d. h. abstrahieren, z. B. Verstand von stehen) und endlich der individualisierenden Thätigkeit (Dialekte) das eigentlich Sprachschöpferische.

An den Beginn jeglicher Sprachentwicklung pflegt man die Interjektion zu setzen. Sind wir berechtigt, sie als Sprachkeim aufzufassen? Erschöpfend kann die Frage nur im Verlauf der folgenden Ausführungen beantwortet werden. Vorab dieses:

»Die Interjektionen spielen zwar in unserer heutigen Sprache eine sehr geringe Rolle, ragen aus einer überwundenen Entwicklungsstufe in unsere Zeit hinein.[3])

Ob sie die ursprüngliche sei, kann zunächst nur empirisch behauptet werden auf Grund unserer heutigen Sprachentwicklung. Wir vermögen nur diese als letzte einfache Sprachelemente aufzufassen.

Dem kleinen Kinde entquellen Äufserungen seiner Empfindung.

---

[1]) Anthropologie und Psychologie oder Philosophie des subjektiven Geistes. 1840, S. 310—352.

[2]) Vergl. (Auch) die menschlichen Verständigungsmittel sind das natürliche Produkt des Zusammenlebens. Münsterberg, Die Willenshandlung, S. 41.

[3]) Steinthal, Einleit. S. 394.

Wenn wir einen Blick in das Tierreich werfen, so sehen wir, dafs auf den unteren Entwicklungsstufen desselben die Stummheit nur durch einen energischen, Schmerz erzeugenden Eingriff überwunden wird. Die interjektionale Äufserung wird der Psyche durch den Leib abgeprefst und umgekehrt. »Die Tierseele ist ein Reflex des tierischen Leibes, beim Menschen reflektiert der Leib die Seele..... Der Körper ist stumm, wenn er seine eigene Masse, sein eigenes Gewicht gelten läfst, er spricht, indem er die Form annimmt, die ihm die Seele aufprägt....«

Denkt man ferner an die Neger, welche vor innerer Erregung radschlagen, überhaupt an das Gestikulieren einfacher, ungebildeter Leute, so darf man sich wohl denken, »dafs bei den Urmenschen erstlich keine Seelenerregung ohne eine entsprechende reflektierte körperliche Bewegung, und zweitens auch, dafs jeder bestimmten besonderen Seelenerregung eine körperliche entsprach, welche physiognomisch und tönend zugleich war.« Diese Äufserung, gleich unbewufst und in die Gesetze des Organs notwendig eingeschlossen, bezeichneten wir als Sprache im weitesten Sinne. »Erst die bewufste Verbindung der reflektierten Körperbewegung mit der Seelenerregung giebt den Anfang der Sprache«[1]) im engeren Sinne; sie ist absichtliche Kundgebung psychischen Lebens.[2]) Die Frage nach dem Ursprunge der Sprache im engeren Sinne mufs mithin zu erforschen suchen, wie aus der Reflexthätigkeit die absichtliche Verwendung, wie aus der Notwendigkeit die Freiheit entstehe. Sie geht auf die Psychologie. Sie kann nur beantwortet werden auf Grund der Einsicht, wie im allgemeinen aus und auf »mechanischen psychischen Kausalitäten« »normierende«[3]) werden und wirken. Die physiologische Seite der Sprache aber interessiert sie nicht weiter, bildet vielmehr den springenden Punkt der Sprache im weiteren Sinne und ist nur eine besondere Betonung der Frage, wie überhaupt die Wechselwirkung zwischen Leib und Geist, weiter zwischen Seele und Materie möglich sei. Sie dürfte ohne Metaphysik nicht voll befriedigt werden können. —

Die Interjektion ist zu deuten auf Grund einer Reflexbewegung, so Steinthal, so auch Wundt[4]) und viele andere.

Der Reflexvorgang ist dadurch charakterisiert, dafs er ganz in den nervösen Apparat eingeschlossen zu sein scheint.[5]) Auf einen

---

[1]) Steinthal, a. a. O. S. 363.

[2]) Derselbe S. 369.

[3]) Strümpell, Pädagogische Psychologie.

[4]) Physiologische Psychologie 2. Aufl., II, S. 419.

[5]) Du Bois Reymond, Über d. Grenzen des Naturerkennens, Reden 1, S. 106 ff.

plötzlichen grellen Lichteindruck erfolgt ein Schrei, auf einen schmerzauslösenden äufseren Reiz eine bestimmte abwehrende Bewegung, die sich ein Laut oder eine Panthomime zugesellt. Das »kommt so über einen«, scheint von jeglicher Absicht und Willkür durchaus unabhängig zu sein. Der Reflex steht ganz im Banne der Notwendigkeit, ist nur aus den Gesetzen des Organismus zu begreifen. Aus diesen ist auch seine Zweckmäfsigkeit abzuleiten. Aber er irrt auch.

Andererseits sehen wir die Übung das, was der Absicht dient, ja mit grofser Mühe derselben unterworfen wurde, in Reflex verwandeln, es mechanisieren.[1] Absichtlichkeit, geschweige psychische Thätigkeit ist hier keineswegs zu leugnen. Sie wirkt aber als leise Resonanz. Die organischen Bahnen sind »ausgefahren«,[2] es bedarf nur des einmaligen Impulses, nicht der steten Direktion bis zur Auslösung hin.

Es fragt sich, ob jede Reflexbewegung auf diese Weise entstanden ist, oder ob es solche giebt, die jenseits der Psyche liegen.

Das auszuführen liegt hier fern. Für die Entwickelung der Sprache behaupte ich ein: Nein; auch die Sprache im weiteren Sinne ist ohne die Psyche nicht zu begreifen.

Der Mensch ist, mit Herder zu reden, ein sensorium commune.[3] Ein Reiz hat ursprünglich Hunderte verschiedener nervöser Leitungen erregt, so eine Summe von »Ausdrücken der Gemütsbewegungen veranlafst. Ihre Form ist durch das Organ bedingt, dafs sie wirken ohne die Psyche nicht zu begreifen.[4] Der Prozefs der sich allmählich entfaltenden Absicht löst bestimmte Reizungen aus und stellt sie in seinen Dienst. Er leistet ein Negatives, die Abwehr gegenteiliger und hemmender Bahnen, dieses allmählich durch ein Positives, die Kräftigung der zweckmässigen. Doch wurde oben von einem Prozefs der sich allmählich entfaltenden Absicht geredet, das um den Gedanken fern zu halten, dafs die Absicht von vornherein selbstwillig verfahre.

Hiermit ist die Interjektion nur nach ihrer mechanischen, nach ihrer Aufsenseite gezeichnet. Wie kommt die Psyche überhaupt dazu, das, was sie bewegt, durch einen Eingriff in den Sprechapparat zu begleiten? Die metaphysische Beantwortung dieser Frage versagen

---

[1]) Vergl. Wundt, Grundrifs d. Psychologie. 2. Aufl. S. 227.

[2]) Stricker, Studien über die Sprachvorstellungen.

[3]) Über den Ursprung der Sprache. 2. Aufl. 1789, S. 28.

[4]) Vergl. Lichtheim, Über centrale Sprach- etc. Störungen, Berliner klin. Wochenschr. 1892.

wir uns. Wir begnügen uns mit der Hervorhebung einer Thatsache, die sich empirisch nicht weiter ableiten läfst, die wir aber an uns selber genugsam bestätigt finden.

Die Seele beantwortet jeden heftigen Eingriff, (heftig nicht nur der Intensität, sondern auch der Neuheit wegen) mit einem Eingriff auf den Leib, hier auf diejenigen Glieder desselben, welche dem sprachlichen Ausdruck dienen, gerade wie ein elastischer Körper eine erfahrene Erschütterung an die Umgebung abgiebt, sich so davon befreiend. Der Seele gewährt es eine Erleichtnrung[1], es bemächtigt sich ihrer das angenehme Gefühl der Befreiung, Entladung. Dieses Gefühl, das mit einem dunklen, aber nicht minder heftigen Drange gepaart ist, mufs man als das psychische Element bei den uns hier interessierenden Reflexbewegungen in Anspruch nehmen. Es stürzt sich bei heftigen Erregungen auf alle Ausdruckswêge; die physiognomischen i. w. S. und tönenden werden zugleich erfafst. —

Die Interjektion als Thatsache kann ja keineswegs geleugnet werden. Aber man weigert sich vielfach, sie als Sprachkeim aufzufassen, sie an den Anfang der Sprachentwicklung zu stellen.

Die Interjektionen antworten nur auf Affekte. So möchte es schon rein quantitativ betrachtet unmöglich scheinen, eine Sprache auf ihnen aufzubauen. — 1. Aber es handelt sich hier doch nur um den ersten Durchbruch, um die allerelementarste Sprachstufe. 2. Jeder Kenner das psychischen Lebens, jeder eifrige Beobachter der Kindesseele wird bekennen müssen, dafs der Urmensch viel, viel mehr von Affekten heimgesucht ward, als der heutige Gebildete, dann vor allem, dafs diese weitaus nicht den Grad der Heftigkeit besitzen mufsten, bevor sie eine Interjektion im Gefolge hatten. Bei seiner natürlichen kindlichen Lebhaftigkeit wird man nicht als allzu gewagt finden, wenn wir meinen, dafs bei den Urmenschen erstlich keine Seelenerregung ohne eine entsprechende reflektierte körperliche Bewegung, und zweitens auch, dafs jeder bestimmten, besonderen Seelenbewegung eine bestimmte körperliche entsprach, welche physiognomisch und tönend zugleich war.[2] 3. Welche Wandlungen spätere Einflüsse hervorgerufen haben, bleibt ganz unberührt. 4. In welcher Weise sie sich jenen zu Dienst stellen und wie sie sich fruchtbar gestalten, soll gleich gezeigt werden.

An das sinnliche Wohl- und Wehebefinden knüpft sich allemal irgend eine Strebung und ein äufseres Thun: Die Strebung ist sub-

[1]) Vergl. STEINTHAL, a. a. O. S. 363.
[2]) Daselbst S. 369.

jektiv betrachtet selbstverständlich positiv, in Absicht des Zwecks aber entweder positiv oder negativ. Bezeichnen wir die indifferente Gemütslage, die allerdings metaphysische Gleichgewichtslage durch einen wagerechten Strich, so liefsen sich die Vorgänge folgendermafsen graphisch andeuten:

+
―――――――――
—

Die Objektivierung der Strebung ist positiv, sofern sie ein Erreichtes, das mit einem Lustgefühl verbunden ist zu erhalten und zu befestigen strebt. Sie ist negativer Natur, wenn sie zu entfliehen, bezw. abzuwehren sucht.

Hier, wo es sich um die Sprache handelt, müssen wir die Strebung als Ton, Laut, Geberde bezeichnen.

Blickt man auf den sprachschöpferischen Wert beider, so offenbart sich ein sehr wesentlicher Unterschied. Die negative Strebung ist von sehr kurzer Dauer, man sucht sich ihrer mit der Ursache baldmöglichst zu entledigen, sie aus der Erinnerung auszulöschen; ganz im Gegenteil ist man bestrebt, die positive mit der ihr psychisch verknüpften Ursache im Gedächtnis festzuhalten. Man reproduziert sie um ihrer selbst willen und gestaltet sie aus. — Endlich zeigt die indifferente Gemütslage die Eigentümlichkeit, dafs sie bei plötzlichen und neuen äufseren Störungen oft sehr heftige Transversalschwingungen macht, dabei bald positiv, bald negativ ausschlägt, bis dies Gleichgewicht allmählich wieder erreicht ist.

Eben dadurch ist sie sprachschöpferisch von aufserordentlicher Wichtigkeit. Die veranlassenden Störungen entstammen der Aufsenwelt, sind mithin den subjektiven Strebungen nicht so unmittelbar unterworfen. Auf dem Vordergrunde des Gemütssturms aber, der ausgetobt hat, reproduziert der Urmensch ihre lautlichen Äufserungen gern, ja erfreut sich an ihnen des Überstandenen und Errungenen. Die erwähnten positiven und diese letzteren, die ich formale Strebungen nennen möchte, haben sprachschöpferisch mithin den gröfseren Wert.

Die Geberdensprache dient zur Bezeichnung der Beziehungen, in welchen das Subjekt zum Objekte steht. Diese sind notwendig egoistischer Natur, da der Mensch mit seinem sinnlichen Wesen sich fest an die äufseren Einwirkungen anklammert. Sie können nur dadurch, dafs das egoistische Moment, die leiblichen sinnlichen Interessen in den Hintergrund gedrängt werden, objektiven Charakter ge-

winnen und in demselben Maſse absichtliches Mittel der Verständigung werden.

In den Geberden werden wir Hindeutungen erwarten dürfen zunächst auf den eigenen Leib und dann auf die nächste Sphäre desselben. Zu dieser ist der Besitz zu rechnen (im weiteren Sinne des Wortes) d. h. alles Gegenwärtige, sofern es irgendwie Gegenstand des Interesse ist.

Die Ausdrucksweisen sondern sich mithin in zwei groſse Kreise. Beide haben darin wesentliche Vorzüge, daſs sie unmittelbarer Anschauung entwachsen, daher durch groſse Lebhaftigkeit ausgezeichnet sind. Ihr bedeutender — allerdings relativer — Nachteil liegt in der geringen Spezifizierung oder, anders ausgedrückt, darin, daſs sie zu allgemein sind. In der Sprachentwicklung eine historische Abgrenzung unter ihnen vorzunehmen, wie man dem häufig begegnet, ist gewiſs falsch, denn es kann sich nur darum handeln, welche von beiden vorwiegend ist.

Auf den unteren Stufen herrscht fast ausschlieſslich die Geberden-, später die Lautsprache. Aber weder auf den niedersten noch auf den höchsten Entwicklungsstufen erblicken wir eine von der andern vollkommen gesondert. Beide stehen in engsten Beziehungen. Der lautliche und demonstrative Inhalt der Sprache entfaltet sich auf Grund gegenseitiger Bezugnahme, ein Prozeſs, der heute noch fortschreitet.

Es ist zu unterscheiden ein erster Kreis, der durch den Ausdruck der Empfindung, ohne irgend welche Beziehung auf ein Objekt, bezw. das Subjekt der Erregung, angedeutet ist. Tönende Laute — wesentlich Vokale — sind als sprachliches Material dieser Stufe anzunehmen. Sie enthalten kein demonstratives Element in sich. Dieses wird erst durch eine entsprechende Geberde erreicht. Als zweiten Kreis betrachten wir die Geberde.

Für den Zweck der vorliegenden Arbeit sei zunächst die Fiktion gestattet, daſs beide von einander unabhängig und zugleich unberührt seien. Später soll ihr gegenseitiges Verhältnis näher erwogen werden.

Welche Bedeutung hat die Geberde an sich für die Ursprache? — Unter Geberdensprache sei jeglicher Ausdruck innerer Zustände verstanden mit Ausnahme des lautlichen.[1])

Ich unterscheide zunächst solche, die zu einer leiblichen Empfindung in so enger Beziehung stehen, daſs ihnen jedes Moment des Deutens abzugehen scheint. Dazu gehört das erwähnte Radschlagen gewisser Negerstämme, um einer inneren Erregung Luft zu schaffen,

[1]) Vergl. Darwin, Ausdruck der Gemütsbewegungen (Carus).

dahin jeder Ausbruch der Freude oder des Schmerzes, welche die Seele ganz gefangen nimmt, ihr keine Beziehung zu außer ihr liegenden aufkommen läßt. Die Psyche wird durch die eigene Empfindung momentan in Fesseln geschlagen.

Aber der Mensch ist nicht allein. Er lebt in Gemeinschaft. Andere gewahren sein eigenartiges Thun und der Erfahrene betrachtet es als Symbol eines inneren Erlebens, das er einst an sich selber wahrgenommen hat.

Wir haben hier also die eigentümliche Erscheinung, daß die Geberde an sich, d. h. auf das Subjekt beschränkt, ohne jegliches Deutemoment ist, daß ihr ein solches nur innerhalb der Gemeinschaft zukommt. Innerhalb einer Gemeinschaft ist auf Grund relativ gleicher Erfahrungen keine Äußerung eines innern Zustandes möglich, ohne daß sie, wenn sie irgend ein Interesse weckt, zum Symbol, zu einem Deuten wird.

Das hat offenbar seinen Grund darin, daß die Geberdensprache — wie hier davon geredet wird — sich ausschließlich an ein Sinnesorgan wendet, das Auge, es deutet aber zugleich auf ein sehr wichtiges sprachschöpferisches Element hin, das weiter unten näher angedeutet werden soll.

Die Geberdensprache ist ohne feste Beziehungen zwischen psychisch begabten Wesen, ohne die Gemeinschaft, der sie zugleich wichtige Dienste leistet, unmöglich. Diese Beziehung ist in ihrer Urform die zwischen Subjekt und Objekt, ein Für und Wider, ein Anziehen, Helfen — Verwerfen, Schaden. Es hat beiderseitig beseelte Wesen zur Voraussetzung, andernfalls es unbemerkt in die Luft verschwinden würde.

Es ist sprachschöpferisch sehr unfruchtbar, so lange es jenseits der subjektiven Willkür steht. Es entfaltet sich erst dadurch weiter, daß das Subjekt der Geberde mit Bewußtsein Anteil nimmt und sie auf Grund desselben zum absichtlichen Mittel der Mitteilung erhebt. Es liegt auf der Hand, daß der Pantomime von dem Augenblick an ein ungeheures Feld eröffnet ist, soweit wie die ganze umgebende heimatliche Welt es zeichnet — vorausgesetzt freilich, daß ihre Kraft nicht auf halbem Wege erlahme.

Wie kommt der Urmensch dahin? Darüber belehrt uns das menschliche Kind. Genau wie dieses, wenn, »zufällige Coincidenzen ihm diesen oder jenen Erfolg zeigen, wenn dieses oder jenes Wort von ihm geäußert wird« [1]), so müssen wir auch den Zufall hier für

[1]) Preyer, Die Seele des Kindes. S. 298.

den Urmenschen in Anspruch nehmen; zunächst bezüglich der eben genannten Interjektionsgeberde. Sie wurde von den Genossen als Symbol gefafst und gedeutet. An dasselbe knüpft sich notwendig irgend eine auf das Subjekt bezügliche Äufserung des Wohls oder Wehes an. Die Äufserungen reifsen das Subjekt aus dem engsten Empfindungskreise heraus, zeigen es im Widerschein anderer belebter Wesen. Eine Wiederholung des die Geberde verursachenden Vorgangs wird dieselben Resultate hervorbringen. Der Urmensch lernt die Gebärde als Hindeutung auf die Veranlassung des ihm Zugefügten auffassen. Er hat es in seiner Gewalt, indem er sich der Äufserungen absichtlich bedient, jenes herbeizuschaffen, dieses von sich abzuwenden.

Er wird vor allen Dingen auch in den Fällen, da der Schmerz nicht so grofs ist, dafs er ihn ganz fesselt, sich der erlösenden Geberde bedienen. Diese wird freier, fester, gewinnt so bestimmte Gestalt, dieses um so mehr, als er durch den gezeigten Vorgang befähigt wird, auch ähnliche Äufserungen seines Nächtsen Verständnis entgegen zu bringen.

Die Geberde wird ferner zum Warnzeichen und schon hier zeigt sich ein Punkt, wo sie zur Deutegeberde im engeren Sinne sich erhebt. Das Schicksal des Betroffenen erweckt innerhalb seiner Gemeinschaft allgemeines Interesse. Der eine teilt es dem andern in natürlicher Lebhaftigkeit mit. Die Mitteilung durch die Geberde gelingt in den nicht unmittelbar Beteiligten nur dann, wenn dieser früher Ähnliches erlebt hat. In der Geberde liegt ein Deuten auf das Subjekt hin, welches durch sein Geschick aus der Gemeinsamkeit herausgerissen wurde. Die Geberde kehrt zu dem Subjekt zurück, Damit hat sie eine doppelte Bestimmtheit gewonnen: Sie bezeichnet einen gewissen qualitativ festgelegten Zustand und daran unmittelbar anknüpfend wird sie durch eine leichte Modifikation oder Ergänzung durch ein synkinetisches Glied den Träger dieses Zustandes bezeichnen. Dieses Deuten aber bedeutet für das Subjekt des Zustandes einen neuen Schritt zum absichtlichen freien Anwenden der Geberde.

Sobald die Gemütserschütterung sich etwas gelegt hat, tritt der Urheber derselben in den Vordergrund des Interesse. Das veranlafst ein neues Deuten des Betroffenen und des Mitteilenden auf diese Ursache hin, ein Deuten, das sehr oft die Nachahmung durch die Zuhörer im Gefolge haben wird.

In diesen elementaren Vorgängen sehen wir die Grundformen des Deutens ausgesprochen. Der Mittelpunkt desselben ist auf dieser Stufe immer das Subjekt, das affiziert worden ist. Das Deuten geht von ihm aus auf ein Objekt hin. Dieses ist die Ursache der Erregung. Je nachdem es Freude oder Schmerz wirkte, wird die Form

des Deutens eine andere sein, genauer die Form der Geberde, welche sich in den Mienen bekundet. Diese sind es, welche den allgemeinsten qualitativen Zustand der Empfindung zum Ausdruck bringen; das Deuten bezeichnet den Urheber. Es ist interessant zu sehen, dafs wir schon hier auf der primitiven Geberdenstufe ganz ähnlichen Unterschieden begegnen wie später.

Das Objekt kann nun leblos, oder beseelt sein. Nichts, was nicht durch einen energischen Eingriff in das Empfindungsleben des Urmenschen sich bemerkbar machte, kann sein Interesse erregen. Er ist in diesem Sinne — mit Waitz zu reden — »ungeheuer träge und leichtsinnig, nur der Augenblick bestimmt ihn.«[1])

In dem ersteren Falle haben wir aber einen sehr fruchtbaren Keim der Weiterentwicklung, an dem die Geberde freilich bald zu schanden wird. Sie vermag ihm nicht zu folgen. Dieser Fortschritt ist das tiefere Interesse an leblosen Dingen. In jenem Falle haben wir die primitiven Formen des egoistischen Zusammenlebens.

Um über die Mannigfaltigkeit der Geberden einen Überblick zu gewinnen, denken wir uns den Urmenschen innerhalb der Familie. Nur die allernotwendigsten Elementarverhältnisse sollen berührt werden, solche, für die der Urmensch schlechterdings keiner Bezeichnungen entbehren konnte.

Die primitivsten hier in Rechnung kommenden Familienverhältnisse sind: Vater, Mutter, Kind. Schon der tägliche Verkehr im Hause, da man bald des einen, bald des andern bedurfte, verlangt zur Unterscheidung der Personen bestimmte Geberden. Sicherlich wird man sich dazu, wenn irgend möglich, der bequemsten Mittel bedient haben. Wenn nicht gerade leicht anzudeutende Merkmale oder physische Mängel vorhanden waren, so wandte man andere Geberden, welche formale extensive oder intensive Verhältnisse (Gröfse, Stärke) andeuten, an. Wo man aber die Aufmerksamkeit einer nicht in unmittelbarer Nähe befindlichen Person erst wecken mufste, wenn sie abgewendet war, reichten sie nicht aus.

Schwierig gestalten sich die Verhältnisse für die Geberde auch dort, wo es sich um die fernere Interessensphäre, den Besitz der Familie handelte. Wie will man sich verständigen, wenn etwa ein Familienglied beauftragt werden soll, das Vieh von der Weide zur Hütte zu holen, wenn eine Gefahr für dasselbe im Anzuge ist? Man wird ein bestimmtes Merkmal an den Schafen, den Rindern, das besonders hervorstach, zur Bezeichnung des Zieles wählen. Die Gegen-

[1]) A. a. O. S. 342.

stände, über die man sich unterhalten will, sind abwesend: Die Geberde beginnt zu zeichnen und der Schritt zur primitivsten Bilderschrift ist nicht allzufern, wie mir scheint. Auch MICHELET stellt die Bildersprache der Lautsprache voran [1]), der »eigentlichen«, wie er sich ausdrückt.

Der Urmensch malt mit den Fingern in der Luft oder mit dem Stabe in dem Sande, was für ihn darstellbar ist, die Bildersprache ist durchaus symbolischer Natur. An diesen Grundstock knüpft der Urmensch dann das Deuten. Die Grenzen der Geberdensprache werden also um etwas erweitert. Die Möglichkeit der schriftlichen Darstellbarkeit bezeichnet aber auch die Grenzen dieser Sprache.

Das Bild ist mithin z. T. an die Stelle der Geberde getreten; die eigentlichen Formen des Deutens haben jedoch keine wesentliche Veränderung erfahren. Sie sind radial. Nur insofern erfahren sie eine Erweiterung, als sie jetzt auch an der Peripherie des Interesse von Objekt zu Objekt sich bewegen können. Auf dieser peripherischen Bahn liegen fixe Punkte, welche durch ein ruhigeres Deuten bezeichnet werden, die Radien sind gleichsam nur imaginär vorhanden, nicht in den Interessenkreis eingetragen.

Andere als diese radialen und peripherischen Bahnen giebt es auch heute nicht; sie erschöpfen die formalen Deutungen. Nur haben sie den ferneren Geschlechtern eine Vergeistigung und damit eine Erweiterung ihres Geltungsgebiets zu verdanken.

Bis jetzt war nur von räumlichen Deuteformen die Rede, wie steht es um die andern, vor allen Dingen um die Zeit?

Es sei noch einmal an das oben WAITZ entlehnte Wort erinnert. Dem bodenlos Trägen lebt keine Zukunft, ebensowenig eine Vergangenheit. Wir finden bei verschiedenen Naturvölkern, ja bei einfachen zivilisierten Leuten, die unbegreiflichste Gleichgiltigkeit gegen die Zukunft.[2]) Wer vom Augenblick allein sich bestimmen läfst, der hat keine Vergangenheit und seine Zukunft mifst nur eine Spanne. Es darf demnach wohl angenommen werden, dafs die Formen der Beziehungen, welche die Zeit angehen, für den Urmenschen kein Interesse gehabt haben. Ebenso dürfen wir bei ihm nur die Beziehung der Kausalität erwarten, welche in der Form unmittelbarer ja unmittelbarster Aufeinanderfolge sich vollzieht.

---

[1]) A. a. O. S. 312 ff.

[2]) Vergl. auch: Ich hatte Gelegenheit, einen geistig zurückgebliebenen Knaben, der in manchen Stücken recht pfiffig war, zu beobachten. Er bifs regelmäfsig von dem ihm gereichten Brote, Kuchen, Äpfel soviel ab, als er in den Mund bekommen konnte, das übrige warf er weg. So wenig dachte er an den allernächsten Augenblick. FLÜGEL, Das Seelenleben der Tiere, S. 37.

Auf Grund der eben gepflogenen Erwägungen gebe ich folgende Übersicht der angedeuteten Beziehungsgeberden. Wir können sie graphisch als einen Kreis darstellen. Dabei gilt, dafs wir die radialen den peripheren Formen gegenüber als die primitiven zu würdigen haben. Während bei den ersteren das Centrum, das empirische Ich, durchaus dominiert, während sie gröfstenteils von momentanen sinnlichen Erlebnissen veranlafst und bestimmt werden, sehen wir in der peripherischen Bahn das erste leise Zurücktreten des sinnlichen Ich hinter das Objekt. Eine vollständige Elimination derselben wäre ja gleichbedeutend mit absoluter Interesselosigkeit. Das Objekt entwindet sich dem Ich. Dieses geschieht nur momentan, aber desto energischer. Die peripherischen Interessen zwängen das Ich gleichsam durch das Objekt hindurch. Das Subjekt wird aus sich hinausgeworfen und räumt seinen Platz auf Sekunden dem Objekt. Dann aber kehrt es »zu sich selbst« zurück, das Objekt unterwerfend.

Welch eine fundamentale Bedeutung dieser Vorgang für die Entwicklung der Sprache hat, das kann nur die Psychologie vollkommen würdigen. Hier kommt es nur darauf an, zu zeigen, dafs die Geberde ein wesentliches Stück Arbeit zu leisten vermag.

Wo liegt für sie die sprachschöpferische Grenze?

Das zu erraten kann nach dem Vorhergehenden durchaus nicht schwer halten. Sie liegt keineswegs dort, wie STEINTHAL, JÄGER und andere glauben zu machen scheinen, wo man sich auf die Verständigung über gegenwärtige Dinge beschränkt, selbst nicht bei der strikten Voraussetzung, die oben gemacht worden ist, die jeden Laut ausschliefst.

Gewifs ist das Reich der Geberde, zumal der Deutegeberde vor allem das Gegenwärtige, das Räumliche zunächst. Aber die psychischen Gesetze der einfachsten Reproduktion, die dem psychischen Mechanismus von Anbeginn seiner Wirksamkeit eigen sind, die in den aller primitivsten Formen des Nacheinander, den elementaren zeitlichen und urkausalen zum Ausdruck gelangen, veranlassen eine Grenzerweiterung, zwar eine bescheidene, aber dennoch äufserst wesentliche.

Wir können selbstredend nur in dieser allgemeinen Weise unterfangen, die Grenzlinie der Geberde zu bezeichnen. — Allerdings, »was Hunderte von Generationen ihr abzugewinnen vermocht hätten, läfst sich an dem ermessen, was einem beschränkten Kreis von Taubstummen hierin in kurzer Zeit gelingt.«[1] Für die Entscheidung

[1]) MARTY, a. a. O. S. 148.

darüber, wie weit die Geberde den taubstummen Urmenschen geführt, welchen Grad geistiger Entwicklung sie ihm vermittelt haben würde, können wir keine Antwort geben, ohne dem Boden der Empirie uns gänzlich zu entfremden. Ich bin der festen Überzeugung, dafs sie den Urmenschen weit über den Jägerschen Affen hinaus getragen haben würde.

Alle derartige Hilfsmittel, auch die Laute, sind ja nichts als Fufsstapfen des sich vervollkommnenden Geistes, nichts als notwendiges Baugerüste, an dem er sich hinanklimmt, dennoch so wesentliches, dafs der Bau schlechterdings von ihm abhängt. Durch die Art desselben ist zum grofsen Teile auch die Vollkommenheit des Baues bedingt.

Der Augenblick geistiger Entwicklung hängt von seiner ganzen Vergangenheit ab. Das ist ja das Wesen der Entwicklung zu immer höheren Stadien hin. Je fester, schärfer und reiner die Vergangenheit dem Augenblick überliefert, je prägnanter und doch in je reicherer Fülle sie ihm dargeboten wird, desto besser. Die Sprache, die geistige Entwicklung kann sich nicht genügen lassen am toten starren Marmor, sie mufs ein fliefsendes Moment haben, das jeder ihrer geheimsten Regungen zu folgen und doch im Momente verdichtet festzuhalten vermag. Das eben kann die Geberde nur bis zu einem gewissen Grade hin. Vor allen Dingen ist sie nur eine Krücke der feineren auf successiver Vergeistigung beruhenden psychischen Formen. Dort, wo sie nicht mehr der geistigen Entwicklung zu dienen, zu folgen vermag, ist die Grenze ihrer sprachschöpferischen Wirksamkeit. Die Grenzlinie wird zwar durch den Laut um ein bedeutendes zurückgedrängt, aber auch dort, wo sie die Zeichensprache zu Hilfe nimmt, ist sie nicht im stande, wie die Hieroglyphen beweisen, diese Grenze zu überschreiten.

Die elementarsten Deuteverhältnisse lassen sich aus dem erwähnten Kreise unmittelbar ableiten.

Die primitivste Deutegeberde schreitet vom Ich zum Du. Die ursprüngliche ist sie jedoch nicht, sie entwickelt sich erst im Zusammen mit mehreren Du. Eine bestimmte Bewegung geht vom Ich zum Du und osciliert dann geläutert, bestimmter zum Ich zurück. Ja, genauer besehen, ist eine dreifache Verdichtung zu unterscheiden: Ein unbestimmtes Er, mag es nun näher oder ferner liegen, erregt das Ich. Dieses wird transversal aus seiner metaphysischen Gleichgewichtslage hinausgehoben, es schlägt an ein mehrfaches Du an und kehrt energisch zum Ich zurück. Wir sahen bereits, dafs aus der Wiederholung dieses Vorgangs auf Grund des gemeinsamen Erlebens,

das Ich sich desselben Mittels zum Zweck absichtlicher oder bewufster Mitteilung bedient — zumal, wenn ihm darin das Bedürfnis unter die Arme greift, es so der Not gehorchen mufs. Mit diesem Moment, das die Absicht gebiert, ist zu einer reichen Ausgestaltung der Geberde der Grund gelegt.

Wir ersehen ein Deuten:

1. Vom Ich zum Du,
2. vom Du zum Ich,
3. Ich zu Es,
4. Es zum Ich,
5. Ich zum Du zum Ich,
6. Du zum Ich zum Du,
7. vom Du zum Es,
8. vom Ich, zum Du, zum Es,
9. vom Du, zum Ich, zum Es,
10. vom Es, zum Ich, zum Du,
11. vom Es, zum Du, zum Ich,
12. vom Es zum Du,
13. vom Es zum Du zum Es,
14. vom Es zum Du zum Ich zum Es,
15. vom Es zum Ich zum Du zum Es,
16. vom Ich zum Es zum Du zum Es,
17. vom Ich zum Du zum Du,
18. vom Du zum Ich zum Du,
19. vom Ich zum Du zum Ich,
20. vom Du zum Ich zum Ich,
21. vom Ich zum Du zum Du zum Es,
22. vom Ich zum Es zum Du zum Du,
23. vom Es zum Ich zum Du zum Du,
24. Vom Ich zum Du zum Es zu Du,
25. Vom Du zum Ich zum Es zum Du.

u. s. w., u. s. w.

Schon dieses kurze Schema offenbart die mannigfaltigsten Verhältnisse, die auszudrücken die Deutegeberde vollkommen ausreichend ist. Eine weitere Ausgestaltung erfährt das Schema dann, wenn das Ich und das Du, dann ferner das Ich und mehrere Du zum Wir, mehrere Es zum Sie sich vereinigen. Denkt man dann noch an den bedeutsamen Einschnitt, den die positive oder negative Färbung dieser Verhältnisse mit sich bringt, so wird man der Deutegeberde ein ungemein weites Feld einräumen müssen. — Einige Bemerkungen müssen noch dem peripherischen Verhältnis gewidmet werden.

Bei demselben treten, wie gesagt, die egoistischen sinnlichen Momente zurück. Die Objekte gewinnen an Wahrheit, ihre Beziehungen an Klarheit; sie bieten sich eben einer ruhigeren Betrachtung dar. Die Ruhe hat in ihrem Gefolge ein Wohlgefallen an dem Erfassen und, nicht zum mindesten, Darstellen der Verhältnisse. Die Absicht bemächtigt sich der Deutegeberde. Dem Witz, der Intelligenz des Einzelnen wird so Raum geschaffen. Die Fruchtbarkeit der Deutegeberde hängt also zu nicht geringem Teile von der gröfseren Begabung des Individuums ab, wird in demselben Mafse differenziert, feiner ausgestaltet und — unverständlicher.

Das Deuten nimmt ja nur ein Sinneswerkzeug, das Auge in Dienst, das eine überwältigende Menge äufserst flüchtiger Bilder liefert. Die Gefahr des Mifsverstehens ist selbstverständlich bei Anwendung eines Sinnes weit gröfser, als wenn ein zweiter oder auch mehrere unterstützend und kontrollierend zu Hilfe genommen werden. Zudem ist das Auge recht eigentlich das Werkzeug des Raumsinnes und vermag der Form der Succession in der Zeit fast gar nicht zur Entwicklung zu verhelfen.

Wie der Mensch gewohnt ist, ein Wohl und Wehe aus der Hand des Menschen entgegen zu nehmen, so ist es nicht verwunderlich, dafs er dort, wo eine sinnfällige Ursache eines Geschicks nicht vorhanden zu sein scheint, leblose Dinge personifiziert später dem subjektiven Wohl und Wehe eine spukhafte Geisterwelt erschafft.[1]) Zwar könnte es den Anschein haben, als böte die Form Schwierigkeiten; aber mit frischer, naiver, stürmender Sinnlichkeit verlegt der Mensch die Persönlichkeit hinter die Coulissen und birgt sie unter der Tarnkappe.

So werden wir auch dort, wo das Kausalverhältnis, das eine reiche Erfahrung an der Hand der primitiven Form des Nacheinander entwickelt, durch persönliches gegenseitiges Eingreifen zu deuten versucht finden. Eine Geberde von der Ursache zur Wirkung und umgekehrt von dieser zu jener zu finden, dürfen wir mit gröfster Bestimmtheit erwarten. Sie braucht eben nur die in der Erfahrung gegebene Bewegung nachzuahmen.

Aber die Objekte stehen nur zum kleinen Teile in dem sichtbaren Verhältnis eines Eingreifens und eines Leidens. Viele stehen sich in starrer, scheinbar unwandelbarer Ruhe gegenüber. Manche auch

---

[1]) Vergl. Resl, Zur Psychologie der subjektiven Überzeugung. Zeitschr. f. ex. Phil. Bd. XX.

vermag die spielende Hand in die mannigfachsten Beziehungsformen zu setzen.

Im letzteren Falle macht die Hand unmittelbar und unbewufst eine Reihe von Deutungen, welche durch die gewonnene Form, die wir eine Figur, ein Bild nennen dürfen, gleichsam fest und dem Auge abschliefsend vorgeführt worden ist. Jede Veränderung in der Lage bietet ein Gleiches. Es kostet nur geringe Mühe aus der fertigen und veränderten Form die Bewegung abzuleiten, welche sie veranlafste. Es kann aber auch nicht schwer sein, umgekehrt mit einer entsprechenden Bewegung eine derartige Form- und Lageveränderung durch einen andern zu veranlassen, vorausgesetzt, dafs dieser dieselben Formen gemeinsam mit dem andern gewonnen und nicht aus dem Gedächtnis verloren hat. Durch die Gemeinschaft wird so die Deutegeberde zum Verständigungsmittel.

Wir erfahren am Kinde, welche Lust ihm Umformen, Umstellen etc. macht und dürfen annehmen, dafs dieses auch dem Urmenschen grofse Freude bereitet hat. Dem Spiele verdanken wir eine grofse Fülle von Form und Richtungsgeberden, wenn sie auch weitaus nicht alle dem Verkehr und der Verständigung dienstbar gemacht werden. Die in der Form befestigten Geberden werden Symbol und erweisen sich als ein sehr bequemes Mittel der Mitteilung.

Diese Beschäftigungen sind ferner, mögen sie ernster Arbeit oder dem Spiele dienen, Anlafs zur Bildung einer Reihe anderer Deutegeberden.

Bei den radialen Verhältnissen des Deutens ist eines stillschweigend angewendet worden, das der Gröfse, des Überragenden, sei es intensiv als Kraft oder extensiv. Wo er ein Wehe empfand oder ein solches bereitete, stand der Urmensch wenigstens momentan unter dem Banne einer solchen Gröfse oder fühlte sich selber der mächtigere. Dieses dunkel gefühlte, aber deswegen nicht minder wirksame, radiale Formverhältnis erfährt peripherisch, da es der unmittelbaren Sinnlichkeit entrückt ist, eine besonnenere Betrachtung. Das Vergleichen beginnt. Die Geberde vermag dieses Objekt im Vergleich zu jenem als grofs oder klein, schwach oder mächtig darzustellen und andere das Resultat des Vergleichs mitzuteilen. Ebenso deutet die Geberde die Entfernung durch eine bestimmte Bewegung an. Auch andere Formen: spitz, eckig, gewölbt etc. können durch die Geberde zum Ausdruck gebracht werden. Ja der fernere Schritt, diese durch die Zeichnung, durch Formen im Sande oder wie immer festzulegen ist nach dem bisherigen nicht sehr grofs.

Es liegt mithin am Tage, dafs der Geberde ein recht weites Sprachgebiet zugestanden werden mufs. Dennoch — allein könnte sie den Menschen nicht zu dem heutigen Entwicklungsstande führen.[1]) Schon ihr »immer weiteres Zurücktreten zeigt, dafs sie nicht für die Mitteilung genügt.«[2]) Sie ist eben nur ein rohes Mittel, ein derbes Gerüst, das einem ganz primitiven Zustande vielleicht genügt, aber der Entwicklung des Begriffslebens und der feineren geistigen Regungen nicht zu folgen vermag.

Welche Bedeutung hat der Laut an sich für die Sprachschöpfung? — Für diesen zweiten Teil unserer oben gestellten Aufgabe nehmen wir wieder die Fiktion in Anspruch, dafs der Laut ohne jegliche Geberde gegeben sei. Die gesunde Entwicklung und Wirksamkeit des psychischen Mechanismus — soweit sie unter der vorliegenden Einschränkung möglich ist — setzen wir voraus.

Die Frage, ob an den Anfang der Sprachentwicklung der Vokal oder der Konsonant oder beide zugleich zu setzen seien, hängt aufs engste mit der andern zusammen, ob Interjektionen zur Lautsprache zu rechnen seien oder nicht. Wir haben oben bereits bejahend entschieden. Durch einen heftigen Eindruck des Schmerzes oder des Wohlbehagens wird der ganze Körper in Erregung versetzt.[3]) Dafs die Sprachwerkzeuge tönen ist nicht verwunderlicher, als dafs die Hand heftig gestikuliert, das Gesicht zuckt. Wir erfahren, dafs überall, wo dem Eindruck freier Weg gelassen wird, wo Interjektionen sich frei äufsern, dieses in Form von Vokalen geschieht. Der Konsonant deutet, wie eine Hemmung des Luftstroms, so eine Absicht aus, den Schmerz, die Freude zu unterdrücken. Gewifs ist der Urmensch in Lebenslagen gewesen, die ihn zwangen einen verratenden Schmerzens- oder Freudenruf zu unterdrücken, denselben in ein Seufzen zu mildern. Der Vokal ist als der ursprüngliche Lautausdruck zu bezeichnen. Er ist der Laut der Empfindung im Sinne Herders, »das Naturgesetz einer empfindsamen Maschine.«[4]) Die Lautsprache war in ihrem Anfange wesentlich »vokalisch«, denn die Laute sind Ausdruck der Gemütsbewegungen. Aus der geringen Anzahl der Wurzelwörter möchte ich mit Gerber diesen Schlufs allerdings nicht wagen.[5])

---

[1]) Vergl. Oehlwein, Die nat. Sprache d. Taubstummen, Weimar 1867 und Preyer, Die Seele des Kindes, S. 242 ff.

[2]) Gerber, Die Sprache und das Erkennen, S. 59.

[3]) Volkmann v. Volkmar, Lehrbuch I, S. 334.

[4]) Herder, a. a. O., S. 20.

[5]) Werber, Entsteh. d. menschl. Sprache, S. 33.

Wir befinden uns auch in gewissem Sinne mit Jäger in Übereinstimmung: »Lautsprache war längst da, ehe es Menschen gab.« Damit ist nichts darüber gesagt, ob Laut oder Geberde an den Anfang des Sprechens zu setzen sei, oder wie sie sich gegenseitig unterstützen. — Wenn übrigens Jäger recht hat — und er hat es gewifs — dafs Lautsprache, d. h. Interjektionsäufserungen vor dem Menschen da waren, so dürfte man schnell geneigt sein, die Geberdensprache als eine höhere Form des Gedankenausdrucks anzusehen. Wir finden sie erst bei den Affen und den Menschen, weil sie von der »Freiheit der Vordergliedmafsen«[1]) gröfstenteils abhängig ist.

Die Vokale betrachten wir somit als unmittelbare Interjektionsäufserung. Wir werden wohl annehmen dürfen, dafs — ähnlich dem schreienden Kinde, irgend ein »tierischer Schrei« ursprünglich Begleiter der inneren Gemütszustände gewesen sei.[2]) Genau dem betreffenden individuellen Organ entsprechend ist der Klang derselben verschieden gewesen. Er hat nur insofern eine ursprüngliche Bestimmtheit gehabt, als ein Wohl- und Wehelaut deutlich unterscheidbar gewesen sein mögen. —

Von einer Artikulation kann bei den Vokalen keine Rede sein, die Artikulation wird erst unter Zuhilfenahme von Verschlufsstellen, des Lippen-, Zungen- oder Gaumenverschlusses erzeugt. Darin liegt einerseits eine enge Begrenzung des Anwendungsgebiets der Selbstlaute. Sie vermögen wechselnden Zuständen nur in geringem Grade Ausdruck verleihen. Sie können an sich niemals eine Lautsprache erzeugen; dennoch sind sie von grundlegender Bedeutung.

Man würde sich zunächst jedoch sehr täuschen, wenn man ihnen jegliche Bestimmtheit und Bestimmbarkeit glaubt absprechen zu müssen. Im Gegenteil! Durch gewisse Verengerungen und Erweiterungen der Rachenhöhle, ist man im stande, eine ganze Skala verschiedener »Töne« zu erzeugen.[3]) Aber sie sind nicht gegen einander abgegrenzt, sie fliefsen ineinander, können daher der Mitteilung, dem Verständnisse nur geringe Dienste leisten.

Hier setzen die Konsonanten ein, scharf sondernd und umgrenzend.

Es ist organisch begründet, dafs sich sehr bald einige Haupttypen hervorheben, die allerdings individuellen Schwankungen unterworfen sind. Im grofsen und ganzen aber liegen sie fest. Wir wissen, dafs sie sich aus einer Grundform, vielleicht einigen, ent-

[1]) Caspari, Die Urgeschichte der Menschheit II, 133.

[2]) Vergl. Darwin, Ausdruck der Gemütsbewegungen. 2. Aufl. S. 84.

[3]) Vergl. Helmholtz, Die Lehre von den Tonempfindungen. 4. Aufl. S. 118 u. 172 f.

wickelt haben. Diese Typen sind historisch gegeben, nicht künstlich und willkürlich erzeugt. Sie entsprechen verschiedenen Empfindungen, die wir heute noch in ihnen dunkel wiederzuerkennen vermeinen.

Und die Konsonanten?

Sie sind unbedingt zur Weiterentwicklung notwendig. Den Vokalen wohnt an und für sich durchaus kein demonstratives Element bei. Wo sich auf dieser Stufe ein derartiges findet, knüpft es nur an sie an und ist innerhalb der Gemeinschaft begründet. Erst die Konsonanten sind es, welche diese in Wirklichkeit erzeugen. Es hat gewifs etwas für sich, wenn man eine subjektive Demonstration an der Stellung der Konsonanten in der ursprünglichen Form erblickt hat[1]), so dafs z. B. pa = Dahin, das Abweisen, ap den umgekehrten Weg bedeutet. Auch die Erfahrung scheint diese Theorie mannigfaltig zu bestätigen — aber es mufs hier doch noch einmal daran erinnert werden, wie vage es ist, von unserer heutigen Sprache derartige Schlüsse auf die des Urmenschen zu machen.

Für die Entstehung der Konsonanten ist allerdings in erster Linie das Organ verantwortlich zu machen, an welches dieselben gebunden sind, aber ihre Anwendung scheint ein so bedeutendes Raffinement zu entfalten, dafs man ihr ratlos gegenüberstehen müfste, wenn man nicht Quellen derselben nachzuweisen im stande wäre.

Deren scheinen sich mir zwei zu eröffnen: »1. Die Nachahmung der Naturlaute, 2. Die Überwältigung und Beherrschung des interjektionalen Ausrufs. Der Ursache entsprechend, durch welche letztere veranlafst wird, birgt dieses ein unmittelbares radiales da oder hier in sich.

Wesentlich weitere Ausgestaltung erfährt das konsonantische Rohmaterial, wenn das Wohlbefinden, wenn behagliche, von keinem Feinde bedrohte Ruhe den Urmenschen umgiebt. Hier zeigt sich ein Urtrieb gestaltend rege. Wie alle Organe, alle Gliedmafsen, sich bethätigen, sich bethätigend stärken und ausbilden, so auch die Sprachorgane. Der Urmensch empfindet Freude am Bilden von Lauten und am Wettbewerb im nachahmenden geselligen Spiele. Und zwar knüpft hier die Nachahmung der ganzen umgebenden tönenden Natur an.

Während die Vokale zunächst fast ausschliefslich dem sinnlichen Empfinden dienen, tritt der Konsonant in der Onomatopoi zu der ganzen umgebenden Natur, d. h. soweit sie tönt — in Beziehung und sucht sich ihrer zu bemächtigen. Dazu ist ihm das Reich des Subjektiv-Sinnlichen keineswegs verschlossen.

[1]) Vergl. Jäger und Falb.

Dennoch kann er der Vokale nicht entraten. Sie vereint erst geben ein Bild des Mikrokosmus im Makrokosmus. Was ist die ganze umgebende objektive Welt ohne die subjektive, was diese ohne jene! Sie fordern sich sprachschöpferisch gegenseitig.[1]) In der Verbindung von Vokal und Konsonant sehen wir der Sprache eine neue Welt aufgehen — uns freilich auch vor neue Rätsel gestellt.

(Schlufs folgt)

Die allgemeine evangelisch-lutherische Kirchenzeitung und der moderne Lehrer

Von

A. Rossner

»Ärgernis hin, Ärgernis her! Not bricht Eisen und hat kein Ärgernis. Ich soll der schwachen Gewissen schonen, sofern es ohne Gefahr meiner Seele geschehen mag. Wo nicht, so soll ich meiner Seelen raten, es ärgere sich daran die ganze oder halbe Welt.« (Luther.)

In Nummer 43[2]) der Leipziger Lehrerzeitung findet sich ein Referat über eine Abhandlung von Lic. Dr. Lietz, die die Erziehung in der Religion Jesu im Unterschied zu der im dogmatischen Christentum bespricht. Es enthält folgende Äufserung: »Die theologische Presse hat sich, soweit uns Gelegenheit geboten war zu sehen, noch nicht allzuhäufig und auch nicht sehr eingehend mit der Reform des Religionsunterrichtes beschäftigt. Wir kennen daher auch die Stellung der Vertreter der Kirche zu diesen wichtigen und brennenden Fragen so gut wie gar nicht. Und doch müssen diese Stellung zu der Frage nehmen, weil ja die Kirche bei Feststellung des Inhalts des Religionsunterrichtes ein wichtiges Wort mitzusprechen hat. Vielleicht veranlafst Lietzs Arbeit einen oder den anderen der Herren Geistlichen zur Aussprache.«

Mittlerweile ist in den Nummern 36—41 der allgemeinen evangelisch-lutherischen Kirchenzeitung eine Reihe von Artikeln erschienen, worin die Stellung der Vertreter der Kirche, d. h. hier derjenigen Theologen, die allein auf das Recht der Vertretung der Kirche Anspruch erheben zu dürfen glauben, aufs schärfste charakterisiert ist.

---

[1]) Vergl. Werber, a. a. O. S. 33.

[2]) 1897. — Die folgenden Ausführungen sind schon im Dezember vorigen Jahres niedergeschrieben, sie konnten aber infolge Raummangels bisher nicht abgedruckt werden. Indessen sind die darin berührten Gegensätze auch heute noch typisch genug, um Beachtung beanspruchen zu dürfen.

Zwar sind diese Artikel nicht eingehend, auch nicht von Lietzs Arbeit veranlafst. Es scheint sogar, als ob der ungenannte Verfasser diese ob ihres frischen und freien Tones und ihrer Art, konsequent zu denken, erquickende Arbeit gar nicht gekannt hat; denn mit einem solchen Ausbund moderner Pädagogik wäre der fromme Theologe noch ganz anders ins Gericht gegangen als mit den Erziehern vom Schlage von Rhodens und Thrändorfs und Bangs, und bei seiner Denkungsart hätte er sicherlich die günstige Gelegenheit sich nicht entgehen lassen, noch ganz anders als er's ohnehin thut, lustig zu verallgemeinern und auf den unbequemen Schulmeister einzuhacken, Bufse zu predigen und alle Mächte der Erde zum Einschreiten anzutreiben. Indessen zeigen die Artikel auch ohnehin, was wir Lehrer von jenen »Vertretern der Kirche« zu gewärtigen haben und mit uns die Theologen, denen wir dankbar sind, dafs sie treulich an unserem Werke mitarbeiten und in enger Verbindung mit der Schule das Beste der Schule und der Kirche zugleich zu erreichen streben. Ich führe den letzten Satz jener Artikelreihe an, der zugleich der letzte von vielen Stofsseufzern ist, die ihr Verfasser über die Entartung des Religionsunterrichtes in der Schule gen Himmel seufzt und die es zugleich beseufzen, dafs sie nur Seufzer sind. Da stöfst der unentwegte Zionswächter wie folgt ins Horn:

»Nur schwer kann man den Zorn gegen die unterdrücken, die heute in grobem Unverstande den Katechismus unserer Jugend nehmen wollen. (?) Ob es nicht besser ist, ihnen, die unsere Kirche so verraten, das von ihnen unwürdig geführte Amt zu nehmen nach dem Worte: Sein Amt empfahe ein anderer? (Ps. 109, 8.)«

Was müssen doch für schwere Vergehen vorliegen, dafs der Herr Pastor — oder was er sonst ist —, der noch dazu in schwerem Kampfe den Zorn unterdrückt zu haben versichert, mit ruhigem Blute den Lehrer Knall und Fall aus Amt und Würden jagen möchte? Und was wohl der Herr Pastor in seinem heiligen Eifer über uns verhängt haben würde, wenn ihn der Zorn übermannt hätte?

Doch hören wir, freilich wesentlich verkürzt, seine Gründe selbst! Nicht, um sie zu widerlegen. Ein gut Teil ist Phrase, die sich überhaupt nicht widerlegen läfst, und alles, was für die neueren Bestrebungen auf dem Gebiete des Religionsunterrichtes geschrieben worden ist und noch geschrieben wird, wird ihn nicht zu überzeugen vermögen. Er wehrt wenigstens von vornherein jeden Bekehrungsversuch und jede Bitte um Zubilligung mildernder Umstände mit der Versicherung ab: Ihr habt einen anderen Geist als wir. Zudem führen ja schliefslich auch verschiedene Wege nach Rom. So geben wir denn die gekürzten Ergüsse des Herrn Pastors nur wieder um

seiner Art zu fechten willen und wegen der Denkungsart, der diese Kampfweise entspringt. Da ist trotz aller frommen Augenaufschläge nichts zu spüren von Anerkennung wenigstens des Fleifses und der Regsamkeit, nichts von dem billigen Bestreben, die Gegner wenigstens zu verstehen, nichts von Duldsamkeit gegen anders Denkende. Dagegen spricht aus jedem Artikel Gehässigkeit gegen den vorwärts strebenden Schulmeister, der es gewagt hat, sich der Herrschaft der Kirche und ihrer Vertreter in gewissen Dingen zu entziehen, eine Gehässigkeit, die man dazu noch für heiligen Eifer um die Sache Gottes auszugeben bemüht ist; Unduldsamkeit, die auf unnahbarem Standpunkt sich in eine ernsthafte Widerlegung gar nicht einläfst, vielmehr — in Theologie und Pädagogik gleich unfehlbar — sich mit einer generellen Aburteilung begnügt und dabei alle Tage behauptet, was sie nicht erweisen, nicht einmal wahrscheinlich machen kann, um dann dennoch von einer gründlichen Widerlegung zu sprechen; jene Frömmigkeit, die jedes Wort der Bibel für göttlichen Ursprungs erklärt, mit einziger Ausnahme des Gebotes der Nächstenliebe: geistiger Hochmut, der Verbindlichkeit gegen die Ehre eines tiefer Stehenden nicht kennt, der allein das wahre Interesse der Kirche zu vertreten meint, den allein richtigen Weg zu kennen und zu gehen behauptet und jede leise Abweichung fröhlich dem Teufel übergiebt. Wie ganz anders könnte man auf dem Wege gegenseitiger Achtung, Rücksicht und Selbstbeschränkung sich geistig anregen, fördern, zuletzt sich versöhnen und damit zugleich auch unlauterer Elemente erwehren. Edler Eifer und edle Kräfte wären sicherlich auf beiden Seiten zu finden und die gemeinsame Fahne zu suchen, die über der Trennung hochzuhalten wäre, ist wahrlich in unserer Zeit nicht schwer. Nur müfste man das Wort respektieren: Im Notwendigen Einheit, im Zweifelhaften Freiheit, in allem die Liebe. Durch jene Artikel freilich wird die Gesinnung nicht erzeugt, die ein Zusammenwirken zwischen Schule und Kirche möglich, erspriefslich macht.

Vielleicht zu keiner Zeit — heifst es da unter der Überschrift »der Schaden« — ist so viel über Entfremdung des Volkes von der Kirche geklagt worden, wie in der Gegenwart, besonders über das Aufwachsen einer Jugend, die mit dem Konfirmationstage nicht selten von der Gemeinschaft mit der Kirche für immer Abschied nimmt. Nun giebt es zwar so mancherlei Faktoren, die diese Entfremdung begünstigen, wie sie zumal aus dem herrschenden Geist des Materialismus sich ergeben. Aber es soll jetzt auf ein Versäumnis der Finger gelegt werden, an dem die Kirche selbst nicht unschuldig ist, auf einen Mifsstand, den man mit schwer begreiflicher Sorglosigkeit weiter bestehen läfst, auf die mangelhafte religiöse Erziehung in der Volksschule. Die römische Kirche hält straff an ihren katholischen Volksschulen und sorgt dafür, dafs ihre Jugend mit kirchlichen Lehren getränkt ins Leben hinaustritt. (!) In der evangelischen Kirche verschwinden die spezifisch evangelischen Schulen,

d. h. Schulen, die im Geiste des evangelischen Christentums gehalten sind, mehr und mehr von der Bildfläche. Eine religiös und kirchlich (!) erzogene Jugend wird bei allen späteren Schwankungen und Verirrungen von den unsichtbaren Banden der Kindheit festgehalten. Eine Jugend ohne diese Fundamente, wie sie eben in unserer heutigen Volksschule erzogen wird, wird ohne grofsen Widerstand dem Zeitgeist zum Opfer fallen und von der Kirche sich scheiden. Warum hat auch die evangelische Kirche ihren Einflufs auf die Schule Schritt für Schritt sich verringern lassen! Ja wenn die Lehrer in kirchlicher Beziehung noch das wären, was sie früher waren, so liefse sich weniger dagegen einwenden. Aber das sind sie längst nicht mehr, und die sich noch als Diener der Kirche im Religionsunterricht fühlen, sind mehr und mehr verschwindende Ausnahmen. Es liegt ihnen weniger daran, die Jugend in Zucht und Vermahnung zum Herrn aufzuziehen, als ihr Pensum abzuwickeln, und auch das geringe Pensum scheint manchem noch zu viel. Nur ein naiver Optimismus kann sich über den wahren Stand der Dinge etwa durch den rosigen Schimmer von Visitationsprotokollen und Jahresberichten täuschen lassen. Wie die meisten Lehrer in Wirklichkeit zu Kirche und Schule stehen, läfst sich zur Genüge aus der modernen Lehrerpresse erkennen, nicht aus den wenigen evangelisch gesinnten Schulblättern, die sich kaum über Wasser halten, sondern aus den Organen, die aus ihrer Abneigung gegen die Kirche kein Hehl machen und die von der breiten Masse der »Kollegen« gerne gehalten werden. — Und nun wird hingewiesen auf den bösen deutschen Lehrerverein und sein Organ und auf die Neuen Bahnen, in denen gleich im 1. Heft ein gewisser Scherer zu schreiben wagt: »Wir müssen die Pädagogik von den Resten der kirchlichen Pädagogik befreien und ihr eine Welt- und Lebensanschauung zu Grunde legen, welche dem Kultur- und Geistesleben, der Wissenschaft und Philosophie unserer Zeit entspricht.« Es ist eben die allgemeine Parole in der Lehrerwelt: Los von der Kirche! Und solchen Männern ist der Religionsunterricht überlassen! Die Früchte zeigen sich deutlich genug. Man entgegnet vielleicht, der Konfirmandenunterricht müsse den Mangel der Volksschule ersetzen. Aber wenn der Geistliche hier erst den Grund legen statt weiterbauen soll, wenn er fast ein Tohu wabohu antrifft, wie das nicht selten vorkommt, so vergeht die kurze Zeit über dem Grundlegen, und die Gewässer, die nach der Konfirmation kommen, reifsen das flüchtig Angebaute schnell wieder ein. — Schlimm, dafs es die Kirche vielfach so weit hat kommen lassen. Noch schlimmer, dafs auch dort, wo es noch nicht so weit ist, das rollende Rad der Zeit die hier im besten Sinne gute alte Zeit mit fortreifsen zu wollen scheint. Hat doch jüngst in Bayern der Ausschufs der Generalsynode den Antrag gestellt, die gegen früher ohnehin beschränkte Zahl der Sprüche noch um 100 zu vermindern, desgl. auch bei den Liedern abzuschneiden. Wenn der moderne Schulmeister über das Zuviel der Religion sich beschwert, wird sich niemand wundern. Aber dafs der Generalsynodalausschufs einer der gröfsten lutherischen Landeskirchen Deutschlands zu einer solchen mattherzigen Konzession an den Zeitgeist sich verstanden hat!« [1])

Vielleicht hat der Ausschufs gedacht, dafs es ein Mifsbrauch vieler Aussprüche der heiligen Schrift sei, wenn man sie aus dem Zusammenhang herausreifst und die Bibel als Sammlung dogmatischer Beweis-

[1]) Inzwischen hat übrigens auch das sächsische Landeskonsistorium für die sächs. Volksschulen eine Verminderung des rel. Memorierstoffes anzuordnen für gut befunden.

stellen ansieht, und dafs es auch nicht auf die Zahl der erlernten Sprüche ankomme, sondern auf die Zahl derer, die geistiges Eigentum bleiben. Möglich, sagen wir; wir wissen es nicht. Aber das wissen wir, dafs es kaum eine vernichtendere Kritik unserer erziehlichen Thätigkeit und besonders unseres Religionsunterrichtes geben kann als die, welche der Herr Pastor geliefert. Und wie lautet der Beweis, den der christliche Eiferer für seine infamierenden Beschuldigungen beibringt? Das kirchliche Leben geht zurück, der schwache Kirchenbesuch belegt das. Zwar sind die Klagen darüber nicht von heute und gestern, auch nicht erst 50 Jahre alt; aber an diesem Unglück ist nur der rumorende Antichrist in Form des modernen Schulmeisters schuld, dem der Religionsunterricht ein Gräuel ist. Nicht dieser oder jener; nein, die ganze Rasse mit verschwindenden Ausnahmen, namentlich seitdem man — wie wir hören werden — seit etwa einem Dutzend von Jahren den Katechismus nicht etwa zu verdrängen, nein, ihm nur die Stellung zuzuweisen sucht, die ihm aus logischen und psychologischen und pädagogischen Gründen gebührt, und seitdem man seit etwa 2 Dutzend Jahren den Versuch macht, den Memorierstoff, der zudem gesetzlich festgelegt ist, zu beschneiden. Seit dieser Zeit ist die Schule, obgleich sie sich noch der Bevormundung von seiten der Vertreter der Kirche in ziemlichem Umfang zu erfreuen hat, das Giftbeet, worauf Unkirchlichkeit und Atheismus und alle 7 Todsünden üppig wuchernd emporwachsen; seit der Zeit gehen nicht nur die Jungen, nein, auch die Alten so wenig und so ungern zur Kirche. Sie mufs von einem ungemessenen Einflufs sein, diese Schule. Warum aber schlägt man ihre Einwirkungen nur dann so hoch an, wenn es gilt, ihr eine Schuld zuzuwälzen, und nicht, wenn die Errungenschaften der Zeit aufgeteilt werden unter die im Volke wirksamen erziehlichen Kräfte? Man findet sonst immer und mit Recht, dafs in der kleinen christlichen Gemeinde des Hauses oder sonst nirgends das durch alle späteren Stürme unerschütterte Fundament des frommen Fühlens und Lebens gelegt wird. Warum besinnt sich der Ankläger hier nicht darauf? Weil der arge Lehrer geknippen werden mufs, namentlich und öffentlich; es möchte ihm sonst gar zu wohl werden.

Warum auch — wir wollen den Spiefs einmal umdrehen — sucht man nicht den Grund eines Schadens zunächst da, wo ihn jederzeit ehrliche Männer zu suchen versucht haben? Warum gehen die anklagenden und zugleich richtenden Herren Vertreter der Kirche nicht zunächst mit sich zu Rate bei der Frage nach dem Grunde zur gähnenden Leere mancher Gotteshäuser? Etwa so: Was für ein

Christentum haben wir denn bislang gepredigt, dafs dem wahren Christentum nicht einmal der grofse Haufe so anhängt, wie sich's gehört? Möglich auch, dafs einer oder der andere seine Frage so zuzuspitzen Veranlassung nehmen könnte: Ist's recht und kann's von Erfolg sein, wenn du für andere Seelen sorgen willst, ohne deiner ein treuer Seelsorger allezeit gewesen zu sein? Vielleicht würde hie und da das zu Tage kommen, was nach dem Urteile vieler vernünftiger Männer, die nicht Schulmeister sind, not thut: eine dringliche Reform der Predigt nach Inhalt und Form und ein Fortschreiten mit der Zeit. Wir verfechten zwar nicht die böswillige Behauptung, es sei der beste Beweis für die Göttlichkeit des Christentums, dafs es die Theologen noch nicht zu Grunde gerichtet haben. Aber es ist weder billig noch recht, wenn ein Geistlicher immer nur zehrt von der Arbeit, die grofse Männer vor langer, langer Zeit geliefert haben, und engherzig nicht darüber hinauszusehen wagt; wenn er seiner lieben Gemeinde dieselbe geistige Nahrung auftischt, die schon vor 100 Jahren weder nahrhaft noch geniefsbar war; wenn ihm die Welt fremd bleibt mit ihren neuen Bedürfnissen, und wenn er, statt die Führung zu übernehmen, eifernd und verdammend gegen jeden Fortschritt ankämpft, jeden noch so verlorenen Posten zu verteidigen strebt, statt Menschenwerk preiszugeben, dabei nicht bedenkend, wie leicht er dadurch sich lächerlich macht und sein Werk schädigt, sich vielmehr noch darüber wundernd, wenn er unverstanden bleibt und wenn das Volk sich abwendet und nicht einmal Gewissensbisse dabei fühlt.[1]) Vor der Kritik der modernen realistisch geschulten Menschen halten eben verschiedene metaphysische Spekulationen des Dogmas nicht stand, in die man die Wahrheit des Christentums in früherer Zeit nicht ohne Erfolg setzte, und mit Kleinigkeiten wirft dann leider der gemeine Mann auch anderes über Bord. Zudem ist es ja ein uraltes Gesetz, wonach einer Aktion stets eine Reaktion folgt, und es ist nicht von ohngefähr, dafs aufser der Strömung, welche die Kirche, wie sie nun einmal ist, erhalten möchte bis ans Ende der Welt, eine Gegenströmung zu merken ist, die sie reformieren will, und diese Gegenströmung geht heute sehr stark und tief. Es ist nicht recht, ihr einfach die Berechtigung abzusprechen; man rüstet damit nur den Überstürzungen mancher Gegner im voraus ihre Entschuldigung. Wo ein Geistlicher — und es giebt

[1]) »Das Volk, wenn es von seiner Obrigkeit gut gelenkt wird, wird von Zeit zu Zeit erleuchteter, gesitteter, besser, anstatt dafs es bei gewissen Predigern ein Grundgesetz ist, auf dem nämlichen Punkte immer und ewig stehen zu bleiben, auf welchem ihre Vorfahren vor 100 Jahren standen. Sie reifsen sich nicht vom Pöbel los, aber der Pöbel reifst sich endlich von ihnen los.« (Lessing.)

Gott sei Dank deren noch genug — die gegenwärtigen Bedürfnisse seiner Gemeinde kennt und in Predigt und persönlichem Verkehr verständig darauf eingeht, läutert, antreibt, straft, da finden sich jederzeit auch volle Kirchen, und was noch mehr sagen will, da wirkt das religiöse Interesse auch über die Mauern des Gotteshauses hinaus. Solche Seelsorger freilich finden keine Gnade vor den Augen der Frommen im Lande; Theologen, die dergleichen mattherzige Konzessionen an den Zeitgeist machen, werden mit dem modernen Schulmeister in eine Pfanne gehauen. Es ist eine Thränenwelt!

Aber bei diesem trüben Bilde auch ein Lichtstrahl! Der Herr Pastor ist gar nicht so selbstgerecht, wie wir meinen, er findet vielmehr den tiefsten Grund alles Verderbens schliefslich doch in der Kirche, nämlich in der Sorglosigkeit, in der sie sich die Herrschaft über die Schule hat entreifsen lassen. Man merkt den Pferdefufs; doch wir freuen uns über die Anerkennung der Erfolge unseres Strebens aus jenem Lager und setzen, so Gott will, diesen Erfolgen auch noch das Finale auf. »Rettet, ihr weltlichen Mächte, ehe die Kirche, die euch Halt gewährt, zu Grunde geht!« zetert zwar bei solch ketzerischen Vorsätzen die Kirchenzeitung mit einem wehmütigen Seitenblick auf die gute alte Zeit, da die Geistlichkeit noch alles für uns that, für uns dachte und für uns afs. So hat man indessen schon oft gezetert, und immer noch steht die evangelische Kirche und wird in Ewigkeit stehen.

Nach alledem mufs natürlich der ursprüngliche Zweck des Religionsunterrichtes heute gegen früher gewaltig und gewaltsam verschoben worden sein, und so handelt denn auch der 2. Abschnitt unserer Artikelreihe vom Zweck des Unterrichtes.

Hier wird aus einem Vorschlag des Nürnberger Bezirkslehrervereines klipp und klar erwiesen, dafs uns Lehrern der Geist der neutestamentlichen Ethik völlig fremd ist. Vollends das alte Testament, das doch eine einzige grofse Urkunde von Sünde und Strafe, Gerechtigkeit und Segen ist, hat bei ihm, dem Lehrer, unter dem Einflufs der alttestamentlichen Kritik längst sein Ansehen verloren. Wie soll man erst Verständnis für den Vorgang auf Golgatha erwarten, für den Zorn Gottes über die Sünde, der durch den Tod seines Sohnes gesühnet wurde? Nein, nicht die ethische Anschauung der Schrift liegt im allgemeinen dem heutigen Religionsunterricht zu Grunde, sondern die abgeblafste Moral des Rationalismus, die man schliefslich auch unseren Märchen und Fabeln entnehmen könnte und entnimmt. Dafs neben dieser Moral die Pflege der Religion trotz des Namens Religionsunterricht nur spärlich Platz findet, läfst sich aus dem Gesagten schliefsen. Von dem Centrum der christlichen Religion, der Erlösung durch Christi Blut, hört man nur soviel, als um des Pensums willen gesagt werden »mufs«. Und das heifst »religiös-sittliche Bildung«.

Also mit der Bestimmung eines religiös-sittlichen Unterrichtes, der auch Juden und Heiden und Atheisten genügen könnte, dürfen wir uns nicht begnügen. Wir

müssen das Ziel bestimmter formulieren. — Der Staat schreibt in seinem eignen Interesse den Religionsunterricht gesetzlich vor. Der Unterricht kann nicht anders erteilt werden, als im Sinne der betreffenden einzelnen Religionsgemeinschaften, die im Staate Heimatrecht haben. Je enger der Unterricht sich an die Lehre der bestimmten Religionsgemeinschaft anschliefst, desto mehr Aussicht besteht auf eine kommende religiös gesinnte Generation. Noch gröfseres Interesse als der Staat hat naturgemäfs die Kirche an rechter Ausübung des Religionsunterrichtes. Für sie ist es eine Lebensfrage, Nachwuchs heranzuziehen. In ihr liegen ja die Quellen des ganzen heutigen Schulwesens, und wenn im Königreich Sachsen die unterrichtenden Lehrer auf Luthers Katechismus verpflichtet werden, so ist es deutlich ausgesprochen, dafs der Religionsunterricht als kirchliche Einrichtung zu gelten hat. Zwar findet die kirchliche Erziehung der Schulen erst im Konfirmandenunterricht ihre letzte und höchste Aufgabe, aber die Schule hat in ständiger Beziehung zur Kirche auf diese letzte Stufe vorzubereiten. Dann giebt sie alles, was die ernst zu nehmenden Vertreter der »religiös-sittlichen« Bildung fordern. Denn die kirchliche Lehre führt zu Christus, sie zeigt der Jugend ihren Heiland und Erlöser, lehrt ihn lieben, zu ihm beten, ihm nachfolgen, leitet sie an, Gottes Gebote zu halten, mit einem Wort: sie hilft zum christlichen Glauben und Leben. Es ist schmerzlich, dafs man auf alle diese Dinge erst aufmerksam machen mufs. Was bei den Katholiken (sic!) als selbstverständig gilt, ist in der lutherischen Kirche Gegenstand des Streites geworden. Noch ist unsere Kirche eine Volkskirche, aber sie wird es nicht länger bleiben können, wenn man ihre Jugend gegen die genannten Gefahren nicht nachdrücklich schützt. Es handelt sich um den Nachwuchs. Videant consules!

Es ist auch dieses 2. Klagelied ein Beweis für die eigentümliche Denkungsart seines Verfassers, dem Religiosität und Kirchlichkeit sich deckende Begriffe sind. Auf ganz ungenügender Grundlage wird eine Behauptung aufgestellt, die unwahr ist; auf dieser Grundlage wird einem ganzen Stand das Christentum schlankweg abgesprochen, und es fehlte dem Urteil des Verfassers nur noch der Zusatz: Ich danke dir Gott, dafs ich nicht bin etc.

Als ob zunächst diejenigen theologischen und pädagogischen Kreise, denen wir eine gründliche Umgestaltung des herkömmlichen dogmatisch-verbalistischen Religionsunterrichtes zu danken haben, ohne weiteres Anhänger der Simultanschule seien! Sie sind es nicht; freilich aus anderen Gründen als der Herr Pastor, und wir sind froh, dafs wir uns nicht auf seine Gründe zu stützen nötig haben. Als ob dann weiter evangelisches Christentum und der bestimmte Lehrbegriff orthodoxer lutherischer Theologen sich deckte und notwendig jeder, der auf diesen nicht schwört, ein Heide sein müfste! Wir werden natürlich den Streit nicht entscheiden, der seit über 300 Jahren unsere Kirche in Atem erhält; aber das Recht müssen wir uns vorbehalten, aus pädagogischen Gründen die Schuljugend mit gewissen wissenschaftlichen Dogmen thunlichst zu verschonen und eine methodische Behandlung zu wählen, die den Formeln der Dogmatik und also auch des Katechismus in der Kindesseele das rechte Verständnis

sichert. Darum sorgen wir uns im heifsen Bemühen; das ist uns Gewissenspflicht, und es giebt eben auch ein pädagogisches Gewissen. Und das müssen wir uns dabei ausbedingen: die Herren »ernst zu nehmenden Vertreter der sittlich-religiösen Bildung« müssen nicht thun, als ob der, welcher die Zuträglichkeit einer Sache für ein gewisses Alter anzweifelt, unbedingt auch die Sache selbst anzweifle. Der »in Wahrheit guten alten Zeit« freilich machten Zuträglichkeit und Unzuträglichkeit für eine gewisse Altersstufe keine Skrupel. Sie meinte, zuerst müsse man einen gewissen Lehrbegriff von Christo — wir nehmen diesen einen Punkt heraus — annehmen und natürlich den, den die evangelische Theologie als Lehrgesetz formuliert hat; das mache es möglich, zu Christo zu kommen, sein Vertrauen auf ihn zu setzen, mit ihm in Gemeinschaft zu treten, also ein Christ zu werden. Und wir? Geschichte und Psychologie lehren uns: Christus ist Person, der Glaube an ihn ist persönliche Lebensgemeinschaft, nicht historisches Fürwahrhalten gewisser Thatsachen und Theorieen. Er kann daher nur durch Hingabe der einen Person an die andere entstehen. Die Lebensgemeinschaft nun kommt nicht dadurch zu stande, dafs das Kind sich erst einen Begriff von Christo anzueignen sucht, sondern Christus tritt dem Kinde entgegen, sein persönliches Leben gewinnt ihm das Herz, es entzündet Glauben und Leben. So wird der Mensch ohn all Verdienst und Würdigkeit mit Christo eins, und nun mag dieser thatsächliche Zustand im Dogma seinen Ausdruck finden. Ist kein solcher Zustand herbeigeführt worden: was soll dann das Dogma? Es ist Lüge! (Prot. Kirchenzeitung 1892, S. 995.)

Das sind im wesentlichen die Gedanken, die in allen fortschrittlichen Auslassungen über den Religionsunterricht variiert werden, einige radikale Stimmen ausgenommen, von denen die Lehrerschaft nichts wissen will.[1]) Gehört nicht Stirn dazu, daraufhin der modernen Pädagogik den christlichen Charakter einfach abzusprechen? Mit kluger Berechnung wird dann noch auf die Folgen unseres Thuns hingewiesen: Die Volkskirche ist in Gefahr durch den Lehrer! Das zieht! Das bringt den gemeinen Mann, der nicht lange erst prüft und wägt, in Harnisch gegen den Schulmeister, und Hafs und Verfolgung sind die unmittelbaren Wirkungen. Aber das ist ja beabsichtigt. Oder nicht? Was soll denn die Anspielung auf das Gelöbnis konfessioneller Treue, das der sächsische Lehrer abzulegen hat und das übrigens durchaus keine Verpflichtung auf die Methode ent-

---

[1]) Vergl. die treffliche Abhandlung von Conrad Höfer über die Forderung eines pragmatischen Lebens Jesu in den pädagogischen Studien 1897, Heft 3 u. 4.

hält? Dort war's die Menge, hier ist's die Behörde, die auf den Pflichtvergessenen gehetzt werden soll. »Die Herren hoffen auf einen Machthaber, der durch ein sic volo, sic jubeo, stat pro ratione voluntas alle unsere Bestrebungen unterbinde. Ob es aber wirklich einen Machthaber giebt, der so beschränkt ist, durch einen Befehl eine religiöse Erleuchtung hervorrufen zu wollen?« (Schlufs folgt)

Das Kind und die Zahl

eine psychologisch-pädagogische Skizze von **L. Sachse** in Jena

Schon nach den ersten Lebensmonaten unterscheidet nach meinen Beobachtungen und Versuchen das Kind ein gröfseres Stück Zwieback von einem kleineren, eine gröfsere Menschengruppe von einer kleineren u. dergl. mehr. Solche Unterscheidungen sind des Kindes Anfänge im Zählen und Messen. Goethe sagt in der »Zueignung« zur Faustdichtung: »Ihr drängt Euch zu? Wohlan, so mögt Ihr walten!« Ebenso oder noch weit zudringlicher als für den Dichterfürsten die Phantasiebilder aus der Jugendzeit sind für das Kind die Zahlen der Umgebung; sie drängen sich zu, bis sie Aufnahme finden; es kann sich ihrer nicht erwehren. Natürlich stürmen die Zahlen auf das Kind ein ohne das konventionelle Wortgewand »Zwei«, »Drei« etc.

Wollten wir den Kleinen Zeit lassen, so würden sie für die ersten Zahlen ebenso und vielleicht dieselben Namen erfinden, wie die Vorfahren der heutigen Menschheit. So würde z. B. die gegenseitige Verständigung durch Gesten sehr bald wieder dahin führen, die Finger als Zahl-Merker, dann als Zahl-Zeiger, ferner das Wort »Daumen« für »Eins«, das Wort »Hand« für »Fünf«, das Wort »Hand-Hand« für »Zehn« etc. zu benutzen. Das Kind soll aber möglichst bald die Erbschaft der Muttersprache besitzen, und dazu gehören die Zahlwörter.

Jeder der fünf Sinne des Kindes lernt bald zählen. Ich darf diesen Ausdruck mit demselben Rechte brauchen, mit welchem Hermann v. Helmholtz in seiner physiologischen Optik und Albert Lange in seiner Geschichte und Kritik des Materialismus sagen: »Die Sinne denken«, »die Sinne schliefsen«. Beide Forscher wiederholen damit übrigens nur die Ansicht Kants, welcher die Kluft zwischen Verstand und Sinnlichkeit nicht für unüberbrückbar hielt, desgleichen die Auffassung von Cartesius, welcher das sinnliche Wahrnehmen mit zum Denken rechnete. Zweifellos setzt das Zählen das Unterscheiden der Objekte voraus, und dieses findet gleichzeitig mit dem Wahrnehmen derselben statt.

Hauptsächlich werden die Sinne zum Zählen veranlaſst:

1. durch nacheinander in das entsprechende Sinnfeld eintretende, im allgemeinen gleiche Objekte,

2. durch gleiche Objekte mit geringer Anzahl von Merkmalen,

3. durch das Verweilen solcher Objektgruppen im Sinnfelde oder im Gedächtnis,

4. durch die Häufigkeit des Wiedereintritts gleich groſser Objektgruppen in jene Gebiete,

5. durch gleich groſse Gruppen von immer wechselnden Objekten z. B. drei Birnen, drei Steine, drei Kinder etc.,

6. durch allmähliche Zunahme der Gruppengröſse von zwei zu drei, zu vier etc. Objekten,

7. durch gröſste Merkmalverschiedenheiten an den Objekten ein und derselben Gruppe z. B. eine Gruppe von vier Tieren, welche aus einem Pferd, einem Hund, einer Maus und einer Fliege besteht,

8. durch Ausschalten vorhandener und Einschalten neuer Objekte in eine und dieselbe Gruppe ohne Änderung der Gruppengröſse.

Die Gewinnung des Zahlbegriffs als eines Beziehungsbegriffs zwischen Vielheit und Einheit ist ein Akt der Abstraktion. Die Unvollkommenheit unserer Sinne bezüglich ihrer Anzahl, Wahrnehmungsfähigkeit und Funktionsdauer veranlaſst schon ein unbewuſstes und ungewolltes Abstrahieren. Gleiche Reize unter gleichen Umständen erzeugen gleiche Empfindungen, ungleiche Reize entsprechend ungleiche Empfindungen.

Selbst beim abstraktesten Denken arbeitet nicht nur unser Gehirn, sondern sind auch stets bestimmte Leibesorgane zur Mitthätigkeit veranlaſst. Wenn ich ganz lautlos denke, macht mein Kehlkopf alle diejenigen Bewegungen, welche bei gröſserer Intensität das tönende Wort, den tönenden Satz erzeugen. Man versuche nur, stumm zu zählen und lege dabei einen Finger an den Kehlkopf. Bei jeder Aufnahme eines Sinneseindrucks macht das entsprechende Organ eine Bewegung. Zähle ich mit dem Auge, so drehe ich dasselbe von Objekt zu Objekt derart, daſs der Reiz in der Netzhautgrube oder mindestens, je nach der Objektgröſse, im gelben Fleck stattfindet. Die Augenmuskeln machen also ebensoviele Bewegungen und Bewegungspausen, als es gezählte Objekte sind. Dasselbe ist bei den anderen Sinnen der Fall. Sind nun die motorischen Nerven, wie Stricker überzeugend in seinen »Wahren Ursachen« dargethan hat, nicht nur passive Depeschenleiter vom Gehirn zur Peripherie, sondern sind sie auch vom Bewuſstsein erleuchtet, so zählt unser Wille mit Hilfe der motorischen Nerven

die Bewegungen unserer Sinnesmuskeln. Das Leuchten des Bewufstseins im Centralorgan, in den Ganglien und motorischen Nerven beginnt beim Kind ebenso schwach wie alle anderen Funktionen und nimmt nur allmählich an Stärke zu. Aber trotz der gröfsten Bewufstseinshelle des Genies und des gewissenhaftesten Selbstbeobachters ist die Anzahl der vom Bewufstsein kontrollierten Sinnenreize viel geringer als die Gesamtzahl der empfangenen. Wir gleichen dem Schwamm am Meeresgrund, durch dessen Poren viel mehr Stoffe fliefsen, als er für seine Entwicklung zurückhält und zurückhalten kann.

Wenn mit diesen Worten der psycho-physische Vorgang des Zählens richtig angegeben ist, so hat der Unterricht im Zählen die Aufgabe: Erstens das Zahlbewufstsein und die Zählfähigkeit zu steigern durch die oben aufgeführten acht Mittel, zweitens behufs Wechselverkehr des Individuums mit der Gesellschaft den Zahlen allgemeingiltige Namen zu geben. Die schwierigere Aufgabe von beiden ist die letztere; weil sie in der richtigen und schnellen Vereinigung des seelischen Zahlbildes (Zahlvorstellung) mit dem allgemeingiltigen Lautzeichen (Zahlwort) besteht.

Aus dem Vorstehenden ergiebt sich, dafs es nicht richtig sein kann, die Prismen des Tillichschen Rechenkastens vor das Kind hinzustellen mit den Worten: »Das ist die Eins, Zwei, Drei«. Das jüngste Kind weifs es schon besser; denn es hat schon lange vor dem schulpflichtigen Alter aus Gruppen der verschiedensten Objekte die Zahlen Eins, Zwei, Drei abstrahiert. Es ist mit dem Tillichschen Rechenkasten wie mit dem Dezimalsystem: Beide sind am wertvollsten für diejenigen Zwecke, denen sie ihre Erfindung verdankten. Das Dezimalsystem erleichtert die Übersicht und die Benennung beliebig grofser Zahlen durch den gesetzmäfsigen additiven Aufbau und subtraktiven Abbau derselben mittelst dezimaler Einheiten niederer und höherer Ordnungen. Dasselbe System erfordert aber für einen Aufbau der Zahlen durch Multiplikation und Potenzierung, sowie für die Zerlegung durch die inversen Operationen der Division und Radizierung besondere Methoden, welche eben durch jenen dezimalen Aufbau verursacht sind. Erst die Algebra und Analysis befreien uns von diesen Fesseln. Tillich war durch Pestalozzis Übungen im Messen und Schätzen von Geraden und Ebenen mittelst Strecke und Quadrat auf die Versinnlichung der Zahlen durch quadratische Säulen gekommen. Er wollte die Gröfsenverhältnisse der ganzen Zahlen durch die Volumverhältnisse seiner quadratischen Säulen zur Anschauung bringen und zwar nach dem stereometrischen Lehrsatze: »Prismen von gleicher Grundfläche verhalten sich wie ihre Höhen.« Dieser Gedanke, diese

Absicht ist zweifellos bei passender Gelegenheit wertvoll. Aber Messen ist nicht identisch mit Zählen. Wenn man den Rechenunterricht mit dem Tillichschen Rechenkasten beginnt, so kommt das Kind zu der falschen Ansicht oder wenigstens zu dem falschen Gefühl, nach welchem es nur kongruente, sogar nur identische Objekte für zählbar hält. Zählen ist leichter als Messen; denn letzteres schafft erst die zu zählenden Einheiten, und zwar die ganz spezielle Sorte identischer Einheiten. Das Zählen setzt das Vorhandensein isolierter Objekte voraus. Zur Zählbarkeit von Objekten gehört im Grunde nur als einzige Bedingung ihre Existenz, und zwar entweder in Wirklichkeit oder in Gedanken.

Wenn das Kind mit unbenannten Zahlen rechnen soll, so sind die Tillichschen Säulen gänzlich unerlaubt; denn diese sind keine abstrakten Zahlen, sondern sogar mehr noch als benannte Zahlen, nämlich die benannten Objekte selbst. Wozu das Kind erst täuschen und später enttäuschen, wenn es naturnotwendig von Anfang an abstrahieren mufs? Das Abstrahieren kann keinem Menschen gelehrt werden; es ist unsere ureigne Thätigkeit. Ebenso wie die Lunge beim Einatmen nur den Sauerstoff zurückbehält, so behalten wir beim Wahrnehmen dasjenige zurück, wozu uns die Sinne befähigen. Wir können aber das Zählen dem Kinde erleichtern und üben durch die genannten acht Mittel. Karl Friedrich Gauss war durchaus kein mathematisches Wunderkind, weil er im Alter von drei Jahren die Lohnrechnung seines Vaters, des Maurergesellen, als falsch erkannte und berichtigte. Er hatte nur im Krankenbettchen und im düsteren Schlaf- und Wohnstübchen fast als einzige Beschäftigung das Zählen. Ich habe wiederholt Kinder in demselben Alter kennen gelernt, welche die Verbindung des Zahlbildes mit dem Zahlnamen in der Unterhaltung Erwachsener entdeckt hatten und mir z. B. sagten: »Ich habe zwei Beinchen; der Hund hat vier Beinchen.«

Man nehme den Tillichschen Rechenkasten erst dann und nur so lange, als er unterrichtlich bedeutsam ist: Beim Messen und Schätzen der Volumina und bei Veranschaulichung des dezimalen Zahlensystemes. Er ist ein Baukasten mit beschränkter, geometrisch-rechnerischer Verwendbarkeit. Ich bin geneigt, die Frage nach Veranschaulichungsmitteln beim Rechenunterricht mit »Nein« zu beantworten. Das Kind hat soviel zählbare Dinge in seiner Umgebung, soviel Erinnerungsbilder von lebenden und leblosen Gegenständen und unterstützt sein Zählen von selbst durch die Finger, bis es auch diese nicht mehr braucht. Es fordert aber der Abwechselung und Vollständigkeit wegen das Zählen nicht nur mit

dem Gesichtssinn, sondern auch mit dem Gehör-, Tast-, Geschmacks- und Geruchsinn.

Ich bitte den interessierten Leser, diese Skizze nur als ein Gelegenheitsprodukt zu betrachten, zu welchem mich einige Kollegen veranlafsten! Ich kann mich in manchen Punkten geirrt haben, da der behandelte Gegenstand nicht in das Gebiet meiner jetzigen Studien fällt und ich der Praxis fern stehe. Ich lasse mich aber gern berichtigen und freue mich, wenn meine Gedanken anregend wirken.



B Mitteilungen

1. Über den Stand der Volkshochschul-Bewegung in Berlin

Es wird für den Verlauf der Volkshochschulbewegung in ganz Preufsen und Deutschland von der gröfsten Bedeutung sein, wie sich die Dinge in Berlin entwickeln. Leider ist hier bis jetzt wenig Erfreuliches zu berichten.

Die von dem »Wissenschaftlichen Centralverein« i. J. 1878 ins Leben gerufene »Humboldt-Akademie« hat in ihrer Weise Vortreffliches für den Mittelstand geleistet; ihre Hörer haben meist mehrere Kurse nach einander besucht, so dafs sie sicherlich eine recht schöne wissenschaftliche Förderung mit nach Hause getragen haben. Aber sie hat doch eben nur für den Mittelstand gewirkt, und ihr Generalsekretär, Dr. Max Hirsch, hat bei jeder Gelegenheit betont, dafs sie auch nur diesen im Auge hätte. Ebenso hat das i. J. 1868 von Ms. Georgina Archer gegründete »Viktoria-Lyceum« nur der Frauenwelt der höheren Stände gedient.

Das konnte auch gar nicht anders sein, da der Preis für die Vorlesungen beider Institute ein für die niederen Klassen immerhin zu bedeutender war. Bei dem Viktoria-Lyceum hatte das einerseits die Ursache, dafs man Kräfte ersten Ranges für sich werben wollte, andererseits wohl auch die, dafs eine Vermischung mit den unteren Ständen aus sozialen Rücksichten geradezu unerwünscht war; bei der Humboldt-Akademie dagegen war neben dem finanziellen Gesichtspunkt[1]) wohl wesentlich die Meinung ihrer Leiter entscheidend, dafs die unteren Klassen nicht das Interesse an der Wissenschaft nähmen, das zum Anhören einer Vorlesung notwendig ist. Wenigstens suchte man denjenigen Arbeitern und Handwerkern, die dieses Interesse doch zeigten, die wesentlichsten Erleichterungen zu verschaffen, indem man sie, wenn sie darum einkamen, gänzlich von der Zahlung des Eintrittsgeldes befreite.

---

[1]) Übrigens ist die Humboldt-Akademie, obwohl sie für die Vorlesung von 10 Stunden 5 M. von Arbeitern, Schülern, Studenten u. s. w. 3 M fordert, doch noch genötigt, sich um private Zuwendungen zu bemühen und städische Unterstützung in Anspruch zu nehmen.

Aber man vergafs dabei eines — den bei sehr vielen Angehörigen der arbeitenden Klassen ausgebildeten Stolz, der es nicht gestattet, etwas, und zumal aus der Hand der oberen Klassen, geschenkt zu nehmen. Diesem Stolz ist es neben vielen anderen Ursachen zuzuschreiben, dafs die Humboldt-Akademie aus den unteren Ständen nie so viel Zuhörer gehabt hat, dafs sie auf den Namen einer »Volkshochschule« Anspruch machen könnte. Die »Skizze ihrer Thätigkeit und Entwicklung 1878—1896«, die anläfslich der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896 herauskam und sich im Nebentitel etwas anspruchsvoll »Ein Beitrag zur Volkshochschul-Frage« nennt, vermeidet es, eine Statistik über den Stand der Hörer der verflossenen 18 Jahre zu geben, gesteht aber (S. 35) zu, dafs der »Nährstand« unter allen Ständen am schwächsten vertreten war (nach meinem Urteil machte er im Durchschnitt nicht über 1 % der Hörerschaft aus!!). Trotzdem ging die Humboldt-Akademie noch weiter, indem sie in dem Augenblick, in dem bekannt wurde, dafs eine Anzahl von Professoren der Berliner Universität dem akademischen Senat einen Antrag auf Einrichtung von Volkshochschulkursen unterbreitet hatte, sich mit kühnem Griff den Namen einer »Volkshochschule« an die Stirn schrieb; jetzt richtete sie auch im Osten eine Lehrstätte ein, in der die Kurse statt wie sonst aus 10 nur aus 6 Stunden bestehen und bei weitem billiger sind als die in den anderen Stadtteilen veranstalteten. Trotzdem hat sich, wie bei diesen Antecedentien nicht anders zu erwarten war, bei weitem nicht der Erfolg eingestellt, der mit einer solchen Einrichtung erzielt werden kann, und wird sich auch aller Voraussicht nach in Zukunft nicht einstellen.[1])

Der Antrag der Berliner Professoren hatte leider das Unglück, zu gleicher Zeit noch einer anderen Stelle die Anregung zu einem Versuch in der Richtung der Volkshochschul-Bewegung zu geben. In der Presse erschienen vom Beginne des Jahres 1897 ab kürzere und längere Notizen, die unterzeichnet waren »Deutscher Volkshochschulverein, J. A. Ernst Liers, 1. Schriftführer«, und die von dem Unternehmen dieses Vereins erzählten; er wollte volkstümliche Vorlesungen und Einzelvorträge veranstalten, die einerseits dadurch charakterisiert sein sollten, dafs sie in den Hörsälen der Gemeindeschulen stattfinden, und andererseits dadurch, dafs sie unentgeltlich sein sollten. Schon hieraus war in Verbindung mit der Fassung der Notizen sowie nach der ganzen Entwicklung, die die Sache durchmachte, zu erkennen, dafs die Leitung des Vereins keine grofse Kenntnis der Bewegung, die er vertreten sollte, haben konnte. Trotzdem waren aber wohl nur wenige Personen, die wufsten, dafs der ganze Verein — nur aus einer Person, eben der des Herrn Liers, bestand; vor allem liefs sich die gesamte Berliner Presse, mit alleiniger Ausnahme der »National-Zeitung«, dupieren und brachte fortgesetzt Notizen über den Verein. Im Herbst 1897 fanden dann wirklich einige Vorlesungen statt, nachdem schon im Sommer mehrere Einzelvorträge veranstaltet worden waren (als wenn in Berlin daran Mangel wäre!); indessen waren die Vorlesungen nur verhältnismäfsig schwach (bis zu 60 Personen etwa) besucht, was nicht Wunder nehmen kann, da sie sämtlich verschiedene Stundenzahlen aufwiesen (entschieden ein Fehler für eine derartig junge Veranstaltung), und da ferner teilweise recht ungünstige Stadtgegenden gewählt waren — nur dem Prinzip zu liebe, dafs die Vorlesungen in den

---

[1]) Auch die naturwissenschaftlichen Kurse der »Urania« und der »Deutschen Gesellschaft für volkstümliche Naturkunde« sind immerhin zu teuer, als dafs die unteren Klassen sich an ihnen beteiligen könnten. Dazu kommt noch, dafs sie bereits 8 Uhr abends begannen.

Aulen der Gemeindeschulen abgehalten werden sollten. — Aufserdem wechselten die Zuhörer zu oft (was fast immer zu geschehen pflegt, wenn kein Eintrittsgeld erhoben wird) und setzten sich in einzelnen Vorlesungen fast nur aus bestimmten Ständen zusammen — wohl zumeist eine Folge der für Anfangs-Vorlesungen zum Teil auch nicht ganz geeigneten Themata. So wollte sich denn, namentlich bei den Vortragenden, nicht jene Freudigkeit einstellen, die einem solchen Werke erst den schönsten Schmuck verleiht, und diese Unbefriedigung hat sich später in weitere Kreise verbreitet.

Da die Anfragen nach den Personen, die den Verein leiteten, sich beständig mehrten, berief Herr Liers endlich im Januar 1898 eine Versammlung, die den Verein endgiltig konstituieren sollte, nach dem Bürgersaal des Rathauses. Er hatte zu dieser Versammlung auch Einladungen ergehen lassen, unter denen eine Reihe von Namen stand, von denen wenigstens einige in der Öffentlichkeit bekannt waren. Indessen war von allen diesen Personen fast niemand erschienen; das erklärt sich daraus, dafs dieselben vor längerer Zeit zwar Herrn Liers auf persönliche Anfrage zu erkennen gegeben hatten, dafs sie die Veranstaltung von Volkshochschulkursen für wünschenswert hielten, ohne sich jedoch mit den vorgeschlagenen Wegen einverstanden zu erklären — dafs sie aber nicht benachrichtigt oder um Erlaubnis gebeten worden waren, ihre Namen unter jene Einladung zu setzen, und dafs sie daher grofsenteils über diese Handlungsweise ziemlich aufgebracht waren. Die Versammlung war denn auch kaum von jemand besucht, der einige Kenntnis der Volkshochschul-Bewegung besafs, in der Diskussion sprach Herr Dr. Max Hirsch gegen die Gründung des Vereins, da ja schon die Humboldt-Akademie bestände und die Arbeiter doch kein Interesse für wissenschaftliche Vorlesungen hätten, andere entgegneten ihm, endlich wurde von der Versammlung die Gründung des Vereins beschlossen und alle weiteren Schritte einer Kommission übertragen. Diese beriet zunächst über die Satzungen; sie forderte dabei den Schreiber dieses, der in der Versammlung gesprochen, ihr aber zu bedenken gegeben hatte, ob die Gründung des Vereins wirklich zweckmäfsig sei, und nicht für diese gestimmt hatte, auf, ihr Ratschläge zu geben; derselbe that dies auch, um wenigstens den guten Kern aus der Sache zu retten, und entwarf Satzungen, die von der Kommission fast unverändert angenommen wurden. Auch im übrigen wurden die utopischen Pläne des Herrn Liers gemildert und ins Praktische zu übersetzen gesucht. Dennoch ist Schreiber dieses der Ansicht, dafs der Verein etwas Erspriefsliches kaum wird leisten können, da die durch die Handlungsweise des Begründers hervorgerufenen Antipathieen es nicht dahin kommen lassen werden, dafs der Verein das öffentliche Interesse und die öffentliche Achtung erwirbt, und da niemand sich an seiner Leitung beteiligt, der eine genügende Sachkenntnis besäfse. So wird alles weitere Vorgehen dieser nunmehr (gegen die Stimme des Herrn Liers) bescheidener »Volkshochschulverein zu Berlin« getauften Organisation wahrscheinlich nur den Erfolg haben, die Bewegung, die in ganz anderer Weise begonnen werden müfste, zu kompromittieren.

Auch über den Fortgang der Bewegung unter den Berliner Hochschulprofessoren ist wenig Erfreuliches zu berichten. Man hatte wohl gehofft, dafs unter dem neuen Rektorat von Gustav Schmoller der Antrag auf Einrichtung von Volkshochschulkursen durch die Universität, der im vorigen Jahre[1]) unter dem Rektorat des Juristen Brunner abgelehnt worden war, mehr Aussicht auf Erfolg

[1]) Siehe diese Zeitschrift, Jahrgang 1897, S. 53 f.

haben würde; wer aber Schmoller kannte, mufste sich sagen, dafs er sich jetzt, als Rektor, als viel gebundener erachten würde, als da er dieses Ehrenamt nicht bekleidete, und dafs er deshalb jedenfalls kaum energisch für die Sache eintreten würde. So ist denn auch in diesem Jahre abermals eine Ablehnung erfolgt, zumal die Gegner inzwischen einen neuen Grund dafür gefunden hatten. In dem Statut der Berliner Universität vom 31. Oktober 1816 wird nämlich als ihr Zweck angegeben: »Die allgemeine und besondere wissenschaftliche Bildung gehörig vorbereiteter Jünglinge durch Vorlesungen und andere akademische Übungen fortzusetzen und sie zum Eintritt in die verschiedenen Zweige des höheren Staats- und Kirchendienstes tüchtig zu machen.« Diesem Paragraphen zu liebe wurde der abermals eingebrachte Antrag abgelehnt! Bis jetzt ist indes noch nichts davon verlautet, dafs nun auch diejenigen immatrikulierten Studenten, die das Jünglingsalter längst überschritten haben (wie pensionierte Offiziere u. s. w.) aus den Listen gestrichen worden seien, oder dafs man die Hunderte von Hörern aller möglichen Stände, denen der Besuch von Vorlesungen ohne Immatrikulation gestattet ist, fortgejagt hätte. Konsequenterweise müfste das bei so übertriebener Gewissenhaftigkeit doch geschehen. — Wem drängt sich hierbei nicht der Gedanke auf, dafs die Männer, die den Grundstein zu der Universität Berlin gelegt haben, die Wilhelm von Humboldt und Altenstein, die Nicolovius und Süvern, die Fichte und Schleiermacher ob dieser Barbarei die Hände über den Kopf zusammenschlagen würden!

In Wien hat man seiner Zeit nach der Gründungsurkunde des Jahres 1365 gar nicht gefragt; und wenn man es gethan und eine ähnliche Bestimmung gefunden hätte, so hätte sicherlich der gesamte Senat Schritte gethan, das Statut zu ändern. Es hat eben offenbar in Berlin an dem guten Willen einer Anzahl Senatsmitglieder gefehlt. In Klausenburg in Ungarn ist neulich der Antrag des Ausschusses, den man für die Volkshochschulfrage eingesetzt hatte, einstimmig und ohne Debatte vom akademischen Senat genehmigt worden. Sind denn unsere Universitätsprofessoren wirklich aus anderem Schrot und Korn als die österreichischen?

So bleibt den Anhängern der Volkshochschulbewegung unter den Berliner Professoren nichts übrig, als sich mit einem Immediatgesuch um Änderung jenes Verfassungsinstituts vom Jahre 1816 an Se. Majestät den König zu wenden.

Übrigens haben kürzlich Konferenzen zwischen den Rektoren der Berliner Hochschulen zur Beratung der Frage stattgefunden. Wie es scheint, besteht die meiste Neigung für eine Förderung der Volkshochschulsache an der Universität, zumal unter den jüngeren Dozenten, während an der technischen Hochschule einer der bekanntesten Professoren, der lieber vor den allerhöchsten Herrschaften spricht als vor Arbeitern, manche Gesinnungsgenossen zu haben scheint. Immerhin kann es wohl selbst jetzt noch kaum an einem Erfolge fehlen, wenn man energisch vorgehen wollte, zumal man auch im Kultusministerium den Volkshochschul-Bestrebungen wohl nicht ungünstig gesinnt sein kann. Doch müfste eine Entscheidung bald herbeigeführt werden, da sonst neben der Humboldt-Akademie auch der »Volkshochschulverein zu Berlin« den Versuch machen würde, in notdürftiger Weise das zu bieten, was in erfolgreicher und untadelhafter Art und Weise nur von Volkshochschulkursen geleistet werden kann, die von der Universität eingerichtet sind und vom Staate subventioniert werden. Dr. Ernst Schultze in Bonn

N. S. Mehrere Wochen, nachdem ich die vorstehenden Mitteilungen niedergeschrieben hatte, ist von den energischsten Anhängern der Sache unter den Ber-

liner Professoren der Beschlufs gefafst worden, nunmehr ohne direkten Zusammenhang mit der Universität an die Veranstaltung von volkstümlichen Vorlesungen zu gehen. Im nächsten Winter werden zunächst sechs derartige Volkshochschulkurse stattfinden.

---

2. Randbemerkungen zu moderner Pädagogik

Von —e

Es wird niemand ernstlich bezweifeln, dafs neben der Vertiefung in die neuen Erzeugnisse der Litteratur immer auch die Besinnung auf die seitherige pädagogische Erkenntnis und die Auseinandersetzung mit derselben nötig sei. Von diesem Gedanken ausgehend, setzen wir unsere früheren mit Randbemerkungen begleiteten Mitteilungen (1897, S. 59) unter einer umfassenderen Überschrift fort. Unsere nächste Absicht ist, die a. a. O. (S. 61) aufgeworfene Frage nach den obersten Grundsätzen oder Prinzipien moderner pädagogischer Bewegungen bis zu einer über blofses Wähnen und Meinen (Päd. Studien 1897, S. 225 und Jahrbuch des V. f. w. P. 14 S. 278) hinausreichenden Sicherheit zu verfolgen. Wir werden also nachforschen, was dieser oder jener Bestrebung zu Grunde liegt oder gelegt wird; in welche Fächer der pädagogischen Geschichte man sie etwa einzureihen hat; ob thatsächlich, wie ein angeführter Ausspruch behauptete, etwas ganz Neues in die gegenwärtige Welt eingetreten ist und wie es weiter mit der gleichfalls behaupteten Unwiderleglichkeit dieser neuen Lehren steht.

Unter der Überschrift: »Ein Jubiläum« bespricht Rifsmann (Deutsche Schule 1897, S. 577—92) die Bedeutung und Wirkung der vor 25 Jahren erlassenen »Allgemeinen Bestimmungen« in einer Weise, die wegen ihrer Schärfe und Freimütigkeit Beachtung verdient, aber doch auch da und dort uns ein Fragezeichen nahegelegt hat. Die nach 1848 eintretende Reaktion war, so führt er aus, der letzte Kampf gegen den bürgerlichen Liberalismus, wurde aber seitens der Geburtsaristokratie geführt gegen den demokratischen Zug, seitens der Kirchenmänner gegen den Individualismus desselben. Der pädagogische Vertreter dieses Liberalismus war Diesterweg. »Befreiung des Individuums von den seine ungehinderte Bethätigung hemmenden sozialen Schranken« war der politische Glaubenssatz und demgemäfs »Entwicklung des Individuums losgelöst von sozialen Einflüssen, Bildung des Einzelnen als Selbstzweck« der pädagogische. Diesem Standpunkt gegenüber waren die Regulative nicht, wie man gemeint hat, eine Sammlung von frommen Redensarten, sondern der Ausdruck einer in sich geschlossenen pädagogischen Anschauung, nämlich des Sozialprinzips, nur unter entschiedenem Übergewicht desselben über das Recht der Individualität. »Die Regulative wollen, sagte Stahl, dafs gegebene Wahrheiten, gegebene Pflichten, gegebene Zustände begriffen werden... Dagegen ist die Aufgabe des entgegenstehenden Systems, den Jüngling zu erziehen zur Kritik, zum Verlangen nach Verbesserung.« — Verfasser deutet leider nicht an, wie viel das Recht der Individualität wiegen darf und was der Jüngling kritisieren kann oder was er anerkennen mufs. Auch die folgende Bestimmung: »Bildung zu geistiger Freiheit und Selbständigkeit«, im Gegensatze zu der regulativischen »Unterwerfung des individuellen Denkens unter die Autorität der sozialen Gewalten«, sagt nicht bestimmt, wovon sich der Zögling frei und woran er sich gebunden fühlen soll. Gegen Stahl, den Theoretiker der Reaktionszeit, wie auch gegen den liberalistischen Indivividualismus hat aber die Herbartsche Schule damals einen längeren Kampf geführt; man vergl. besonders Thilo, Die Stahlsche Rechts- und Staats-

lehre; Kritische Zeitschr. für d. Rechtswiss. Bd. 4, 1857 und: Die theologisierende Rechts- und Staatslehre mit besonderer Rücksicht auf die Rechtsansichten Stahls, Leipzig 1861. Man kann die Ausstellungen an Stahls Theorie dahin zusammenfassen, dafs nach derselben die sozialen »Gewalten« eben nur als Gewalten das Recht haben sollten, andere ihrer Autorität zu unterwerfen, dafs an eine wirklich ethische Begründung des Rechts, diese Gewalt so oder so auszuüben, nicht gedacht, ja die Notwendigkeit und Möglichkeit einer solchen Begründung überhaupt geleugnet wurde (vergl. diese Zeitschr. 1897, S. 414 f. über die Ethik Hegels und seiner Nachfolger als blofse Machtlehre); endlich dafs sie gerade in diesem obersten Rechtsprinzip mit dem bekämpften Liberalismus auf demselben Grunde ruhe. Da also die Macht blofs an ihren Willen gebunden ist und nur wollen wird, was ihr irgendwie nützlich erscheint, so ergiebt sich als der eigentliche Grund der Anschauungsweise, welche Thilo bekämpft, die Ansicht, »das sittlich Gute sei nichts mehr und nichts anderes als das Nützliche, Zweckmäfsige, d. h. das, was nach Vernunft und Erfahrung zur Wohlfahrt, zur Glückseligkeit dienlich sei.« (Dörpfeld, Zur Ethik, Gesammelte Schriften XI, S. 193.) Dieser Anschauung wurden die, wiewohl in anderer Weise, gleichfalls gegebenen, aber von Macht und Thatsächlichkeit unabhängigen Wertbegriffe in Herbarts Sinne entgegengehalten. »Das Gute ist von dem Nützlichen wesentlich verschieden. Wie das Schöne wohl auch zugleich nützlich sein kann, aber doch etwas wesentlich anderes ist als das blofs Nützliche: so verhält es sich auch mit dem Guten.« (Dörpfeld a. a. O.) Läuft nun unsere obige Frage, wodurch sich Verfasser der vorliegenden Jubiläumsarbeit das Recht der Individualität richtig begrenzt denkt, nicht eigentlich darauf hinaus, welcher der beiden grundverschiedenen Ansichten er sich anschliefst?

Die prinzipiellen Grundlagen der Regulative, sagt er weiter, haben niemals allgemeinere Anerkennung gefunden. Vielmehr bildete sich trotz der gesetzlichen Geltung der Regulative infolge der wirtschaftlichen Entwicklung aus dem bürgerlichen Liberalismus heraus die neue Aristokratie des Kapitals, und ebenso wurden aus den Verfechtern der konservativen Prinzipien allmählich Vertreter von Interessen. Auch der »Kulturkampf« war thatsächlich nur ein Kampf um die Herrschaft zwischen dem so entwickelten Liberalismus und der Kirche. Ihm fielen die Regulative zum Opfer, aus Rücksicht auf den Geheimrat Stiehl aber unter einer kleinen Feierlichkeit, der Juni-Konferenz von 1872. Schon ihre Zusammensetzung liefs erkennen, dafs es auf nichts anderes abgesehen war: eine extreme Rechte, eine extreme Linke, dazwischen Schulaufsichtsbeamte und Lehrerbildner, die, in Tradition und Formalismus ergraut, im besten Falle Männer des gesunden Menschenverstandes waren; »abseits endlich ein Prediger in der Wüste, der Barmer Dörpfeld, der zwar jederzeit vorzüglich zu belehren, aber niemals zu diskutieren verstanden hat, und der nun die Versammelten mit seiner wohlschematisierten Pädagogik traktierte, ohne darnach zu fragen, ob die Herren sie zu verstehen in der Lage oder des guten Willens seien.« — Hier müssen wir fragen: Ist zwischen Belehren und Diskutieren ein Unterschied bei einem Manne, der auf keine hinter ihm stehende Macht sich berufen, sondern nur innerhalb bestimmter Geschäftsformen seine Meinung sagen kann und die Hoffnung hegen darf, dafs doch vielleicht ein oder das andere Korn entkeimen werde? Bei einem Manne, von dem Verfasser selbst an anderer Stelle gesagt hat, dafs er bei seiner litterarischen Thätigkeit methodisch verfahren sei, und der es doch gewifs an jener wichtigen Stelle mit seinen mündlichen Äufserungen nicht leicht genommen haben wird? War es nötig, zur Erklärung der Erfolglosigkeit der Beratungen von persönlicher Unfähigkeit eines Teilnehmers zu reden, wenn

bei dessen Hörern sogar der gute Wille, die vorgebrachten Darlegungen zu verstehen, angezweifelt wird und die Konferenz absichtlich unzweckmäfsig zusammengesetzt worden war? Oder reicht etwa, da dies alles sich kaum bejahen läfst, jener prinzipielle Unterschied ethischer Anschauung bis hierher, weil es nach der ersteren »nützlich« erscheinen kann und darum selbstverständlich erlaubt ist, die »Macht« persönlicher Ausstellungen anzuwenden?

Die »Allg. Bestimmungen« wurden ohne Rücksicht auf die Beratungen der Konferenz ausgearbeitet. Sie enthalten nicht wie die Regulative prinzipielle Erörterungen, aus denen die einzelnen Anordnungen abgeleitet werden, aber diese Anordnungen selbst sind doch eine »Pädagogik des Liberalismus«. Allerdings nicht des von Diesterweg vertretenen »idealen Liberalismus«, sondern des im materiellen Wettkampfe grofs gewordenen Liberalismus von 1870, der die möglichst vollkommene Ausrüstung des Individuums für den Kampf ums Dasein, die Ausbildung zur bürgerlichen Brauchbarkeit von der Schule forderte. — Das heifst also erstens: Die Allgemeinen Bestimmungen waren wie die Regulative das Werk einer »sozialen Gewalt«, nur einer anderen. Zweitens: Ein grofser Teil des pädagogischen Publikums hat sich viele Jahre lang täuschen oder auch über das richtige Mafs hinaus begeistern lassen von einer Doktrin, die einseitig und unpädagogischen Ursprunges war; denn die Bildung zu bürgerlicher Brauchbarkeit, für die nun wirklich besser gesorgt ward, gehört zwar ohne Zweifel mit zu dem mehrfachen Ziele der Schule, aber nur im rechten Verhältnisse zu dem sonst noch Nötigen, und dieses Verhältnis wurde nicht weniger stark verletzt wie bei den Regulativen, nur wiederum zu gunsten einer anderen Gesellschaftsgruppe. Drittens: In diesen Fehler verfiel der Liberalismus von 1872, weil er das »individualistische« Erziehungsziel, das einen Diesterweg begeistert hatte, für seine trotz des beibehaltenen Namens anders gewordenen Zwecke nicht mehr brauchbar fand und nun, ebenfalls nach Art blofser »Gewalten« handelnd, pädagogische Erwägungen nur so weit befolgte, als es diesen Zwecken zu dienen schien. — Ob die Pädagogen für sich aus dieser lehrrreichen »Entwicklung« der hier in Frage kommenden politisch-wirtschaftlichen Partei genug gelernt haben? Verfasser stellt einstweilen blofs fest, dafs sie nach 25 Jahren nur geteilte Freude an dieser Entwicklung haben können.

Die neugeschaffene Mittelschule, fährt er fort, entsprach nicht mehr den demokratischen Prinzipien, sondern denen des Klassenstaates. Die Bestimmungen über Lehrerbildung haben im Laufe der 25 Jahre zu recht fühlbarer Überbürdung der Seminare geführt, weil die Präparandenbildung in den alten Bahnen blieb. Auch in dem, was die »Allgemeinen Bestimmungen« Gutes brachten, sind sie seitdem in mehrfacher Hinsicht überholt worden. Zwar machte Dörpfelds Nachweis (in den »Zwei dringlichen Reformen«, 1883), dafs ihr Urheber selbst die einfachsten Grundsätze der Lehrplantheorie aufser acht gelassen habe, noch wenig Eindruck, denn »der Gedanke, dafs auch die Pädagogik dazu berufen sei, aus einer Rezeptensammlung eine Wissenschaft zu werden, war für Preufsens Schulmänner noch nicht geboren.« Aber seitdem hat der Herbartanismus »uns gelehrt, das pädagogische Gebiet wissenschaftlich zu bearbeiten. Die Erziehungslehre, bis vor kurzem eine Häufung von Gemeinplätzen und mehr oder minder willkürlich aufgestellten Regeln und Praktiken, gestaltet sich unter seinem Einflusse immer mehr zu einem in sich einigen System wohlfundierter Begriffe.« Neben einem solchen kann der Lehrplan der Allgemeinen Bestimmungen nicht bestehen. In Bezug auf die Organisation des Schulwesens und den Inhalt des Unterrichts sind dieselben überholt worden von der neuen Bewegung, die man als Sozialpädagogik bezeichnet. Diese

sieht das Ziel der Erziehung nicht in der Entwicklung des Einzelnen, in seiner harmonischen Ausbildung (Diesterweg) oder in der bürgerlichen Brauchbarkeit; ihr Unterricht sucht vielmehr dem Schüler die Überzeugung einzuprägen, »dafs er nicht für sich selbst lerne, sondern zum Dienst im Ganzen, und dafs das Wissen und Streben des Einzelnen nur dadurch einen wahrhaften Wert erlange, dafs es dem sozialen Ganzen diene, in das sich der Einzelne durch Geburt und Lebensschicksal gestellt sieht, und dem er angehört mit dem besseren Teile seines Ich.« —

Diese Schlufswendung Rifsmanns von der Individual- zur »Sozialpädagogik« ist den früheren Darlegungen gegenüber nicht ganz klar. Denn die Allgemeinen Bestimmungen enthielten, wenn man den Ausdruck einmal gebrauchen will, eine Sozialpädagogik, die man mit Hilfe der eben angeführten Bestimmungen kaum kritisieren könnte. Zur genaueren Begriffsbestimmung sagt er aber an anderer Stelle (Deutsche Schule 1898, S. 6): Man hat als Kern der sozialen Frage das Aufstreben des arbeitenden Standes i. e. S. erkannt. »Mit dieser Erkenntnis hat das vieldeutige Wörtchen »sozial« eine neue Bedeutung gewonnen. Wendete man es einst vorwiegend an, um eine Beziehung zu den Theorieen der sozialdemokratischen Wirtschaftsreformer auszudrücken; bezeichnete man dann damit den ganzen Kreis der Bestrebungen, die zur Förderung des Gesamtwohls in der Gegenwart von den verschiedensten Seiten her empfohlen werden: so fängt man jetzt an, den Gebrauch des Wörtchens auf jene Bewegung einzuschränken. In diesem Sinne stellt man dem »Sozialismus« den »Individualismus« gegenüber und versteht unter ersterem die Abwehr einer eigensüchtigen Interessenpolitik, die nur einer Minderheit Nutzen bringt.« Wir wollen von den Reformen, die hierdurch im wissenschaftlichen Sprachgebrauch nötig werden, hier nicht weiter reden; der Zeitgeist rast und will sein Schlagwort haben. Aber eine wahrhafte Sozialpädagogik ist, soweit sie sich überhaupt durch direkte Beziehung auf das »Wohl« bestimmen, definieren läfst, nur die zweite Art, die das Gesamtwohl im Auge hat. Dagegen kann eine einseitig auf das Wohl der arbeitenden Klassen i. e. S. blickende Richtung in der Pädagogik wie in der Politik trotz des schönen Namens gerade so, wie es Rifsmann bei den anderen Parteien konstatiert hat, in einen Minderheits-Individualismus umschlagen, der das Gesamtwohl schädigt. Dafs er nun, trotzdem sich praktische Bestrebungen nach den Umständen und Verhältnissen formen müssen, diese zweite, für die Pädagogik als Wissenschaft allein berechtigte Auffassung von Sozialpädagogik vertrete, wird unsicher durch die Rede von der Neuheit der Sache. Denn in diesem Sinne ist sie ebensowenig »eine« Pädagogik als eine neue, sondern nur eine »Seite« der Einen und ganzen Pädagogik (vergl. diese Zeitschr. 1897, S. 59), und diese bedarf des neuen Namens kaum. Hierin zeigt sich aber die Spur einer vierten Auffassung. Die Sozialpädagogik wendet sich, sagt er an anderer Stelle (Deutsche Schule 1897, S. 699) 1. gegen den utilitaristischen Individualismus der Philanthropen und der englischen Pädagogik; 2. gegen das Prinzip der »harmonischen Bildung«, wie es die Pestalozzische Schule aufstellte; 3. gegen den »Ethicismus der Herbartschen Pädagogik«. Von den Utilitaristen brauchen wir nicht mehr zu reden. Über die harmonische Bildung aber ist zu sagen, dafs sie, wenn sie hinlänglich bestimmt wird, mit dem ethischen Erziehungsziel der Herbartianer zusammen- oder genauer in dasselbe mit hineinfällt. Vergl. Herbart, Allg. Päd. 1. Buch, 2. Kap. II. (»Dadurch wird der Sinn des gewöhnlichen Ausdrucks: harmonische Ausbildung aller Kräfte, erreicht sein«) nebst den Anmerkungen in Willmanns Ausg. der Päd. Schr. I, S. 365 ff. Hier werden dann die ethischen Zwecke über alle anderen gesetzt und es wird behauptet, dafs nur dies »den Kräften eines gesunden und

geistig lebenden Menschen eine freie und feste Bestimmung geben kann.« Damit läfst sich dann sowohl die »Freiheit« und »Selbständigkeit« des Zöglings (s. oben), als auch der pädagogisch notwendige und zulässige Einflufs der Gesellschaft bestimmt abgrenzen. Dies ist bis jetzt, so weit also der »Herbartische Ethicismus« die Grundlage der Erörterung bildet, am umfassendsten geschehen in Zillers »Grundlegung«. Wenn diese Theorie als Ganzes, also abgesehen von etwaigen einzelnen Mängeln, »individualistisch« genannt wird, so kann das bei Kritikern. die ihren Gegenstand kennen, nicht daran liegen, dafs in derselben der Einzelne als »losgelöst von den sozialen Einflüssen« betrachtet wird, denn das geschieht nicht, sondern daran, wie der Einzelne und das Ganze ins Verhältnis gesetzt werden. Welches ist nun das gewünschte Verhältnis? Welcher »Ethicismus« liegt demselben zu Grunde? In welcher Weise soll das Wissen und Streben des Einzelnen, der eigentliche Gegenstand unserer pädagogischen Arbeit, dem »sozialen Ganzen« dienen? Und welcher Art ist dieses Ganze, wenn der Einzelne demselben nur »mit dem besseren Teile seines Ich« angehört, nicht, wie andere Leute glauben, auch mit dem schlechteren?

Auf solche und ähnliche Fragen hat R. Schöne in einer kritischen Arbeit: »Sozialpädagogisches aus Frankreich und aus Berlin« (Frankfurter Schulzeitung 1898 Nr. 5/6.) bestimmt Antwort zu geben gesucht, die aber von Rifsmann zurückgewiesen worden ist. Wir kommen auf den lehrreichen Streit später zurück.

Im I. Teile skizziert Verfasser den Hauptinhalt einer Schrift von dem französischen Sozialpolitiker Edmund Demolins: A quoi tient la supériorité des Anglo-Saxons? (Paris 1897.) Hierin wird das heutige französische Schulwesen in folgender Weise charakterisiert: Das französische Volk, hier also die Mehrheit der Eltern, mifst der Thätigkeit im öffentlichen Civil- und Militärdienst einen höheren Wert bei als den unabhängigen Erwerbszweigen und verlangt daher von der Schule nur, dafs sie ihre Kinder glücklich durch die vor der Anstellung zu bestehenden Prüfungen bringe. Der Staat wird durch den Zudrang genötigt, die Prüfungen immer mehr zu erschweren. Die Schulen endlich werden dadurch gezwungen, alles auf gedächtnismäfsige Aneignung der vorgeschriebenen Stoffmengen einzurichten; zur Vertiefung, zur Übung der geistigen Kräfte und zur Bildung selbständigen Urteils ist keine Zeit. Zu dem Pauksystem (chauffage) kommt die kasernenartige Einrichtung der grofsen Internate. So bildet man brauchbare Leute für die bureaukratische Hierarchie und, soweit sie hier nicht ankommen, für den privaten Verwaltungsdienst und für seichte Journalistik, aber keine Männer mit durchdringender Geisteskraft, mit persönlichem Selbstbewufstsein und eigner Initiative. — Die ähnlichen Ausführungen Demolins' über das deutsche Schulwesen übergeht Verfasser, folgt aber dann seinem Führer nach England in die Anstalt zu Abbotsholme (worüber man diese Zeitschr. 1897, S. 398 vergleichen wolle). Die hier gepflegte Art der Individualpädagogik leistet das, was auf jenem ersten Wege nicht zu erreichen ist. »Wo die alte Sozialpädagogik herrscht, giebt es nur wirtschaftlichen Niedergang, träge Ruhe, politische Revolutionen; da aber, in der Domäne der Individualpädagogik, findet man mächtigen Aufschwung, rüstigen Fortschritt und wunderbare Entwicklung.«

Der II. Teil befafst sich mit Arbeiten von Rifsmann und Bergemann (auf welche diese Zeitschr. z. T. schon hingewiesen hat), in denen mit dem Worte »Sozialpädagogik« eine »wundersame Art pädagogischen Mummenschanzes getrieben wird.« Der erstere sieht gegenwärtig den Kern der sozialen Frage in dem Aufstreben des »arbeitenden Standes« im engeren Sinne des Wortes; Individualismus ist also »eigensüchtige Interessenpolitik« auf Seiten der anderen Stände. Sozialismus ist umgekehrt die Abwehr dieser Interessenpolitik, und die beiden entsprechenden Arten der Päda-

gogik charakterisieren sich dadurch, dafs sie durch Theorie und Tendenz, durch Einrichtungen und Mafsnahmen je eine dieser »Politiken« unterstützen. In jedem Falle aber wird die Schule auf diese Art ein blofses politisches Machtmittel bald dieser, bald jener Majorität. Bergemanns Sozialpädagogik ist nicht die Folge praktischer Ziele, sondern der »universellen Tendenz« der evolutionistischen Weltanschauung. Praktisch aber führt sie gleichfalls zu widernatürlichen Mafsnahmen, und hier lautet die Quintessenz der pädagogischen Weisheit: dem Zeitgeiste gehorchen. (Verfasser scheint zu übersehen, dafs auch die Pädagogik von Demolins gerade so wie die von Rifsmann und Bergemann eine Sozialpädagogik ist, nur eine etwas andere, mit allgemein-politischem Ziele. Auch bei Demolins ist die Erziehung nur ein politisches Mittel, und über die von der Politik ausgehenden Versuche einer Lehre vom Schulwesen gilt wohl noch immer Magers Wort: »Da derjenige niemals eine Sache recht kennen lernt, der damit anfängt, sie als Mittel zu etwas anderem zu betrachten, und der Weg von der Politik zur Pädagogik ein verkehrter ist, so sind diese Ansätze und Anfänge durchgängig unbrauchbar, wenn sich auch da und dort ein guter Gedanke in ihnen findet.«)

3. Dörpfelds Fundamentstück

(Siehe Natorp, Die Deutsche Schule 1898, H. 1.)

Verfasser hält Dörpfelds Beweisführung für »siegreich«, sofern sie »nur« Decentralisation und Selbstverwaltung im Schulwesen, Selbständigkeit des Lehrerstandes, Sittenaufsicht über die Jugend aufserhalb der Schule will, »während sie anfechtbar wird, wo immer sie über dieses Ziel hinausgeht.« Dieses Ergebnis der Kritik mufs befremden, da doch die während eines Zeitraumes von 30 Jahren angestellten Erörterungen immer nur das eine Ziel hatten, jene Selbstverwaltung als natürlich, als ethisch begründet, als zweckmäfsig zu erweisen und da, wo sie thatsächlich bestand, gegen die Anläufe der Centralisierungssucht zu schützen. Nach Natorp geht es aber schon über das Ziel hinaus, dafs Dörpfeld für jede Schule eine eigene Schulgemeinde fordert, d. h. einen Verband der die Schule beschickenden Familien, der seine Vertretung wählt. Denn da Dörpfeld bei seinen Vorschlägen eigentlich volle Selbstverwaltung in der Kommune voraussetze, so sei doch die bürgerliche Gemeinde überhaupt nichts als ein seine Behörden und Vertretungen selbständig wählender Verband von Familien. »Wozu braucht es also noch eigene Verbände zur Vertretung des »Familieninteresses« an der Schule? Stehen nicht die Schulangelegenheiten mit den sonstigen bürgerlichen Angelegenheiten im allgemeinen gleich, und mit allen in enger Verbindung? »Familie, Gemeinde und Staat dürfen überhaupt nicht, wie Dörpfeld in der Lehre von den »Schulinteressenten« thut, als nebengeordnete Faktoren behandelt werden. Sie stellen nur die bürgerliche Gemeinschaft in verschiedenen Instanzen dar. Diese bürgerliche Gemeinschaft, welcher Kommune und Familie als Glieder angehören, ist der Träger der Kultur und der wirkliche »Vollinteressent« bei der Erziehung, nicht die Familie wie bei Dörpfeld, und nicht das Individuum wie nach Langermann (vergl. diese Zeitschr. S. 160). Nun unterscheidet aber Verfasser selbst den »Staat im umfassenden Sinne«, d. h. die »politische Gemeinschaft überhaupt«, und den »Staat im engern Sinne«, d. h. die staatliche »Centralgewalt«. In derselben Weise wird man die bürgerliche Gemeinde und die Familie von den Kommunalbehörden und von der Familienvertretung unterscheiden müssen. Von dem Staat im umfassenden Sinne kann man gewifs

sagen, dafs er die Kommune und die Familien »einschliefse«; sobald man aber an die ausführenden Organe dieser Gemeinschaften denkt, wird man ebenso gewifs finden, dafs dieselben im konkreten Falle je nach der Natur der Sache, der gesetzlich übertragenen Rechte und Pflichten, der Landschaftsgebräuche etc. einander »gegenüberstehen.« Für diese Familienvertretung sieht Dörpfeld schwerwiegende Aufgaben thatsächlich vor Augen liegen und glaubt zu zeigen, dafs die rechten Hände dazu gerade nur durch Organisation der Familien gefunden beziehentlich entfesselt und gewonnen werden können. Soweit die Familie als solche in Frage kommt, ist Natorp sogar einverstanden. Die Familie »zeige darin einen ganz eigenartigen Charakter, dafs sie unmittelbar die Seele des Kindes in Bearbeitung nehme. Das käme wesentlich auf den Gedanken Pestalozzis zurück, der mit so grofsem Recht die Individualsorge bei der Erziehung hervorhebt und diese vorzugsweise der Familie zuweist, im Unterschied von der generellen, das Individuum als solches kaum treffenden Staatsfürsorge für die Kultur.« Aber man erfährt gar nicht, wie jene eigenartige Kraft der Familie für die Schulerziehung dienstbar gemacht werden könne; Dörpfelds Organisation der Familien wird ja abgelehnt, und auch von der Weiterführung dieser Organisation nach oben hinauf ist gar nicht die Rede.

Noch mehr geht es über das Ziel, nämlich soweit es Natorp für erstrebenswert hält, hinaus, dafs nach Dörpfeld die aus den Familien herauswachsenden Schulgemeinden einen bestimmten ethisch-religiösen Charakter haben sollen. Damit stehe es in Widerspruch, dafs Dörpfeld doch Simultanschulen zulasse (!) und für seine konfessionelle Gemeindeschule einen Religionsunterricht verlange, der die Konfessionsschule grundsätzlich aufhebe (!) und vom Standpunkte der »Humanitätsidee« aus nicht naturgemäfser entworfen werden könne. Das letztere mag richtig sein. Jene beiden Widersprüche aber findet Natorp nur, weil er, trotzdem er entgegenstehende Ausführungen Dörpfelds ausdrücklich anführt, beide Schularten doch wieder nur als zwangweise durchgeführte Einrichtungen auffafst und die Konfessionsschule insbesondere schlechthin nur als Anstalt für unnatürlichen dogmatischen Unterricht. Beides ist in den Parteikämpfen herkömmlich, nicht aber in der Schulverfassungslehre der Herbartschen Schule.[1]) Die vorliegende Kritik

[1]) So heifst es schon in den »Drei Grundgebrechen«, 1869, S. 48: »Konfessionelle Schule heifst nicht: die Kirche allein hat das Quid, Quale und Quantum des religiösen Lehrstoffes zu bestimmen; sie soll vielmehr auch die Lehr-Erfahrung in Schule und Haus anhören, und was in dieser Verhandlung dann vereinbart und von den übrigen Interessenten (in der Schulsynode) gut geheifsen wird, das soll im Religionsunterricht Recht und Regulativ sein. Und endlich — konfessioneller Religionsunterricht heifst nicht: Dieser Unterricht wird insonderheit mit konfessionellen Hadersachen sich befassen, — im Gegenteil: Die Schule soll sich an die fundamentalen Hauptsachen halten und alles Übrige zurücktreten oder fallen lassen, aber nicht so, dafs gerade das für Hauptsache gelte, was im dogmatischen System für Hauptsache gilt, oder das im Unterricht zurückgestellt werde, was eine fremde Konfession für nebensächlich erklärt, sondern so: was laut aller pädagogischen Erfahrung für die Jugend als das Notwendigste und erziehlich Wirksamste anzusehen ist, das sei das Erste, die Hauptsache, — und was die Erziehungserfahrung in Kirche, Schule und Haus einhellig nur für ein reiferes Alter angemessen findet, damit soll sich der Schulunterricht nicht befassen. — Nun darf ich freilich nicht behaupten, dafs alle diejenigen, welche für die Verbindung der Schule mit der Kirche stimmen, auch in diesem Sinne dafür stimmen. Ich sage eben meine Meinung und will sie jedermann bestens empfohlen haben. Was andere aus der Konfessionsschule zu machen gedenken, dafür wolle man mich nicht zur Verantwortung ziehen.«

beweist also hauptsächlich dies, dafs das »Fundamentstück« und alles, was in gleichem Geiste arbeiten will, noch immer eine grofse Aufgabe vor sich hat. —e.

4. Die Neueren Sprachen. Zeitschrift etc.

In Verbindung mit F. Dörr und Adolf Rambeau herausgegeben von Wilh. Vietor. Marburg i. H., Elwertsche Buchhandlung. New-York bei Gust. Stechert.

Mit den wissenschaftlichen Zeitschriften steht es bei uns ähnlich wie mit Schulbüchern, zumal solchen für den Sprachunterricht — es giebt ihrer eine übergrofse Zahl, und wenn man sie mustert, findet man nicht eben viele wirklich brauchbare. Es ist sonach nicht gerade verwunderlich, dafs neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Zeitschriften mit einem gewissen Mifstrauen begegnet wird und dafs selbst, wenn die ersten Nummern etwa ein günstiges Vorurteil erwecken, dem weitern Verlauf ungläubig zugesehen wird. Nicht so ist es mir ergangen bei dem Erscheinen der Zeitschrift, die W. Vietor seit wenigen Jahren in Gemeinschaft mit Franz Dörr und Adolf Rambeau herausgiebt unter dem Titel: Die Neueren Sprachen. Zeitschrift für den neusprachlichen Unterricht. Mit dem Beiblatt Phonetische Studien. Mit Befriedigung habe ich von dem Unternehmen gehört und mit berechtigten Erwartungen habe ich dem Erscheinen seiner ersten Nummern entgegengesehen. Die Männer, von denen es ins Werk gesetzt wurde, erfreuen sich des besten Namens, sie sind als Gelehrte und Schulmänner hochangesehen. Und sie haben die gehegten Erwartungen nicht getäuscht. Mit Vergnügen komme ich daher einer Einladung Prof. Reins nach, eine Reihe von Heften aus den Jahrgängen 1896 u. 1897 dieser Zeitschrift zu besprechen.

Zunächst einige allgemeine Bemerkungen. »Die Neueren Sprachen« heifsen eine Zeitschrift für den neusprachlichen Unterricht. Wenn sie demgemäfs in erster Linie und überwiegend alles das bringen, was zum Unterricht in den neueren Sprachen, insonderheit im Englischen und Französischen, nach irgend einer Seite hin in Beziehung steht, diesem nützt, ihn fördert, hebt und klärt, so erfüllen sie damit offenbar ihren wesentlichen Zweck. Wenn sie daneben doch auch manches bringen und berühren, was über den Hauptrahmen hinausgeht, nicht für den engen Kreis der Schule bestimmt ist, sondern weitergehendem, wissenschaftlichem Forschen und Wirken zugute kommt, so begegnen sie damit sicherlich den Wünschen und Neigungen vieler Schulmänner, die, dem Satze lebend, dafs der Mensch nicht von Brot allein lebt, Zeit und Lust haben, sich auch aufserhalb der Schranken der Schule auf wissenschaftlichem Gebiete zu ergehen.

Die Zeitschrift erscheint jährlich in 10 Heften. Der Inhalt der einzelnen Hefte gliedert sich in der Regel so, dafs zu Anfang eine oder mehrere Abhandlungen stehen, woran sich ein oder auch mehrere Berichte anschliefsen. Es folgen Besprechungen; den Schlufs machen unter der Rubrik »Vermischtes« mancherlei wissenswerte Notizen.

Auf alles Einzelne einzugehen, ist natürlich nicht angängig; ich begnüge mich auf das eine oder andere hinzuweisen. In den Nummern 2—4, 1896, fällt ein Artikel von Vietor in die Augen, der nicht nur in neuphilologischen Kreisen auf Interesse rechnen darf. Er ist betitelt: Zur neuphilologischen Vorbildung. Der Aufsatz behandelt eine äufserst wichtige Frage, eine Frage, die, nachdem sie vor beinahe drei Jahrzehnten zum erstenmale aufgestellt worden ist, erst durch die neusprachliche Reformbewegung richtig in Flufs geraten und in Behandlung genommen ist, ja, die durch die Reform erst vollständig richtig gestellt und demnach

auch erst im vollendeten Umfang beantwortet werden konnte. Erst seitdem die Forderungen des neusprachlichen Unterrichts von Grund aus gegen früher andere geworden sind und damit die Anforderungen, die an die Lehrer des Englischen und Französischen gestellt werden, sich enorm geändert und gesteigert haben, läfst sich ganz übersehen, was von der Vorbildung der Lehrer verlangt werden mufs.

Eine Frage von solcher Bedeutung hat selbstverständlich die Geister mächtig in Bewegung gesetzt und demgemäfs eine sehr reiche Litteratur ins Leben gerufen.

Vietors Aufsatz ist eine geschichtliche Übersicht über die Entwicklung der Frage allerdings nur nach einer Seite; er berücksichtigt die gesamte Litteratur gar nicht; er hält sich nur an die grofsen Züge der Bewegung, wie sie in Beschlüssen von Fachversammlungen zum Ausdruck gekommen sind. Damit hat er ja allerdings den Kern getroffen, denn in diesen Beschlüssen sind sicherlich die litterarischen Erscheinungen des Gebietes mit verarbeitet. Auch sind die Beschlüsse von Fachmännern und vor allem von Vertretern der Reform gefafst und herbeigeführt d. h. von Männern, die in der Frage die zuständigsten Beurteiler sind.

Vietor giebt uns einen historischen Überblick über Entstehen und Entwicklung der Frage, und wir sehen wie sie von Anfang an eng mit dem korporativen Auftreten der Neusprachler verknüpft ist. Zu Anfang der 60er Jahre machen diese sich zuerst bemerkbar, aber noch bescheiden in der germanistischen Sektion des deutschen Philologentages (zu Augsburg) versteckt. Nachdem sie zehn Jahre in dieser Verquickung vegetiert hatten, machten sie 1872 zu Leipzig einen Versuch zur Selbständigkeit; sie konstituierten sich als freie Sektion für neuere Sprachen. Es war ein Versuch; die Sektion erwies sich nicht als lebensfähig; aber dennoch hat sie in der Frage der neuphilologischen Vorbildung schon das Wort ergriffen und einen Keim hinterlassen, der sich als entwicklungsfähig erwiesen hat. Die 53 Mitglieder sprachen nämlich einstimmig die Erklärung aus: »dafs zur gründlichen Ausbildung der Lehrer für neuere Sprachen an allen deutschen Universitäten Lehrstühle für französische und englische Sprache dringend erforderlich seien.«

Auf der Philologenversammlung zu Stettin 1880 kam nun zwar eine endgiltige Begründung der neusprachlichen Sektion zustande, die 1884 zu Dessau statutengemäfs auch eine ständige wurde; aber im Innern derselben gab es viele Kämpfe zwischen den »Philologen« und den »Schulmännern«, die dem erfolgreichen Bestehen der Sektion nicht eben günstig war. Das Thema von den der philologischen Vorbildung ging aber nicht verloren, die Wichtigkeit und Notwendigkeit seiner Behandlung blieb allgemein anerkannt. Als ein bedeutungsvolles Zeichen ist ein Beschlufs auf der Giefsener Versammlung (1885) anzusehen: »Um der praktischen Ausbildung der neuphilologischen Schulamtskandidaten auf der Universität ebensowohl Genüge zu leisten, als ihrer historisch-wissenschaftlichen Schulung, ist es notwendig, dafs auf allen deutschen Hochschulen je zwei Professuren für Englisch und Französisch angestrebt werden, welche das Gesamtgebiet der modernen Philologie theoretisch und praktisch umfassen. Wünschenswert ist zugleich, dafs jedem neuphilologischen Schulamtskandidaten vor seinem Eintritt in das Schulamt ein längerer Aufenthalt im Auslande behufs seiner weiteren Ausbildung ermöglicht werde«. Mit dem Beginn des neunten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts beginnt die Reformbewegung auf dem Gebiete des neusprachlichen Unterrichts mit gewaltigen Schritten sich auszudehnen; sie zog auch die neuphilologische Vorbildung in ihr Gebiet und hat diese Frage mächtig gefördert. Zumal seit 1886. In diesem Jahre wurde der Verband der neuphilologischen Lehrerschaft begründet, der sich zum Zwek setzte die Pflege der neueren Philologie, der germanischen wie der romanischen, und insbesondere die

Förderung einer lebhaften Wechselwirkung zwischen Universität und Schule. Auf den alle zwei Jahre stattfindenden Versammlungen des Verbandes ist unter dem direkten Einfluſs der Reformbestrebungen die Frage nach der Vorbildung weiter und weiter verhandelt worden. Die Berliner Versammlung (1892) bildet einen Wendepunkt. Hier hielten nach einer bedeutungsvollen Begrüſsungsrede des Regierungsvertreters, Stauder, Waetzoldt und Rambeau ihre berühmten Vorträge: »Über die Aufgabe des neusprachlichen Unterrichts und die Vorbildung der Lehrer« und »Die offiziellen Anforderungen in Bezug auf die Sprechfertigkeit der Lehrer der neueren Sprachen und die realen Verhältnisse«. Beide Vorträge gipfelten in einer Reihe von Thesen (z. T. miteinander übereinstimmend) in denen bis in das Einzelne gehend die gesamte Vorbildung der Lehrer der neueren Sprachen teils in Form der Forderung, teils in der des Wunsches zur Darstellung gebracht wird. Von nun an hört die Frage auf, Sache des Einzelnen zu sein, sie wird Sache des Verbandes. Die Berliner Versammlung beschloſs, die sämtlichen Thesen den Unterrichtsbehörden der deutschen Staaten durch den Verbandsvorstand zur Kenntnis bringen zu lassen. Gleichwohl glaubte man nicht, daſs alle in Betracht kommenden Punkte klargestellt seien, zumal neben den Verbandstagen auch die neusprachliche Sektion des deutschen Philologentages sich gleichfalls mit der Frage beschäftigte, wie die Versammlungen zu Wien (1893) und Köln (1895) beweisen. Daher setzte die Neuphilologen-Versammlung zu Karlsruhe 1894 einen Ausschuſs von akademischen Dozenten und Schulmännern ein zur gründlichen Vorbereitung der Frage, um sie auf der folgenden Versammlung abschlieſsend zu beraten. Dies ist 1896 in Hamburg geschehen. Fünfzehn Thesen lagen zur Beratung vor, davon elf mit wenigen Veränderungen zur Annahme gelangten. Die wichtigsten mögen hier einen Platz finden. 1. Als Normalzeit für das neuphilologische Studium gelten acht Semester. Zwei können davon im Ausland verbracht werden; doch ist vor Auslandstudien eine phonetische Schulung wünschenswert. — 2. Eine Vorprüfung in nicht neuphilologischen Fächern (z. B. Deutsch, Religion und Geschichte), nach Art der juristischen und medizinischen Vorexamina, ist abzuweisen. —

Die bisher im Französischen zulässige Fakultas für Unterklassen fällt weg. —

Das Probejahr kann durch einen mindestens einjährigen Aufenthalt im Ausland nach dem Examen ersetzt werden. In diesem Falle muſs der Kandidat nachweisen, daſs er während dieser Zeit bestimmte Punkte aus dem Sprach- und Kulturleben des betreffenden Volkes eingehender studiert hat. —

Da Neuphilologen durch die Art ihres Unterrichts, durch Vorbereitung und Korrekturen besonders schwer belastet sind, ist eine Herabsetzung der Pflichtstundenzahl auf womöglich 18 Stunden erforderlich; zugleich ist ein Übermaſs von schriftlichen Arbeiten zu vermeiden. —

Zur Erhaltung der praktischen Sprachfertigkeit und der Realienkenntnis ist den Neusprachlern sowohl an Universitäten wie höheren Schulen in regelmäſsigen Zwischenräumen (längstens alle 5 Jahre) Urlaub ins Ausland mit Stipendien zu gewähren.

Nach einem weiteren Beschluſs sollen die angenommenen Thesen den betreffenden Ministern der deutschen Staaten überreicht werden.

Hiermit sind die Bestrebungen der Neuphilologen, ihre eigne Vorbildung so zu gestalten, wie sie nach dem Stande der Forderungen im neusprachlichen Unterricht notwendig erscheint, vorläufig zu Ende. Es bleibt abzuwarten, wie die Regierungen sich zu Forderungen und Wünschen stellen. Im Anschluſs an diese historische Darstellung der Vorbildung in Deutschland hat Vietor sich bemüht, eine Darstellung der Frage in auſserdeutschen Ländern zu geben. In zwanzig

Ländern hat er Erkundigungen eingezogen und mehr oder weniger eingehende Aufklärungen erhalten. Diese sind z. T. äufserst interessant und beweisen, dafs man sich auch anderswo regt auf dem Gebiete der Reform und der Vorbildung der Neusprachler — ja, dafs wir sogar an verschiedenen Stellen lernen können, so z. B. nicht nur in Frankreich, Skandinavien und Finnland sondern auch, was wohl niemand erwartet hätte, in Kanada und Chile. Dabei mag es immerhin unserm Selbstgefühl schmeicheln, dafs unser Einflufs auch in den genannten Ländern ein bedeutender war. Eine Art wehmütigen Neides beschleicht einem, wenn man liest, dafs eine gröfsere Anzahl von Ländern nicht unbedeutende Summen für den Aufenthalt im Ausland ausgiebt, während von den deutschen Regierungen, mit wenigen Ausnahmen, den grofsen Wert solchen Aufenthalts noch nicht gewürdigt wird.

Ich habe diesen Aufsatz Vietors herausgegriffen und ausführlicher besprochen, weil er bei der Bedeutung der Reform auch in andern als Fachkreisen Interesse erregen dürfte. Wer andere Interessen verfolgt, wird leicht Befriedigung in andern Aufsätzen der »Neueren Sprachen« finden. Ich nenne nur folgende: Anschauungsunterricht im Englischen und Französischen und seine Verteilung auf die einzelnen Klassen. Von E. Wilke, (3. Heft, Juni 1896); — Die Entwicklung der höheren Knabenschulen in England. Von Aronstein (Dezember 1896, Januar-Februar 1897). — Acht Vorträge über den deutschen Sprachbau als Ausdruck Deutscher Weltanschauung von N. F. Fink in Marburg. Bis jetzt sind drei dieser höchst fesselnden Vorträge erschienen in den Heften 5—8, August-Dezember 1897. Im Oktoberheft 1896 ist der gehaltvolle Vortrag, den der Schulrat Münch auf der Neuphilologentagung zu Hamburg 1896 gehalten hat; er ist betitelt: Welche Ausrüstung für das neusprachliche Lehramt ist vom Standpunkt der Schule aus wünschenswert. Ich kann mir nicht versagen, die Schlufssätze hier anzuführen. »Die Vermittelung zwischen den Ansprüchen des Ideals und denjenigen des Bedürfnisses suchen wir mehr und mehr, und indem wir daran mitarbeiten, dürfen wir uns an unserm bescheidenen Teile als Kulturträger empfinden. Aber es genügt nicht, sich gelegentlich in festlicher Stunde so zu fühlen; man mufs es durch seine ganze Persönlichkeit wirklich sein. Und es genügt auch nicht, sich einmal zu dieser Aufgabe vorbereitet zu haben; man löst sie eben nur durch sein dem Beruf gewidmetes Leben, in dem es immer wieder gilt sich zu klären, zu ergänzen, sich zu überwinden, sich zu erheben, immer wieder sich neu zu rüsten. Das wertvollste Stück der Ausrüstung ist eben dasjenige, das unter der Rüstung getragen wird, in der tüchtigen Brust, im fröhlichen Willen.«

Wen die Grammatik und Dialektforschung besonders anziehen, den kann ich auf einen von echtem Forscherfleifs zeugenden Aufsatz von G. Höfer über Die moderne Londoner Vulgärsprache verweisen, der sich durch eine gröfsere Reihe von Heften des Jahrgangs 1897 hinzieht.

Ich könnte die Ausführungen leicht vermehren, die genannten mögen genügen, da sie hinreichend den Reichtum an guten Aufsätzen der »Neueren Sprachen« kennzeichnen.

Die Berichte, die ziemlich in jeder Nummer vertreten sind, beziehen sich auf Versammlungen, Vereine, Ferienkurse, Erfahrungen auf dem Gebiete des Unterrichts und der Unterrichtsmethoden u. a. m. Sie werden je nach Neigungen und Bestrebungen der Leser natürlich verschiedene Anziehungskraft ausüben; aber ich darf die Behauptung aussprechen, dafs hier auch jeder etwas finden wird. Mich zog besonders ein Bericht an von O. Gerhardt über eine Unterrichtsstunde, die von einem Franzosen mit Anfängern gehalten worden ist. (Heft 1,

1896.) Diese Anfänger waren arabisch redende Kinder in Alaouï in Tunis. Der Unterricht wurde nach der Methode Gouin erteilt und zeitigte — wenigstens für die mitgeteilte Lektion — einen schönen Erfolg. Ebenso erfreulich ist der Bericht, den ein russischer Lehrer des Deutschen zu Omsk in Sibirien über seinen Unterricht und dessen Erfolge im Deutschen unter russischen Schülern giebt. Die Methode ist die sogenannte Berlitz-Methode. Die Hauptsache ist dabei einerseits die Anschauung, andererseits der naturgemäfse Gang, die Sprache an und mit der Sprache zu lehren und zu lernen. Besonders interessant in diesem Berichte ist die Mitteilung, dafs dem Verfasser zwar von der Regierung am Ende des Jahreskursus verboten wurde, nach Berlitz zu verfahren, als aber die Erfolge des Unterrichts bekannt wurden, ward Berlitz auf Nachsuchen des Lehrers gestattet.

Die reichhaltigste Rubrik der »Neueren Sprachen« bilden ohne Zweifel die Besprechungen; in gewissem Sinne ist sie auch die wichtigste. Hier finden wir die mannigfachste Anregung. Hier findet der Lehrer Gelegenheit, sich zu orientieren über Neuerscheinungen sowohl auf dem Gebiete seines Spezialfaches, sowie der Pädagogik, als auch auf Gebieten, die ihm an und für sich vielleicht ferner liegen, deren Kenntnis aber doch sozusagen zur allgemeinen Bildung gehören. Hierher rechne ich, um wenigstens ein Beispiel anzuführen, die Besprechung von W. Preyers Schrift: »Zur Psychologie des Schreibens« (von Ritzert in Heidelberg); Heft 3, Juni 1896. Selbstverständlich ist es ausgeschlossen, hier auf Einzelheiten einzugehen. Ebensowenig kann auf die Rubrik »Vermischtes« näher eingegangen werden. Es finden sich da Notizen wissenschaftlicher und methodischer Art verschiedenster Gattung, die sich an anderer Stelle der Zeitschrift nicht unterbringen lassen. Aufserdem finden persönliche Bemerkungen hier Platz, und etwaige Fehden unter den Gelehrten der »Neueren Sprachen« werden hier ausgefochten.

Meine Absicht bei vorstehender Besprechung war die »Neueren Sprachen« zu empfehlen, was sie nach meiner Überzeugung verdienen wie wenige Fachblätter. Vor den meisten derselben zeichnen sie sich übrigens auch dadurch aus, dafs sie über die Vorgänge des neusprachlichen Unterrichts meistens schneller unterrrichtet sind und daher auch schneller unterrichten als andere, freilich mehr philologisch angelegte Fachblätter.

Eisenach L. Baetgen

---

5. Der Verein der Gemeindeschullehrer Kopenhagens

Köbenhavns Kommünelaererforening

Im Jahre 1895 thaten sich die Gemeindeschullehrer der dänischen Hauptstadt zu einem Vereine zusammen, dessen Zweck ist: »den Gemeinsinn der städtischen Lehrer zu entwickeln und zu stärken, für ihre pädagogischen und ökonomischen Interessen zu wirken und bei gegebener Gelegenheit eine Repräsentation des Standes zu bilden.« So heifst es in dem Anschreiben, das der Vorstand des Vereins im April an auswärtige Lehrer oder Vereine gesandt hat, und das eine Ergänzung bildet zu dem Berichte über die Wirksamkeit des Kopenhäger Vereins im Jahre 1897. Da wir glauben, dafs deutsche Lehrer gerade von Dänemark manches lernen können, so mögen die Mitteilungen des dänischen Vereins hier weiter gegeben werden. Die Absicht des Vereins ist es: mit auswärtigen Vereinen »eine dauernde Verbindung herbeizuführen, und zwar zunächst in einem gegenseitigen Austausche von wichtigen Mitteilungen, betreffend die Vereine und die Schulwelt überhaupt, bestehend.« Falls

die Mitglieder aufserdänischer Vereine während eines Aufenthaltes in der schönen dänischen Hauptstadt wünschen, dem Vereine der Berufsgenossen einen Besuch abzustatten, so werden sie dort »immer herzlich willkommen sein.« Der Vorsitzende des Vereins ist der Cand. magisterii R. Thye (Vesterbrogade 99III). Und nun zur Thätigkeit des Gemeindeschullehrervereines, den wir im folgenden der Kürze wegen wie in dem Anschreiben mit »K. K.« bezeichnen wollen.

K. K. umfafst zur Zeit 324 Mitglieder, das ist etwa drei Viertel der ganzen Kopenhäger Lehrerschaft, die nach den »statistischen Mitteilungen« vom Jahre 1895 im Jahre 1893 im ganzen 425 Mann zählte (neben 504 Lehrerinnen). Unter diesen 425 Lehrern waren 112 nicht fest angestellte stundenweise bezahlte Lehrer (Time lärare). Ein Erfolg der K. K. ist es, dafs zu Anfange dieses Jahres alle diese Hilfslehrer oder -Lehrerinnen, soweit sie 4 Jahre thätig gewesen waren, fest angestellt wurden: — nicht weniger als 49 Lehrer und 100 Lehrerinnen. Die nicht fest angestellten Lehrer erhalten für die Stunde 60 bis 80 Öre, die Lehrerinnen 60 und 70 Öre. Das Gehalt der ordentlichen Lehrer aber steigt von 1400 Kronen bis auf 3800, das der Lehrerinnen von 1400 auf 1600 (1 Krone = $1^1/_8$ M = 100 Öre).

Aufser dem K. K., der nur die im Dienste der Stadt Kopenhagen angestellten Lehrer aufnimmt (die städtischen Lehrerinnen bilden einen Verein für sich) besteht noch der allgemeine Landeslehrerverein (Danmarks Laererforening). Dieser kann in betreff der Gehaltsverhältnisse in der Hauptstadt schwer etwas ausrichten, da die Gemeindeschullehrer Kopenhagens nicht wie die übrigen Lehrer dem Kultusministerium, sondern dem Ministerium des Innern untergestellt sind.

Eine umfassende Thätigkeit entfaltet der K. K. für die Unterhaltung und Belehrung seiner Mitglieder. Einmal wöchentlich finden Versammlungen statt (im letzten Jahre im Hause des Handwerkervereins (Kronprinsensgade Nr. 7). Da wird ein Vortrag gehalten, eine Dichtung vorgelesen, oder es finden Musikaufführungen statt, und danach ist geselliges Beisammensein der Mitglieder und ihrer Angehörigen. Der Bericht führt die zehn Vorträge des vorigen Jahres auf: über Schubert (verbunden mit Musik- und Gesangvorträgen); etwas Heraldik; der Sozialismus, dessen Vorstellungen und Gedankenkreis; Hauptpunkte der Satzlehre; neuere Untersuchungen über den Kampf gegen ansteckende Krankheiten (Schutzpocken, Heilserum); England im 19. Jahrhundert; Reiseeindrücke aus Brasilien; Staat, Gemeinde, Schule; Während unseres letzten Krieges; die Person Knuds des Heiligen. Ferner acht Voresungen von Dichtungen, älteren wie neueren: von Shakespeare, Holberg, Hertz, Balzac, Sophus Bauditz, Ingvor Bondesen. Endlich verschiedene Musikvorträge von Händel, Mozart, Weber, Söderman, Gade u. a.

Das Dagmartheater hatte dem K. K. wöchentlich 105 Plätze unter günstigen Bedingungen zur Verfügung gestellt. Auch zu den 11 Nachmittagsvorstellungen des königlichen Theaters hatte K. K. etwas über 100 Eintrittskarten erlangt. Die Kunstausstellung in Charlottenborg gewährte 1600 Karten zu halbem Preise; der zoologische Garten 300 zu 35 Öre u. a.

Alle zwei Wochen haben die Schulen Kopenhagens 1 Tag frei. An diesen unternahm K. K. Besuche in den gewerblichen Anlagen, wissenschaftlichen oder Kunstsammlungen, im ganzen 13 (unter anderen in der Porzellanfabrik, in einer grofsen Brotbäckerei, der Fahrradfabrik, der Kriegswerft u. a.).

Aus dem Mitgeteilten geht zur Genüge hervor, in welcher Weise K. K. die eingangs genannte Aufgabe zu lösen sucht. Man nehme noch hinzu, dafs auch von andrer Seite für die Fortbildung der Volksschullehrer in Dänemark gut gesorgt wird: Seit dem Jahre 1856 bestehen in Kopenhagen die sogenannte Monradschen Kurse,

zunächst nur für Realschullehrer eingerichtet und anfangs 2½ Jahr, seit 1889 1 Jahr umfassend. Auf Antrag des Ausschusses, an dessen Spitze Professor Dr. Hans Olrik steht, wollte das Ministerium schon im Jahre 1894 diese Fortbildungskurse in eine »Art höhere Lehrerschule« oder ein »Fortbildungsseminar« (»Fortsättelses-seminarium«) umwandeln. Allein der Reichstag verweigerte die Mittel dazu. (Eine ähnliche Anstalt ward auf dem nordischen Lehrertage zu Stockholm im August 1895 auch für Norwegen in Bergen angeregt). Seitdem ist der Vorschlag nicht wiederholt worden; es ist aber seit 1895 allen Lehrern gestattet, an den Lehrgängen des einjährigen Lehrerkursus (Statens eetaarige Laerer-Kursus) teilzunehmen, falls sie nicht staatliche Unterstützung (Stipendium) nachsuchen, sondern sich mit dem freien Unterrichte allein begnügen. Und in dem ersten Berichte, den der Leiter der Lehrgänge, der schon genannte Professor Olrik, im Jahre 1896 erstattete, finde ich unter 42 Teilnehmern auch 2 Gemeindeschullehrer, daneben 6 Gemeindeschullehrerinnen. Die übrigen sind Bürgerschullehrer und -Lehrerinnen, Realschullehrer und -Lehrerinnen, Seminarlehrer und Volkshochschullehrer, auch andre Lehrerinnen und Schulvorsteherinnen. (Für die Volkshochschullehrer besteht noch ein besondrer Fortbildungskursus an der erweiterten Volkshochschule in Askov. Die akademisch gebildeten Lehrer beteiligen sich sehr rege an den von der Universität veranstalteren Ferienkursen in Kopenhagen, doch haben zu diesen im September stattfindenden auch Volksschullehrer Zutritt.) Mit Recht weist Olrik am Schlusse seines Berichtes auf die besondere Bedeutung des Umstandes hin, dafs bei diesem vom Staate verwalteten einjährigen Lehrerkursus »der Unterrichtsplan und die Arbeitsweise und zugleich damit das kameradschaftliche Zusammenleben sich völlig angemessen erwiesen hat für so verschiedene Anstalten wie Volksschulen (Almueskoler), Realschulen, höhere Mädchenschulen, Seminare und Volkshochschulen«. Liefse sich daraus nicht auch für Deutschland eine Lehre ziehen?

Malchin G. Hamdorff

6. Herbartische Pädagogik in Serbien

Herr Dr. Stevan M. Okanović, der in Jena studierte und sich schon durch seine ausgezeichnete Dissertation[1]) für die Verpflanzung der wissenschaftlichen Pädagogik auf serbischen Boden verdient machte, hat nicht aufgehört in dieser Richtung weiter zu arbeiten. Während der serbischen Osterferien hielt er an der Universität in Belgrad eine Reihe öffentlicher Vorlesungen ab aus dem Gebiete der wissenschaftlichen Pädagogik. Mit diesen Vorlesungen bezweckte Herr Dr. Okanović die serbischen Schulmänner in das Verständnis der Pädagogik als Wissenschaft einzuführen und dadurch auch Interesse für das von ihm herausgegebene »Archiv für Philosophie und Pädagogik« hervorzurufen. Der Inhalt der 6 Vorlesungen war folgender: 1. Die Aufgabe der Erziehung (Erziehung als angewandte Ethik); 2. Die Aufgabe des erziehenden Unterrichts (das Interesse); 3. Die Auswahl des Unterrichtsstoffes (Kulturhistorische Stufen); 4. Die Einheit der Unterrichtsgegenstände in der Erziehungsschule (Konzentration); 5. Die Durcharbeitung der einzelnen methodischen Einheiten (Formale Stufen) und 6. Die Führung. Die Vorlesungen erfreuten sich eines zahlreichen Besuches und wurden, entsprechend der vortrefflichen Ausführung, mit Begeisterung aufgenommen. Raj.

[1]) Die serbische Volksepik im Dienste der Erziehung. Ein Beitrag zum Ausbau des Lehrplans der serbischen Volksschule vom Standpunkte der wissenschaftlichen Pädagogik. Jena, Vopelius, 1897.

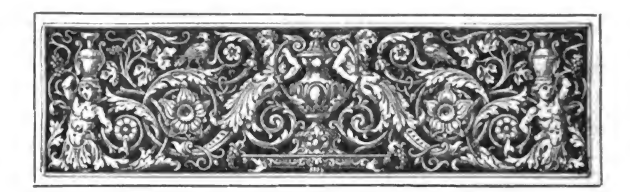
7. Systematische Übersicht der litterarischen Erscheinungen des deutschen Buchhandels in den Jahren 1896 und 1897

Mitgeteilt von der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung in Leipzig

	Wissenschaft	Anzahl der Titel 1896	1897
I.	Allgem. Bibliographie, Bibliothekwesen, Encyklopädieen, Gesamtwerke, Sammelwerke, Schriften gelehrter Gesellschaften, Universitätswesen	367	409
II.	Theologie	2001	2180
III.	Rechts- und Staatswissenschaft	2345	1946
IV.	Heilwissenschaft	1545	1521
V.	Naturwissenschaften, Mathematik	1268	1255
VI.	Philosophie (Theosophie)	249	300
VII.	Erziehung und Unterricht, Jugendschr.	**3515**	**3701**
VIII.	Sprach- und Litteraturwissenschaft	1627	1493
IX.	Geschichte	882	923
X.	Erdbeschreibung, Karten	1107	1172
XI.	Kriegswissenschaft	624	594
XII.	Handel und Gewerbe (Verkehrswesen)	1237	1485
XIII.	Bau- und Ingenieurwissenschaft	595	714
XIV.	Haus-, Land- und Forstwirtschaft	788	833
XV.	Schöne Litteratur (Theaterstücke; Volkserzählungen)	1956	2949
XVI.	Kunst	1337	710
XVII.	Volksschriften und Vermischtes	1896	1676
	Summa	23339	23861

8. Eine Preisaufgabe von allgemeinem Interesse

stellt der Ev. Diakonieverein in Berlin-Zehlendorf. Er verlangt bis zum 1. Januar 1899 eine Bearbeitung des Themas: »Wie läſst der erste Sprachunterricht (einschlieſslich des Anschauungs-, Schreib- und Leseunterrichts) durch das Verfahren des Selbstfindenlassens sich weiter bilden?« Den Verfassern der drei besten Lösungen soll aus den Überschüssen des Pensionspreises über den Selbstkostenpreis im Casseler Töchterheim des Vereins eine Studienreise nach Enschede in Holland ermöglicht werden, wo der Hauptlehrer de Vries den bedeutsamen Versuch macht, das Prinzip der Arbeit von unten auf durch alle Volksschulklassen als den den ganzen Unterricht beherrschenden Grundsatz durchzuführen. Nähere Auskunft über das Preisausschreiben erteilt der Direktor des Ev. Diakonievereins, Professor D. Dr. Zimmer in Berlin-Zehlendorf.



C Besprechungen

I Philosophisches

Dr. **Remigius Stölzle**, Prof. der Phil. a. d. Univ. Würzburg: Karl Ernst von Baer und seine Weltanschauung. Regensburg, Nationale Verlagsanstalt, 1897. XI u. 687 S.

Was uns hier geboten wird, ist in der That eine vollständige, bis in alle Einzelheiten ausgebildete Weltanschauung. Wie umfassend das Denken des rühmlich bekannten Naturforschers Baer gewesen ist, ersieht man schon aus dem Inhalte des Buches: Leben, Forschung und Charakter Baers als Quelle seiner Weltanschauung. Die Philosophie zu Baers Zeit als Quelle seiner Weltanschauung. Baers Stellung zur Philosophie überhaupt. Baers Erkenntnis-theoretische Grundsätze.

Baers Naturerklärung oder der Zweck in der Natur. Das kosmologische Problem. Das biologische Problem, Ursprung und Zukunft des Lebens und der Arten. Prinzip des Lebens und der Organisationsformen. Baers Stellung zur Descendenzlehre. Baer gegen Darwin. Die Tierseele. Das anthropologische Problem. Die Stellung des Menschen in der Natur oder Mensch und Tier. Die Menschenseele, ihre Existenz, ihr Wesen, ihr Ursprung und ihre Zukunft. Der Ursprung des Menschen. Die Einheit des Menschengeschlechts. Das Alter des Menschengeschlechts. Religionsphilosophie: Dasein und Begriff Gottes. Glauben und Wissen. Geschichtsphilosophie. Baers ethische Anschauungen. Baers pädagogische Anschauungen über Mittel- und Hochschulen. Baers politische Anschauungen.

Über alle diese Punkte hat Baer in seinem 84jährigen Leben († 1876) nachgedacht und man mufs sagen gründlich geforscht. Und der Bearbeiter hat mit grofsem Fleifs gesammelt und gesichtet, was Baer darüber zu sehr verschiedenen Zeiten in Büchern, Reden, Abhandlungen, Briefen, Tagebuchblättern geäufsert hat. Der Verfasser zeigt sich überall sehr vertraut mit den betreffenden Problemen, weifs die Fragen richtig zu stellen, kennt die Antworten, die darauf gegeben sind und wie man versucht hat, die Probleme zu lösen und bringt so die von Baer gegebene Lösung in Zusammenhang oder in Gegensatz mit denen, die vor, neben und nach ihm diese Probleme bearbeitet haben. Er weifs überall das Wesentliche von dem Unwesentlichen zu sondern, auch nach den verschiedenen Zeiten die Ansichten Baers zu scheiden, hebt, wo es nötig ist, das Unausgeglichene, ja Widersprechende hervor und hält endlich sein

Urteil darüber vom kirchlich-katholischen Standpunkt aus nicht zurück.

Er macht bemerklich, wie Baer in seinem religiösen Standpunkt schwankt etwa in der Weise, dafs er anfangs theistisch, dann pantheistisch, agnostisch und zuletzt wieder theistisch gedacht habe.

Den gröfsten Teil seines Forscherlebens dachte er pantheistisch-agnostisch. Es war dies ein Rest der Schellingschen Naturphilosophie, deren Blüte in die Zeit seiner Entwicklung fällt. Diese hat auch Einflufs gehabt auf das, was zu dem Interessantesten des ganzen Buches gehört, nämlich auf seine Auffassung des Zwecks in der Natur. Baer ist von dem Teleologischen der ganzen Natur, im grofsen und kleinen, der anorganischen und der organischen durchdrungen und weifs dies aus der Fülle seiner umfassenden, teilweis bahnbrechenden Forschungen zu erläutern. Besonders betont er überall, dafs der Zweck die Notwendigkeiten nicht aufhebe, dafs der Zweck immer nur durch natürliche Mittel erreicht werden kann, dafs keine causa finalis vermag, was nicht im Umkreis der causae efficientes liegt.

Bekanntlich hat Baer statt Zweck das Wort Zielstrebigkeit eingeführt und vielfach eingebürgert. Er that dies, weil das Wort Zweck stets auf einen Zwecksetzer, auf persönlichen Willen und Intelligenz hindeutet. Baer suchte aber diese Annahme zu vermeiden und durch die Annahme einer allgemeinen unpersönlichen aber nach Zielen strebenden Naturkraft zu ersetzen. So konnte er die einzelnen Naturerscheinungen zielstrebig nennen, und ihnen eine Art unbewufstes Streben nach vernünftigen Zwecken beilegen.

Den Darstellungen Baers, die übrigens sehr lesenswert sind, haftet so die Unklarheit an, die bei dem pantheistischen Standpunkte unvermeidlich ist, wie dies auch der Verfasser stets hervorhebt. Vielleicht erreicht es der Verfasser, dafs man aus den bequemen und eingehenden Darstellung von Baers Einwendungen gegen den Darwinismus wieder mehr Gegenbeweise wider den heutigen Darwinismus sich aneignet. Denn, was Baer dagegen sagt, ist durchaus nicht veraltet, pafst vielmehr heute gerade noch so, wie vor 20 oder 30 Jahren. Übrigens ist Baer nicht in allen Stücken Antidarwinianer, vielmehr vertritt er die Descendenz, die Unbeständigkeit der Arten, Transmutation, ja in mancher Hinsicht die Urzeugung. Um so interessanter ist es, was er gegen die zu grofse Verallgemeinerung dieser Prinzipien bei Darwin vorbringt.

Baer hat sich fast mit allen Philosophen auseinandergesetzt, nur nicht mit Herbart, dessen Kollege er doch über ein Jahrzehnt in Königsberg war.

Es mag dies an Baers pantheistisch gerichteten Naturphilosophie gelegen haben, die allerdings keine andre als eine völlige Ablehnung der Herbartschen Philosophie gestattete; dabei aber sieht er, wie er beiläufig bemerkt, Herbarts Versuch einer mathematischen Psychologie als gesichert an.

Verfasser schliefst sein schönes Werk mit den Worten: Die Weltanschauung Baers ist trotz Inkonsequenzen mancher Art, trotz Mangel an Neuheit, ungeachtet mancher Irrtümer fesselnd durch die Anschaulichkeit der Darstellung, verehrungswürdig wegen des ernsten, unablässigen Strebens nach Wahrheit, achtungsgebietend durch die Vielseitigkeit und Tiefe der Ideen, von bleibendem Wert wegen der grofsen Zahl unvergänglicher Wahrheiten, erhebend durch den idealen, auf die Höhen der Menscheit gerichteten Zug, versöhnend in ihrer schliefslichen Hinwendung zum Glauben an den lebendigen persönlichen Gott und — vielleicht dürfen wir behaupten — auch zum Glauben an Jesus Christus. O. Flügel.

James Mark Baldwin, Professor der Psychologie an der Universität Princeton, „Die Entwickelung des Geistes beim Kinde und bei der Rasse" (Methoden und Verfahren). Unter Mitwirkung des Autors nach der 3. englischen Auflage ins Deutsche übersetzt von Dr. Arnold

E. Ortmann. Nebst einem Vorwort von Th. Ziehen, Professor an der Universität Jena. Mit 17 Figuren und 10 Tabellen. Berlin, Reuther & Reichard, 1898. XV u. 470 S. Preis 8 M.

Der Verfasser geht von der Ansicht aus, dafs die bisherige Behandlung der Psychologie, nach welcher die Seele als eine Substanz mit bestimmten Attributen angesehen und ihre Kenntnis auf das Bewufstsein gegründet wird, Ungenügendes leiste und deshalb durch eine neue, die genetische Behandlung ersetzt werden müsse. Der Entwickelungsgedanke, der seit Darwin für die Behandlung vieler Wissenschaften leitend geworden ist, soll auch für die Behandlung der Psychologie mafsgebend werden. An die Stelle der Seelensubstanz, mit der die alte Psychologie rechnete, soll die Idee der sich entwickelnden Thätigkeit treten, und statt bestimmter seelischer Fähigkeiten, auf welche die alte Psychologie stets führen mufste, soll die neue Psychologie nur Funktionen kennen. Den Kern der Baldwinschen Theorie darzulegen, ist ungemein schwierig, da die Anordnung des Buches ziemlich verworren und die Darstellung gleichfalls wenig klar ist. Versuchen wir, uns von ihr und ihrer Bedeutung im Geistesleben einen Begriff zu verschaffen.

Alles Leben ist im Anfang Bewegung, und Kontraktilität, d. i. die Fähigkeit, sich auszudehnen und sich zusammenzuziehen, ist das erste Vermögen, die einzige Funktion des Organismus. Wird der kindliche Organismus von irgend einem Reize, Sauerstoff, Licht u. s. w., getroffen, so ist die natürliche Reaktion hierauf die Bewegung, und zwar bewirkt ein als angenehm empfundener Reiz Ausdehnung, ein als unangenehm empfundener Zusammenziehung des Organismus. Gewisse Bewegungen nun haben das Ergebnis, dafs sie dem Organismus eine gewisse spezielle Anpassung verleihen, wie z. B. eine bessere Lage, besseren Schutz oder gröfsere Leichtigkeit, etwas auszuführen. Solche Bewegungen sind von Lust begleitet, und in Zukunft strebt ein stärkerer Strom von Energie sich auf diejenigen Richtungen der Äufserung zu konzentrieren, die diese Bewegungen veranlassen. Es werden eben in diese Richtungslinien, durch welche die Äufserung im ersten Falle zufällig ging, grofse Mengen molekularer Bewegungen abgeleitet, und so werden diese Linien mehr gangbar gemacht als andere, oder es entsteht ein „anatomischer Weg geringsten Widerstandes“. Auf jeden Fall erhält die Bewegung eine erhöhte Möglichkeit, bei späterer Gelegenheit ausgeführt zu werden, und so wird sie fixiert, und der Organismus wird mit seinen Bewegungen den Reizen der Aufsenwelt angepafst: eine motorische Adaptation hat sich vollzogen. Von dieser herrschenden biologischen Theorie der Anpassung weicht Baldwin zwar in etwas ab und stellt seine Auffassung kurz so dar: Unser Organismus beginnt mit einer Empfänglichkeit für gewisse organische Reize, wie Nahrung, Sauerstoff u. s. w.; wenn diese Reize vorhanden sind, erregen sie Lust, eine erhöhte Vitalität in den zentralen Kern-Vorgängen; diese erhöhte Vitalität äufsert sich in motorischen Überschufs-Entladungen, und von den aus diesen Überschufs-Entladungen resultierenden reichlichen und verschiedenen Bewegungen werden diejenigen ausgewählt, die mehr derartige vitale Reize wieder hervorrufen; diese erhalten schliefslich die Vitalität des Organismus und sorgen durch wiederholte Überschufs-Bewegungen dafür, dafs sich fortdauernd Anpassungen oder Adaptationen vollziehen. Baldwin läfst also den Prozefs nicht von zufälligen Bewegungen ausgehen und betont, dafs die Wiederholung der Bewegung zum Zwecke der Wiederherstellung des Reizes geschieht und dafs diese Wiederherstellung am sichersten durch Äufserung derjenigen Organe geschieht, die durch frühere Übung oder Gewöhnung sich am besten eignen den Reiz zu erhalten. Aber trotz dieser Abweichung ist Baldwins Anpassungs-

theorie im Grunde die oben skizzierte, und auch nach ihr ist die motorische Adaptation ein rein organischer, physiologischer Vorgang, der, wie gezeigt, im letzten Grunde auf Nützlichkeits-Reaktionen beruht.

Dieser auf Nützlichkeits-Reaktionen beruhende physiologische Vorgang nun ist nach Baldwin Basis und Kern der gesamten Entwickelung des Geistes bis zu seinen kompliziertesten und höchsten Funktionen hin. Ihn als das Element aller organischen und geistigen Prozesse nachzuweisen, wird Baldwin nicht müde. Verhältnismäfsig einfach ist dieser Nachweis für die erste Stufe der Entwicklung, welche die sogenannten biologischen Anpassungen umfafst. Durch Fixierung der als nützlich erkannten Bewegungen entstehen alle Modifikationen der organischen Struktur, die, weil sie dem Keime nach ererbt sind, gewöhnlich als gegeben und vorhanden angesehen werden. Hingewiesen sei auf die Entstehung des Muskelsystems, das »spezielle Gewohnheiten und Kombinationen von Bewegungen darstellt, die dafür geeignet sind, entweder Reizungen zu ergreifen und festzuhalten, oder von ihnen zurückzuziehen und sie zu vermeiden«. Der genetische Standpunkt verlangt eben die Annahme, dafs es keine Muskeln, überhaupt keine Teile im Organismus giebt aufser denjenigen, die zu einem bestimmten Gebrauch entstanden sind. — Auf einer höheren Stufe der Entwickelung sind grundlegend diejenigen Akkomodationen, die sich auf Grund der Reflex-Aufmerksamkeit und der Suggestion vollziehen. Irgend eine Idee oder ein Bild oder ein sehr unbestimmt bewufster Reiz tritt in das Bewufstsein und ruft die Tendenz hervor, Muskel- oder Willenseffekte herbeizuführen, die auf jene zu folgen pflegen. Hierher gehören die einfachen Nachahmungen des Kindes, die wohl bewufst, aber ohne eigentliches Wollen vor sich gehen und dem Kinde einen reichen Schatz von Erfahrungen und Anpassungen verschaffen. Schliefslich geschehen die Reaktionen unter mehr komplizierten Bedingungen, wodurch ein Durchkreuzen und Sich-verschmelzen der Wege und Ableitungskanäle herbeigeführt wird, und so bildet sich endlich ein ganzes System von Reaktions-Zentren und -Verbindungen, mittels deren der Organismus von seiner Abhängigkeit von direkten Sinnesreizungen sich frei macht, und so kommt es denn dahin, dafs jede einzelne Bewegung nicht immer als Reaktion auf einen bestimmten Reiz erscheint, sondern zu einem Teile einer umfassenden Äufserung wird, die sich als Gruppe von Bewegungen bethätigt, passend für einen weiteren Gebrauch, für eine weitere Funktion. »Wie diese Zusammensetzung im Organismus zustande kommt«, sagt Baldwin, »mufs man sich rein mechanisch vorstellen: es ist ein Prozefs des Ableitens der Energieen zuerst in die Kanäle, die die weitesten, am leichtesten durchlässigen, die gebräuchlichsten sind, und dann in die, die weniger gebraucht werden; bei späteren Gelegenheiten wird die ganze Gruppe als solche hervorgerufen, insofern als irgend ein Reiz, den der Organismus erhält, die zentralen Energieen in Kanäle lenkt, die für die Äufserung als ein Ganzes geeignet sind.« Somit können Prozesse, die sich an direkte Sinnesreizungen knüpfen, von innen direkt oder indirekt von assoziierten Prozessen angeregt werden, und umgekehrt kann eine Ausdrucksbewegung die sämtlichen inneren Zustände, die ihr früher vorangingen, wieder wachrufen. Letzteres ist z. B. der Fall beim Affekt, wo sich den durch momentane Lust angeregten Muskel-Kontraktionen gewisse habituelle Prozesse des Organismus anschliefsen, im gewissen Sinne also der Ausdruck den Affekt erzeugt; und ersteres geschieht z. B. in der Sprache, die sich als eine umfassende Äufserung vieler, vieler Prozesse darstellt, die sich in den Sprech-Zentren vereinigt haben und in ihren Elementen nichts sind als Adjustierungen, motorische Adaptionen, gleich den Adaptionen an Nahrung, Luft u. s. w. auf dem Prinzipe der Nützlichkeit beruhend.

Ähnlich hat man sich die Entstehung aller höheren Geistesfunktionen vorzustellen. Sie sind nur höhere Koordinationen niederer Funktionen, und in ihnen stecken dieselben Reaktionen, die die einfachen Reflexbewegungen ausmachen. So leisten z. B. Gedächtnis und Assoziation auf den höheren Stufen der Entwickelung für den Organismus genau dasselbe, was auf den niederen Stufen die einfache Kontraktilität leistet; der Unterschied ist nur der, dafs die Prozesse, die erfolgreich in die durch Gewöhnung geschaffenen Kanäle geleitet sind, durch einen einzigen Reiz angeregt und zu schnellem Ablaufen genötigt werden; und das Gefühl des Wiedererkennens, des Bekanntseins mit einem Objekt ist allein darauf zurückzuführen, dafs der motorische Prozefs, den die erste Akkomodation an das Objekt verursachte, mit allen seinen Assoziationen und in allen seinen Verbindungen mit den verschiedenen Zentren wieder einsetzt. Zwei Elemente sind eben im Bewufstsein verbunden, weil und soweit sie motorische Effekte gemein haben. In der ganzen Entwickelung des Bewufstseins ist die Gewohnheit der motorischen Reaktion als Grundlage anzusehen. So ist die Apperzeption irgend einer Vorstellung nur die Vereinigung ihrer ursprünglichen Reaktion in eine gröfsere Äufserung, die das apperzipierte Resultat ausdrückt. Ihr Vehikel ist die Aufmerksamkeit, welche eben die feinsten und zentralsten Formen motorischer Reaktion auf Geistesinhalt darstellt, also auch nicht eine Fähigkeit des Geistes, sondern eine Funktion seines Inhalts und daher auch, wie dieser, verschiedener Art ist. Indem die Aufmerksamkeit die feinste und zentralste Form der motorischen Reaktion ist, wird sie das Medium für die feinsten und höchsten Gebilde der Geistesfunktionen, für die Begriffs- und Schlufsbildung, für das gesamte Gebiet des Denkens, von welch letzterem natürlich auch nachgewiesen wird, dafs es auf motorischer Adaptation beruht. Wie Wahrnehmungen und Empfindungen Adjustierungen des Organismus an die Objekte nach dem Gesichtspunkte der Thatsächlichkeit sind, so bedeutet das Denken ein Adjustieren unter dem Gesichtswinkel der Wahrheit. Klassenbegriffe entstehen durch nichts anderes als durch Zusammenwachsen von motorischen Prozessen, die bei den Akkommodationen an das einzelne entstanden; und Abstraktionen sind kein Inhalt, sondern nur eine motorische Tendenz des Organismus, welche die Möglichkeit einer Reaktion in sich schliefst, die sich gleichmäfsig und gleichzeitig auf eine grofse Menge besonderer und einzelner Erfahrungen bezieht.

Die dargebotene Skizze dürfte genügen, die Eigentümlichkeit der Baldwinschen Psychologie zu kennzeichnen. Der Verfasser gehört zu der grofsen Zahl heutiger Psychologen, die den aktuellen Seelenbegriff an Stelle des substantiellen setzen wollen. Und zwar scheint er alles geistige Geschehen auf Bewegungsvorgänge des Organismus zurückzuführen. Über substantiellen und aktuellen Seelenbegriff vergl. diese Zeitschrift 1896.

Bückeburg Schwertfeger

Dr. Max Grunwald, Spinoza in Deutschland. Gekrönte Preisschrift. 380 S. Berlin, Verlag v. S. Calvary & Co., 1897.

Ein begeisterter Verehrer Spinozas liefert hier eine Geschichte des Spinozismus in Deutschland. In den Augen des Verfassers ist der Spinozismus die Vereinigung aller Gegensätze, in denen sich das moderne Denken bewegt, zu einem einheitlichen Ganzen rein menschlichen Denkens. Ihm ist daher die Geschichte des Spinozismus die Geschichte des modernen Bildungsgedankens, und er bringt darum die Wandlungen in der Erkenntnis und Auffassung Spinozas in die engste Verbindung mit den Wandlungen der modernen Weltanschauung überhaupt. So entsteht eine Geschichte der neueren Philosophie geschrieben vom Standpunkte des Spinozismus. Und da Verfasser nicht nur den Einflufs Spinozas auf die eigentlichen

Philosophen behandelt, sondern auch die Aussprüche und Urteile aller möglichen Schriftsteller über Spinoza anführt, so wird sein Buch zu einer Art moderner Kulturgeschichte.

In der Wandlung der Auffassung Spinozas unterscheidet Verfasser 5 Perioden, die er bezeichnet als die Perioden des Spinozismus der Materialisten, der Aufklärer, der Klassiker, der Naturphilosophen und der Monisten. Die erste Periode, das Ende des 17. Jahrhunderts umfassend, ist die Zeit, da man in Deutschland eben anfing, sich mit Spinoza zu beschäftigen, während er in den Nachbarländern bereits zu einer Macht gediehen war, mit der man zu rechnen hatte. Da der theologisch-politische Traktat es war, der zuerst in Deutschland bekannt wurde, so waren es im wesentlichen theologische und politische Kreise, die Spinoza ihr Interesse zuwandten; von einer philosophischen Polemik gegen Spinoza war noch nichts zu spüren. In der zweiten Periode, der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts lagen die Verhältnisse ähnlich. Noch waren es hauptsächlich die Theologen, die gegen Spinoza zu Felde zogen; die Philosophen fingen eben an, sich mit seiner Lehre zu beschäftigen. Da sie in Spinoza aber auch wesentlich nur den Atheisten sahen, so bekämpfen auch sie ihn aus mehr oder weniger theologischen Gesichtspunkten. Hatte also bis dahin der eigentliche Spinozismus nur einzelne Kreise beschäftigt, so trat jetzt eine Wendung ein. Die Saat, die bisher heimlich gekeimt hatte, sandte ihre Frucht an das Tageslicht, und der Spinozismus fing an, im Geistesleben der Deutschen eine Rolle zu spielen. Man schüttelte den scholastischen Staub von den Kleidern und fing an, den morschen Bau der alten Weltanschauung einzureifsen und abzutragen. Auch begann man, neu zu bauen. Man strebte nach einer einheitlichen Auffassung des Seins in der Natur und im Menschenleben. Die Philosophie trat in den Vordergrund des allgemeinen Interesses; und da war es Spinoza, auf den man sich überall bezog, Spinoza, dem die führenden Geister das Material zum Aufbau der neuen Weltanschauung entliehen, Spinoza, der dem neuen Bau Leben gab. Goethe, Lessing, Herder erscheinen somit als Männer, die die Gröfse und Einheitlichkeit ihrer Weltanschauung dem Spinozismus verdanken. — In rein philosophischer Beziehung aber war man in dieser Periode auf halbem Wege stehen geblieben. Kant, der ihr den philosophischen Stempel aufdrückte, hatte die Interessen des Herzens von denen des Geistes getrennt, hatte Gott, Freiheit und Unsterblichkeit aus dem Kreise des Erkenn- und Beweisbaren gewiesen und damit einen tiefen Rifs geschaffen zwischen Natur und Geist, Gott und Welt. Diesen Rifs zu heilen, versuchten die grofsen Männer der vierten Periode, vor allen Schelling und Hegel, ersterer naturphilosophisch und ästhetisch, letzterer logisch und theologisch. Es entstand die Identitäts-Philosophie, deren Grundbau wieder der Spinozismus lieferte. Auch als es galt, zu dieser Philosophie den Glauben zu schaffen, war Spinoza wieder die Losung. Schleiermachers Theologie gehört in ihren Grundlagen dem Spinozismus an: Wie Schelling den Rahmen des Spinozismus ausfüllte durch Material aus der Naturphilosophie, so arbeitete Schleiermacher in diesen Rahmen die alten theologischen Begriffe hinein und gab ihnen dadurch neues Leben. Und so wurde es möglich, dafs auch in der neuesten Periode des Spinozismus, in der Gegenwart, dieser seine Herrschaft behauptete. Wie Theologie einst durch die Philosophie, so ist diese jetzt durch Naturforschung und Politik — immer nach dem Buche — abgelöst; aber auch hier zeigt sich der Spinozismus keimkräftig. Der monistische Gedanke, der Geist des Spinozismus, feiert heute auf dem Gebiete der naturwissenschaftlichen Forschung seine Triumphe. Kein philosophisches System verträgt sich so gut mit den grundlegenden Theorieen der modernen Naturauffassung

wie gerade der Spinozismus. Ewig ist die Substanz mit ihren Attributen; das Verschwinden des einen Modus kann daher nur die Umwandlung in einen andern bedeuten. So hat Spinoza nicht wenig dazu beigetragen, in Deutschland die Bahn frei zu machen für den Triumphzug des Darwinismus, in welchem dem Spinozismus selbst wiederum eine neue Stütze erstand. Auch der Pessimismus Schopenhauers erweist sich bei genauer Betrachtung als ein Schöfsling am Stamme des Spinozismus, und E. v. Hartmanns Gottesbegriff ist nichts anderes als Spinozas Substanzbegriff. Die Systeme aller bekannteren Monisten zeigen spinozistische Grundlagen: Fechners Weltanschauung ist eingestandenermafsen spinozistisch; in Häckels Werken kommt überall als Urahn der monistische Gedanke Spinozas zur Geltung; J. Müller hat in seine Physiologie die Affektenlehre Spinozas fast unverändert aufgenommen, und Lotze hat, indem er die so klar entwickelte Vielheitslehre zum Teil wenigstens wieder aufgab gegen den Grundbegriff einer in sich einheitlichen Allsubstanz, in der That einen Gedankengang rückwärts von Leibniz zu Spinoza vollzogen. — Auch in der Politik der Gegenwart ist Spinozismus zu spüren. Der Hegelsche Satz, wonach die Realisierung des Begriffs der Freiheit das Ziel der Weltgeschichte ist, leuchtet in der Geschichtsauffassung der Sozialisten überall als Leitsatz hervor, und so ist hier der Punkt, an dem sich, wenn auch nicht unmittelbar, der Sozialismus mit dem Spinozismus berührt, wie denn überhaupt die Verbindung Spinoza-Hegel-Marx in der sozialistischen Geschichtskonstruktion ziemlich deutlich zu Tage tritt.

Betrachtet man diese kurze Skizze der Grunwaldschen Ausführungen, so mufs man zugeben, dafs der Einflufs, den Spinoza in Deutschland gehabt hat und hat, ziemlich richtig gezeichnet ist. Nach dem eingangs Gesagten ist es selbstverständlich, dafs diejenigen Perioden und Persönlichkeiten, die den Einflufs Spinozas am deutlishsten spiegeln, dem Verfasser am besten zusagen, dafs dagegen die Männer, die jenem Einflusse Widerstand entgegengesetzt haben, ungünstig beurteilt werden. Zu den letzteren gehört Herbart. An drei Stellen des Buches beschäftigt sich Verfasser mit ihm, und die Art und Weise, wie dies geschieht, beweist, dafs Verfasser ihn richtig erkannt hat als den schärfsten und unerbittlichsten Gegner alles dessen, was Spinozismus heifst. Völlig zutreffend führt er als die wesentlichsten Gründe Herbarts gegen Spinoza an: Die Verwechslung des esse mit dem exsistere, den Mangel einer Erklärung des Übergangs der Substanz in die Welt der Dinge, das Bestreben, Gott definieren zu wollen, den Mangel einer wirklichen Ethik, die nicht hätte kosmologisch behandelt werden dürfen; auch erwähnt er ganz zutreffend als Grund für die Schärfe der Gegnerschaft Herbarts gegen Spinoza, Herbart habe erkannt, dafs der Spinozismus der Kern der Identitätsphilosophie sei, in welcher doch die Schmach der Zeit und der Verderb der Jugend erblickt werden müsse. Schade nur, dafs Verfasser, statt Herbarts Gründe zu widerlegen, ihn mit der Behauptung abthut, es fehle ihm jedes tiefere Verständnis für Spinoza, und die Ansicht durchblicken läfst, Herbarts Gegnerschaft sei mehr aus dem Gefühle des Neides auf die die Zeit beherrschenden Identitäts-Philosophen als aus sachlichen Gründen zu verstehen. Für die Leser dieser Zeitschrift ist es unnötig, die Grundlosigkeit solcher Verdächtigungen nachzuweisen, und so gehen wir nicht näher auf sie ein. Wenn es noch nötig gewesen wäre, den Kampf Herbarts gegen den Spinozismus als notwendig zu erweisen, so hätte Verfasser diesen Beweis erbracht. Seine Ausführungen über den grofsen Einflufs, den der Spinozismus gegenwärtig auf den Fortschritt der monistischen Weltanschauung mit allen ihren Konsequenzen ausübt, rechtfertigen mehr, als man zu Herbarts Zeit ahnen konnte, die Schärfe seines Kampfes gegen den Spinozismus

und lassen den Wunsch lebendig werden: Möge es der Gegenwart nicht an Männern fehlen, die, mit dem Rüstzeug versehen, das Herbarts Philosophie liefert, imstande sind, dem Fortschreiten des neuesten Spinozismus zu wehren und den modernen Bildungsgedanken in die rechten Bahnen zu lenken!

E. Schwertfeger

Kants Ästhetik. Geschichte. Kritisch-erläuternde Darstellung. Einheit von Form und Gehalt. Philosophischer Erkenntniswert. III u. 227 S. 8°. Leipzig, G. Strübigs Verlag, 1895. 5 M.

Unter vorstehendem etwas weitschweifigem Titel hat der Verfasser eine mit Fleiſs und Sorgfalt gearbeitete Darstellung und Würdigung der Kantischen Ästhetik als der Grundlage aller wissenschaftlichen Ästhetik überhaupt gegeben. Nach Voranschickung einer kurzen Einleitung, in welcher darauf hingewiesen wird, daſs die ästhetischen Gefühle, weil sie als von allen unbewuſst begriffen und geteilt keine Rätsel zu lösen aufgeben, verhältnismäſsig spät bearbeitet zu werden anfingen, erhalten wir im ersten Abschnitt eine Übersicht über die Vorbereitungszeit der modernen Ästhetik bis auf Kant, die von Cartesius ihren Ausgang nimmt, um mit Burke und Mendelssohn zu schlieſsen. Der zweite Abschnitt bringt dann die Darstellung der ästhetischen Lehre zumeist mit Kants Worten selbst. Der »Beobachtungen über das Schöne und Erhabene«, welche schon 1764 erschienen, wird als einer noch der vorkritischen Periode angehörigen Schrift nur kurz gedacht, da das eigentliche Interesse die Kritik der Urteilskraft in Anspruch nimmt, die sich würdig den andern beiden grundlegenden Werken, der Kritik der reinen und der praktischen Vernunft anreiht. Zwischen Verstand und Vernunft tritt damit als drittes geistiges Vermögen die Urteilskraft. Die Frage nun, welche der erste Teil des Kantischen Hauptwerkes, die Kritik der ästhetischen Urteilskraft, behandelt, ist die: Wie sind Geschmacksurteile als synthetische Urteile a priori möglich, d. h. wie erklärt es sich, daſs ein vom Begriff des Objekts unabhängiges Lustgefühl auf Allgemeingiltigkeit Anspruch machen kann? Die beiden Hauptteile dieses umfangreichen Abschnittes bilden im 4. und 5. Kapitel die Lehre vom Schönen und die Lehre vom Erhabenen. Verfasser sucht darin den Sinn und die eigentliche Bedeutung der Kantischen Sätze klar zu stellen und gegen Miſsverständnisse in Schutz zu nehmen. Mit Recht rühmt er es dabei als Verdienst des Philosophen, daſs er das Formale der reinen Schönheit betont und und das Schöne vom Vollkommenen und Angenehmen streng geschieden hat. Doch wird auch auf den einseitigen Subjektivismus Kants hingewiesen und als Mangel erkannt, daſs ihm der Begriff des ästhetischen Scheins gefehlt habe. Sein Beginnen sei zwar richtig, aber noch nicht genügend gewesen. — Noch mehr Anerkennung, als Kants Lehre vom Schönen, hat seine Lehre vom Erhabenen unter seinen Nachfolgern gefunden. Unter Erhabenheit versteht Kant die Wirkung, welche die Gröſse eines Objekts auf uns ausübt. Er unterscheidet dabei das Mathematisch-Erhabene, bei dem es auf die Ausdehnung, und das Dynamisch-Erhabene, bei dem es auf die Intensität ankommt. Doch muſs, wie Verfasser darauf hinweist, diese Scheidung mit Vorsicht aufgenommen werden, denn die Gröſse der Ausdehnung wirke nur dadurch erhaben, daſs sie für den Beschauer zugleich Intensität d. h. Macht repräsentiere. Das Gefühl für das Erhabene ist ein Analogon zur interesselosen Kontemplation des Geschmackes, und liegt das Erhabene ebenso in der Seele des Empfindenden, wie das Schöne. Da für die ästhetische Lehre Kants auch seine Kunstlehre von Interesse ist, so wird derselben im Kapitel VII eine ausführliche Darstellung gewidmet, während der Abschluſs (VIII) darauf hinweist, daſs nach Kant die Schönheit das Symbol der Sittlichkeit ist. — Zu dieser den gröſs-

ten Teil des Buches ausfüllenden Darstellung der Kantischen Lehre kommt in einem dritten Abschnitt über »Wesen und Bedeutung der ästhetischen Lehre Kants« eine Würdigung derselben, wobei auf den Mangel hingewiesen wird, der nach des Verfassers Ansicht in der Geringschätzung der pathologischen Gefühle liegt. Die positive Wirkung der Kritik der Urteilskraft zeigt sich besonders bei Schiller, der ein geistreicher Ausleger derselben geworden ist und namentlich zwei Momente aufgenommen und fortgeführt hat: die Harmonie der Gemütskräfte und die Interesselosigkeit. Da Kant die Ästhetik als notwendiges Glied der Philosophie eingeordnet hat, so hat er schon dadurch einen bleibenden Einfluſs ausgeübt, so daſs nach ihm kein Philosoph die Ästhetik unberücksichtigt lassen darf. Die Reaktion, welche sich gegen die einseitige ästhetisch-philosophische Spekulation in Herbart erhob, erkennt Verfasser als berechtigt an. Die Frage nach dem objektiven Warum, nicht nur nach dem subjektiven Wie scheide die spekulative von der empirischen Ästhetik.

Während man dem Meisten beistimmen darf, fordert das, was Goldfriedrich über den Zweck im Hinblick auf die Kantische Zweckmäſsigkeit ohne Zweck sagt, zum Widerspruch heraus, da er in dem Zweck nur etwas Subjektives sieht. Es wird sogar der Versuch gemacht, die Idealität des Zweckes rein logisch zu beweisen. »Nichts«, heiſst es S. 221, »ist verständlicher, als die Realität der Zweckmäſsigkeit bei doch bestehender Idealität des Zweckes. Denn das Sein kann nicht anders sein als so, daſs es sein kann.« Aber woher hat denn das Sein diese Eigenschaft, wenn der Zweck nach seiner wirklichen Art nur in uns existiert? Das eigentliche Ziel, gegen welches Verfasser seine Ausfälle richtet, ist der Glaube an einen persönlichen Zwecke setzenden Gott. »Denn gäbe es einen weisen Schöpfer oder dergleichen: so müſste man zu Spitzfindigkeiten der Theologen und Theodiceeisten aller Zeiten seine Zuflucht nehmen, um das Unzweckmäſsige zu begreifen — und um schlieſslich doch niemand zu überzeugen. So aber ist die natürliche Notwendigkeit des Unzweckmäſsigen klar: Denn Sein ist nicht Ruhe, sondern Werden: und im beständigen Fluſs ringt sich das Unzweckmäſsige zum Zweckmäſsigen durch: indem immer von neuem das »Unzweckmäſsige« verkümmert, verdirbt, vergeht, und das »Zweckmäſsige« sich behauptet: überall im Physischen, im Logischen und Moralischen. Das Zweckmäſsige aber behauptet sich deshalb, weil wir das sich Behauptende das Zweckmäſsige nennen«. Das ist nun allerdings, abgesehen von der unnatürlichen Häufung des Kolons und dem Hinweis auf das absolute Werden, nicht gerade ein Vorbild logischer Beweisführung. Denn wenn das, was sich behauptet, das Zweckmäſsige ist, so muſs das, was sich nicht behauptet, das Unzweckmäſsige sein. Wie soll sich nun in beständigem Fluſs das, was sich nicht behauptet, nämlich das Unzweckmäſsige, zu dem, was sich behauptet, nämlich zum Zweckmäſsigen, durchringen? S. 222 spricht Verf. dann noch von dem »Bild des in sich selbst fraglos ruhenden zwecklosen reinen Seins« und nennt die immanente Zweckmäſsigkeit einen traurigen Aushelf, der weder Fisch noch Vogel sei, ja etwas, wovor man förmlich die Pferde, d. i. die schlichte Menschennatur, scheuen sehe. Solche Ausfälle bleiben, mögen sie nun berechtigt oder, wie hier, unberechtigt sein, dem Leser besser erspart, sie hinterlassen schlieſslich doch nur einen peinlichen Eindruck und haben mit wissenschaftlicher Beweisführung nichts zu thun.

Auf die Ausmerzung der Druckfehler hätte mehr Sorgfalt verwandt werden müssen. Das Verzeichnis am Ende des Buches bringt nur zwei Verbesserungen und noch dazu nachlässigerweise in verkehrter Reihenfolge, zuerst S. 92, dann S. 62. Für S. 109 scheint überhaupt keine Korrektur gelesen worden zu sein, so wimmelt dieselbe von Druckfehlern.

12 auf einer Seite! Auch S. 115, 128, 134 u. 216 sind Druckfehler stehen geblieben.

Cunow a. d. Str. A. Schwarze

Heinrich von Treitschke, Historische und politische Aufsätze. IV. Bd. Biographische und historische Abhandlungen vornehmlich aus der neueren deutschen Geschichte. Leipzig. S. Hirzel. 1897. Preis geheftet 8 M.

Die ersten drei Bände der historischen und politischen Aufsätze Treitschkes sind so berühmt und bekannt wie kaum irgend ein Werk mit gleichem Inhalt. Jetzt hat ein Freund des Verstorbenen, Herr Erich Liesegang, aus den hier und da verstreuten Aufsätzen Treitschkes einen 4. Band zusammengestellt. Es sind hochinteressante, wertvolle Abhandlungen, die sich selbst empfehlen. Wir heben hervor: »Die Grundlagen der englischen Freiheit« und »Das Selfgovernment«, die beide aus Anlafs der Gneistschen Schrift über englische Verfassung und Verwaltung entstanden sind. Ihr Grundgedanke ist der, dafs die englische Freiheit nicht in dem Parlamentarismus besteht, wie viele bei uns wähnen, sondern in der Selbstverwaltung der Kreise und Gemeinden. Damit sind auch die wichtigsten Richtpunkte für eine innerdeutsche Politik gegeben, wie sie z. B. Barth in Leipzig in seiner »Reform der Gesellschaft« erstrebt; aber bei der Zerrissenheit unserer Parteiverhältnisse dringen solche Stimmen leider nicht durch. Ferner verweisen wir auf die grofse und schöne Abhandlung über »Samuel Pufendorf«, den Historiker, der u. a. mit so scharfem Blick und freiem Urteil eine grundlegende Geschichte des grofsen Kurfürsten von Brandenburg geschrieben hat. Weiter sind hervorzuheben: »Aus der Blütezeit mittelstaatlicher Politik«, »Stein«, »Luther und die deutsche Nation«, »Max Duncker«, »Das Gefecht von Eckernförde« und »Die Aufgabe des Geschichtsschreibers«. Alle diese Abhandlungen sind reich an belehrendem Inhalt. Sind Treitschkes Anschauungen manchmal auch etwas einseitig, so entschädigt er dafür den Leser durch den Glanz seines Stils und seiner Diktion.

Der Herausgeber hat Recht, wenn er im Vorwort sagt: »Vergleicht man den Inhalt dieses Buches mit dem der andern, die Treitschke noch selbst in die Welt ausgesandt hat, so ergiebt sich handgreiflich, dafs in keinem von ihnen das Persönliche so stark hervortritt. Treitschke hat im Leben nicht den Einflufs gehabt, der ihm seiner Meinung nach zukam. Er war sich indessen bewufst, dafs nach seinem Tode sein Ruhm wachsen werde. Dafs es so kommen würde, dafs seine Ideen so bald und so nachhaltig auf die Volksgenossen einwirken würden, hat er schwerlich zu erwarten gewagt.« Zum Schlusse wollen wir noch bemerken, dafs der Herausgeber einige charakteristische Züge aus Treitschkes Leben mitteilt, welche den vielbekämpften und kampfgewohnten Historiker und Publizisten in eine freundlichere Beleuchtung rücken als die ist, in der er auch seinen Anhängern gewöhnlich erscheint.

J. Honke

Heinrich von Treitschkes Reden im deutschen Reichstage 1871—1884. Mit Einleitung und Erläuterungen herausgegeben von Dr. Otto Mittelstädt. Leipzig, S. Hirzel, 1896. Preis geh. 2,40 M.

Der durch seine Broschüre »Vor der Flut« neuerdings in weiteren Kreisen bekannt gewordene Herausgeber hat in dieser Schrift 27 Reden Treitschkes gesammelt und das Verständnis derselben durch zweckmäfsige Erläuterungen erleichtert. Zu einigen Reden wollen wir hier die Überschriften angeben: »Über den Mangel an Grundrechten in der deutschen Reichsverfassung«; »Die Vereinigung von Elsafs-Lothringen als Reichsland mit dem Deutschen Reich«; »Der Konstitutionalismus in den einzelnen Bundesstaaten«; »Über die deutsche Rechtschreibung«; »Über die

Wehrsteuer«. In allen diesen Reden ist ein reicher Geschichtsstoff verarbeitet und eine Fülle politischer Belehrungen enthalten, die Zeit und Menschen zutreffend schildern und die schärfsten Charakterzüge der Epoche deutlich bezeichnen.

Wir können dem Herausgeber zustimmen, wenn er im Vorwort sagt: »Je vulgärer, bureaukratisch-geschäftsmäfsiger, geistloser der heutige Reichsparlamentarismus unter uns daherklappert, desto gröfser der Genufs, sich in die so rasch verblafsten glorreichen Tage des neuen deutschen Reichs zurückzuversetzen, da in der Reichsversammlung unseres Volkes noch grofse Gedanken und starke Empfindungen bedeutenden Ausdruck zu finden vermochten. Sollte es nicht auch dem jüngeren parlamentarischen Nachwuchs von heute noch von einigem Nutzen sein, sich gelegentlich mit den nicht zahlreichen Mustern deutscher politischer Beredsamkeit ein wenig zu beschäftigen und sich nach ihnen zu bilden? Die natürlichen Gaben oratorischen Talents sind ohnehin unter unseren Landsleuten niemals besonders entwickelt gewesen. Nächst der deutschen Nationalversammlung der Frankfurter Paulskirche wird der Deutsche Reichstag der Jahre 1871 bis etwa zum Jahre 1878, der Beginn der wirtschaftlichen Kämpfe, immer noch die edelsten und glänzendsten Blüten politischer Beredsamkeit gezeitigt haben. Seitdem befinden wir uns auch darin im Niedergange. Die Menschen wachsen und die Menschen schrumpfen zusammen, je nachdem ihre Zwecke gröfsere oder kleinere werden.« Ein Lehrer, der seine Zeit verstehen will, darf an solchen Erscheinungen nicht achtlos vorbeigehen.

J. Honke

Emil Michael, S. J., Dr. der Theol. u. Phil., o. Prof. der Kirchengeschichte an der Universität Innsbruck, Geschichte des deutschen Volkes seit dem dreizehnten Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1897. I. Bd., 3. Aufl. Preis 5 M.

Das Werk soll in 6 bis 7 Bänden gr. 8^{0} von je 300 bis 500 Seiten erscheinen. Der vorliegende erste Band war kurze Zeit nach seiner Ausgabe schon vergriffen, so dafs in wenig Wochen eine 2. und bald eine 3. Auflage nötig wurden, um der starken Nachfrage zu genügen. Diesen Erfolg hat der Verfasser allerdings auch redlich verdient. Er schildert in diesem Bande das mittelalterliche Leben nach seinen Hauptbeziehungen so eingehend, wie es bisher in der Tendenz und in der Form noch nicht versucht worden ist: Die Landwirtschaft und das bäuerliche Leben, die Besiedelung der ostelbischen Länder, das buntfarbige Leben in den Städten, die Verhältnisse der Ritterschaft und endlich das Verfassungs- und Rechtswesen im Reich, zum Teil auch in der Kirche. Ein gewaltiger Stoff, der hier in übersichtlicher Anordnung und vorzüglicher Darstellung verarbeitet worden ist. Bedenken wir, dafs der wirtschaftliche Umschwung, der sich während des 13. Jahrhunderts in Deutschland vollzogen hat, bis dahin einzig in seiner Art war, reicher an Gegensätzen und rascher in seiner Entwicklung als die Reformation, so dürfen wir dem Nationalökonomen Schmoller beistimmen, wenn er den Krisen jener Zeit dieselbe Bedeutung zuerkennt, welche die sozialen Bewegungen unserer Gegenwart für die Zukunft haben werden. Schmoller schreibt in seinen »Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte« über Strafsburgs Blüte und volkswirtschaftliche Revolution im 13. Jahrhundert: »Es ist eine Revolution, die ich fast für gröfser halten möchte als jede spätere, die das deutsche Volk seither erlebt hat. Die beiden grofsen Zeiten wirtschaftlichen und technischen Fortschrittes seither, die Renaissance mit Pulver, Kompafs und Buchdruckerei und das 19. Jahrhundert mit Dampfmaschinen und Eisenbahnen, haben auch wunderbar

tief gegriffen; von der letzteren Epoche wissen wir noch gar nicht, wohin sie uns führt; wir sind noch mitten in der Umwälzung begriffen. Aber doch könnte man versucht sein, zu behaupten, diese beiden wirtschaftlichen Fortschrittsepochen seien mehr nur sekundäre Fortsetzungen der Umwälzung des 13. Jahrhunderts. Man könnte nicht ohne mancherlei Grund den Satz verteidigen: der Übergang von einer Zeit, die gar keine eigentlichen Städte kannte, zu Städten mit 50000 Einwohnern und technischen Leistungen wie das hiesige (Strafsburger) Münster sei gröfser als der Übergang von dieser Zeit zu unsern heutigen Grofsstädten und ihren Eisenbahnhallen, Museen und Theatern. Von der Rückwirkung jener Revolution auf das geistige und sittliche Leben der Menschen können wir uns nur schwer mehr ein richtiges Bild machen; aber die Gegensätze, die in rascher Folge auseinander sich entwickeln, sind jedenfalls mindestens so grofs als die in unsern Tagen, noch gröfser als die in der Reformationszeit.« Über die Tragweite dieser zunächst etwas befremdenden Auffassung wird man sich klar, wenn man Zug um Zug die Haupterscheinungen beider Epochen aufsucht und vergleicht, eine Arbeit, die eine weitere Vertiefung in den Stoff zur Folge haben wird. Dabei ist Michaels deutsche Geschichte unentbehrlich.

Im Vorwort heifst es: »Das vorliegende erste Buch, welches übrigens ohne jede irgendwie mafsgebende Rücksicht auf Tagesfragen ausgearbeitet worden ist, könnte betitelt sein: »Die soziale Frage in Deutschland während des 13. Jahrhunderts und ihre Lösung.« Nachträge zu dieser Fassung des Themas werden in spätern Partien folgen. Es wurde das erste Buch selbständig veröffentlicht, weil es einen Gegenstand betrifft, welcher augenblicklich die Geister lebhaft beschäftigt. Ein Beitrag zur Geschichte der sozialen Frage dürfte nicht unerwünscht sein, denn die Gegenwart kann von dem Mittelalter gar manches lernen. Freilich die meisten Vertreter der Wissenschaft mitsamt dem grofsen Publikum sind noch immer darin einig, dafs das Mittelalter die Zeit tiefer Erniedrigung der Menschheit, eine Zeit der Barbarei und Finsternis gewesen sei. Wer dieser Ansicht huldigt, wird in den folgenden Blättern das Gegenteil nicht blofs behauptet, sondern auch bewiesen finden. Das hier entworfene Bild weicht von der fast allgemeinen Auffassung des Mittelalters, zumal des 13. Jahrhunderts, nicht unerheblich ab.«

Vom kulturgeschichtlichen und sozialpolitischen Standpunkt betrachten wir Michaels Arbeit als eine Leistung ersten Ranges, die auch da unser Interesse und unsere Achtung verdient, wo wir den grundsätzlichen Anschauungen des Verfassers nicht zustimmen können.

J. Honke

II Pädagogisches

R. Fritzsche, Präparationen zur Landeskunde von Thüringen. — Ein methodisches Handbuch f. d. Unterricht in der geographischen Heimatkunde des 3. und 4. Schuljahres. Mit einem Vorwort von Prof. F. Regel (Jena). — Altenburg. O. Bonde. 1897. — VIII und 140 S.

Wie der Titel des Buches anzeigt, identifiziert der Verfasser die Begriffe »Landeskunde« und »Heimatkunde«. Das mufs von vornherein festgestellt werden, da sich hieraus manches erklären läfst, was sonst schwer verständlich ist. So der Umstand, dafs gleich in der 1. Einheit die Anschauung der Heimat durch das Kartenlesen ergänzt wird. Welche Karte? können Kinder in den ersten Wochen des 3. Schuljahres schon die Karte lesen? Haben sie sie selbst »erarbeitet? »In der

3. Einheit (S. 17) wird eine Karte von der »Kornkammer des Ostkreises« angefertigt; warum nicht schon zu der 1. oder 2. Einheit? Erst in der 3. Einheit wird eine »Deutung« der Kartenzeichen, Farbentöne etc. gegeben und in das Kartenverständnis eingeführt, während schon vorher mit der fertigen Karte operiert wird. Viel später, in der 7. Einheit, kommt der Verfasser u. a. erst zu der Erklärung, warum die Flüsse im Oberlaufe schwächer, gegen die Mündung zu stärker gezeichnet sind. Diese Inkonsequenzen sind die Folge davon, dafs der Verfasser die Heimatkunde nicht im Finger-Stoyschen Sinne als lediglich auf der Anschauung beruhend auffafst. Die Stellung der Karte zu der unmittelbaren Anschauung müfste sonst aus den »Präparationen« viel sicherer hervorgehen. —

Aber auch sonst ist das Prinzip der Anschauung nicht gewahrt. In der 3. Einheit werden auf 2 Wanderungen 12 Ortschaften berührt (S. 15), bei der vergleichenden Zusammenstellung (S. 18) aber deren 43 aufgezählt. Wo haben die Kinder diese kennen gelernt? Und wie sind diese methodisch im 3. Schuljahre zu verarbeiten? Ist es auch nur möglich, diese zum Teile recht schweren Namen — eines Teiles des Altenburger Ostkreises — richtig schreiben zu lernen? In der 4. Einheit werden Gesteinsarten, wie Kalk-, Marmor-, Serpentin-, Schiefersteine, Porphyr, Grauwacke genannt. Sind sie alle auf den Wanderungen gesehen und kurz besprochen worden? Der Zweifel entsteht, weil in der »unterrichtlichen Behandlung«, welche mit dem Betrachten der Karte beginnt, nichts darüber angegeben ist, während es S. 42 beim Muschelkalk ausdrücklich heifst »Proben zeigen!« S. 22 wird schon von »Haus- und Grofsindustrie« gesprochen! Oder die Schüler sollen erfahren was man unter »Streichgarnspinnerei« versteht und was man dazu braucht, ohne solche gesehen zu haben. Auch das ist mit dem Prinzipe der Anschauung nicht vereinbar, dafs (19 Einheiten sollen im 3. und 4. Schuljahre durchgearbeitet werden) schon nach der 4. Einheit keine Wanderung mehr stattfindet, sondern die Karte die Grundlage des Unterrichts wird, nachdem sie schon in den ersten Einheiten auch eine Rolle gespielt hat. Ich kann darum auch nicht dem Urteile Schulrat Polacks beistimmen, welcher in einer Zuschrift an den Verfasser sagt: »Der Stoff wird durch Anschauung gewonnen.« Die Karte kann nur dann einen Ersatz für die Anschauung bieten, wenn ihr Verständnis sehr gründlich vorbereitet worden ist, und dazu ist mindestens das ganze 3. und ein Teil des 4. Schuljahres erforderlich.

Die methodische Durcharbeitung der einzelnen Einheiten vollzieht sich nach Angabe des Zieles in vier Stufen. Die Ziele sind im allgemeinen recht gut. Die Durcharbeitung der Stoffe ist übersichtlich. Anzuerkennen ist, dafs sich der Verfasser in Bezug auf historische Daten die nötige Beschränkung auferlegt hat. Manche Einzelangaben gehen zu weit, so z. B. dafs der Plothenteich 840 m lang ist, was zu wissen nur von Wert ist, wenn die Schüler den Teich selbst abgeschritten und abgeschätzt haben; oder Mitteilungen über die innere Ausstattung des Schlosses »Fröhliche Wiederkunft«, wenn es nicht besucht wird. Besonders wertvoll scheinen mir die reichhaltigen Anregungen und Überlegungen, welche die sachliche Vertiefung bietet, weil sie auf das Verständnis des ursächlichen Zusammenhanges zwischen dem heimatlichen Boden und dem heimatlichen Leben hinarbeiten. Dagegen scheinen mir die Fragen und die »Ergebnisse« der III. Stufe geeignet, den Anfänger zu recht breiten Betrachtungen über die Dinge statt einer gründlichen Anschauung der Dinge selbst zu verleiten. Fragen wie: »Was können wir aus der Verschiedenheit der Thalbildung über den Bodenaufbau schliefsen?« »Wie zeigt sich's, dafs auch die Gewässer auf die Bewohner ihren Einflufs ausgeübt haben?« welche schon in der 5. Einheit vorkommen,

scheinen mir für dieses Alter verfrüht. (Übrigens ist der »Überblick« (S. 23) nicht eine methodische Einheit.)

Über den stofflichen Teil kann ich mich eines eingehenden Urteils enthalten, da Prof. Regel, dessen umfassendes Handbuch von Thüringen der Verfasser besonders benutzt hat, das Werk bereits vor seinem Erscheinen vorgelegen hat. Er hat es geprüft und gegen seine Sachlichkeit keinen Einwand erhoben. Daſs indes stofflich der Wirkungskreis des Verfassers ausführlicher als andere Gegenden Thüringens behandelt ist, sei noch zum Schlusse erwähnt. Die Benutzung eines ausführlichen Handbuches von Thüringen oder einer eingehenden Schrift über die örtlichen Verhältnisse, in welchen der Lehrer wirkt neben den »Präparationen«, kann letzterem bei seiner Vorbereitung nicht erspart bleiben, was indes nach meiner Auffassung auch die Meinung des Verfassers ist. Als erster Versuch sind diese »Präparationen«, die mit viel Fleiſs gearbeitet sind, einer sorgfältigen Beachtung wert.

Blankenhain i. Thür. E. Scholz

Beyer, Dr. **O. W.**, Deutsche Ferienwanderungen. Schülerreisen als Anschauungsgänge in deutscher Landes- und Volkskunde. IV u. 73 S. Leipzig, Reichardt, 1894. M 1,20.

Das Neue in der vorliegenden Arbeit ist zunächst der Standpunkt, von dem aus der Verfasser die Schulwanderungen auffaſst. Er will nicht Schulreisen im allgemeinen, sondern Schülerreisen mit besonderer Rücksicht auf höhere Schulen das Wort reden. Schulreisen verlangen eine organische Eingliederung in den Lehrplan der Schule und eine Beteiligung aller Schüler einer bestimmten Klasse oder Altersstufe, weil sie sonst nicht als Teil des Lehrplanes behandelt werden können. Da sich der Verwirklichung dieses Ideals zur Zeit noch allzugroſse Schwierigkeiten in den Weg stellen, begnügt sich der Verfasser mit einer freiwilligen Beteiligung an den Ferienwanderungen. Neu sind ferner Zweck und Ziel, welche der Verfasser diesen Wanderungen beimiſst. Ziel ist die Erarbeitung anschaulicher Bilder »von den Haupttypen des deutschen Landes, wie des deutschen Volkes und den Hauptzügen seiner Kultur« (S. 9). So weit ist bis jetzt das Ziel der Schülerreisen noch nicht gefaſst worden. Dieses Ziel soll erreicht werden durch Erfüllung der Forderung: »Für höhere Schulen jedes Jahr eine Schulreise.« Nach genauen Erwägungen kommt der Verfasser dann zur Feststellung folgender typischer Landschaften, welche zu gleicher Zeit die Reiseziele bilden: 1. Erzgebirge, 2. Thüringerwald, 3. Fichtelgebirge, 4. Harz, 5. Vogesen, 6. Rhein (Mainz-Wesel), 7. Sudeten, 8. Niederdeutschland, 9. Schwarzwald, Oberbayern. Für sechsklassige Schulen würden die unter 3, 5 und 7 genannten Gebiete wegfallen. — Das Hauptverdienst des Verfassers besteht aber in dem zum erstenmal unternommenen Versuch, diese Gebiete auszubeuten in Bezug auf die Stoffe, welche auf den Schülerreisen zur bestmöglichen Erreichung des genannten Zieles beobachtet und verarbeitet werden sollen. Hier kann jeder lernen, der es mit Schülerreisen zu thun hat, nicht nur der Lehrer an höheren Schulen. Mit groſser Umsicht und wahrem Bienenfleiſs hat der Verfasser das zusammengetragen, was in physikalischer, geschichtlicher, politischer, sprachlicher, volkstümlicher etc. Hinsicht der Pflege einer gesunden Vielseitigkeit des Interesses dienstbar gemacht werden soll. — Kürzer faſst sich der Verfasser dann über die Frage, wie diese Reisen vorzubereiten und durchzuführen sind und schlieſst mit dem Entwurf zu einer 16 tägigen Reise durch den Thüringerwald und einer Übersicht über die Stoffe, welche hier im einzelnen zu beobachten wären.

Über den Standpunkt, ob Schulreisen oder Schülerreisen läſst sich mit dem Verfasser nicht rechten, da er ersteren im Prinzip zustimmt. Aber interessant ist es,

zu sehen, zu welchen Konsequenzen diese Konzession an die Praxis und die Verschiebung des Zieles führt. Hauptziel ist die Bekanntschaft mit den Hauptstämmen unseres deutschen Volkes und nach diesem Gesichtspunkte ist der Reiseplan entworfen (S. 32). Daher kommt es, dafs an die Schüler von 10—12 Jahren, welche Mitteldeutschland bereisen, Forderungen gestellt werden, wie das Eingehen auf die Bedeutung der kleinstaatlichen Bildungen Mitteldeutschlands für die deutsche Kultur (S. 50), welche sich psychologisch nicht rechtfertigen lassen. Dasselbe gilt von dem Vorschlage (S. 72) auf der Thüringerreise das Historische reichlich darzubieten: den mittelalterlichen Kampf zwischen Deutschen und Sorben-Wenden, die betreffenden Partieen aus der Reformationszeit, die grofse Zeit Weimars, die weltgeschichtliche Bedeutung der Schlacht bei Jena, abgesehen von den vielen Einzelnotizen, wie sie die Reisebeobachtungen (S. 58 f.) enthalten. Werden diese Reisen durch die Rücksicht auf den Lehrplan nicht mehr eingeschränkt, nimmt man in erster Linie auf die Vollständigkeit des Objektes (deutsche Landschaft und deutsches Volkstum) Rücksicht, so tritt leicht Überhäufung ein, wie das Beispiel der Reise durch den Thüringerwald (S. 57 f.) darthut. Mit einer 16tägigen Reise zu beginnen ist nicht ratsam; das Ziel des 1. Tages mit 10jährigen Kindern zu erreichen, ist kaum denkbar. Solche Reisen könnten leicht eine Zerstreuung, eine Übersättigung zur Folge haben, vor der schon Jean Paul warnt. — Auch über die Verwertung des gewonnenen Stoffes im nachfolgenden Unterricht ist in der Schrift so gut wie gar nicht die Rede. Das ist aber auch wieder sehr schwierig, sobald man das Prinzip der Schulreise verläfst.

Trotz alledem bedeutet die Schrift Beyers einen Fortschritt auf dem Gebiet der Schulwanderungen. Der Praktiker wird sie mit Nutzen verwerten, der Theoretiker mufs in manchen Punkten auf den Vorschlägen des Verfassers fufsen. Wünschen wollen wir, dafs der Vorschlag des Verfassers, es sollte eine Centralauskunftstelle für Schulreiseangelegenheiten geschaffen werden, wo sich die Interessenten jederzeit Rat holen könnten, recht bald in Erfüllung gehen möge.

Blankenhain i. Thür. E. Scholz

Svenzka spörsmål 1893, IV. »Die Arbeit der Hochschulen in England an der Volksbildung« von Harald Hjärne.

Das 50 Seiten starke Heft der »schwedischen Fragen« enthält den Vortrag, den der Professor der Upsalaer Hochschule Harald Hjärne vor einer Versammlung von Volkshochschullehrern im Sommer 1892 zu Upsala gehalten hat, in etwas erweiterter Gestalt. Harald Hjärne schildert die Entwicklung der sogenannten University Extension, also der Bestrebungen der englischen Hochschulen ihre Bildung auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Die letztere Frage beschäftigt schon seit 50 Jahren die englischen Hochschulen, die ja ganz anders eingerichtet sind als die deutschen und auch die schwedischen, und die eine ganz andere Stellung im Volksleben einnehmen, da sie bislang nur den Söhnen reicher Leute zugänglich waren. Auch das englische Volksschulwesen ist anders geartet und die höheren Lehranstalten sind noch heute zum gröfsern Teile Privatanstalten; dafs in der letzten Zeit eine Änderung eingetreten ist, verdankt England eben jener Bewegung, der University Extension. Die alten Hochschulen zu Oxford und Cambridge begannen ihr Neuerungswerk damit, dafs sie aufserhalb der Universitätsstädte Prüfungen und Unterricht durch abgeordnete Hochschullehrer einrichteten. Diese Vorbereitung sollte aber nicht etwa auf ein blofses Einpauken (Cramming) hinauslaufen, sondern die Lernwilligen sollten zu einem planmäfsigen selbständigen Arbeiten angeleitet werden. Da sich hierzu viele einfanden, die nur einen noch dazu mangelhaften Volkschulunterricht genossen hatten und die aufserdem gar nicht an anstrengende

geistige Arbeit gewöhnt waren, so mufste der Unterricht ein anderer sein als in den Hochschulen, ja auch in den mittlern und niedern Schulen. Ein sehr geeignetes Verfahren fand James Stuart (jetzt Professor der Mechanik zu Cambridge) der zuerst Ende der sechziger Jahre vor Frauen und vor Arbeitern Vorlesungen hielt und sich dabei folgender von der University Extension übernommener Hilfsmittel bediente:

1. Er verteilte Leitfäden, in denen die Hauptpunkte der Vorlesung angegeben waren; die Zuhörer bekamen damit einen gewissen Anhalt für ihre Aufzeichnungen während des Vortrages; auch Nachweise einschlagender Schriften und Aufgaben zum selbständigen Weiterarbeiten enthielten diese Syllabi.

2. Die Teilnehmer lieferten über das im Vortrage Gehörte wöchentliche Ausarbeitungen (weekly exercices) an den Vortragenden (der jede Woche nur einmal las); der letztere sah diese Arbeiten durch und beurteilte sie.

3. Im Anschlusse an jede Vorlesung fanden Erörterungen statt (Class), wobei jeder sich über das, was ihm unverständlich geblieben war, Aufklärung erbitten konnte und überhaupt ein freier Gedankenaustausch statt fand.

Diese drei Hilfsmittel: Syllabus, weekly exercices, class bilden, wie gesagt, auch jetzt noch die Hauptmittel in den sogenannten Universitätskursen, welche seitdem von den Hochschulen selbst eingerichtet worden sind.

Den ersten Versuch damit machte Cambridge 1873, die Londoner Universität folgte 1876, Oxford 1878. Die Vorlesungen werden veranstaltet von den schon genannten Prüfungsausschüssen der Hochschulen (Local Examinations and Lecturers Syndicate) unter dem Beistande von örtlichen Garantievereinigungen (Centres) welche die Räume beschaffen, Eintrittskarten verkaufen etc. Nach jedem Lehrgange wird eine Prüfung abgehalten und darüber ein Zeugnis erteilt. Wer mehrere Lehrgänge nach vorgeschriebenem Plane mehrere Jahre hindurch mit Erfolg durchgemacht hat, ist zum Besuche der Hochschule berechtigt, wird affiliated student of the university (of Cambridge, Oxford etc.)

Nach dem Vorgange von Chatauqua im Staate Neu-York hat Oxford im Jahre 1888 auch Summer Meetings veranstaltet, an denen jeder teilnehmen kann, der sich fortbilden will. 1890 ist Cambridge gefolgt, und auch die Londoner Society for the Extension of University Teaching veranstaltet Sommerkurse. Die Zahl der Teilnehmer an der ersten Oxforder Zusammenkunft, welche 3 Wochen währte, betrug über tausend Personen, darunter viele Frauen, auch Arbeiter.

Ähnliche Veranstaltungen sind seitdem in den vereinigten Staaten von Philadelphia aus getroffen worden, ebenso in Australien (Melbourne). Auch Holland hat seine Hooger Onder wijs voor het volk, und am 20. Januar 1895 hat in Brüssel ein Congrès de l'extension universitaire stattgefunden, um auch in Belgien Vorlesungen in den Provinzstädten zu veranstalten (Oxford University Extension Gazette 1895, II.)

Welche Ausdehnung die Bewegung in England bereits hat, geht am deutlichsten aus den Mitteilungen der für die neuen Bestrebungen gegründeten Zeitschriften heraus. In der Oxford University Extension Gazette vom Februar 1895 (5. Jahrgang 53) findet sich eine Zusammenstellung der Vorlesungen, welche die Hochschule von Oxford in diesem Frühjahr veranstaltet. Danach werden in einigen sechzig Städten von 23 Lehrern Vorträge gehalten in Geschichte und Litteratur, Baukunst, Volkswirtschaft, Naturwissenschaft, über Erfindungen etc. Die Vorlesungen haben Mitte Januar begonnen und dauern bis Ende März oder April, alle 14 Tage findet in der Regel über jeden Gegenstand eine Besprechung statt. Die meisten sind Fortsetzungen der Herbstvorlesungen, einzelne beginnen und schliefsen in diesem Frühjahr, beschränken sich also

auf 6 Stunden. Es liest z. B. Marriott, M. A. (magister artium) in Birmingham 6mal Abends über englische Kolonieen, anfangend am 15. Januar; am Nachmittage des ersten Tages hat er in einem andern Teile von Birmingham seine Vorlesungen über Ludwig XIV und die französische Revolution vom Herbste aufgenommen und führt beide mit 14tägigen Pausen bis zum 26. März zu Ende. Am 6. Januar finden wir denselben Herrn in Sale seine 6 Vorlesungen über England im 18. Jahrhundert beginnend, am 17. in Bradford (über Kolonieen, 6 Vorlesungen), am 18. in Oxford (Renaissance und Reformation in England, 6 Vorl.), am 22. Nachmittags in Weymouth (Zeitalter Ludwigs XIV, 6 Vorl.), abends in Bridport (Umwälzungen auf gewerblichem Gebiete, 12 Vorl.), am 23. nachmittags in Bournemouth (Europa seit Waterloo, 12 Vorl.), abends in Dorchester (Kolonieen, 6 Vorl.), am 24. in Southbourne (Europa seit Waterloo, 12 Vorl.), am 25. in Clevedon (Shakespeares geschichtliche Dramem, 12 Vorl.) Noch mehr ist Horsburgh, B. A (bochelor of arts) beschäftigt; er ist im Verzeichnisse nicht weniger als 16 Male aufgeführt mit geschichtlichen und litterargeschichtlichen sowie volkswirtschaftlichen Vorlesungen an 13 Orten (an dreien zweimal des Tages). Selten beschränkt sich der Vortragende auf einen Gegenstand, wie Bond, M. A., der 3 Vorlesungen über Baukunst hält, Worsfold, M. A, der an neun Orten über Südafrika liest. —

Andere Mitteilungen der O. U. E. G. beziehen sich auf die Ferienkurse in Exeter die neue Londoner Hochschule, es finden sich Berichte aus den Centres u. a.

Malchin G. Hamdorff

Dr. Maikki Friberg - Helsingfors: Entstehung und Entwicklung der Volkshochschulen in den nordischen Ländern. Bern, A. Siebert, 1897. 166 S.

Die Verfasserin des vorliegenden Buches hat sich in Deutschland, der Schweiz und Frankreich längere Jahre hindurch aufgehalten und ist, namentlich in Deutschland, dafür thätig gewesen. die Einrichtung der nordischen Volkshochschulen, die fast gänzlich unbekannt bei uns war, bekannter zu machen. Nachdem sie i. J. 1895 eine Broschüre »Die Volkshochschulen im Norden« (Berlin, Verlag von Max A. W. Schulze, 32 S.) veröffentlicht hatte, hat sie uns jetzt eine ausführlichere Darstellung des Gegenstandes geschenkt. Es ist dies die ausführlichste Arbeit über die Volkshochschulen des Nordens, die wir in deutscher Sprache besitzen und ebenfalls die kenntnisreichste, da Maikki Friberg die Folkehöjskoler aus eigener Anschauung sehr genau kennt und mehrfach selbst an ihnen als Lehrerin gewirkt hat (siehe den Aufsatz von Karl Jörgensen: Maikki Friberg og hendes Virksamheit for Folkehöjskolesagen i Udlandet im Höjskolebladet vom 16. Juli d. J.). Eine Empfehlung ihres Buches ist nach dem Gesagten wohl überflüssig. Ernst Schultze

O. Wünsche, Die Pflanzen Deutschlands. Eine Anleitung zu ihrer Bestimmung. VII. Aufl. Leipzig, 1897. kl. 8°. 559 S.

Das Buch ist eine neue Auflage der rühmlich bekannten Schulflora desselben Verfassers. Der neue Titel rechtfertigt sich durch die Aufnahme aller im Gebiet — Deutschland von der Ost- und Nordsee bis zu den Alpen — vorkommenden Farn- und Blütenpflanzen und durch die neu eingeführte Anordnung und Umgrenzung der Familien und Gattungen nach Engler und Prantls »natürlichen Pflanzenfamilien«. Wünsches Werk verdankt seine Beliebtheit dem Umstande, dafs es auch wenig Geübten ein rasches und sicheres Bestimmen ermöglicht und dabei gleich in das natürliche System einführt. Sicherlich wird es auch unter dem neuen Titel diese Vorzüge bewähren; es sei daher warm empfohlen.

Eisenach M. Büsgen

Eichert, Schulwörterbuch zu den Lebensbeschreibungen des Cornelius Nepos. Breslau, Kern (Max Müller).

In der neuen Auflage ist der Verfasser sorgfältig bemüht gewesen, die Schüler weder durch übertriebene Kürze im Stiche zu lassen, noch durch die Fülle des Stoffes ihnen die häusliche Vorbereitung zu erschweren. Die Bedeutungen der einzelnen Wörter sind möglichst vereinfacht worden. Die gebotenen Übersetzungen schliefsen sich enger als bisher an den lateinischen Text an, ohne doch gegen die Gesetze der deutschen Sprache zu verstofsen.

Die geschichtlichen und geographischen Angaben sind zum Teil ungenügend.

Die Vokabeln in älterer Schreibweise und die griechischen Wörter sind zu beseitigen.

Zu Grunde gelegt ist der Text von Nipperdey; von anderen Lesarten sind nur die der Halmschen Rezension berücksichtigt worden.

Schneeberg Ernst Haupt

D Aus der Fachpresse

Aus der philosophischen Fachpresse

Gutberlet's Philosophisches Jahrbuch, 11. Bd. 3. Heft.

Übersichtliche Darstellung und Prüfung der philosophischen Beweise für die Geistigkeit und die Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Von Svoreik. — Die Freiheitslehre der lutherischen Kirche. Von A. Seitz. — Der Nus nach Anaxagoras. Von Deutler. — Rezensionen und Referate.

Commer's Jahrbuch für Philosophie und spekulative Theologie. XIII, 1.

I. Apologetische Tendenzen und Richtungen. (Forts. von X, 433.) 9. Artikel. Der Gottmensch, seine Person und sein Werk. Von Kanonikus Dr. M. Glofsner in München. — II. Moralstatistik und Willensfreiheit. Von Dr. L. Haas, Lycealprofessor in Passau. — III. Disputatio critica de distinctione »virtuali« inter essentiam et existentiam. Scripsit J. L. Jansen, C. SS. R., Prof. Theol. (Wittem, Holland). — IV. Zur neuesten philosophischen Litteratur. Von Kanonikus Dr. M. Glofsner. — V. Nochmals: »Areopagitica«. Von P. Josephus a Leonissa, O. M. Cap. in Königshofen (Bayern) — VI. Über den Begriff der Simultaneität der göttlichen Mitwirkung. Von Hermann Dimmler, Vikar in Stuttgart. — VII Litterarische Besprechungen.

Nuova Antologio. Rivista di Scienze Lettere ed Arti. Direttore: Maggiorino Ferraris. Roma 1897.

Anno 32 Fascicolo 624. — 16. Dicembre 1897:

Nigra, La Romanza di Tristano e Isotta. — Nicoletti-Altimari, La Carovana della Morte. — Villari, La Società Dante Alighieri. — Lovatelli, I Vigili dell' Antica Roma. — Segrè, Sheridan. — Mariano, Rosmini e la sua Condanna. Bonfadini, Federico Confalonieri. — Boutet, Ermete Zacconi. — D'Annunzio, La Parabola delle Virgini Fatue e delle Vergini Prudenti. — Bersezio, G. B. Bottero e Casimiro Teja. — ***, La Crisi Politico-Nazionale dell' Austria e gli Italiani del Litorale. — Dal Verme. Il Ministero e la Campagna d'Africa dopo il 1. Marzo 1896. — Cronica, Notizie, Libri e Nuove Pubblicazioni.

Il nuovo Risorgimento. Torino 1898.

Vol. 8, Fasc. 2—3. Febbraio—Marzo:

Billia, Una fissazione hegheliana. — Calzi, Rosmini nella presente questione sociale. — Billia, die alcune contraddizioni del neo tomismo. — Rassegna Bibliografica.

La paix universelle. Revue indép. Dir. A. Bouvier, Lyon 16 Mars au 15 Avril 1898.

VIII. année. No. 176/77:

Appel aux spiritualistes scientif.: J. Bouvery. — La Genie Celtique et le Spiritualisme moderne (suite): Leon Dénis. — La Race pélasgique: de Beaurepaire-Froment. — Nos frères inferieurs les animaux: R. J. Bloch. — A Monsieur J. Bouvery: A. Erny et reponse. — La Tolerance dans les croyances: Dechand.

Revue de Métaphysique et de Morale (Xavier Léon). Paris 1898. Armand Colin & Cie.

6. année. No. 2. Mars:

Lagneau, Fragments. — Jacob, La philosophie d'hier et celle d'aujourd'hui. — Tarde, Les lois sociales, II. Opposition. — Noël, La philosophie de M. Lachelier. — Lapie, La justice pénale. — Supplément: W. Stern, Krit. Grundlage der Ethik; Braig, Vom Erkennen; Rubin, Die Erkenntnistheorie Maimons; Lutosławski. The origin and growth of Platos Logik, etc.

Revue Néo-Scolastique. Publiée par la Société philosophique de Louvain (Mercier).

5. année, No. 1. Supplement. I. Février 1898:

Mercier, La Philosophie de Herbert Spencer. — Descamps, La Science de l'ordre (Essai d'harmologie). — Lantsheere, L'Evolution moderne du droit naturel. — Thiéry, Was soll Wundt für uns sein? — Bulletins Bibliographiques. — Comptes Rendus.

Revue philosophique de la France et de l'Etranger. Dirigée par Th. Ribot. Paris 1898. Felix Alcan.

23. année No. 3. Mars:

F. Paulhan, L'invention. — A. Schinz, La moralite de l'enfant. — Ch. Féré, L'état mental de mourants (nouveaux documents). — Observations et documents: Dissard, Les synergies visuelles et l'unité de conscience. — Revue critique: E. Belot: Les »Principes de sociologie« de Herbert Spencer. — Analyses et comptes rendus. — Nécrologie. — Livres nouveaux.

23. année No. 4. Avril:

Ch. Richet, La forme et la durée de la vibration nerveuse et l'unité psychologique du temps. — Winiarski, Essai, sur la mécanique sociale. — G. Dumas, L'état mental d'Auguste Comte. (Fin.) — Analyses et comptes rendus. — Revue des périodiques étrangers. — Livres nouveaux.

Rivista Italiana di Filosofia fondata dal. Prof. Luigi Ferri. Roma 1897. Giovanni Balbi.

Anno XII Vol. II. Novembre—Dicembre:

De Sarlo, Il Socialismo come concezione filosofica. — Labanca, La »Scienza nuova« di Vico al lume della Bibbia in un raro libro del secolo XVIII. — Ambrosi, I principi della Conoscenza e la loro prima radice. — Codara, Seneca filosofo e San Paolo. — Grasso, Studio sull' Attenzione. — Bolletino pedagogico e filosofico. — Bolletino Storico-Letterario. — Riviste straniere ed italiane. — Recenti pubblicazioni.

Revue de l'Université de Bruxelles. Red. p. P. de Reul et M. Sand. Bruxelles 1898. Bruylant-Christophe & Cie.

III. année No. 7. Avril:

H. de Vries, l'unité dans la variation. Considér, sur l'hérédité. — Goblet d'Alviella, la théorie du Sacrifice et les recherches de Robertson Smith. — L. Devogel, Etude sur la latinité et le style de Paulin de Pella. — F. Dupont, le

crime d'après M. Tarde. — E. Lameere, le nouvel examen de bibliothécaire à la Bibliothèque royale de Belgique. — A. Treichel, le bonheur allemand. — Bibliographie. — Chronique universitaire.

The Philosophical Review. Edited by Schurman, Creighton and J. Seth. New-York 1898. The Macmillan Comp.

Vol. 7, No. 2 (No. 38). March:

Watson, The metaphysic of Aristotle, II. — Schurman, The genesis of the critical philosophy, II. — H. Davies, The psychology of temperament and its epistemological applications. — Reviews etc. — New books: Esser, Thomas; Lipps, Raumästhetik; v. Hartmann, Schelling.

The Psychological Review. Edited by J. McKeen Cattell and J. Mark Baldwin. New-York. The Macmillan Comp.

March 1898:

The Psychological Index, No. 4. A. Bibliography of the Literature of Psychology and Cognate Subjects for 1897 comp. by Livingston Farrand, Columbia Univ. and Howard C. Warren, Princeton Univ. with the cooper. of N. Vaschide, Paris and B. Borchardt, Berlin.

Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie (Fr. Carstanjen, Zürich). Leipzig 1898. Reisland.

XII. Jahrgang. Heft I:

Groos, Über Hör-Spiele. — Carstanjen, Der Empiriokritizismus. — Riehl, Bemerkungen zu dem Problem der Form in der Dichtkunst. — Besprechungen. — Anzeigen. — Bibliographische Mitteilungen. — Notizen.

Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane. Herausgegeben von H. Ebbinghaus und A. König. Leipzig 1898. Johann Ambrosius Barth.

Band XVI, Heft 4:

Wahle, Über den gegenwärtigen Zustand der Psychologie. — Guillery, Bemerkungen über Raum- und Lichtsinn. — Sommer, Dreidimensionale Analyse von Ausdrucksbewegungen. — Loeb, Kontrasterscheinungen im Gebiete der Raumempfindungen. — Litteraturbericht.

Band XVI, Heft 5/6, ausgegeben den 5. April:

J. Hirschberg, Die Optik der alten Griechen. — M. Meyer, Ueber die Unterschiedsempfindlichkeit für Tonhöhen nebst einigen Bemerkungen über die Methode der Minimaländerungen. — W. A. Nagel, Über das Aubert'sche Phänomen und verwandte Täuschungen über die vertikale Richtung. — Besprechungen. — Litteraturbericht.

Revue de Métaphysique et de Morale. Secrétaire de la Rédaction: M. Xavier Léon.

Sommaire: E. Durkheim, Représentations individuelles et représentations collectives. — Ch. Dunan, La nature des corps. — G. Tarde Les lois sociales (Suite et fin). — III. Adaptation.

Études Critiques: L. Couturat, Essai sur les fondements de la géométrie.

Questions Pratiques: A. Darlu, De M. Brunetière et de l'Individualisme. — A propos de l'article »Après le procès«. — Supplément: Livres nouveaux. — Revues. — Congrès des Sociétés savantes. Prix Lobatchevski.

New Series No. 26. April 1898.

Mind a quarterly Review of Psychology and Philosophy. Edited by G. F. Stout, With the Co-operation of Professor H. Sidgwick, Dr. E. Caird, Dr. Venn, Dr. Ward, and Professor E. B. Titchener.

Contents. I. The Regulae of Descartes (I.): Boyce Gibson. — II. A Contribution towards an Improvement in Psychological Method (II.): W. McDougall. — III. Freedom: G. E. Moore. — IV. The Paradox of Logical Inference: Miss E. E. C. Jones. — V. Mandeville's Place in English Thought: Norman Wilde. — VI. The Dialectical Method (II.): Prof. E. B. McGilvary. — VII. Critical Notices:

George Trumbull Ladd, Philosophy of Knowledge, etc.: James Seth. Emile Durkheim, Le Suicide. Étude de Sociologie: Havelock Ellis. Borden P. Bowne, Theory of Thought and Knowledge: George A. Coe. R. L. Nettleship, Philosophical Lectures and Remains (ed. A. C. Bradley and G. R. Benson): B. Bosanquet. C. Lloyd Morgan, Habit and Instinct: Editor. — VIII. New Books. — IX. Philosophical Periodicals. — Note on the Aristotelian Society and Mind.

New Series No. 27. July 1898.

I. The Essence of Revenge: Dr. E. Westermarck. — II. A Psychological Laboratory: Prof. E. B. Titchener. — III. The Regulae of Descartes (II. Conclusion): Boyce Gibson. — IV. A Contribution towards an Improvement in Psychological Method (III. Conclusion): W. McDougall. — V. The Dialectical Method (III. Conclusion): Prof. E. B. McGilvary. — VI. Critica Notices: A. E. H. Love, Theoretical Mechanics: B. Russel. M. H. Dziewicki, (edited by), Johannis Wyclif Tractatus de Logica: James Lindsay. W. Lutowslawski, The Origin and Growth of Plato's Logic: J. Adam. F. Pillon, La Philosophie de Charles Secrétan: H. Barker. — New Books. — VIII. Philosophical Periodicals. — IX. Note.

Robert Zimmermann †

Am 1. September d. J. starb der Professor der Philosophie an der Wiener Universität Robert Zimmermann in seiner Vaterstadt Prag. Geboren am 2. November 1824 promovierte er zum Doktor der Philosophie an der Universität Wien am 26. Mai 1846, habilitierte sich im Februar 1849 für Philosophie an der Universität Wien, supplierte die Lehrkanzel der Mathematik ebenda 1849 und wurde noch in demselben Jahre zum a. ö. Professor der Philosophie an der Universität Olmütz und 1852 zum ordentlichen Professor der Philosophie an der Universität Prag ernannt. Im Jahre 1861 wurde er an die Universität Wien berufen und hier erfreute er sich bis in die Mitte der siebziger Jahre der gröfsten Hörerzahl an der philosophischen Fakultät. 1896 trat er in den Ruhestand. Von 1880—1896 war er Präsident der Prüfungskommission für die Lehramtskandidaten an Gymnasien und Realschulen und stellte als solcher den gröfsten Teil der Fragen für die in Österreich damals übliche schriftliche Prüfung aus Pädagogik. Zimmermann war auch Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Prag und Wien und schrieb für die Sitzungsberichte der letzteren zahlreiche Abhandlungen. Die Regierung zeichnete ihn mit dem Hofratstitel aus. Seine Hauptwerke sind: die Ästhetik, welche 1858 und 1865 in zwei Bänden erschien und deren erster historisch-kritischer Teil die erste Geschichte der Ästhetik ist, welche existiert; sodann: Philosophische Propädeutik enthaltend Logik, Psychologie und Einleitung in die Philosophie. In mehreren Auflagen. Er starb an einer Karbunkeloperation. Sein Tod kam allen, die ihn persönlich kannten, unerwartet, denn er erfreute sich bis in seine letzten Tage der vollsten Gesundheit und Rüstigkeit.

Druck von Hermann Beyer & Söhne in Langensalza.

Neu eingegangene Bücher und Zeitschriften

Braig, Vom Sein. Abrifs der Ontologie. Freiburg i. B., Herder, 1896. 158 S.

Michelitsch, Atomismus, Hylemorphismus und Naturwissenschaft. Graz, 1897. Selbstverlag. 104 S.

Wasmann, Instinkt und Intelligenz im Tierreich. Freiburg i. B., Herder, 1897. 94 S.

Kuno Fischer, Geschichte der neuen Philosophie. Jubiläumsausgabe I. Heidelberg, Winter, 1897. 160 S.

Hecker, Schopenhauer und die indische Philosophie. Köln, Hübscher & Teufel, 1897. 254 S.

Bösch, Die entwicklungstheoretische Idee sozialer Gerechtigkeit. Eine Kritik und Ergänzung der Sozialtheorie H. Spencers. Zürich, Speidel, 1896. 245 S.

Petronievics, Der ontologische Beweis für das Dasein des Absoluten. Leipzig, Haacke, 1897. 19 S.

A. Drescher, Werden, Sein, Vergehen. Giefsen, Ricker, 1897. 104 S.

Hedwig Bender, Philosophie, Metaphysik und Einzelforschung. Leipzig, Haacke, 1897. 96 S.

Krieg, Die Überarbeitung der Platonischen Gesetze durch Philipp von Opus. Freiburg i. B., Herder, 1896. 40 S.

Otten, Der Grundgedanke der Cartesianischen Philosophie aus den Quellen dargestellt. Ebenda 1896. 142 S.

G. Hecke, Systematisch-kritische Darstellung der Pädagogik Lockes. Gotha, Perthes, 1898. 129 S.

Joh. Friedrich, F. E. Beneke. Ein Gedenkblatt zu seinem 100. Geburtstage. Wiesbaden, Behrend, 1898. 66 S.

O. Foltz, Die Ethik und das Ziel der Erziehung. Gotha, Thienemann, 1898. 24 S.

Rubin, Die Erkenntnistheorie Maimons im Verhältnis zu Cartesius, Leibniz, Hume und Kant. Bern, Steiger, 1897.

E. Reich, Die Entwicklung der Religiösität und das Werk der Religion. II. Zürich, 1897. 426 S.

Fr. Reimesch, Heimat- und Vaterlandskunde, Kronstadt, Zeidner.

Fr. Krönlein, Vaterländisches Lesebuch. Freiburg i. Br., Troemer.

K. H. Hiemesch, Rechenbuch. Kronstadt, Zeidner.

A. Huber, Jahrbuch des Unterrichtswesens i. d. Schweiz. VIII. Zürich, Orell Füssli.

R. Rofs, Öffentliche Bücher- und Lesehallen. Hamburg, Boysen.

Fauth-Köster, Zeitschrift für den Ev. Relig.-Unt. Berlin, Reuther & Reichard.

Spanier, Künstler-Bilderschmuck für Schulen. Hamburg, Commeter.

Bittrich & Huster, Industrie und Mutterberuf. Plauen, Kell.

Huster & Kretzschmar, Das Rechnen im Haushalt. Plauen, Kell.

Zur Reform des Zeichenunterrichts, Hamburg, Boysen & Maasch, 1897.

Tischendorf, Präparationen f. d. geogr. Unt. 4. Aufl. III. Teil. Leipzig, Wunderlich.

Pfeifer, Mehr Aufsicht, mehr Sitte. Ebenda.

Hermann, Deutsche Aufsätze. 2. Aufl. Ebenda.

Tischendorf-Marquard, Präpar. f. d. Unt. a. einf. Fortbildungsschul. I. T. Ebd.

The Cheltenham Ladies College Magazine. Cheltenham, Heilring.

Ch. MacMurry und Fr. MacMurry The Method of the Recitation. Bloomington, Ill., 1897.

E. Stutzer, Deutsche Sozialgeschichte. Halle, Waisenhaus.

H. Laehr, Die Darstellung krankhafter Geisteszustände in Shakespeares Dramen. Stuttgart, P. Neff.

B. Teichmann, Englisch Sprechen und Denken. Erfurt, H. Güther.

M. Walther, Die wahre Natur des Menschen, Leipzig, Thomas.

J. Freund, Hauptsätze für den Konfirmanden-Unt. Saalfeld, Dürkop.

H. F. Römpler, Vor und nach der Relig.-Stunde. Plauen, Kell.

G. Schäfer, Katechismuslehre. 2. Aufl. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne.

P. Staude, Präpar. f. d. ersten Rel.-Unt. Ebenda.

G. Schäfer, Kirchengeschichte 2. Aufl. Ebenda.

Zeitschrift

für

Philosophie und Pädagogik

Herausgegeben

von

O. Flügel und **W. Rein**

Wansleben b. Halle — Jena

Fünfter Jahrgang

Sechstes Heft



Langensalza

Verlag von Hermann Beyer & Söhne

Herzogl. Sächs. Hofbuchhändler

1898

Preis des Jahrganges (6 Hefte) 6 M

Inhalt

A Abhandlungen Seite

Richard Rothe als spekulativer Theologe. Von O. Flügel 401

Die allgemeine evangelisch-lutherische Kirchenzeitung und der moderne Lehrer. Von A. Rossner (Schlufs) 447

B Mitteilungen

1. Die Jubelfeier des zweihundertjährigen Bestehens der Franckeschen Stiftungen am 30. Juni und 1. Juli 1898 (Dr. Eugen Sparig) 459
2. 13. Thüringer Lehrerversammlung, 2.—5. Oktober in Eisenach (K. Bodenstein) 470
3. Von der Schleswig-Holsteinschen Lehrerversammlung (L.) 472
4. Universitäts-Ausdehnung 475

C Besprechungen

Pädagogisches

Peter M. Noïkow (aus Jambol, Bulgarien), Das Aktivitätsprinzip der Pädagogik Jean Jacques Rousseaus (Dr. E. von Sallwürck) 475

Lay Führer durch den Rechtschreibunterricht . .
— Schülerhefte für den Sach-, Sprach- und Rechtschreibunterricht . . . .
— Grundfehler im ersten Sprachunterricht; ihre Ursachen und ihre Abhilfe . . . .
(Chr. Ufer) 477

Sendler u. Kabel, übersichtliche Darstellung des Volkserziehungswesens der europäischen Kulturvölker (W. Rein) 478

D Aus der Fachpresse

Aus der philosophischen Fachpresse 478



A Abhandlungen

Richard Rothe als spekulativer Theologe

Von

O. Flügel

Am 28. Januar 1899 gedenkt man an der Universität Heidelberg und vielleicht auch an andern Orten eine besondere Feier zu veranstalten zu Ehren des am 28. Januar 1799 geborenen und 1867 in Heidelberg verstorbenen Professor der Theologie Richard Rothe.

Da man also in verhältnisweiten Kreisen Rothes Andenken für wert hält, noch heute gefeiert zu werden, so ist es wohl auch unsern Lesern von Interesse, mit der Bedeutung Rothes bekannt gemacht zu werden[1]) wenigstens nach der Seite hin, der unsre Zeitschrift dient, nach der philosophischen Seite. Und an philosophischen Betrachtungen ist ja R. Rothe sehr reich. Wollte er doch sein Werk am liebsten Spekulative Theologie oder auch Theosophie genannt wissen. Und wahrscheinlich wird sein Andenken erneuert hauptsächlich um des spekulativen Charakters seiner theologischen Ethik willen, denn was er in den späteren Teilen dieses seines Hauptwerkes an sittlichen einzelnen Vorschriften und Ratschlägen bietet, ist wohl sehr wertvoll und ist manchem ein Wegweiser in seinem Leben gewesen, geht aber nicht über das hinaus, was man in jeder angewandten christlichen Ethik ziemlich in gleicher Weise findet.

Über die philosophischen Gedanken, mit denen Rothe seine Ethik begründet, hat Thilo das Beste gesagt, was überhaupt darüber gesagt werden kann. Da aber Thilos Buch: Die Wissenschaftlichkeit der

---

[1]) Darum möge man es entschuldigen, wenn in diesem Hefte die Abhandlung Lobsiens über die Entstehung der Sprache unterbrochen wird.

modernen spekulativen Theologie (SCHLEIERMACHERS, R. ROTHES und J. MÜLLERS) in ihren Prinzipien 1851 jetzt ziemlich unbekannt sein dürfte, so soll im folgenden der Hauptsache nach geboten werden, wie THILO die Spekulationen ROTHES darstellt und beurteilt. Dabei ist freilich nur die erste Auflage der ROTHEschen Ethik berücksichtigt. Indessen ist die zweite Auflage wohl erheblich erweitert, aber gerade die spekulativen Grundlagen sind genau dieselben geblieben, und auf diese allein kommt es hier an.

Nach dem allgemeinen spinozistischen Grundsatze, dafs alle Wissenschaften aus Einem Principe abgeleitet werden müssen, schickt ROTHE seiner theologischen Ethik eine Einleitung voran, welche mit einer Theosophie beginnend, durch eine Kosmologie hindurch zum Begriff des Sittlichen führt. Mit einer Spekulation über Gott nämlich glaubt er beginnen zu müssen, denn da er nicht eine philosophische, sondern eine theologische Ethik geben wolle, so könne er behufs der Ableitung derselben keine philosophische Spekulation, die mit dem Begriff des Ich begönne, sondern nur eine theologische, die mit dem Gottesbegriffe anhebe, gebrauchen.

Wir werden daher, um den wissenschaftlichen Wert des uns hier gebotenen Denkens zu würdigen, zunächst auf diese Unterscheidung zwischen philosophischer und theologischer Spekulation zu achten haben, sodann seine spekulative Konstruktion des Gottesbegriffes und der Weltschöpfung untersuchen, ferner einige Proben aus seiner Kosmologie und endlich der Ethik geben.[1])

A. Der Unterschied zwischen philosophischer und theologischer Spekulation

Das spekulative Denken soll nach ROTHE zwar ein apriorisches sein, das seine Gedanken aus sich selbst erzeugt, (th. Eth. I. S. 7.) aber doch nicht schlechthin voraussetzungslos anfangen können (S. 11). Ein Datum soll ihm gegeben sein müssen, aber auch nur Eins, denn da die Spekulation apriorisch sei, so könne sie nicht mit der Totalität des Gegebenen beginnen (S. 12). Daraus wird weiter gefolgert, dafs die Spekulation das Nachdenken über einen schon gegebenen Begriff, d. h. die Reflexion voraussetze; und dafs auch innerhalb der Spekulation das reflektierende Denken jedesmal da eintrete, wo über einen spekulativ gewonnenen Begriff weiter nachgedacht werde, um aus ihm einen neuen zu erzeugen. Aber von dem Augenblicke an, wo die Speku-

[1]) Vergl. Theologische Ethik von Dr. RICHARD ROTHE. Erster und zweiter Band 1845. Zweite Auflage 1867. Hier wird nach der ersten Auflage zitiert.

lation jenes Urdatum ergriffen habe, verschliefse sie gleichsam die Augen für alle Erfahrung, und öffne sie erst dann wieder, wenn sie das Universum spekulativ aus dem Einen entwickelt habe, um nun zu sehen, ob die apriorische Konstruktion auch zu der gegebenen Welt passe.

Zunächst fällt hier der Widerspruch in die Augen, dafs das Denken seine Begriffe aus sich erzeugen, und doch wenigstens Ein Begriff ihm gegeben sein soll, aus welchem alle andern Begriffe entwickelt werden. Das angegebene Verfahren ist also nur ein scheinbar apriorisches, denn so weit es auch fortgesetzt werden mag, bleibt es dennoch nur ein Nachdenken über den gegebenen Begriff, da in diesem, wie ausdrücklich gesagt wird (S. 12) »implicite bereits alles liegen« soll. Diese Spekulation ist also nur Entwicklung, Analyse jenes Begriffes; sie erzeugt keine wirklich neue Gedanken, sondern evolviert nur die in jenem Begriffe schon vorhandenen; sie ist also nur ein empirisches Verfahren, das sich aber den Anstrich eines spekulativen zu geben sucht. Wir geben Rothe allerdings darin Recht, dafs, wenn dem Denken gar nichts gegeben sei, es auch zu keinem Anfange kommen könne; aber soll ein vom Gegebenen ausgehendes Denken wirklich spekulativ sein, so mufs es auch neue Begriffe erzeugen, d. h. solche, welche in einer Analyse des Gegebenen nicht gefunden werden. Ob und wie es nun möglich, und ob es nötig oder unnötig sei, ist freilich eine Frage, die hier aufserhalb unsers Zweckes liegt.

Weshalb denn aber soll jene sogenannte Spekulation nur mit einem einzigen Urdatum anfangen? In dem Charakter des apriorischen Verfahrens kann der Grund nicht liegen, denn wenn die Spekulation diesen Charakter dadurch, dafs sie von Einem Gegebenen anhebt, nicht verliert, so verliert sie ihn auch nicht, wenn sie mit Mehreren beginnt; denn davon würde nur die Folge sein, dafs nicht Eine, sondern mehrere spekulative Begriffsreihen entständen. Freilich kann der Denker nicht alles auf einmal bedenken und noch weniger darstellen. Allein das ist doch nur ein äufserlicher Umstand, der das Zugleichsein jener mehreren Reihen nicht hindert. Denn wenn es wirklich verschiedene unabhängige Punkte geben sollte, von denen das Denken beginnen müfste, so würde es nicht eher wirklich vollendet sein, bis es die verschiedenen Reihen in ihrem Verhältnis zu einander mit Einem Blicke zusammen überschaute. Der eigentliche Grund aber jener Forderung, dafs die Spekulation von Einem Begriffe anhebe, liegt in dem spinozistischen Vorurteil, die Wissenschaft dürfe nur Ein Prinzip haben.

Jenes Urdatum soll aber nicht willkürlich herausgegriffen werden (S. 13) sondern ein solches sein, dessen unmittelbar unbedingte Gewifsheit für uns die absolute Bedingung des Denkens überhaupt ist; und dieses sei das menschliche Bewufstsein selbst »in seiner absoluten Reinheit, d. h. nach vollständiger Abstraktion von jedem bestimmten Objekt und Inhalt desselben« (S. 14). »Es ist schlechterdings das Selbstbewufstsein und nur dieses, von dem aus die Spekulation ihren Weg anzutreten hat.« (2. Aufl. S. 30.)

Auf die Frage: woher denn zwei Spekulationen, eine philosophische und eine theologische, wenn doch das reine Ich der alleinige Anfangspunkt des spekulativen Denkens ist? antwortet Rothe (S. 14) in der Methode liege der Unterschied nicht, sondern in der Verschiedenheit der »unmittelbar gewissen Urdata des Bewufstseins«. »Allerdings, sagt er, ist uns das subjektive Selbstbewufstsein nur mit schlechthin unmittelbarer Gewifsheit gegeben, allein dieses ist zugleich wesentlich Gottesbewufstsein. Das fromme Subjekt kennt in seiner Erfahrung sein Selbstbewufstsein gar nicht als ein reines, sondern immer mit einer objektiven Bestimmtheit, nämlich der religiösen.« — Ja S. 17 (2. Aufl. S. 37) lesen wir das nach dem Vorigen mehr als Sonderbare: »Das Bekenntnis des Frommen ist: Gott ist mir noch unmittelbarer gewifs als mein Ich; denn erst im Lichte meines Gottesbewufstseins hellt sich mir mein Selbstbewufstsein wahrhaft auf; Gott ist mir das letzte schlechthin unmittelbare Gewisse; ich bin meiner selbst erst mittelst meiner Gewifsheit Gottes wahrhaft gewifs.«

Nachdem das reine Ich für das schlechthin unmittelbar Gewisse erklärt war, nun noch ein unmittelbar Gewisses einführen, heifst mit den Worten spielen, wie etwa jene Schauspielerbanden, die auf das letzte Mal noch ein allerletztes folgen lassen!

Jenes Urdatum soll die Bedingung alles Denkens sein; daher wird zuerst das Ich in seiner absoluten Reinheit von allem Inhalt als solches aufgestellt, — hier aber hat das reine Ich doch eine wesentliche objektive Bestimmtheit, es ist zugleich Gottesbewufstsein! Und nun der Beweis: Gott sei dem Frommen noch unmittelbarer gewifs, weil erst im Lichte des Gottbewusstseins sich sein Selbstbewufstsein aufhelle! Als ob die Gewifsheit einer Erfahrungsthatsache davon abhänge, ob man sie begreift oder nicht! Wird es mir etwa ungewifs, dafs ich die Sonne sehe, weil ich nicht begreifen kann, wie es möglich ist? Der Fromme jenes Bekenntnisses eifert offenbar mit Unverstand! Gesetzt nun aber, alle diese Ungereimtheiten wären Wahrheiten, so würde daraus doch nicht folgen, was Rothe will, dafs

eine theologische und eine philosophische Spekulation neben einander beständen, sondern die philosophische müfste verworfen werden. Denn ist es wahr, dafs das Selbstbewufstsein nur durch das Gottesbewufstsein wahrhaft gewifs ist, so geht eine vom reinen Ich anhebende Spekulation von einem unsichern Prinzipe aus, dessen Ungewifsheit sich natürlich auf alles, was daraus gefolgert wird, erstrecken mufs.

Doch auch das ist für uns von keiner sehr grofsen Bedeutung. Die Hauptfrage ist vielmehr die, ob denn das Gottesbewufstsein der Anfang einer Spekulation sein könne? Bei Rothe finden wir nur Erschleichungen, um diese Frage zu bejahen. Er behauptet, das subjektive Selbstbewufstsein sei wesentlich zugleich Gottesbewufstsein; das kann doch nichts anderes heifsen, als eine solche Bestimmung des Selbstbewufstseins, die nicht hinweg gedacht werden kann, ohne den Begriff desselben in Wahrheit zu zerstören. Anstatt nun aber, wie etwa Schleiermacher aus einer Analyse des Selbstbewufstseins das Gottesbewufstsein als ein notwendiges Element zu finden, beweiset Rothe nur, dafs das fromme Subjekt sein Selbstbewufstsein wesentlich religiös bestimmt wisse; — ein Beweis, den er sich hätte sparen können, da er auf eine Tautologie hinausläuft; denn das fromme Subjekt ist eben das religiös bestimmte; zum Begriffe des Frommen gehört allerdings wesentlich das Element des Gottesbewufstseins. Auf diese Weise aber kann man allenfalls jede Bestimmtheit des Selbstbewufstseins zu einer wesentlichen machen; das sittliche Subjekt weifs sich durch die Sittlichkeit, der Arbeiter durch die Arbeit, der Geniefsende durch den Genufs wesentlich bestimmt u. s. w.

Die hauptsächlichste Täuschung aber, durch welche Rothe den Begriff Gottes als Prinzip der Spekulation gewinnt, liegt darin, dafs er die Begriffe der Wahrheit und Gewifsheit, und des Gegenstandes der Frömmigkeit und der Frömmigkeit selbst ineinander wirrt. So sagt er (S. 15), dafs im frommen Subjekt das Selbstbewufstsein seiner ebenso schlechthin gewifs sei, wie als reines Bewufstsein, möge controvers sein und deshalb als eine willkürliche Behauptung erscheinen. »Aber«, fährt er S. 16 fort, »es giebt noch solche, denen die Frömmigkeit eine schlechthin unmittelbar gewisse Thatsache ist. Unmittelbar gewifs ist ihnen die Realität der Frömmigkeit eben daher, von woher überhaupt alle unbedingt unmittelbare Gewifsheit abfliefst, aus der eignen unmittelbaren Erfahrung. Sie leben in wirklicher Gemeinschaft mit Gott, und erfahren unmittelbar die eigentümliche Verschiedenheit dieser religiösen Bestimmtheit ihres Lebens von allen übrigen Bestimmtheiten desselben, und so ist es ihnen denn ebenso unmittelbar gewifs, dafs es wirklich Frömmigkeit giebt, d. h. dafs sie

ein reelles Objekt hat, dafs Gott ist, als ihnen ihr eigenes sinnliches Leben unmittelbar gewifs ist.« — Man wird ohne weiteres sehen, wie die unmittelbare Gewifsheit, dafs Frömmigkeit ist, d. h. dafs der Glaube an Gott in einem Subjekte vorhanden ist, sofort in die unmittelbare Gewifsheit, dafs das Objekt der Frömmigkeit Realität habe, (d. h. sei, unabhängig von dem Geglaubtwerden oder nicht) umgewandelt wird. Diese Verwechslung ist bei Rothe so stark, dafs er es controvers sein läfst, ob im frommen Subjekt das Selbstbewufstsein des Gottesbewufstseins schlechthin gewifs sei; da doch kein Verständiger leugnen wird, dafs der Fromme seines Glaubens vollkommen gewifs sei. Darüber ist vielmehr Streit, ob der Glaube objektive Giltigkeit habe. — Wenn man nun aber schliefst, dafs, weil Frömmigkeit eine unmittelbar gewisse Thatsache ist, auch das Objekt der Frömmigkeit real sei, so gleicht man nur dem Richter, welcher die Wahrheit der Thatsache, dafs jemand etwas aussagt, für die Wahrheit der Aussage selbst nehmen wollte.

B Die spekulative Konstruktion des Gottesbegriffs

Rothe geht bei seiner Spekulation angeblich von dem frommen Bewufstsein des Theologen der evangelisch-protestantischen Kirche aus, und fafst es also als »ein bereits in irgend einem Mafse wissenschaftlich entwickeltes und gebildetes.« — Es hätte sich ihm hierbei freilich die Frage aufdrängen müssen, ob denn ein Begriff von Gott, der durch allerlei wissenschaftliche Reflexionen, welche in einer langen, verwickelten Geschichte des menschlichen Denkens und Glaubens auf ihn eingewirkt haben, affiziert ist, ein sicheres Prinzip der Spekulation sein könne, wie es jene andern Begriffe sind, die sich stets als dieselben durch die Erfahrung erzeugen? — Allein wir wollen diesen Einwand jetzt fahren lassen, und uns den zum Grunde gelegten Begriff selbst ansehen, der nun durch die Spekulation von einem blofsen »Gedanken« oder einer »Vorstellung« zum »Begriff« erhoben werden soll. »In der unmittelbaren Vorstellung von Gott, — heifst es S. 47 — ist der Gedanke von Gott einerseits, ja zu alleroberst, als der des Unbedingten, des Absoluten gefafst, andererseits aber mit einer Mehrheit besonderer positiver Bestimmtheiten behaftet, die Gott als Prädikate beigelegt sind. Dieses beides nun, wie es in der blofsen religiösen Vorstellung auf unmittelbare Weise lediglich nebeneinander steht, widerspricht sich offenbar. Denn da das Besondere ein Besonderes nur vermöge seines Verhältnisses zu einem Andern ist, so involviert jede besondere Bestimmtheit eine Relativität und schliefst somit die Absolutheit aus, oder ist eine Be-

schränkung.« Hierbei beruft sich Rothe auf den Satz Spinozas: omnis determinatio negatio est. (2. Aufl. S. 71.)

Rothe zwar will diesen Satz, dafs alle Bestimmtheit Negation sei, nicht unbedingt gelten lassen. Er meint (S. 48), nicht jede besondere positive Bestimmtheit Gottes sei an sich eine Beschränkung, sie sei es entschieden nicht in dem Falle, wenn sie eine von ihm selbst ausdrücklich an sich selbst gesetzte sei. Auch beschränkten sich die mehreren besondern Bestimmtheiten nicht an sich untereinander, sondern nur, wenn sie nebeneinander ständen, nicht aber, wenn sie ineinander seiend gedacht würden. — Allerdings ist diese Beschränkung für seine Absicht, aus dem Begriffe des Absoluten den der absoluten Persönlichkeit so zu deduzieren, dafs dadurch das Absolute nicht verendlicht wird, von der äufsersten Wichtigkeit; denn nach dem uneingeschränkten Satze des Spinoza kann das Absolute = Gott nur das absolut Unbestimmte sein, und jede Bestimmtheit, also auch die Persönlichkeit gehört zur Welt; nicht in die substantia infinita, per se spectata, sondern in die substantia, quatenus certo ac definito modo determinata est. Allein kann diese Beschränkung noch gestellt werden, wenn jener Satz einmal schon zugelassen ist? Ist, wie Rothe sagt, ein Besonderes nur vermöge seines Verhältnisses zu Anderm ein Besonderes, so liegt es in seinem Begriffe ein Negatives zu sein. Mag es dann neben oder in einem Anderen sein, mag etwas sich selbst seine Besonderheit gesetzt haben oder nicht, es bleibt eine Beschränkung, so lange es als Besonderes gedacht wird. Denn was von dem Inhalte eines allgemeinen Begriffes — hier dem des Besondern — gilt, das gilt auch von allen seinen Anwendungen. Soll es aber wahr sein, dafs in einigen Fällen der Begriff des Besonderen keine Negation involviert, so kann der Umstand, dafs es in andern Fällen eine Negation ist, nicht in seinem Begriffe liegen. Dann aber folgt, dafs der Satz: ein Besonderes ist nur durch sein Verhältnis zu Anderm ein Besonderes, nicht etwa eingeschränkt, sondern gänzlich aufgehoben werden mufs; womit aber sofort die ganze Weise dieser Spekulation verlassen würde. Aber so lange jener Satz irgendwie festgehalten wird, ist es auch unmöglich zu denken, dafs das Absolute an oder in sich besondere positive Bestimmtheiten setze. Denn ist das Besondere nur dadurch ein Besonderes, dafs es nicht das Andere ist, so setzt ein Besonderes immer das Andere schon voraus ins Unendliche fort; das Absolute müfste also, wenn wirklich Besonderes in ihm sein sollte, mit ursprünglich Besonderem erfüllt sein, was aber ganz gegen die Voraussetzung ist. Jedoch wir brauchen nur an den schon gefundenen Satz zu erinnern, dafs in

dem Unbestimmten nicht der Grund der Bestimmtheit liegen kann, um jene Unmöglichkeit einzusehen. — Das Andere aber, dafs die Bestimmtheiten sich nicht untereinander beschränken sollen, wenn sie ineinander sind, kommt auf den Widerspruch hinaus, dafs man zugleich ihre Unterschiede verneint oder bejaht, sie als besondere setzt und zugleich nicht setzt. Denn jenes Ineinander kann nur heifsen, dafs sie ihren Begriffen nach ineinander fallen, d. h. aber, dafs sie denselben Inhalt haben; danach wären sie also einerlei und ihre Besonderheit aufgehoben, weil nun jede positive besondere Bestimmtheit auch die andere ist, aber dabei sollen sie doch verschieden bleiben, also nicht ineinander fallen; denn sie sollen ja eben mehrere besondere sein. — Die Täuschung, die hier obwaltet, beruht wieder auf einem imaginierenden Denken. Man denkt sich das Unendliche unter dem Bilde des unendlichen Raums, da der nun beschränkt würde, wenn man besondere Räume neben ihn setzte, so glaubt man sich sehr klug zu helfen, wenn man sie in ihn hineinsetzt, denn dann sind sie keine Schranke mehr für ihn, weil er selbst sie ja nun einschliefst. Ebenso scheinen sich die besonderen Räume nicht zu beschränken, wenn man sie ineinander hineinsetzt, — die besonderen Bestimmtheiten also etwa denkt, wie viele ineinander geschachtelte Kugeln. Man vergifst nur bei der ganzen Sache sich die Frage zu überlegen: wer denn in dieses Unendliche das Endliche hineinzeichne? — Auf welche Weise aber Rothe jenes Absolute die besondern Bestimmtheiten an sich setzen läfst, werden wir später sehen.

Es wird behauptet (S. 49), der Gedanke der Absolutheit sei »die wesentliche und unverrückbare Grundbestimmtheit des Gedankens von Gott«; die dialektische Operation müsse daher zunächst in der Befreiung von allen den seiner Substanz widersprechenden Merkmalen bestehen, die sich »zufällig oder widerrechtlicher Weise« an jene angehängt hätten. — Nun frage ich das christliche Bewufstsein des Frommen, ob ihm wirklich etwa die Begriffe der Heiligkeit und Liebe Gottes nur zufällige Bestandteile seines Gottesbegriffs sind; ob ihm nicht vielmehr der Gegenstand seiner Anbetung und Liebe schwindet, sobald er Gott nicht mehr als den heiligen und allliebenden Vater der Welt denkt, sondern blofs den leeren Begriff des Absoluten behält? — Was hat man denn an dem Begriffe des Absoluten, wenn man nichts hineinträgt, als was nicht darin liegt, als den leeren und wertlosen Gedanken des von allen Beziehungen losgelösten, des ohne Verneinung und Relation Gedachten? Dem frommen Gemüte redet man daher Worte ohne Sinn, wenn man ihm blofs vom Absoluten redet; es denkt seinen Gott nie ohne Beziehung der Heiligkeit und Liebe! Das

Absolute ist ihm nicht Gott, es ist ihm in seiner Nacktheit völlig gleichgiltig! Nicht fremdartige, zufällige Bestimmtheiten sind ihm die Liebe und Heiligkeit Gottes, sondern ihm ebenso unverrückbar und unaufhebbar, wie jede andere! Freilich ebenso wenig wird es das absolute Sein Gottes fahren lassen, noch auch den Gedanken der Absolutheit oder Vollkommenheit der göttlichen Eigenschaften; denn weder ein in seiner Liebe beschränkter Gott genügt ihm, noch etwa das blofse Bild Gottes in Gedanken, ohne die Überzeugung, dafs das darin Vorgestellte nicht ein blofses Bild sei, sondern unabhängig von allem Gedachtwerden wirklich sei. — Ist nun für das fromme Gemüt die eine Bestimmung so wesentlich, wie die andere, so wird ihm sofort der Gedanke Gottes zerstört, sobald von dem Einen oder dem Andern abstrahiert wird, das übrig Bleibende ist ihm nicht mehr Gott.

Zunächst giebt Rothe einige Aufklärungen über den Begriff der Absolutheit (S. 49) 2. Aufl. S. 85). Es liege, meint er, der Begriff der Aseität oder der causa sui in ihm, denn das Absolute sei schlechthin durch sich selbst bedingt.

Hier fängt er schon an ein Werden, einen Prozefs in das Absolute hineinzuschieben, aber freilich durch ein offenbar fehlerhaftes Denken. — Wie nämlich Spinoza schlofs: Was nicht in einem Andern ist, das ist in sich selbst, ohne daran zu denken, dafs der dritte Fall auch möglich sei, dafs nämlich die Kategorie des inesse ganz verneint werden könne, so schliefsen seine Jünger: was nicht durch Anderes bedingt ist, das ist durch sich selbst bedingt; was nicht ab alio ist, ist a se; und scheinen ebensowenig den dritten Fall, dafs es weder von Anderem noch von sich bedingt sein könne, zu kennen. Daher, obgleich sie das Absolute unbedingt setzen wollen, also mit ihm völlig aus der Kategorie der Bedingung hinausgehen müfsten, setzen sie es dennoch bedingt, aber durch sich selbst. Es liegt auch hier nur die beständig wiederkehrende Gewohnheit zum Grunde, das, was beim Vorstellen eines Begriffs sich in den Denkbewegungen ereignet, in den Begriff selbst hineinzuschieben.

Ferner soll auch die Einheit in dem Absoluten selbst schon liegen, und zwar aus dem trefflichen Grunde: »eine Mehrheit von Absoluten höbe den Begriff der Unbedingtheit auf, da man nicht umhin könnte, diese mehreren Absoluten, als untereinander in Relation stehend zu denken.« — Dann könnte man freilich nicht umhin, einen groben Fehler zu begehen. Zwar wären mehrere Absolute zugleich dem Denken gegeben, so würde es sie wohl unter einander vergleichen, vielleicht unwillkürlich; aber es würde doch absurd sein, diese im

Denken stattfindende Vergleichung für eine vom Denken unabhängige Relation der Absoluten selbst auszugeben. Überall derselbe Fehler: die Verwechslung des Denkens und Erkennens!

Doch sehen wir nun die merkwürdige Dialektik an, durch welche Rothe den gesuchten positiven Ausdruck, nämlich den Begriff der absoluten Macht, findet! — Er bahnt sich den Weg zunächst durch eine höchst folgenreiche Erschleichung (S. 53, 2. Aufl. S. 92). »Es (das absolute reine Sein) ist die Fülle alles Seins, jedoch so, dafs ihm das Etwassein schlechthin fehlt, dafs es Etwas nur auf negative Weise ist. Es ist also freilich das Nichtsein des Etwas aber das seiende Nichtsein des Etwas, — ein Nichtsein des Etwas, welches das absolute Sein ist, welches sonach nicht irgend ein Defekt des Seins ist, sondern die absolute Fülle des Seins.«

Woher mag denn wohl die absolute Fülle alles Seins in dem absoluten reinen Sein kommen? Woher diese Vielheit, die in dem Begriff der Allheit liegt? Von der Vielheit oder Allheit der besonderen Prädikate war abstrahiert; d. h. es war verboten in dem Begriffe des absoluten reinen Seins irgend eine Vielheit und damit auch eine Fülle und eine absolute Fülle oder Allheit zu denken; es sollte eben das von der Vielheit reine Sein sein. Und nun ist es dennoch die Fülle alles Seins? — Freilich, man war zu dem abstrakten Begriff des reinen Seins gekommen, indem man von dem Mannigfaltigen abstrahierte; dies ist in Gedanken nicht vernichtet, sondern nur zurückgeschoben, und der Begriff des reinen Seins steht im subjektiven Denken in Beziehung auf die Fülle alles Seins, die man aus ihm herausgenommen hatte: jenes reine Sein erscheint daher als ein leeres Gefäfs, das aber die Möglichkeit besitzt, jene Fülle wieder aufzunehmen, wie man sie ja auch im willkürlichen Denken durch Determination wieder hineinbringen kann, indem man die zurückgeschobenen Gedanken wieder hervorholt. Allein so äufserlich darf das doch nicht geschehen, denn die Spekulation will ja eben aus dem Leeren das Volle wieder erzeugen. Man will die Fülle nicht gleichsam von aufsen wieder in jenes leere Gefäfs hineingiefsen, sondern sie soll in ihm wieder wachsen. Wie fängt man das nun an? Darin ist sie nicht, das mufs man gestehen: aber sie könnte doch darin sein! es ist möglich, dafs sie darin ist! Also ist sie auf eine mögliche Weise, oder als Mögliches in jenem leeren, absoluten Sein enthalten! Daran hält man sich zunächst, um dann später aus der Möglichkeit auf gute Manier die Wirklichkeit hervorzuzaubern. — Dazu kommt eine Zweideutigkeit in dem Worte »absolut«, das sowohl das von allen Bedingungen Losgelöste, als auch das Vollkommene bedeutet. Das

absolute Sein kann also auch das vollkommene zur Fülle gekommene Sein heifsen, das allen »Defekt« oder Mangel des Seins ausschliefst, also danach die Fülle alles Seins zu sein scheint, — obgleich das vollkommene Sein in Wahrheit auch nichts anderes ist, als der vollkommen, d. h. ohne Fehler gedachte Begriff des Seins. — Dergleichen Erschleichungen werden dann unter verschrobenen Redeweisen versteckt. So sagt Rothe: »Es ist Etwas auf negative Weise, oder es ist auf negative Weise darin enthalten.« — Er fährt nun also fort: »Ist es aber diese (die Fülle des Seins), so mufs das Etwassein in ihm schlechthin enthalten sein. Nur ist dasselbe in ihm auf schlechthin negative Weise enthalten, mithin als nicht gesetztes, d. h. als nicht daseiendes. Es ist in ihm, aber es ist in ihm nicht gesetzt, nicht da, nicht wirklich, d. h. es ist in ihm nur als mögliches, aber — da es sich hier überall um das absolute Sein handelt, — als schlechthin mögliches, d. i. deutlicher als schlechthin realiter mögliches. Der Begriff der realen Möglichkeit ist aber mit Einem Worte der der Potenz (potentia dem actus gegenüber), der Macht. Positiv ausgedrückt ist mithin das absolute Sein, das nicht Etwas ist, die reale Möglichkeit des absoluten Etwas, d. h. die absolute Potenz, die absolute Macht.« Man sieht hier, wie die absolute Macht aus Nichts hervorgezaubert wird. Zuerst wird der Satz, dafs in dem reinen Sein nicht Etwas, d. h. Nichts ist, durch den schon erschlichenen Gedanken, dafs es dennoch die Fülle alles Seins ist, dahin umgewandelt, dafs das Etwas in ihm schlechthin enthalten sein müsse, freilich nur auf negative Weise, — denn obgleich das weiter nichts heifst, als: es ist nicht darin enthalten, so entsteht doch der S c h e i n, als ob es auf irgend eine Weise darin sei. Diesem Satze wird nun der andere substituiert: es ist in ihm nicht wirklich. Und nun, da man gewohnt ist, der Wirklichkeit die Möglichkeit gegenüberzustellen, — stellt sich diese auch sofort ein: es ist in ihm möglich! — Nur schade, dafs dabei die Kleinigkeit vergessen ist, dafs das Nicht-Wirkliche auch das Unmögliche sein kann, dafs also der Schlufs: »es ist in ihm nicht wirklich, d. h. es ist in ihm möglich«, geradezu falsch ist, denn es kann ebensogut heifsen: d. h. es ist in ihm als unmögliches. Und wir haben schon gesehen, dafs die absolute Fülle des Seins in dem reinen Sein, um nach Rothescher Weise zu reden, nur auf unmögliche Weise enthalten sein kann. — Die also erschlichene Möglichkeit mufs nun in dem absoluten Sein, wo ohne weiteres alles absolut ist, natürlich auch eine absolute sein; und aus dieser wird ohne viele Umstände, durch ein blofses »d. h. deutlicher« die reale Möglichkeit. Und nun sind wir da, wohin Rothe wollte, bei der absoluten Macht.

Denn das lateinische Wort potentia, das hier um keinen Preis entbehrt werden kann, heifst sowohl Möglichkeit als Macht! (etwa wie Möglichkeit und Vermögen).

Die folgende Exposition des absoluten Lebensprozesses Gottes (§ 10, 2. Aufl. § 24) giebt uns Gelegenheit, auch in der Rotheschen Dialektik jene allgemeine Eigentümlichkeit des Spinozismus aufzudecken, wonach er die populären Begriffe unkritisch aufnimmt und umwendet. Durch den Begriff der sich selbst aktualisierenden Macht wird nämlich der Begriff des Werdens herbeigeführt; der Prozefs, durch welchen sich Gott aus der blofsen Möglichkeit zur Wirklichkeit erhebt, ist das absolute Werden. »Gott ist, als das absolute reine Sein, zu denken als sich selbst zum Werden bestimmend, aber dieses, da er das absolute Sein ist, auf absolute Weise, also zum absoluten Werden oder zum absoluten Prozefs.« — Es wird hier auf ganz populäre Weise das Werden zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit gestellt. Wenn etwa Jemand ein Haus bauen will, so existiert es zuerst in seinem Kopfe als möglich es, während er es baut, wird es; ist es fertig, so ist es nun wirklich. Das Werden scheint also der Prozefs zu sein, durch welchen das Mögliche zum Wirklichen wird. Diese ganz rohe, vorstellungsmäfsige Denkweise wird nun auch hier beibehalten, nur mit dem Unterschiede, dafs der Begriff des zeitlichen Verlaufes eliminiert ist: denn im Absoluten ist das Werden zugleich mit seinem Resultate, dem Sein. »Gott ist als Werden wesentlich unmittelbar zugleich das Sein.« — Das giebt nun Veranlassung einen neuen Begriff einzuführen. Denn wenn Gott unmittelbar zugleich das Werden und das Sein ist, so ist er die absolute Einheit von Sein und Werden und diese wird ohne weiteres für das Leben erklärt. — Es ist das auch wieder ganz nach der gemeinen Vorstellungsweise. Ein Haus ist noch nicht, während es wird; ist es aber, so wird es nicht mehr. Sein und Werden scheinen hier auseinander zu fallen. Aber das Haus ist auch nur ein totes Ding. Dagegen die lebendigen Wesen werden beständig, während sie sind. Ihr Sein kann also nicht als ein ruhiges, stillliegendes, sondern nur als ein Werden gefafst werden; Sein und Werden sind hier also eins. Daher nun jene Definition vom Leben. — Betrachtet man die Sache genauer, so ergiebt sich, dafs dieser Begriff weit über den durch den Sprachgebrauch fixierten Begriff des Lebens und des Lebendigen hinausgeht. Denn nicht allein zeigt sich alles Gegebene, mag es organisches oder unorganisches sein, in einem beständigen Flusse der Veränderung begriffen, mag er auch bei dem Einen für das menschliche Beobachten schwerer bemerklich sein, als

bei dem Andern, so dafs also überall das Werden mit dem Sein in Einheit zu sein scheint, sondern auch jedes Werden hat unmittelbar sein Resultat, das Sein, bei sich; denn so weit ein Ding jedesmal wird, so weit ist es; die Ursache ist mit ihrer Wirkung stets zugleich. Folglich ist jener Begriff des Lebens so weit ausgedehnt, dafs er mit dem allgemeinen des Geschehens zusammenfällt, und ist nicht mehr eine besondere Art desselben. — Wir haben schon früher darauf aufmerksam gemacht, dafs es ein nicht selten gebrauchter Kunstgriff des Spinozismus ist, einen allgemeinen Begriff mit einem Worte zu bezeichnen, das dem Sprachgebrauche gemäfs einen besonderen ausdrückt; wie auch wohl Dichter ein Concretum für das Abstractum setzen. Wie förderlich dies für den Zweck des Fortschreitens zu konkreteren Begriffen sei, braucht wohl nicht erinnert zu werden.

Aber möchte das auch sein! Ist denn nun durch die Definition: Leben ist Einheit des Seins und Werdens, begriffen, was das Leben sei? Ist dies grofse Rätsel dadurch gelöst? kann man daraus erklären, wie die Erscheinungen möglich sind, die wir als lebendige bezeichnen? — Offenbar ist weiter nichts geschehen, als dafs die empirischen Erscheinungen unter einem völlig abstrakten Ausdrucke zusammengefafst sind. Das Lebendige wird zugleich als seiend und werdend gedacht. Diese beiden Merkmale werden in jener Definition vereinigt; und so geschieht weiter nichts, als dafs ein Versuch gemacht wird, dem Begriffe des Lebens seinen logischen Ort zu bestimmen. Es fällt sowohl unter den Titel des Seins als unter den des Werdens. Und nun hat man begriffen, was Leben ist! Das ist spinozistische Weisheit!

Im folgenden (§ 11) finden wir zunächst bestätigt, war wir oben bemerkten, dafs die früheren Begriffe in dieser Dialektik nicht wirklich ausgestrichen und durch richtige ersetzt, sondern beibehalten werden. Denn es heifst daselbst, dafs Gott, indem er seine reine Potenzialität aufhebe, sie auch unmittelbar zugleich setze; gerade hiedurch und nur hierdurch sei sie, wie der Begriff der Absolutheit fordere, eine durch ihn selbst gesetzte, und sein Sein auch als göttliches Wesen schlechthin durch sich selbst gesetzt, eben dadurch sei Gott causa sui.

Es wird hier zugleich ausdrücklich bekannt, dafs jenes absolute reine Sein, von dem es hiefs, es sei schlechthin, nur eine Möglichkeit ist. Diese Möglichkeit soll sich selbst verwirklichen, und indem sie sich als Wirklichkeit hervorbringt, sich zugleich wieder als Möglichkeit setzen, damit es doch nur scheine, als sei jenes absolute reine Sein nicht von anderswoher, sondern von sich selbst gesetzt, und damit ja nicht die ewig sich im Kreise drehende causa sui verloren

gehe. Wir halten uns dabei nicht mehr auf, sondern wollen die eigentliche Bedeutung jener tiefsinnig scheinenden Rede, dafs Gott, indem er seine reine Potenzialität aufhebt, sie auch unmittelbar wieder setzt, kurz angeben. Wir haben schon früher bewiesen, dafs hier das Wort Gott nur den Wunsch des Dialektikers ausdrückt, dafs man hier an den höchsten Gegenstand unserer Verehrung denken möge, dafs aber in der That nur von leeren, abstrakten Begriffen und deren logischen Verhältnissen die Rede ist. So heifst denn auch jene Rede nur, dafs wenn man etwas als wirklich denkt, man es auch immerfort noch als möglich denken mufs. Die Möglichkeit wird ja durch die Wirklichkeit nicht aufgehoben, vielmehr erst recht gesetzt; denn wenn ich weifs, dafs etwas wirklich ist, so weifs ich auch ganz sicher, dafs es möglich ist.

Wenn es sich also immer deutlicher herausstellt, dafs, während angeblich von Gott die Rede ist, der eigentliche Sinn der Rede doch nur in der abstrakten Region logischer Verhältnisse, und zwar ziemlich trivialer, sich bewegt, so kann man schon hier die Befürchtung nicht unterdrücken, dafs Rothe in Wahrheit keinen andern Gottesbegriff konstruieren werde, als jenen, welchen uns die Logik Hegels bietet. — Dem Anschein nach ist freilich diese Furcht ohne Grund; denn Rothe entwickelt sofort (§ 12) denjenigen Begriff von Gott, welchen Hegel erst am Ende seiner ganzen Philosophie, nachdem die abstrakte Idee sich in der Natur selbst entäufsert hat, und in ihr wiederum zu sich zurückgekehrt ist, gewinnt: den Begriff des absoluten Geistes. — Würde es also Rothe gelingen, aus dem Begriffe des absoluten Seins, den des absoluten Geistes und weiterhin den der absoluten Person so zu entwickeln, dafs er in notwendigem und widerspruchslosem Gedankengange bewiese, Gott müsse als absolute Person gedacht werden, die nicht erst im endlichen Geiste zum Selbstbewufstsein komme, oder dafs ihr Wissen von sich selbst nicht mit dem Wissen des endlichen Geistes von ihr einerlei sei; — dann wollen wir mit Freuden zugeben, er habe mit seinen aus einer pantheistischen Philosophie entlehnten Mitteln den Pantheismus glücklich überwunden. Gelingt es ihm aber nicht, — und darüber kann für den, welcher unserer bisherigen Kritik beistimmt, kein Zweifel mehr sein, so können wir ihn auch nur zu denen zählen, die zwar von dem im allgemeinen lobenswerten Streben beseelt sind, aus der pantheistischen Fluth, in welcher die philosophische Theologie zu ertrinken in Gefahr ist, sich auf den festen Boden des Theismus zu retten; die aber meinen, schon das Land erreicht zu haben, während sie sich noch auf einer trügerischen Sandbank befinden.

Begleiten wir ihn nun auf diesem letzten und für ihn wichtigsten Stadium seines Weges, um zunächst zu sehen, wie er den Begriff des Denkens gewinnt.

Indem Gott sich aktualisiert, setzt er das als möglich in ihm seiende Etwas als wirklich. Darin soll liegen, dafs er sich von sich selbst unterscheidet. »Er setzt also, heifst es (§ 12) das in ihm beschlossene absolute Etwas als wirklich dadurch, dafs — er es von sich, und somit eben sich von sich selbst unterscheidet, — es und eben damit sich selbst für sich als Objekt setzt, sich objektiviert, d. h. mit anderen Worten, dadurch dafs oder indem er es sich vorstellt, es sich bewufst macht, — kurz: dadurch dafs, oder indem er es und eben damit sich selbst denkt.«

Woher kommt hier so schnell der Begriff des Sichselbstdenkens? Einfach daher, dafs das Sich selbst denken als ein engerer Begriff unter den weiteren, des Sich von sich Unterscheidens fällt. Diesen glaubt Rothe im Vorhergehenden gewonnen zu haben, und substituiert nun ihm jenen engeren, indem er für jenen auf scheinbar unschuldige Weise andere und wieder andere Worte setzt, die auf diesen hindeuten.

Das Sich von sich unterscheiden wird zunächst in die andere Redeweise übersetzt: er setzt sich selbst für sich als Objekt. Bei diesem Ausdrucke ist es nun kaum zu vermeiden, dafs man sich nicht an den Prozefs des Selbstbewufstseins erinnert, und so scheint denn ganz von selbst, nachdem noch das Sich vorstellen, Sich bewufst machen angezogen ist, der Begriff des Sich selbst denkens einzustellen. Das geschieht um so leichter, da einmal angeblich von Gott die Rede sein soll, den man von vornherein als ein geistiges Wesen zu denken gewohnt ist; und da auf der vorigen Stufe Gott schon als Lebendiger deduziert ist, so dafs es nur als ein natürlicher Fortschritt der Rede erscheint, wenn sie vom Werden zum Leben, und von diesem zum bewufsten Leben Gottes fortschreitet.

Wir wollen einmal zugeben, der vorangehende Begriff Gottes als des absolut aus sich selbst Werdenden sei richtig, so liegt allerdings darin ein Sich von sich Unterscheiden. Denn offenbar mufs in jenem Begriffe unterschieden werden, das was zum Werden bestimmt und was dazu bestimmt wird, und ferner zwischen der ersten Bestimmtheit, welche das Werdende hat und der folgenden, zu welcher es sich selbst bestimmt. Werden nun diese Unterschiede als die That des Werdenden gefafst, so unterscheidet es sich allerdings von sich selbst; und da es Eins sein soll, so mufs das Bestimmende und das der Bestimmung Unterliegende trotz des Unterschiedes auch wiederum

ein und dasselbe sein. Hierin liegt aber gar nichts, was notwendig auf den Gedanken führte, dafs das absolut Werdende als ein Sich selbst denkendes zu fassen sei, d. h. dafs es die Unterschiede, die es in sich selbst setzt, samt ihrer Identität apperzipierte. Denn wir sind genötigt alles, auch das bewufstlose Werden, in nackter Empirie, als ein Sich von sich selbst Unterscheidendes aufzufassen. Bekanntlich sind uns in der reinen Erfahrung nur die Veränderungen der Dinge, nicht aber die Ursachen der Veränderungen gegeben. Das Gegebene erscheint daher in der That, sobald man nur nicht sofort die nicht gegebene, sondern behufs der Erklärung erdachte Kategorie der Ursache hineinschiebt, als ein absolut Werdendes, das also sich von sich unterscheidet und in diesem Unterschiede doch dasselbe ist. Auch ein schmelzender Eistropfen ist nicht erst Eis und dann Wasser, sondern in dem Akt der Veränderung zugleich Eis und Wasser; in diesem einen und unteilbaren Augenblicke ist er zugleich dasselbe und nicht dasselbe, wird die Veränderung also als seine Thätigkeit aufgefafst, so unterscheidet auch er sich von sich und mufs in dieser Unterscheidung doch als Einer aufgefafst werden; — sollen wir deshalb sagen, er denke sich selbst? Freilich ist dieser Begriff des Werdens, der Veränderung ein ungereimter, ein sich widersprechender, der gelöst werden mufs; denn die Erfahrung dringt uns ihn auf; — aber er wird nicht dadurch gelöst, das man eine Art desselben, das geistige Geschehen, für den allgemeinen Begriff substituiert. — Allerdings hat der moderne Spinozismus diese Begriffe des sich selbst Unterscheidenden, sich selbst Bestimmenden, sich selbst Setzenden u. dergl., auf Veranlassung des von Fichte aufgestellten Problems vom Ich behandelt, er hat das Ich so erweitert, dafs ihm das ganze Universum als ein einziges Ich erscheint, und daher mag es zu entschuldigen sein, wenn man sich da, wo die Rede vom absoluten Werden, vom Setzen und Zurücknehmen der Unterschiede entsteht, sofort an das Ich erinnert. Allein, dafs man das Ich, das sich selbst Denken, ohne Hilfe einer solchen Erinnerung aus dem absoluten Werden abgeleitet habe, dessen möge sich niemand rühmen. Selbst wenn man den Gedanken hervorhebt, dafs das absolut Werdende, das was es setzt, für sich setzt, so liegt in dem blofsen Für sich, nur eine allgemeine Rückbeziehung auf das Setzende, nicht aber die besondere, dafs es um das Gesetzte wisse, und dieses insofern für es vorhanden sei. Auch die Pflanze setzt ihre Blätter für sich an, zur Erhaltung ihres Organismus, darum aber stellt sie dieselben noch nicht vor, macht sie sich dieselben nicht bewufst. — Endlich aber, wo zeigt denn Rothe den immanenten Widerspruch in dem »absoluten Lebensprozesse« auf,

der mit innerer dialektischer Nötigung zu dem Begriffe des sich selbst Denkens forttriebe? Er redet mit keiner Sylbe davon! und doch konnte er nach seinen Grundsätzen nur darin die Berechtigung haben, zu diesem Begriff fortzuschreiten. — Da also ohne alle innere Nötigung von dem Begriffe des absoluten Lebens zu dem des sich selbst Denkens fortgeschritten ist, und auf dieser grundlosen Einführung die ganze folgende Rede von der absoluten Persönlichkeit Gottes beruht, so gelangt Rothe nicht auf rechtmäfsige Weise zu dem Ziele, das er anstrebt.

Ziehen wir nun gar unser Zugeständnis, dafs wir Rothe gemacht haben, zurück, und halten uns an die Resultate unserer vorangegangenen Kritik, dafs er nicht von Gott, überhaupt nicht von einem Seienden in Wahrheit redet, sondern nur von den abstrakten Begriffen des Seins und der Möglichkeit und dem Werden, so versteht sich von selbst, dafs diese Begriffe nicht ein sich selbst Denkendes sein können.

Wir würden gegen diese Weise von abstrakteren zu konkreteren Begriffen fortzuschreiten wenig einzuwenden haben, wenn sie nicht eine höhere Geltung in Anspruch nähme, als ihr zukommt. Sie will eine spekulative Entwicklung sein, d. h. aus abstrakten Begriffen die konkreteren so erzeugen, dafs das Denken durch eine immanente logische Nötigung zu ihnen fortgetrieben wird. Aber wir haben fast auf jedem Schritte gefunden, dafs sie nur durch Erinnerung an das in der Abstraktion beiseite Gesetzte weiterschreitet. Sie hat daher in Wahrheit nur die Geltung einer blofsen logischen Systematisierung, in welcher zu dem Abstrakten in allmählicher Determination das schon bekannte Besondere hinzugefügt wird. Sie ist also nicht eine Synthesis a priori, sondern a posteriori, die aber über die Giltigkeit und Wahrheit eines Begriffes nichts entscheidet. Sie mag ihren Wert haben, um alle Merkmale eines Begriffes dem Bewufstsein vorzuführen, und daher eine Vorarbeit für denjenigen sein, welcher ein Wissen erringen will. Aber indem sie, die ihren Platz nur im Vorhofe der Philosophie hat, sich selbst schon für ein spekulatives Wissen ausgiebt, verhindert sie nur, sich der Bedingungen eines wirklichen Wissens bewufst zu werden, auch da, wo es möglich ist, zu demselben vorzudringen; denn sie bringt die Einbildung hervor, als sei die Arbeit, die noch nicht begonnen ist, schon gethan.

Nachdem Rothe aus dem sich selbst Unterscheiden des sich als wirklich setzenden Gottes ein sich selbst Denken gewonnen zu haben glaubt, giebt er das Setzen desselben nicht auf, sondern behält es neben dem Denken, so dafs er nun sofort weiter redet: »Er (Gott) bestimmt sich sonach zu der neuen Bestimmtheit, einerseits des Ge-

setztseins und andererseits des Gedachtseins — als Reales und Ideelles.« Diese beiden Bestimmtheiten sind natürlich im Absoluten absolut eins, und die Einheit des Realen und Ideellen, des Daseins und Gedankens wird nun für den spezifischen Begriff des Geistes ausgegeben. »Actu ist daher Gott als Geist«. Gott als absoluter ist natürlich absoluter Geist (§ 13.) Als solcher aktualisiert er sich auf absolute Weise: »indem er seinen Inhalt für sich unterscheidet, stellt er denselben in der schlechthin vollständigen Allheit seiner besonderen Bestimmtheiten für sich heraus« (§ 15). Daher ist denn auch das sich Unterscheiden Gottes kein einfacher Akt, sondern ein tieferes Differenziieren seiner Unterschiede in ihm selbst (§ 14).

Hier nun war der Ort, wo es sich zeigen mufste, ob die Theosophie ein wirkliches Wissen um Gott besagt; hier mufste entwickelt werden, welches denn diese besonderen Bestimmtheiten Gottes in ihrer absoluten Vollständigkeit seien, zu denen er sich immer tiefer in sich selbst differenziiert; es mufste nicht allein die wirkliche Fülle dieser besonderen Bestimmtheiten aus den bisher gewonnenen abstrakten Begriffen ohne Hilfe anderer abgeleitet, sondern auch endlich bewiesen werden, dafs die dann gefundenen Bestimmtheiten der vollständige Inhalt der absoluten Fülle des wirklich existierenden Gottes seien! Wäre das geleistet, dann wollten wir sagen: hier sei spekulatives Wissen um Gott, hier sei Theosophie! — Aber es bleibt bei jenen allgemeinen Redensarten: »Gott aktualisiert das in ihm potentiell ruhende absolute Etwas!« Was ist denn dieses Etwas?

Oder sollen wir etwa die nachfolgende Entwicklung für die Angabe dessen halten, was dieses Etwas in der absoluten Fülle seiner Unterschiede sei? — Es wird allerdings (§ 16) ein neuer Begriff eingeführt: »der absolute geistige Naturorganismus« Gottes. Allein dieser Begriff ist nur eine andere Bezeichnung für das in Gott wirklich gesetzte absolute Etwas, oder für die schlechthin vollständige Allheit der besonderen Bestimmtheiten Gottes; sagt uns aber nicht, welches sie sind. Dafür aber zeigt uns die Art, wie dieser neue Begriff eingeführt wird, eine merkwürdig schnelle Manier, Begriffe spekulativ zu gewinnen. »Das geistige Sein — heifst es (§ 16) — zu dem sich Gott verwirklicht, ist gedachtes und gesetztes Sein, nicht selbstdenkendes und selbstsetzendes; — als nur gedachtes und gesetztes Sein ist es für ein anderes es denkendes und setzendes Sein, also — in teleologischer Beziehung zu diesem, gedachtes und gesetztes Sein, d. h. werkzeugliches oder organisches Sein.« Mit dem Worte »organisch« stellt sich dann sofort der Begriff des Organismus ein.

Soll man gegen dergleichen noch sagen, dafs weder in dem:

»Für ein Anderes sein« sofort eine teleologische Beziehung liegt, zumal hier nicht, da der Satz: das Gedachte ist für das Denkende — weiter nichts heifst als: das Denkende weifs das von ihm Gedachte, durchaus aber nicht die Absicht des Denkenden ausdrückt, das Gedachte als Mittel zum Zweck zu gebrauchen; noch dafs in dem Begriffe des Mittels oder Zweckes der eigentümliche Begriff des Organismus enthalten ist!

Die dialektische Konstruktion des Gottesbegriffes nähert sich nun ihrem Schlusse (§ 17). Indem Gott sich in seinem geistigen Naturorganismus verwirklicht, setzt er sich selbst in ihm als sein eigenes Objekt. Ein Objekt giebt es aber nur, sofern es ein Subjekt giebt, folglich mufs sich Gott, indem er sich objektiviert, auch eben dadurch subjektivieren; und da dies in dem Einem Absoluten geschieht, so ist natürlich das Gedachte und Gesetzte desselben als das Denkende und Setzende, Objekt und Subjekt identisch; der Gedanke (S. 65) »als sich selbst denkender ist das Selbstbewufstsein« und in der Vollendung »Vernunft«. »Das Gesetzte als sich selbst Setzendes ist die Selbstthätigkeit« in ihrer Vollendung »die Freiheit«. Selbstbewufstsein und Selbstthätigkeit sind hier aber als Bestimmtheiten des absoluten Geistes identisch und in dieser ihrer absoluten Einheit: die absolute Persönlichkeit (66). Die Einheit aber der subjektiven und objektiven Seite, oder der Persönlichkeit mit dem Naturorganismus Gottes wird im folgenden als die absolute Person Gottes bestimmt. Denn Rothe denkt sich den geistigen Naturorganismus Gottes als den Leib desselben, von dem er die Persönlichkeit, als gleichsam die Seele dieses Leibes unterscheidet. Hierauf aber näher einzugehen, ist für unsern Zweck überflüssig.

Alle diese Reden sind, wie man sieht, nur eine weitere Auseinandersetzung des schon § 12 aufgestellten Satzes, dafs das sich selbst Unterscheiden des absoluten reinen Seins ein sich selbst Denken und Setzen Gottes sei. Da wir nun aber gesehen haben, dafs jener Satz nicht auf rechtmäfsige Weise gewonnen wurde, so können wir dieser ganzen Entwicklung nur den Wert eines Wunsches zugestehen, auf spekulativem Wege die absolute Persönlichkeit Gottes zu erweisen. Der ganze Gedankenprozefs ist voll von unberechtigten Annahmen. Es konnte weder zugestanden werden, dafs das absolute reine Sein, von dem der Ausgang gemacht wurde, die Fülle alles Seins als möglich in sich enthalte, noch dafs diese Möglichkeit die absolute Macht sei sich selbst zu verwirklichen, noch dafs das darin liegende sich selbst Unterscheiden ein sich selbst Denken sei. Der erste Fehler lag darin, dafs in das absolute r e i n e Sein ein Unterschied hinein-

geschwärzt wurde; aber dieser erste Fehler zog nicht einmal notwendig die folgenden Behauptungen nach sich, sondern auf jeder neuen Stufe mufste ein neuer Fehler begangen werden, damit das gewünschte Resultat erreicht würde.

Doch gesetzt auch, wir müfsten alle unsere Widerlegungen zurücknehmen, was ist dann nun der gewonnene Begriff? Wir sind offenbar bisher unter lauter abstrakten, formalen Begriffen gewandelt. Die Begriffe vom absoluten Sein, dem absoluten Etwas, Werden, Leben, sich selbst Denken und Setzen etc., welchen Inhalt haben sie? Was weifs Gott, indem er sich selbst weifs? Was setzt Gott, indem er sich selbst setzt? Hierauf fehlt alle Antwort und mufs fehlen, denn aus jenen formalen Begriffen läfst sich kein wirklicher Inhalt des göttlichen Selbstbewufstseins herausklauben. Oder sind etwa die von Rothe aufgestellten Begriffe der Inhalt desselben? Dann wäre offenbar das göttliche Selbstbewufstsein das leerste, was sich denken liefse. Will man also aufrichtig sein, so mufs man gestehen, dafs hier nur von den abstrakten Schematen solcher Begriffe die Rede gewesen ist, die etwa bei einer logischen Analyse des Gottesbegriffes vorkommen, dafs aber diesen Begriffen aller Inhalt fehlt, der sie zu spezifisch göttlichen machte. Denn das Wort: absolut, welches hier überall angebracht wird, thut es nicht; zumal da es hier in der That nur den Begriff des Abstrakten haben kann. Das absolute Werden ist nur der abstrakte Begriff des Werdens, der absolute Geist, nur der abstrakte Begriff des Geistes etc. Denn wenn man diese Begriffe ganz abgesehen von aller Bezugnahme auf Gott wie für sich analysiert, wird man zu denselben oder wenigstens ähnlichen Bestimmungen gelangen, wie sie Rothe aufstellt. Nimmt man etwa den abstrakten Begriff der Persönlichkeit und hält mit Rothe dafür, dafs die beiden wesentlichen Merkmale desselben Selbstbewufstsein und Selbstthätigkeit sind, so wird, da im Abstrakten von allem Inhalt, der gewufst und gethan werden könnte, abgesehen wird, auch keine Verschiedenheit oder kein Zwiespalt zwischen Selbstbewufstsein und Selbstthätigkeit gedacht werden können, da dieser nur durch den wirklichen Inhalt bedingt sein könnte; man wird also auch sagen können, der abstrakte Begriff der Persönlichkeit sei die absolute Identität von Selbstbewufstsein und Selbstthätigkeit. Es bestätigt sich daher unsere alte Behauptung von neuem, dafs die ganze Rede abstrakte Begriffe behandelt, die als solche gar keine Beziehung auf Gott haben. Das Wort: Gott kann überall gestrichen werden, und die Rede wird doch so viel Sinn behalten, als sie überhaupt hat.

Wollten wir daher im Ernste glauben, dafs Rothe hier wirklich

den Inhalt des Gottesgedanken vorgelegt hätte, welcher das Bild des Gottes sein sollte, an den er als Frommer glaubt, so müfsten wir ihn beschuldigen, jene abstrakten Begriffe wären sein Gott. Dafs wir von solcher Beschuldigung weit entfernt sind, versteht sich von selbst. Aber das mufs sich aufdringen, dafs, wenn jemand in seinem Bewufstsein von Gott nur die vorgeführten Begriffe hätte, er nur einen ähnlichen Gott hätte, wie die Hegelsche Logik; nämlich die abstrakte Idee, einen abstrakten Gott, der, an sich der Wirklichkeit entbehrend, seine Wirklichkeit offenbar nur in einer wirklichen Welt finden könnte, in welcher jene leeren Schemata sich mit wirklichem Inhalte füllten.

Wenn daher Rothe am Schlusse seiner Konstruktion sagt: »Mit dem Begriffe der göttlichen Persönlichkeit ist der Begriff Gottes überhaupt abgeschlossen« (§ 24) und: »Hiermit ist nun auch der volle Inhalt des Gottesgedankens, wie er sich im frommen Bewufstsein unmittelbar vorfindet, wieder in den Begriff Gottes aufgenommen« (§ 25), so werden hoffentlich Alle, die an den Gott des Christentums glauben, mit mir den nachdrücklichsten Protest dagegen einlegen. Doch Rothe protestiert mit uns gegen sich selbst. In der Anmerkung zu eben diesem Paragraphen sagt er: »Wenn die besonderen Bestimmtheiten, die in dem unmittelbaren Gedanken Gottes enthalten sind, sich in dem Bisherigen noch nicht vollständig wiederfinden, so hat dies darin seinen Grund, dafs hier noch die Konstruktion der gesamten göttlichen Eigenschaften rückständig ist.«

Was heifst das aber als: Hier habt ihr den vollen Inhalt eures Gottesbegriffes wieder, nur der eigentliche Inhalt fehlt noch? Sollen wir wiederholen, dafs es erst die sogenannten Eigenschaften Gottes sind, die dem Gottesgedanken religiösen Wert geben, und dafs man Worte ohne Sinn für den Glauben redet, so lange man sich in jenen uns vorgeführten abstrakten Schematen bewegt? Freilich entwickelt Rothe (§ 27) aus dem Verhältnisse des göttlichen Selbstbewufstseins zu dem göttlichen Wesen, der göttlichen Natur und der göttlichen Selbstthätigkeit eine Gruppe sogenannter immanenter Eigenschaften: die Allgenugsamkeit, Seligkeit und Herrlichkeit; allein die Begriffe sind hier auch noch leere, und haben nicht die Bedeutung, die sie im frommen Glauben haben. So heifst es z. B.: »Sofern Gott in seinem Selbstbewufstseins sich nach seiner Persönlichkeit als schlechthin Seele seiend, d. h. als schlechthin angezogen mit einem schlechthin beseelten Leibe findet, ist er selig.« Was hat man nun an einem solchen Begriffe von Seligkeit, so lange man noch nicht weifs, welchen Inhalt das Selbstbewufstsein und der beseelte Leib

hat? Das Christentum aber und eine wahre Ethik kennt keine andere Seligkeit, als die durch vollkommene Heiligkeit vermittelt ist. Ebenso soll die Herrlichkeit Gottes, die in seinem Selbstbewufstsein reflektierte Selbstthätigkeit oder Freiheit sein. So lange man aber nicht weifs, was Gott thut, ist jener Begriff natürlich auch ohne Bedeutung. Das fromme Gefühl wird seine Begriffe von göttlicher Herrlichkeit und Seligkeit nicht darin wiederfinden, und diese leeren Begriffe werden wahrlich niemanden bewegen, einen Gott anzubeten, dessen Begriff nur aus solchen abstrakten Schematen besteht.

C. Das Verhältnis Gottes zur Welt im allgemeinen

Nachdem Rothe seiner Meinung nach den Begriff des persönlichen Gottes, abgesehen von allem Verhältnisse zur Welt, spekulativ konstruiert hat, unternimmt er es nun, die Schöpfung der Welt als eine notwendige Konsequenz aus dem gefundenen Begriffe abzuleiten. Wir werden durch eine Prüfung der nun folgenden Gedankenbewegungen uns noch deutlicher überzeugen, dafs innerhalb des (modernen) Spinozismus der Pantheismus nur durch die gröfsten Willkürlichkeiten vermieden werden kann.

Der Gedankengang ist folgender (§ 28): »Mit dem sich selbst zur absoluten Persönlichkeit Bestimmen Gottes schliefst sich sein immanenter Lebensprozefs in vollendeter Weise ab. — Aber nichtsdestoweniger setzt er sich selbst eben mit dieser seiner unbedingten Selbstvollendung rein aus sich selbst heraus unmittelbar zugleich die Notwendigkeit einer nach aufsen gehenden Wirksamkeit, durch die er — eine unendliche Welt schafft. — Indem Gott, denkend und setzend in Einem, sich als Persönlichkeit, d. h. als Ich bestimmt, denkt und setzt er eo ipso zugleich sein Nicht-Ich, ein Anderes, welches Nicht-Gott ist. — Das Ich involviert nämlich notwendig, dafs das Ich sich selbst ein Nicht-Ich entgegensetzt. Zwar nicht etwa entsteht das Ich, am wenigsten das absolute, vermöge einer solchen Contraposition nach Aufsen hin; — es entsteht vielmehr dadurch, dafs ein bestimmtes Sein sich in sich selbst von sich unterscheidet — und in dieser Selbstunterscheidung unmittelbar zugleich wieder sich als mit sich selbst Eins zusammenschliefst; eben hiermit aber ist ihm mit absoluter Notwendigkeit zugleich der Gedanke seines Nicht-Ich gegeben. Es kann sich nicht auf die beschriebene Weise in sich selbst vollziehen, ohne in Folge davon unmittelbar zugleich ein gegen es Anderes von sich zu unterscheiden, — zu welchem es sich als zu seinem Nicht-Ich verhält. — Wenn aber so Gott, sich in sich selbst zur Persönlichkeit zusammenfassend, notwendig auch zugleich sein

Nicht-Ich setzt, so ist damit unmittelbar auch seine Absolutheit aufgehoben. Denn dieses Nicht-Ich Gottes ist ja eben als solches, d. i. als Gegensatz Gottes, eine Negation oder Schranke Gottes. Gott kann es also bei diesem Stande nicht belassen. Er mufs seine Absolutheit festhalten, indem er sie, wie sie aufgehoben wird, unmittelbar auch wieder herstellt. Dies kann er nur dadurch, dafs er jenes sein Nicht-Ich, als blofses Nicht-Ich von ihm aufhebt, indem er es als wesentlich zugleich Er selbst (sein Ich) denkt und setzt — also als einen Nicht-Gott, in welchem Gott selbst ist. Denn so ist es dann für ihn keine Schranke mehr — er ist in ihm als seinem Anderen schlechthin bei sich selbst. — Jenes Nicht-Ich Gottes ist eben die Welt.« — Hiermit vergleiche man § 38: »Der Begriff der göttlichen Weltschöpfung ist, dafs Gott sein Nicht-Ich setzt, die Welt, — die so sich selbst entgegengesetzte Welt aber sich selbst adäquat setzt, und eben damit in ihr sich selbst sein Sein giebt. Unmittelbar oder durch einen rein absoluten Akt kann aber Gott sein Nicht-Ich — nicht auch sich adäquat setzen. Die Schöpfung ist notwendig als ein zeitlicher — successiver Akt Gottes zu denken.«

In einer Anmerkung zu § 28, in der er sich mit den pantheistischen Einreden gegen die Persönlichkeit Gottes auseinandersetzen will, meint nun Rothe den Pantheismus dadurch überwunden zu haben, dafs er die Welt, wie wir eben gesehen haben, nicht als eine notwendige Voraussetzung, sondern als ein notwendiges Prädikat der göttlichen Persönlichkeit fafst. Leider aber beruht diese Überwindung nur auf Selbsttäuschung.

Zunächst ist es ein sehr übler Umstand für Rothe, dafs er die Notwendigkeit, dafs das absolute Ich ein Nicht-Ich setze, blofs behauptet; denn weder in den eben ausgezogenen Hauptsätzen, noch in den übrigen etwas sehr weitschweifigen Reden findet sich der mindeste Ansatz dazu, diese Notwendigkeit dialektisch aufzuzeigen. Seine pantheistischen Gegner werden ihm also noch immer entgegnen können, dafs, wenn er diese Notwendigkeit hätte dialektisch aufweisen wollen, es sich ergeben haben würde, dafs auch das absolute Ich, um wirklich zu sein, der Vermittlung durch ein Nicht-Ich bedürfe. Namentlich die echten Hegelianer werden ihm leicht nachweisen können, dafs er mit seinem Gottesbegriffe weiter nichts habe als ihre abstrakte Idee, die sich auch in sich unterscheide und ihre Unterschiede wieder in Eins zusammenfasse: dafs es aber Thorheit sei, dieses Abstraktum aufserhalb der Welt als wirklich seiend zu setzen. Die Welt sei zwar auch ein Produkt der absoluten Idee, aber in dem Sinne, dafs sich dies Abstractum in diesem seinem Produkte ver-

wirkliche, so dafs es nicht zweierlei wirkliche Selbstbewufstsein gäbe, ein unendliches und das endliche, sondern das endliche sei eben die Wirklichkeit des unendlichen. Und darin werden wir ihnen ROTHE gegenüber Recht geben müssen, denn wir haben oben sattsam nachgewiesen, dafs er in seinem angeblichen absoluten Ich nur das abstrakte Schema des Ichs hat. Überhaupt aber, wer den ursprünglichen Sinn des Satzes, dafs das Ich notwendig ein Nicht-Ich setze, aus der FICHTEschen Philosophie kennt, weifs, dafs er gar nicht die Bedeutung hat, dafs der Begriff des Ich vollzogen werden könne, ohne dafs von einem Nicht-Ich die Rede sei, und dafs das in sich vollendete Ich nun erst notwendig sich sein Nicht-Ich entgegensetze, sondern dafs das Setzen des Nicht-Ich dialektisch der Vollendung des Ich vorangeht. Die Antithesis folgt nicht auf die Synthesis, sondern umgekehrt.

Aber schon die blofse Behauptung, dafs das absolute Ich notwendig sein Nicht-Ich setze, macht einen Strich durch die ganze vorhergehende Rechnung. Wer nämlich das absolute Ich, oder die göttliche Persönlichkeit wirklich durch einen rein immanenten Prozefs vollzogen denkt, darf alle nach aufsen gehende Wirkung Gottes nur als eine für dessen Ich-sein zufällige denken. Denn da Notwendigkeit Unmöglichkeit des Gegenteils ist, also ein Widerspruch entsteht, wenn dennoch das Gegenteil gesetzt wird, so ist das absolute Ich-Gott so lange als ein unmöglicher Begriff gedacht, als es ohne sein Nicht-Ich gedacht wurde, falls nämlich das Setzen des Nicht-Ich für das Ich notwendig sein soll. Der ganze Prozefs also, durch welchen ROTHE das absolute reine Sein angeblich zum Selbstbewufstsein gelangen liefs, ist — abgesehen von allen Fehlern — in seiner Abstraktion vom Nicht-Ich ein unmöglicher, und erhält nun erst seine Ergänzung, indem von der Setzung der Welt die Rede wird. Ist das aber der Fall, so kann das absolute Sein sich nicht durch einen rein immanenten Prozefs zum Selbstbewufstsein erheben, wie anfangs behauptet wurde. — Kann nun aber das absolute Ich nicht als ein wirkliches gedacht werden, ohne dafs es die Welt setzt, so fragt sich nun, ob denn die Welt als ein Nicht-Ich gedacht werden könne, das aufserhalb des absoluten Ichs falle, oder ob nicht vielmehr ROTHE nach seinen Grundsätzen dieses Nicht-Ich als ein notwendiges Moment innerhalb des absoluten Ichs denken müsse?[1]) Dafs er das Letzte in Wahrheit mufs, wenn er sich treu bleiben will, sieht man sofort

[1]) ROTHE sucht sich durch ein Beispiel zu helfen: »Die Sonne, sagt er, ist freilich nicht ohne den Schatten, aber sie ist nicht durch den Schatten bedingt, vielmehr er durch sie.« Er vergifst nur leider, dafs der Schatten nur eine für die

daraus, dafs er die Immanenz der Welt in Gott nur auf Kosten der Absolutheit Gottes vermeidet! Denn wenn Gott sein Nicht-Ich nicht in sich, sondern aufser sich setzt, setzt er sich damit eine Schranke, hebt seine Absolutheit auf! — seine Absolutheit, jene »unverrückbare und unaufhebbare Grundbestimmtheit« des göttlichen Wesens! das ist eine traurige Notwendigkeit für Gott, dafs er, indem er ewig persönlich wird, auch ewig seine Absolutheit aufgehoben hat; eine Notwendigkeit, so lange das Fundament dieser ganzen Art von Spekulation gilt: determinatio est negatio! Denn nach dem von Rothe anfangs aufgestellten Satze, dafs die Unterschiede nur dann nicht eine Beschränkung wären, wenn sie nicht nebeneinander, sondern ineinander wären, mufs die Welt, wenn sie nicht als notwendiges Moment des ewigen göttlichen Prozesses, Gott immanent ist, eine Schranke für ihn sein und bleiben; denn sie steht dann neben oder aufser dem Absoluten. Dieses selbst sinkt also damit zu einem schlecht Absoluten oder schlecht Unendlichen herab, welches in Wahrheit selbst ein Endliches ist; das heifst aber nicht, jenes Absolute sei einmal ein wahrhaftes Absolute gewesen und würde jetzt ein schlechtes, sondern: es ist bisher fälschlich als Absolutes gedacht; es kommt nun zu Tage, dafs es selbst nur ein Endliches ist. War aber die Absolutheit die unverrückbare Grundbestimmtheit des Gottesgedankens, und zeigt es sich jetzt, dafs sie durch das von dem absoluten Ich notwendig gesetzte Nicht-Ich aufgehoben ist, so kommt nun auch wieder zu Tage, dafs die ganze Rede sich nicht auf den wirklichen Gott bezieht; denn es ist nur von einem Endlichen unter dem Namen des Absoluten geredet.

Aber Rothe sagt ja: »Gott kann es bei diesem Stande nicht belassen, er mufs seine Absolutheit festhalten, indem er sie, wie er sie aufhebt, unmittelbar wieder herstellt.« — Allein ist durch Setzung des Nicht-Ich die Absolutheit aufgehoben, so kann sie auch nur durch Aufhebung des Nicht-Ich wiederhergestellt werden. Das heifst aber, da nach Rothes anfänglichen Grundsätzen die Absolutheit unaufhebbar ist, also gar kein Gedanke gefafst werden darf, der die Absolutheit verletzte: der Schritt, der im Denken gethan war, als behauptet wurde, Gott setze sein Nicht-Ich aufser sich, mufs als ein irrtümlicher wieder zurückgenommen werden, es darf gar nicht gedacht werden, dafs Gott sein Nicht-Ich aufser sich setze. — Aber dann ist Gott weder absolutes Ich, noch schafft er eine Welt, und die ganze

---

Sonne zufällige Folge ist, wenn sie nämlich undurchsichtige Körper bescheint; und dafs also das Beispiel für seinen Zweck ganz unbrauchbar ist.

Spekulation bleibt in ihrem Anfange stecken? — Ja freilich wissen wir schon lange, dafs sie eine verfehlte ist, und dafs ihre innere Haltlosigkeit nur immer deutlicher zu Tage kommt.

Indessen scheint ROTHE uns dennoch zu entschlüpfen! Gott kann sich zwar seines Nicht-Ichs überhaupt nicht entledigen, »aber dafs dieses Nicht-Ich lediglich sein Nicht-Ich, also ein gegen ihn Gegensätzliches ist, diese Bestimmtheit an demselben kann er aufheben.« Aber an wem denn? Ist das Nicht-Ich oder Nicht-Gott-Sein nur eine Bestimmtheit an dem Nicht-Ich oder Nicht-Gott? Woher hat denn ROTHE auf einmal ein Substrat, eine Substanz, an welcher das Nicht-Gott-Sein lediglich ein Accidenz wäre, und die aufser diesem noch andere Eigenschaften annehmen könnte? Vielmehr die Substanz, das Wesen des von Gott angeblich sich entgegengesetzten Nicht-Ich ist eben, dafs es der Gegensatz von Gott ist. Bleibt ihm aber dieses sein Wesen ewig, — und es mufs wohl, wenn das absolute Ich die Setzung seines Nicht-Ich nicht zurücknimmt, so mag es immerhin andere Bestimmtheiten erhalten, immerhin durch das Denken und Setzen Gottes sein »anderes Ich« (S. 87) werden; es bleibt dennoch als Gegensatz gegen Gott aufser ihm, weil es nicht ein immanentes Moment des Prozesses ist, durch welchen das Absolute sich zur Persönlichkeit erhebt, und damit ist es ewig eine Schranke für Gott. Gott also kann dadurch seine Absolutheit nicht wiederherstellen, sie ist ihm ewig verloren gegangen, d. h. er ist niemals das Absolute gewesen.

ROTHE forderte ferner, dafs Gott seine Absolutheit unmittelbar wiederherstellen sollte. Da dies nach ihm dadurch geschehen soll, dafs Gott die Welt sich adäquat, als sein anderes Ich setzt, so folgt natürlich, dafs das Nicht-Ich Gottes auch unmittelbar Gott adäquat sein mufs. Dagegen aber stellt er S. 92 die entgegengesetzte Behauptung auf: »Unmittelbar — kann aber Gott sein Nicht-Ich, indem er es denkt und setzt in Einem, nicht auch sich adäquat denken und setzen.« Welche dialektische Kunst löset uns nun diesen Widerspruch? Aber freilich: Unmittelbar mufs es geschehen, damit Gott seine Absolutheit nicht wirklich verliere, nicht unmittelbar dagegen, damit nicht der Nicht-Gott »ein anderer Gott neben dem ersten« sei, und damit die Schöpfung der Welt, die eben darin besteht, dafs Gott sein Nicht-Ich sich adäquat setzt, eine in der Zeit sich entwickelnde sei; denn sonst würde der gegebene zeitliche Verlauf des weltlichen Geschehens nicht herauskommen.

Die zur Wiederherrstellung seiner Absolutheit erforderliche Adäquatheit der Welt bewirkt Gott nun ferner dadurch, dafs er sie als das setzt, was er selbst ist. »Er ist aber etwas nur unter dem Modus

seines aktuellen Seins — als Geist« (S. 94.) daher denn auch (S. 96) konsequent weiter behauptet wird: »In dem kreatürlichen Geiste, aber auch nur wieder im Geist, kann der ewige oder absolute Geist, Gott, sein Sein haben.«[1]) Daraus würde zunächst folgen, dafs, da die Schöpfung eine successive ist, Gott auch nur in der Zeit seine Absolutheit wieder erhalten kann; denn vollendet sich die Schöpfung erst in der Zeit, und schafft Gott erst in der Zeit kreatürlichen Geist, den er in zeitlicher Entwicklung bis zur Vollendung führt, so ist Gott, so lange zeitlicher Verlauf da ist, ein endlicher und beschränkter Gott; oder vielmehr: da die Absolutheit die unaufhebbare Grundbestimmtheit göttlichen Wesens sein soll, so ist jetzt Gott nicht, sonhöchstens wird er erst; er ist ein geschichtlich zur Gottheit werdendes Wesen. Aber auch das ist noch zuviel gesagt. Denn da der kreatürliche Geist ewig kreatürlicher bleibt, niemals absoluter, unendlicher wird, und auch eine unendliche Menge von kreatürlichen Geistern, in welchen Verhältnissen sie immer gedacht werden mögen, niemals dem absoluten Geiste wirklich adäquat sein können, so erlangt Gott also seine Absolutheit niemals wieder, er ist und bleibt ewig endlich. Seine eigne Idee also ist ihm ein unerreichbares Ziel, er entspricht niemals seinem Begriffe, er ist damit auch in Wahrheit niemals Gott. — Hier also zeigt sich wieder, was wir behauptet haben, dafs der Begriff von Gott, den Rothe anfangs aufstellt, als das absolute Sein, das sich selbst zur absoluten Person entwickelt, nach seinen nunmehrigen Bestimmungen nur eine unwirkliche abstrakte Idee ist, welcher kein wirklicher Gott entspricht.

Rothe selbst mufs eben an dem Orte, wo er den Widerspruch, in welchen er, wie er selbst wohl fühlt, sich verwickelt, zu lösen gedenkt, mit dem Bekenntnis heraus, dafs die Welt niemals dem abso-

[1]) Ebendaselbst wird, um das Sein Gottes im kreatürlichen Geiste zu erläutern, mit allem Nachdruck versichert, dafs die Geister realiter ineinander sein könnten. »In der lebendigen Erfahrung der Liebe, der Freundschaft — glauben Alle an ein thatsächliches Ineinandersein der Geister. Eine so populäre Überzeugung darf wohl verlangen, auch in der Wissenschaft zu ihrem Rechte zu kommen.« — Allerdings wird sie darin hoffentlich zu ihrem Rechte kommen; ebenso wie die noch viel populärere Überzeugung, dafs die Erde stillstehe und die Sonne sich um sie bewege, schon längst in der Wissenschaft das ihr gebührende Recht empfangen hat! — Aber Rothe hat einen »augenscheinlichen« Beweis für jenes reelle Ineinandersein der Geister: »Wie durch Liebe ein reelles Ineinandersein der Personen zu stande kommt, erkennt man am augenscheinlichsten an dem zerreifsenden Schmerz der sich Liebenden bei der Trennung.« — Dann sind wohl die Thränen, die bei solchen Gelegenheiten zu fliefsen pflegen, das Blut, das aus der Wunde der auseinander gerissenen Geister fliefst!

luten Gotte vollkommen adäquat werden könne (§ 29). »Auf der einen Seite, sagt er, müssen wir den Prozefs dieser Weltwerdung Gottes als sich schlechthin vollendend denken, — auf der andern Seite können wir — den Schöpfungsprozefs — auch wieder schlechterdings nur als einen schlechthin unvollendbaren — denken. Wenn nun so der Gedanke der Schöpfung einen inneren Widerspruch zu enthalten scheint, so findet diese Antinomie sofort ihre Auflösung in dem Gedanken einer unendlichen, aber organisch einheitlichen Vielheit von konzentrischen besonderen Schöpfungskreisen, — in denen einzeln betrachtet das Weltsein der göttlichen Natur und der göttlichen Persönlichkeit wirklich absolut zu stande kommt, nämlich nach Mafsgabe der in jedem einzelnen durch seinen eigentümlichen Begriff gegebenen und eigentümlichen Bedingungen, eben deshalb aber doch auch an sich angesehen nur in relativer Weise.« Also wirklich absolut, und doch nach Mafsgabe von Bedingungen, und doch an sich angesehen relativ! — Zuletzt kommt dann doch an den Tag, »dafs die Inadäquation ins Unendliche fort als ein nie schlechthin zu vertilgender Rest verharrt.« — Denn mag die Welt noch so sehr unendlich, einheitlich, konzentrisch und organisch gedacht werden, — es hilft alles nicht, die unendliche Vielheit auch solcher Wesen, die sich zu einer unendlichen Totalität ergänzen (selbst ein Widerspruch!) kann niemals dem absoluten Geiste adäquat sein. Das kann nur ein zweiter absoluter Geist.

Wir sehen also: Gerade indem Rothe sich dadurch über den Pantheismus zu erheben gedenkt, dafs er die Welt als das Nicht-Ich Gottes ausserhalb Gottes (durch eine nach »aufsen« gehende Wirksamkeit Gottes gesetzt) denkt, wird er seinem anfänglich aufgestellten Satze von der Unverrückbarkeit der Absolutheit Gottes ungetreu; er konstruiert einen endlichen Gott, und alle seine Bemühungen, ihm die Absolutheit wieder zu verschaffen, schlagen fehl. Will er daher sein Grundprinzip von der Absolutheit Gottes aufrecht erhalten — und was für einen Wert kätte sonst seine ganze Rede! — so mufs er die Welt als ein Moment des absoluten Prozesses, durch welchen Gott sich zur Persönlichkeit erhebt, in Gott hineinschieben. Dort (S. 60) wo er von der Differenziierung Gottes in sich selbst redet, bevorwortet er ausdrücklich, dafs Gott, indem er sich differenziiere, unmittelbar sogleich die gesetzten Unterschiede wieder aufhebe, und dadurch seine absolute Identität mit sich selbst als eine vermittelte wieder herstelle, weil sonst die Absolutheit verloren gehe. Durch das Setzen der Unterschiede in Gott wurde also die Absolutheit nur scheinbar aufgehoben, d. h. nur so lange für das subjektive Denken,

als man noch nicht die Aufhebung der Unterschiede denkt. In dem ewigen Prozesse Gottes selbst aber sind die Unterschiede natürlich ewig gesetzt und ewig aufgehoben. Soll nun hienach durch das Setzen der Welt die Absolutheit Gottes nicht in Wahrheit, sondern auch nur scheinbar für das subjektive Denken aufgehoben sein, so lange man nämlich den Prozefs noch nicht vollständig gedacht hat, — so kann Gott sie nur als einen in ihm immanenten Unterschied setzen, den er als einen ewig aufgehobenen in sich hat. Die Schöpfung kann dann kein aus Gott herausgehender Akt sein, sondern nur ein immanenter, durch welchen Gott sein Selbstbewufstsein erlangt. Die Setzung der Welt fällt danach konsequent dialektisch vor die Vollendung der absoluten Persönlichkeit Gottes, als Voraussetzung, nicht als Folge derselben. So fordert es der zum Grunde gelegte Satz, dafs die Absolutheit nur durch immanente Unterschiede des Absoluten, d. h. solche, die zwar ewig gesetzt, aber auch ewig -- nicht in der Zeit — aufgehoben sind, nicht gefährdet sei. Denn davon ging die ganze Rede aus, dafs die Unterschiede in dem gegebenen Gottesgedanken, weil sie als nicht von Gott gesetzte und nebeneinanderstehende erschienen, mit seiner Absolutheit unverträglich seien. Deshalb mufste sich das einfache absolute Sein in sich selbst dirimieren und die gesetzten Unterschiede wieder in seine Einheit zurücknehmen, zwar in einem successiv dargestellten, der Sache nach aber zeitlosen Prozesse. Nach diesem Prinzipe kann also ein von Gott gesetzter Gegensatz, der nicht in den Prozefs des absoluten Seins fällt, der nicht ein Moment im Unendlichen selbst ist, der nicht ewig, sondern erst in der Zeit aufgehoben wird, gar nicht gedacht werden.

Das Prinzip also, auf welches Rothe seine ganze Spekulation selbst und ausdrücklich basiert hat: determinatio est negatio, in der früher erwähnten Beschränkung, wonach nur immanente Determinationen keine Negation sind, führt notwendig zu der pantheistischen Ansicht des echten modernen Spinozismus, wonach das Unendliche oder Absolute ewig in sich selbst sich den Gegensatz des endlichen Seins, der Welt, gesetzt hat, um durch Vermittlung dieses Gegensatzes ewig wirklicher Geist zu werden, so dafs Gott und Welt nur abstrakte Ausdrücke für verschiedene an sich einseitige Betrachtungsweisen des Einen, unteilbaren ewigen Prozesses des Universums sind. Gott ist die Wahrheit der Welt und die Welt der Wirklichkeit Gottes.

Wir haben hier, wie wir mufsten, von dem Standpunkte des spinozistischen Prinzipes aus argumentiert, um zu beweisen, dafs von ihm aus der Pantheismus bei nur einigermafsen sich selbst treuem

Denken unmöglich vermieden werden kann. — Stellen wir uns nun aufserhalb jenes Prinzipes, von dem sowohl die pantheistische als auch die theistisch sein wollende Spekulation unsrer Tage ausgeht, so wissen wir schon längst, dafs das ihnen gemeinsame Denkprinzip ein falsches ist; und dafs auch der Pantheismus, obwohl er seine Ansicht konsequenter durchführt, wenn auch nicht so konsequent, dafs er alle Rede von Gott aufgiebt, doch sich nur den Schein eines Wissens anmafst. Denn um hier von dem Hauptvorwurfe, der alle pantheistische Systeme trifft, zu schweigen, dafs sie alle nur logische Klassifikationen der vorhandenen Begriffe sind, dafs aber solche Klassifikationen nicht über Giltigkeit und Wahrheit der Begriffe entscheiden, also kein Wissen geben, und dafs der Schein des Wissens nur daher entsteht, dafs man Abstraktionen reale Bedeutung beilegt, und das Besondere aus dem Allgemeinen durch eine künstliche Dialektik abzuleiten vorgiebt; — so ist noch immer die alte Kluft unausgefüllt, welche Spinoza zwischen dem Unendlichen und Endlichen gelassen hat, und wird es ewig bleiben. Aus dem Unendlichen folgt nur Unendliches. Woher nun das Endliche? Dieselbe weite Lücke klafft auch noch bei Hegel zwischen Logik und Naturphilosophie oder zwischen der absoluten Idee und der ihrem Begriffe unangemessenen Existenz, welche sie sich angeblich in der Natur gegeben hat. Denn weshalb die absolute Idee nicht sofort sich auf eine ihr angemessene Weise realisieren könne, weshalb sie die Arbeit der Natur- und Menschengeschichte übernehmen müsse, um dann doch nur in Wahrheit auf eine ihr unangemessene Weise zum Selbstbewufstsein zu gelangen, kann aus der Idee selbst nicht abgeleitet werden; sondern hier, wo sich die eigentliche Kunst des Philosophen zeigen müfste, hier wird die gegebene Erfahrung zu Hilfe genommen. Endliches ist einmal vorhanden, darum mufs es wohl mit dem Unendlichen eins sein; es ist einmal seiner Idee unangemessen, darum mufs sie wohl auf eine ihr vollkommen adäquate Weise nicht existieren können.

Anstatt nun aber die nichtigen Prätensionen, welche der Spinozismus auf ein Wissen und namentlich auf ein Wissen von Gott macht, aufzudecken, um ihm zu zeigen, dafs er weder ein Glauben noch ein Wissen hat, scheinen unsere christlich spekulativen Theologen es vorzuziehen, von ihm ihre Begriffe zu borgen, um ihre eigne Rede mit dem Scheine der Wissenschaftlichkeit zu schmücken. Natürlich erhalten sie nur den Schatten eines Scheines; denn sie können die spinozistischen Begriffe und Sätze weder in ihrer Konsequenz durchführen, noch auch ihnen ihre eigentliche Bedeutung lassen, sondern müssen ihnen einen ganz andern Sinn unterschieben. So ist

z. B. heutzutage eine beliebte Rede, dafs die neuere Philosophie durch den Beweis der Immanenz Gottes in der Welt einen wesentlichen Fortschritt gemacht habe. Da aber die christliche Theologie nicht eine blofse Immanenz gebrauchen kann, sondern an der Transcendenz, Aufserweltlichkeit Gottes festhalten mufs, so meint man zugleich christlich und philosophisch zu reden, wenn man beides, die Immanenz und Transcendenz zusammenleimt. So sagt auch ROTHE (S. 105): »Die Aufserweltlichkeit und Innerweltlichkeit Gottes bestehen friedlich zusammen und werden beide durch den Begriff Gottes und den der Schöpfung gefordert.« Allein die Theologen sollten gestehen, dafs sie in Wahrheit eine ganz andere Immanenz haben, als die neuere spinozistische Philosophie ihnen bieten kann. Denn die von dieser gemeinte Immanenz Gottes ist eine wesentliche; d. h. Gott ist das Wesen der Welt und die Welt ist der existierende Gott. Die christliche Theologie aber mufs das Wesen der Welt und das Wesen Gottes dem Sein nach auseinander halten; sie darf nicht Ein seiendes Wesen setzen, das in der einen Hinsicht: Gott, in der andern: Welt wäre. Wenn sie also von der Immanenz Gottes in der Welt redet, so meint sie in der That nur den alten christlichen Gedanken der Allgegenwart Gottes. Für diesen ihren Begriff aber hat die neuere Philosophie ihr gar nichts geleistet, da deren Prinzipien auf eine ganz andere Immanenz führen. Sie hat also vom Spinozismus nur das Wort entlehnt, um sich mit einem neuen Lappen zu schmücken, der aber zu ihrem alten Gewande schlecht genug pafst. Freilich der moderne Spinozismus kann sich nicht darüber beklagen, denn er selbst hat seine Reden von Gott, von der Menschwerdung Gottes, von dem Sohne Gottes, von der Versöhnung Gottes mit der Welt u. dergl. aus der christlichen Theologie entlehnt, und sie ebenso gemifsbraucht, indem er ihnen einen ganz andern Sinn unterlegte. Aber die Theologie sollte nicht Unrecht mit Unrecht vergelten. Daher müssen wir es bedauern, wenn ROTHE z. B. § 38 von der Schöpfung als einem »Prozefs der Weltwerdung Gottes des Geistes«, ja von einem »Prozefs der Menschwerdung Gottes« redet, ja dafs es eine unzähligemal bei ihm wiederkehrende Formel ist: Gott giebt sich in der Welt sein Sein! — Es ist offenbar, dafs er diese Redeweisen nicht in ihrer eigentlichen Bedeutung gebrauchen kann. Wozu also dergleichen? Man setzt sich dadurch dem Verdachte aus, als meine man, dafs in dergleichen tiefsinnig klingenden Formeln die Wissenschaftlichkeit bestehet.

Einem solchen Streben, Alles was in der heutigen Philosophie und Theologie mit Recht oder Unrecht einen guten Klang hat, in

seinem Systeme zu vereinigen, können wir es auch nur zuschreiben — und wir halten dies für die mildeste Auslegung — wenn Rothe dahin gerät, den Begriff der Liebe auf unverantwortliche Weise zu verunstalten, um nur seiner Rede von der Weltschöpfung den christlichen Satz einzuverleiben, dafs Gott aus Liebe die Welt erschaffen habe. S. 90 erklärt er: „die Notwendigkeit einer schöpferischen Wirksamkeit als Notwendigkeit einer Selbstmitteilung an Anderes“ für die Liebe Gottes. „Diese Bestimmtheit nun ist näher die Liebe“.

Wir wissen nun, dafs, nach Rothe, Gott, indem er ewig Ich wird, mit absoluter Notwendigkeit sich sein Nicht-Ich entgegensetzen mufs, dafs er aber dieses Nicht-Ich zur Adäquatheit mit sich selbst fortbilden mufs, um seine eigne Absolutheit wieder zu erhalten. Diese Fortbildung der Welt zur Adäquatheit mit Gott wird nun hier als Selbstmitteilung Gottes an die Welt vorgestellt. Offenbar also teilt sich Gott der Welt mit, um seine eigne Absolutheit wiederzuerlangen; der letzte Zweck bezieht sich nicht auf die Welt, sondern auf Gott zurück. Dieser Gott handelt also in der That nach der Moral des Spinoza, welcher das suum esse conservare das höchste Prinzip ist. Und einem solchen Handeln wird der Name der Liebe beigelegt! Eine Liebe, deren eigentliches und letztes Motiv die Selbstsucht ist! — Indessen ist jene Selbstmitteilung Gottes an die Welt genau genommen weder Liebe noch Selbstsucht; es ist darüber gar kein ethisches Urteil zu fällen, da sie ein Naturprozefs ist, der den Namen des Willens nicht verdient. Zwar soll jener Gott absolut selbstthätig oder absolut frei sein; aber seine Freiheit ist nur die spinozistische, nach welcher ein Wesen dann frei handelt, wenn es nach der Notwendigkeit seiner eignen Natur handelt; und der innere Trieb der Selbstthätigkeit ist nur der Widerspruch, der in das göttliche Wesen selbst verlegt wird. Dieses mufste sich verwirklichen, um dem Widerspruche zu entgehen, eine absolute Macht zu sein, die nichts wirkt. Aus demselben Grunde des immanenten Widerspruchs ist Gott genötigt, ein Nicht-Ich zu setzen und dasselbe zur Adäquatheit mit sich zu erheben. Jenes — weil Gott ohne Nicht-Ich nicht absolutes Ich sein kann, dieses — weil so lange das Nicht-Ich ihm unadäquat ist, der absolute Gott endlich ist. Mag daher diese Selbstthätigkeit Gottes auch mit seinem Selbstbewufstsein in absoluter Einheit stehen, sie ist doch nur die Thätigkeit eines unwiderstehlichen Triebes, der in seinen Produktionen durch eine harmonia praestabilita mit dem Selbstbewufstsein Gottes genau zusammentrifft. Von einem durch bewufste Gründe bestimmbaren und bestimmten Wollen, vollends von einer absoluten inneren Freiheit des Willens, der allein aus voll-

kommener Einsicht in das absolut Gute handelt, kann nicht die Rede sein; denn trotz alles Selbstbewufstseins ist hier blofs ein blinder Naturtrieb, den das Selbstbewufstsein nur begleiten, aber nicht leiten kann. Ein solcher Naturtrieb aber kann ethisch gar nicht beurteilt werden, — folglich ist auch der von Rothe konstruierte Gott unfähig, durch ethische Begriffe gedacht zu werden. Was soll man nun vollends zu den Worten sagen, die dort in einer Anmerkung zu lesen stehen: »Welch ein Verein in Gott! Allgenugsamkeit, Seligkeit, Herrlichkeit und (dennoch) Liebe!« Die Verwunderung, die dieses in Klammern eingeschlossene »dennoch« ausdrückt, sieht gar zu sehr derjenigen ähnlich, mit welcher wohl selbstsüchtige Menschen denjenigen verwundert anstaunen, der, obgleich er anderer nicht bedarf, ihnen dennoch wohlthut! — Aber freilich Rothe hat recht sich zu wundern, dafs in seinem Gottesbegriff Allgenugsamkeit und Liebe zusammen ist, sobald man auf den eigentlichen Sinn sieht, welcher hier dem Namen der Liebe leider zukommen mufs. Gott nämlich mufs, um sich selbst genug zu sein, mit absoluter Notwendigkeit Anderes schaffen! Das ist freilich sehr zu verwundern!

D. Die Kosmologie

Die Art und Weise, wie Gott das von ihm gesetzte Nicht-Ich zur Adäquatheit mit sich erhebt, damit er seine Absolutheit wieder erlange, wird von Rothe in einer Kosmologie dargestellt, von der wir doch einige Proben geben müssen, damit das hier dargebotene Denken sich immer deutlicher in seiner Nichtigkeit offenbare.

Der göttliche Denk- und Setz-Prozefs, durch welchen immer neue und höhere Kreaturen geschaffen werden, wird (S. 132) in der Weise beschrieben, wie man etwa die Regeln für die mechanische Lösung eines Rechenexempels angiebt. »Zunächst löst er (Gott) für sein Selbstbewufstsein die Einfachheit des unmittelbaren Gedankens vor ihr (der Kreatur) auf, und läfst die in ihm unmittelbar zusammengefafsten Gedankenbestimmtheiten sich gegenseitig bestimmen, und so sich zu neuen höheren erheben. — Sodann fafst aber Gott jene in dem Gedanken der gegebenen Kreatur neu hervorgebrachten höheren Bestimmtheiten auch wieder unmittelbar für sein Selbstbewufstsein in die Einheit zusammen.« — »Allein so lange die Kreatur durch eine solche Entwicklung aus sich selbst heraus — noch nicht zu der der schöpferischen Idee wirklich vollkommen entsprechenden Bestimmtheit (d. h. zu wirklichem Geist) erhoben ist, kann die schöpferische Wirksamkeit Gottes bei keiner Kreaturstufe stehen bleiben.

Jede neue höhere Stufe des geschöpflichen Seins — wird vielmehr sofort selbst wieder Objekt des göttlichen Denkens und Setzens. Dazu treibt ihre innere Dialektik selbst mit Notwendigkeit fort.«

Man sieht leicht, dafs dieses Schema des Schöpfungsprozesses zu einem rein mechanischem Denken führt; denn die Hauptsache darin ist, dafs in jedem Begriffe zwei — mehr nicht! — Merkmale aufgesucht, diese sodann wechselsweise eins zum Subjekt, das andere zum Prädikat von einander gemacht werden, und dafs dann diesen auf rein mechanischem Wege gewonnenen Begriffen ein schon bekannter Name, auf den sie ungefähr hindeuten, gegeben wird. So z. B. sind aus dem Begriffe der reinen Materie Raum und Zeit gewonnen, diese beiden bestimmen sich nun nach jenem Schema gegenseitig (§ 54): »der durch die Zeit bestimmte Raum ist die Ausdehnung; die durch den Raum bestimmte Zeit ist die Bewegung!« Beweis: »die Zeit verfliefst; darum kommt durch sie in den Raum, der an sich ein schlechthin ruhender ist, Flufs, d. h. eben Ausdehnung.« Durch die Zeit kommt eben damit »Diskretion« in den Raum, und zwar eine Diskretion desselben in »eine unendliche Vielheit von absoluten (d. h. mathematischen) Punkten.« Hierdurch aber kommt in die »an sich schlechthin undurchdringliche Materie der Anfang von Durchdringlichkeit, in Wahrheit aber nur eine Zwischeneindringlichkeit.«!! — Nun war anfangs von der Materie nur gesagt (S. 126), sie sei absolut Nicht-Geist, und ihr genauerer Begriff dahin bestimmt, sie sei »die absolute Einheit des absolut Nichtgedachten und Nichtgesetzten — aber beides in Einem, gedachte und gesetzte oder daseiende Einheit dieser beiden.« Woher nun das Gott entgegengesetzte Nicht-Ich, das allerdings absoluter Nicht-Geist sein mufs, sofort »Materie« wird, woher in den Begriff des Nicht-Geistes sofort das Merkmal der Undurchdringlichkeit kommt, weshalb die Materie zwei leere Formen hat und diese beiden gerade Raum und Zeit sind, das ist nur daraus zu begreifen, dafs die mit verschlossenen Augen spekulierende Philosophie doch zuweilen die Augen öffnet, um sich nach einem höchst oberflächlichen und durch geschichtlich vorhandene Spekulationen verdorbenen Empirismus umzusehen.

Hier folgen nun längere Auseinandersetzungen über naturwissenschaftliche Gegenstände, wie man sie wohl zur Zeit ROTHES einem Gebildeten leicht verzieh, die aber heute als grobe Unkenntnis angesehen würden. Das Ergebnis ist, dafs es von der Willkür der Menschen oder allgemeiner: der kreatürlichen Personen abhängt, ob Gott die Welt sich adäquat setzen, also seine Absolutheit wieder erlangen kann oder nicht. — Man er-

innere sich daran, dafs gesagt war: Gott könne nur in dem kreatürlichen Geiste sein Sein in der Welt haben. Hat aber Gott sein Sein nicht in der Welt, ist er also in ihr als seinem anderen Ich nicht mit sich selbst zusammen, so ist die Welt noch sein unaufgehobener äufserer Gegensatz und Gott ist nicht absolut. Daher mufs Gott von Stufe zu Stufe immer vollkommnere Kreaturen schaffen, bis er der Materie den kreatürlichen Geist abgewinnt. Er schafft daher schliefslich den Menschen, — selbstbewufste und selbstthätige Wesen. Nach ihrer Erschaffung tritt eine völlig neue Schöpfungsperiode ein, denn während Gott bis dahin allein das Werk der Schöpfung fortgeführt, »nimmt er nun den Menschen zum Gehilfen an«, legt »die Fortführung jenes Werks mit in seine Hand« (S. 213). Nun hat zwar die Persönlichkeit des Menschen die Materie, »als eine durch die göttliche schöpferische Wirksamkeit glücklich überwundene Stufe« (S. 212), tief unter sich liegen; allein sie ist dennoch anfangs »nur als gesetztes und gedachtes Wesen«, als »aus der Materie produziertes«, nicht als »selbstdenkendes und selbstsetzendes« Wesen gesetzt, also in einem ihrem Begriffe unangemessenen Zustande (§ 82). Daher ergeht an den Menschen die sittliche Forderung, sich in seinem Begriffe angemessenen Zustand dadurch zu erheben, dafs er seine Persönlichkeit nicht durch das materielle Prinzip in ihm, sondern dieses durch jene bestimmen läfst, um so selbstdenkendes und selbstsetzendes Wesen zu werden (§ 83). Hier aber tritt der für Gott höchst üble Umstand ein, dafs der Mensch vermöge seiner Wahlfreiheit sich auch abnorm bestimmen kann (§ 87). Denn »vermöge der ihm beiwohnenden Macht der Selbstbestimmung« hängt »die Modalität des sittlichen Prozesses« von ihm selbst ab; er kann auch seine Persönlichkeit von der materiellen Natur bestimmen lassen. Geschieht nun dies letzte, so »erzeugt der sittliche Prozefs bei seinem abnormen Verlaufe bösen Geist« (§ 485), der aber »nicht schlechthin wirklicher oder realer Geist« sein kann, sondern »nur ein geistartiges Sein«, welches deshalb auch (§ 487) geradezu »ein feinmaterielles Sein«, genannt wird. — Aus diesem allen fliefst nun von selbst die Folgerung ab: Kann Gott seine Absolutheit nur dadurch wieder herstellen, dafs er sich in der Welt sein Sein giebt, kann er aber sein Sein nur im kreatürlichen Geist haben, und steht es in der Macht der Selbstbestimmung des Menschen, ob er, der Mensch, durch den sittlichen Prozefs wirklichen Geist oder nur feine Materie erzeugen will, — so steht es in der Macht des Menschen, Gott an seiner Absolutheit zu verhindern, d. h. Gott zu werden! Künftig wird also der hilfsbedürftige Gott die Menschen anflehen!

E. Die Ethik

Die ethische Aufgabe wird aus der Natur des Menschen folgendermafsen abgeleitet: Der Mensch besteht aus zwei Elementen (§ 83), der materiellen Natur und der Persönlichkeit. Jene ist nach früheren Bestimmungen wesentlich gesetztes und gedachtes Sein, diese aber selbst setzendes. Allein dennoch hat sich die Persönlichkeit im dialektischen Prozesse anfangs nur als Produkt der materiellen Natur ergeben (§ 82), also nicht als selbstsetzendes, sondern als gesetztes Sein; also in einer ihrem Begriffe widersprechenden Weise. Daher (§ 83) »liegt ein wesentlicher Widerspruch in dem natürlichen Menschen, der schlechterdings seine Aufhebung fordert.« Das kann auf verständige Weise nicht anders heifsen, als der natürliche Mensch ist anfangs falsch gedacht, und mufs anders gedacht werden. Es ergeht daher eine logische Forderung an das subjektive Denken des Philosophen. Rothe dagegen, der mit Hegel die Widersprüche in die Dinge selbst verlegt, stellt jene Forderung an den natürlichen Menschen selbst. Die menschliche Persönlichkeit soll sich nicht von der materiellen Natur bestimmen lassen, sondern vielmehr selbst sie bestimmen; denn sie, die Persönlichkeit, ist »ein spezifisch höheres« als jene, und »das niedere Element darf nicht das höhere bestimmen, wenn nicht das Schöpfungswerk rückläufig werden soll.« Gleichwohl — fährt Rothe selbst fort — ist der unmittelbar gegebene Thatbestand gerade das Bestimmtwerden der Persönlichkeit durch die materielle Natur, und so ergiebt sich denn die Aufgabe der Umkehrung des unmittelbar gegebenen Verhältnisses zwischen beiden.« — Beiläufig bemerken wir nur, dafs dann ja das Schöpfungswerk schon »rückläufig« geworden ist, indem der Mensch ursprünglich so beschaffen ist, dafs in ihm das Höhere von dem Niederen bestimmt wird; Gott selbst hat, indem er durch die Erschaffung des Menschen in dieser Weise einen Fortschritt machen wollte, einen Rückschritt gemacht; und nun soll der Mensch wahrscheinlich diesen göttlichen Fehler verbessern!

Diese Aufgabe, dafs die in dem natürlichen Menschen mit der Persönlichkeit unmittelbar geeinigte materielle Natur (das somatische und seelische Leben) durch eben diese Persönlichkeit bestimmt und damit derselben zugeeignet werde, ist nun die sittliche Aufgabe (§ 85).

Wir wissen, wie Rothe an den Menschen die Forderung stellt, dafs seine Persönlichkeit das materielle Prinzip beherrschen solle, damit das Schöpfungswerk nicht rückläufig werde. Dafs aber dies letztere nicht geschehe, ist in jenem System für Gott von der äufsersten Wichtigkeit, da Gott nur seine Absolutheit soll wiederherstellen können,

wenn er im kreatürlichen Geiste sein Sein haben kann; bestimmte sich also nun der Mensch auf abnorme Weise, so würde er nur »sein materielles Sein« erzeugen, nicht aber wirklichen Geist (§ 485, 487). Daher heifst es auch (Theol. Eth. B. 1, S. 213): »Es ist daher der Mensch, — durch den, als sein spezifisches Medium und Organ Gott — sein Schöpfungswerk vollführt, und der dasselbe aus Gottes Hand überkömmt, um es — vollends zu vollbringen.« Und: »Als seine eigentümliche Aufgabe fällt dem Menschen zu die Vollendung der irdischen Schöpfung, die Umarbeitung der irdischen Welt aus einer materiellen zu einer geistigen! — Soviel hat es auf sich mit der sittlichen Aufgabe!« — Aber, fragen wir, wer hat denn den Menschen für die Vollbringung dieser Aufgabe verantwortlich gemacht? Warum mufs er denn diese Aufgabe anerkennen? Das Werk der Schöpfung ist von Gott aus Gründen, die sich nur auf diesen selbst beziehen, angefangen und fortgesetzt; der Mensch aber ist ohne seinen eigenen Willen geschaffen; also kann rechtmäfsigerweise ihm eine solche Verpflichtung, Gott in der Vollendung des Schöpfungswerks zu helfen, gar nicht auferlegt werden. Dennoch, verhielte es sich wirklich so mit Gott und dem Menschen, so wäre dieser allerdings zu jener Hilfeleistung verpflichtet. Denn wenn er einsähe, dafs Gott seine Absolutheit wieder erlangen will, es aber ohne seine Hilfe nicht vermag, so wäre es ja von dem Menschen lieblos und unbarmherzig, wenn er dem hilfsbedürftigen Gotte in seiner Not nicht beispringen wollte. Also unter der Voraussetzung, dafs das Wohlwollen absolut lobenswert ist, könnte Rothe jene Aufgabe als eine sittliche Pflicht begründen, wenn sie nicht sonst Unsinn wäre.

Nicht also jene Aufgabe begründet die Verpflichtung des Menschen, sich normal zu bestimmen, sondern sie selbst bedarf erst der sittlichen Begründung durch den absoluten Wert, welchen das Wohlwollen hat. — Sollte also die Ethik von ihren wirklichen Prinzipien beginnen, so durfte nicht mit der Rede von der sittlichen Aufgabe angehoben werden, sondern wenn man einmal durch geschichtliche Vorgänger auf diesen Punkt geleitet war, mufste man erst fragen: Weshalb muls diese oder jene Aufgabe als eine sittliche Forderung anerkannt werden? Dann würde die Beantwortung dieser Frage nicht eher einen Ruhepunkt gefunden haben, als bis man zu den unwillkürlichen Urteilen des Lobes oder Tadels über solches oder anderes Wollen gelangte. Denn nur dann, wenn ich mich genötigt sehe, anzuerkennen, ein solches Wollen gefällt absolut, ist an sich von absoluter Würde, werde ich mich verpflichtet fühlen, auch diejenigen Aufgaben zu Vollführung von Werken als sittliche Forde-

rungen anzuerkennen, durch deren Unterlassung ich mich einem absoluten Tadel aussetzen würde.

Nach ROTHE müfste im Grunde die Ethik auch in denselben Widerspruch verfallen, den wir bei SCHLEIERMACHER und FICHTE nachgewiesen haben, dafs nämlich das sittliche Handeln seine eigne Möglichkeit aufhebt. Das Streben Gottes und des Menschen mufs nach ihm dahin gehen, die Materie aufzuheben und zu vernichten. Denn da die reine Materie der Gegensatz Gottes, des absoluten Geistes ist, und also, wenn Gott der absolut Gute ist, sie wenn nicht als das Böse selbst, doch als die Mutter des Bösen gedacht werden mufs, so wird ihr Dasein der Vollendung der Welt wie der Absolutheit Gottes Abbruch thun. Allein da sie ein notwendiges Produkt Gottes sein soll, so kann sie natürlich auch nicht wirklich aufgehoben, vernichtet werden. Wie Gott ewig Ich wird, so mufs er auch ewig Materie aufser sich setzen; er kann sie wohl bilden, damit sie nicht blofs reine Materie sei, aber sie mufs notwendig in allen Bildungen bleiben. Ebenso würde auch der Mensch sich selbst vernichten müssen, wenn er die Materie wirklich aufhöbe, da sie (nach ROTHE) die Grundlage des kreatürlichen, individuellen Geistes, das Prinzip der Individuation ist. Wenn nun aber dennoch die sittliche Aufgabe des Menschen die Vernichtung der Materie ist, so sucht der sittliche Mensch sein eigenes Fundament sich unter den Füfsen wegzuziehen. Er handelt ebenso thöricht, wie jener Knecht, der den Ast, auf dem er safs, zwischen sich und dem Baume durchsägte. — Aber dennoch lesen wir, dafs bei Vollendung der Menschheit, wenn die gesamte irdische Natur vergeistigt ist (§ 465), die äufsere materielle Natur unvollendet und unvollendbar dasteht und nun vernichtet werden mufs (§ 467). »Dieses gesamte Baugerüste der materiellen Naturreiche mit ihren unzählig vielen Stufen — ist nun nutzlos geworden, darum mufs es abgebrochen werden. Die äufsere materielle Natur ist aus dem Entwicklungsprozefs der irdischen Weltsphäre als Schlacke zurückgeblieben, darum mufs sie aus derselben ausgeschieden werden. Dieses ist's was zunächst noch erübrigt, die Zerstörung der äufsern materiellen Natur. Sie ist das nächste Tagewerk der vollendeten Menschheit.«

Wie das nun geschehe, davon schweigt natürlich unser Theosoph! Er sieht aber nicht, dafs er mit dieser abenteuerlichen Vorstellung nichts gewinnt. Denn Gott mufs von Ewigkeit her das ganze Quantum Materie, das als Gegensatz gegen sein absolutes Ich nötig war, gesetzt haben, und kann deshalb auch keinen Teil davon entbehren. Wenn daher auch die ganz inkonsequente Vorstellung zugelassen würde dafs ein Teil der Materie vernichtet würde, so müfste Gott ebensoviel

rohe Materie an einem andern Orte von neuem sich entgegensetzen, so dafs also das Universum dennoch nicht vollkommner würde, als es von Ewigkeit her gewesen ist; da immer das gleiche Quantum des Gegensatzes gegen Gott bleiben mufs, so gewifs nach dieser Ansicht das Ich sein Nicht-Ich produziert. Die ganze Arbeit der Weltbildung, die ganze Hilfe, die der Mensch Gott leisten kann, ist demnach vollkommen nutzlos.

Man sehe nur die Behandlung, welche sich in einer Ethik dieser Art die Idee des Wohlwollens, der echt christlichen Liebe, gefallen lassen mufs. Wir meinen damit nicht jene Sympathie, welche fremde Lust und fremdes Leid als das eigne empfindet, und deshalb sich leicht vermindert oder gar aufhört, sobald die Besinnung eintritt, dafs es ja doch eigentlich nicht die eigne, sondern eine fremde Person sei, der jene Freude oder jenes Leid angehöre; sondern jenes Wohlwollen, welches in dem vollen Bewufstsein, dafs es eine fremde Person sei, sich deren vorgestelltem Willen ohne irgend ein anderes Motiv widmet, als welches in der Rücksicht auf den fremden Willen selbst liegt; jene Liebe, die in keinem Sinne das Ihrige sucht, wie sie von Christus, Matth. 5, 43—47, in voller Schärfe und Schönheit dargestellt wird. Ist dieser Begriff etwa in Schleiermachers Definition zu finden: »Die Liebe ist das Seelewerdenwollen der Vernunft, das Eingehen in den organischen Prozefs« (Syst. der Sittenl. S. 364), die offenbar nichts anderes besagt, als jene Liebe Gottes in seiner Dogmatik, die in der Selbstmitteilung Gottes bestehen soll? Oder in der andern (S. 349), dafs die Liebe das allgemeine Gattungsbewufstsein sei, und dafs, weil die Alten nicht zum reinen Gattungsbewufstsein durchgedrungen wären, in der hellenischen Ethik die Gerechtigkeit an der Stelle der Liebe stehe (S. 348)? Oder ist er in dem Dilemma zu finden, welches dort (S. 365) aufgestellt und gelöst wird? ».. die Selbstliebe: Ist sie nicht Tugend, so ist es auch alle andere Liebe nicht, weil sich alle an Selbstliebe anknüpft (Elternliebe, Geschlechtsliebe, Vaterlandsliebe). Ist sie Tugend: so ist alles andere nur insofern Tugend, als es ihr angehört, und alles edelste scheint verloren zu gehen.« Die Auflösung soll darin bestehen, dafs »die Selbstliebe nur insofern sittlich ist, als sie alle andere Liebe in sich schliefst, und alle andere ist nur insofern wahr, als sie Selbstliebe aufnimmt«. — Man kann allerdings diesen Sätzen einen wenigstens erträglichen Sinn unterlegen, wenn man den Begriff der Selbstliebe dahin veredelt, dafs nur derjenige sich wahrhaft selbst liebt, der nach den sittlichen Ideen handelt, wie ja auch der, welcher das Streben nach dem für ihn Nützlichen zum Fundament der Tugend macht, leicht die

Ausflucht zur Hand hat, er meine nur seinen wahren Nutzen. Aber es ist auch möglich, jenen Sätzen einen ganz andern Sinn unterzulegen, und das ist eben ein Hauptvorwurf, dafs die sittlichen Begriffe nicht unzweideutig hervortreten. So wird sich eine Gesellschaft kluger Egoisten diese Sätze über die Liebe vollständig aneignen können. Allerdings, werden sie sprechen, ist die Selbstliebe nur insofern sittlich, d. h. fördert unser höchstes Gut, die möglichst vollständige Beherrschung der gegebenen Natur behufs unsers Wohlseins, als sie alle andere Liebe nicht ausschliefst, denn jeder Einzelne und die ganze Gesellschaft erhält sich am besten durch möglichst innige Gemeinschaft mit andern. Das andere aber, dafs jede andere Liebe nur insofern wahr ist, als sie Selbstliebe aufnimmt, werden sie als den treffendsten Ausdruck ihrer innersten Gesinnung begrüfsen, denn sie wissen wohl, dafs sie nur heucheln würden, wenn sie vorgäben, sich Andern zu widmen, ohne die Absicht zu haben, dadurch für sich etwas zu erreichen.

Mit welchem Begriffe von Liebe Rothe sich begnügen kann, ist schon bei seiner theologischen Spekulation berührt worden. Später in der eigentlichen Ethik scheint er anfangs einen bessern aufstellen zu wollen, wenn er sagt (theol. Eth. B. 1, S. 385): die Liebe »ist ein alle übrigen menschlichen Individuen in ihrem spezifischen Unterschiede von sich selbst Affirmieren, und ihnen gegenüber sich selbst in seinem spezifischen Unterschiede von ihnen Negieren des Individuums.« Allein S. 389 steht dennoch zu lesen: »Die Liebe ist — der Selbsterhaltungstrieb in seiner Richtung auf die andern. Wirkliche Liebe ist aber dieser Trieb nur, sofern er nicht nur ethisiert, sondern auch von allem Selbstsüchtigen entkleidet ist,« (nun achte man auf die Entkleidung!) »d. h. sofern er der Trieb ist, durch unbedingte Hingabe seiner selbst an die anderen sich selbst mittelst dieser zu erhalten«.[1] Wer hier nicht sieht, wie in der Liebe, eben indem sie von aller Selbstsucht befreit werden soll, die Selbstsucht dennoch hervorbricht, wie das Hingeben an die andern nur zu dem Zwecke geschieht, um sich mittelst ihrer selbst zu erhalten, wie also diese Liebe die andern nur als Mittel behandelt und so am letzten Ende trotz der unbedingten Hingabe alles in das eigne Selbst zurückläuft, — wer das nicht sieht, dem gestehen wir die Augen nicht öffnen zu können. Wie werden sich diejenigen, die wohl wissen, dafs all ihr Thun ihrem Selbsterhaltungstriebe entquillt, und denen

[1]) In der 2. Aufl. sind die Ausdrücke zwar gemildert, der Sache nach ist auch hier die Liebe das Mittel, wodurch die Person erst recht Person, das Selbst erst recht ein Selbst, also der Mensch wesentlich ergänzt wird.

daher die Idee der christlichen Liebe eine unbequeme Mahnung ist, die sie gern als eine Chimäre verlachen möchten, — wie werden sie sich freuen in einer wissenschaftlichen Ethik, welche die spekulative Entfaltung des evangelisch-protestantisch christlichen Bewufstseins sein soll, ihre eigne Herzensmeinung als die wahre aufgestellt zu finden: »Liebe ist der Selbsterhaltungstrieb auf die anderen gerichtet!«

Sehen wir den Begriff der Tugend an, so ist zwar der ursprüngliche Begriff derselben der der Kraft, und insofern ist es allerdings nicht willkürlich, wenn Schleiermacher sie als Kraft der Vernunft in der Natur bestimmt; allein unter Tugend ist von jeher immer nur eine lobenswerte, nicht jede geistige und körperliche, Kraft verstanden. Schleiermacher bestimmt nun auch näher die Tugend dahin, dafs sie die Intelligenz als inwohnender Geist des Einzelnen sei (Syst. der Sittl. S. 329) und schliefst damit die körperliche Kraft als solche aus. Aber wenn wir uns erinnern, dafs er unter Vernunft und Intelligenz das Wissende im weitesten Sinne des Wortes versteht, so ist dieser Begriff dennoch viel zu weit, da in der Intelligenz an sich nicht eine absolute Würde enthalten ist. Wenn daher auch Schleiermacher das Talent nicht an und für sich als Tugend betrachtet wissen will, weil er es zur Natur rechnet, so mufs er doch jedes mit Bewufstsein gebildete und geübte Talent, das also schon eine bewufste Kraft geworden ist, Tugend nennen, und damit z. B. die geistige Kraft des Dichters, Künstlers etc. in gleichen Rang mit der Kraft des wohlwollenden und gerechten Charakters stellen, kurz alle Begriffe von geistigen Kräften und Fähigkeiten, die, insofern sie im Dienste der sittlichen Ideen stehen, allenfalls mittelbare Tugenden genannt werden können, ohne Unterschied der dem Dienste der sittlichen Ideen unmittelbar gewidmeten Gesinnung gleich setzen. Ja ist jedes mit Bewufstsein gethane Werk ein Gut, insofern in einem jeden irgend wie die Natur mit Vernunft geeint wird, so ist auch jede bewufste Kraft eine Tugend, und es läfst sich nicht einmal mehr die Scheidung zwischen geistiger und körperlicher Kraft streng festhalten, da jede Fähigkeit des Körpers, ja auch jeder äufsere Besitz für den Geist eine Kraft zum Hervorbringen eines Gutes werden kann. — Daher geht denn auch Rothe weiter als Schleiermacher, und zählt unter seine Tugenden z. B. »die Gesundheit, d. h. Qualifikation der eignen materiellen Natur des Individuums, seiner somatischen und physischen, zum Dienst seiner Persönlichkeit, als Organ dieser.« (th. Ethik. B. 2. S. 348.) Ja auch (S. 368) »Gelahrtheit und Reichtum« mit der Bemerkung: »Es hat daher seinen guten Sinn, wenn Aristoteles auch die äufseren Güter mit zur Tugend rechnet.« Was

daraus folge in Verbindung mit dem andern Satze (S. 379): »Wer eine Tugend hat, hat sie alle, wiewohl nicht ohne weiteres in gleichem Maſse«, braucht wohl nicht gesagt zu werden. — Auch hierin hat unser christlicher Theosoph den alten Spinoza zum Vorgänger, der offen bekennt (Ethic. IV. def. 8): per virtutem et potentiam idem intelligo; und (Ethic. V. prop. 39): qui corpus ad plurima aptum habet, is mentem habet, cujus maxima pars est aeterna!

Wenn Schleiermacher mit seinem bei allen Fehlern des Systems doch feinem sittlichen Takte es verschmäht, die Begünstigungen der Natur unter die Güter — wieviel weniger unter die Tugenden — aufzunehmen, so fällt sein Nachfolger Rothe dagegen auf die niedere Stufe zurück, die einem Aristoteles und Spinoza wohl verziehen werden kann, nicht aber jemandem, der berufen ist, zu verkündigen die Tugenden des, der uns von der Finsternis zu seinem wunderbaren Lichte berufen hat.

Einen ähnlichen Rückfall noch unter das Heidentum stellt das ganze ethische Prinzip Rothes dar. Den eigentlichen Übergang aus der Metaphysik zur Ethik macht er ganz im Sinne des neuern absoluten Idealismus von Fichte an. Nach Fichte besteht die sittliche Aufgabe darin, daſs das Nicht-Ich dem Absoluten Ich identisch oder milder ausgedrückt konform sei oder gemacht werde. Rothe spricht diesen Gedanken theologisch aus, wenn er an den Menschen die Forderung ergehen läſst, die Absolutheit Gottes wieder herstellen zu helfen. Das ist natürlich Unsinn, wenn man hierbei an den christlichen Gott denkt; im Pantheismus hat es ja einigermaſsen Sinn, wenn Angelus Silesius sagt:

Ich weiſs, daſs ohne mich Gott nicht ein Nun kann leben,
Werd ich zu Nicht, er muſs vor Not den Geist aufgeben.
Gott ist soviel an mir, als mir an ihm gelegen,
Sein Wesen helf ich ihm, er mir das meine pflegen.

Der Gedanke, daſs der Mensch der Gehilfe Gottes sei, ist im metaphysischen Sinne ohne weiteres als Thorheit abzuweisen. Ganz anders, wenn er sittlich gewendet wird. Im Eutyphron handelt Plato von dem hilfreichen Dienst, den die Menschen Gott in seinem edelsten Werke erweisen sollen, es wird aber — recht im Gegensatz zu Rothe — hinzugesetzt: ein Dienst, der dem Unterstützten (Gott) nichts nützt. Es ist hier gemeint; die sittliche Bildung der Menschen, bei der jeder an sich und andern zu helfen hat, damit das edelste Werk Gottes vollendet werde.[1]

[1]) In einem Briefe erzählt Herbart, mit welcher Begeisterung sein 12jähriger Schüler diesen Gedanken Platos gefunden und aufgenommen habe vergl. Zimmermann: Ungedruckte Briefe von und an Herbart. Wien, 1877, S. 19.

Man könnte auch hinweisen auf Zoroaster, der es den Gläubigen zur Pflicht macht, sie müfsten den guten Gott unterstützen durch Ausrottung böser Sümpfe, reifsender Tiere, durch Anlegung von Gärten und ordnungsmäfsig gepflanzter Fruchtbäume.

Kant bemerkt: um das Wohl des Einzelnen und der Gesellschaft besorgt sein, heifst um die Menschheit besorgt sein, es heifst auf menschliche Weise an der Verwirklichung des göttlichen Weltplans mit arbeiten. Lazarus berichtet es als einen sehr geläufigen Gedanken der Rabbinen: wer eine sittliche That vollbringt, z. B. als Richter gerecht richtet, wird zum Genossen Gottes in der Weltschöpfung, weil ohne das Sittliche die Weltschöpfung nicht vollendet ist.[1] Wird doch im neuen Testamente es öfters ausgesprochen, dafs der Christ ein Mitarbeiter Gottes ist, wenn er Gottes Reich fördert.

Also der Gedanke, dafs wir Gottes Gehilfen sind, ist durchaus nicht zu verwerfen. Aber Rothe nimmt ihm jeglichen Wert, wenn er die Hilfe des Menschen in metaphysischen Sinne versteht und so, dafs sie Gott selbst zu seiner Absolutheit zu gute komme.

Zuletzt wollen wir noch einige Bemerkungen über die Stellung hinzufügen, welche dem Begriffe des Bösen in einer derartigen Ethik angewiesen werden mufs.

Schon längst hat man sich mit richtigem Gefühle daran gestofsen, dafs Schleiermacher in seiner Dogmatik das Böse als blofse Verneinung bestimme.[2] Denn sobald das Böse nur als das noch nicht gewordene Gute angesehen wird, mufs jeder positive absolute Tadel darüber verstummen. Man wird es aber nie über sich gewinnen können, etwa den Neid und die Tücke nur als Naturmasse anzusehen oder als ein noch nicht gewordenes Gute, welches, abgesehen davon, dafs an seiner Stelle ein Gutes sein könnte, ethisch gleichgiltig wäre; sondern stets fortfahren ein direktes absolutes Verwerfungsurteil darüber auszusprechen, ohne dieses Urteil von der Möglichkeit herzuholen, dafs ein Besseres an der Stelle jenes Verwerflichen sein könnte.

Man würde sich aber irren, wenn man glauben wollte, Schleiermacher sei zu jener Ansicht durch den theologischen Vorteil bewogen worden, dafs er das Böse als blofse Verneinung nicht auf die Kausalität Gottes zurückzuführen brauchte. Diese Ansicht ist vielmehr eine notwendige Folge seiner philosophischen Grundanschauung. Hat sich nämlich die absolute Identität in die beiden Gegensätze Vernunft und Natur relativ gespalten und wird die Vernunft in der

[1]) Lazarus, Ethik des Judentums 1898, S. 15.

[2]) Vergl. darüber J. Müller, D. christl. Lehre v. d. Sünde. B. 1, S. 428.

Ethik als auf die Natur handelnd betrachtet, um den vorhandenen Gegensatz aufzuheben, so kann auch die Ethik nur eine handelnde Kraft statuieren, die Vernunft, nicht aber auch eine Gegenvernunft. Die Natur aber wird in der Ethik nur als leidend betrachtet, und in der Physik, wo sie als handelnd auftritt, ist natürlich vom Bösen gar nicht die Rede; überhaupt kann aber die Natur nicht als Gegenvernunft gedacht werden, weil sie an sich, im Absoluten, mit der Vernunft identisch ist; und eben ihr Eins sein mit der Vernunft das Gute selbst ist, sie also im Guten mitgesetzt wird. (Syst. d. Sittl. S. 54.) Kennt also die Ethik notwendig nur eine handelnde Kraft, die Vernunft, und ist jedes Handeln derselben auf die Natur gut, so bleibt für das Böse blofs übrig, es als ein Noch nicht gehandelt haben der Vernunft zu fassen. Das Urteil also, es sei etwas Böse, kann demnach nur aussagen: es sollte zwar ein Handeln der Vernunft auf die Natur stattgefunden haben, es sei aber noch nicht geschehen. Daraus geht nun freilich für das sittliche Urteil die unerträgliche Konsequenz hervor, dafs z. B. ein boshafter Wille nicht härter und anders getadelt werden darf, als ein nur sittlich noch ungebildeter. Denn beide können nur auf gleiche Weise als Naturmasse angesehen werden, die blofs auf die Versittlichung noch wartet, uns also ohne den Gedanken, dafs sie zur sittlichen Bildung bestimmt ist, diese Bestimmung aber nicht erreicht hat, völlig gleichgiltig wäre. Diese Naturmasse ist gleichsam der Nullpunkt der sittlichen Bildung, unter welchem es aber keinen tiefer liegenden Grad der sittlichen Verbildung giebt. Allein jene Ethik mufs dies Unerträgliche doch auf ihre Schultern nehmen, denn *sie* müfste ein reales Böses statuieren, d. h. eine reale Gegenvernunft oder einen realen Gegengott, wollte sie anders urteilen. Sie würde nämlich das Böse, als positiven Gegensatz gegen das Gute, von einer andern Kraft als der Vernunft ableiten müssen. Diese andere der Vernunft positiv entgegenstehende Kraft aber könnte nicht aus dem Einen Prinzipe, der Identität der Vernunft und Natur stammen, sondern müfste ein zweites von jenem abhängiges Prinzip sein. Eine solche Annahme aber ist jenem Systeme unmöglich, da es mit der Einheit des Prinzipes steht und fällt.

Ist das Böse also nur eine Verneinung, so kann es auch kein Gegenstand des ethischen Wissens sein, denn dieses hat es nur mit dem ethisch Realen zu thun, d. h. der durch das Handeln der Vernunft werdenden Einheit von Vernunft und Natur, nicht aber mit dem ethisch noch nicht gewordenen. Theologisch ausgedrückt heifst das: für Gott, das Absolute, ist das Böse nicht, oder sein Wissen und Wollen bezieht sich nicht auf das Böse. — Schleiermacher verweiset

daher den Gegensatz zwischen gut und böse in eine Disziplin, welche das vorhandene Leben kritisch auf die Ethik bezieht. Aber auch hier kann natürlich das Böse nicht als positiver Gegensatz gegen das Gute auftreten, da diese Kritik im wirklichen Leben nur das noch nicht gewordene Gute aufzeigen und nur fordern kann, dafs die Naturmasse durch ein Vernunfthandeln gebildet werde.

Dieser Ansicht ist nicht selten das Lob gespendet worden, dafs sie eine heitere Ansicht des Lebens gewähre und der Verdriefslichkeiten der Reue und der Gefahren eines düsteren manichäischen Trübsinnes überhebe. Das wäre nun allerdings ein Vorzug, wenn sie ihn nur rechtmäfsig bewahren könnte. Aber so lange sie keine Welt schafft, in welcher nur unverdorbener Wille ist, und in der nicht unzählige Mifsverhältnisse der Willen sich finden, welche dem ernsten Beobachter ein absolutes Verwerfungsurteil abnötigen, so lange kann eine Heiterkeit, die sich über die Reue und die Trauer um das Böse hinwegsetzt, nur selbst eine sittlich ungebildete sein.

Die Schuld, dafs man zu einer richtigen Ansicht vom Bösen nicht gelangen kann, liegt offenbar an der Vermischung ethischer und metaphysischer Prinzipien, man betrachtet Gutes und Böses als Erkenntnisbegriffe. So ist es nicht anders möglich, als dafs man entweder Ein Reales setzt und dieses für das Gute hält, das Böse dann aber als blofse Negation betrachtet, oder dafs man zwei positiv entgegengesetzte Reale ein gutes und ein böses setzt, und damit in den Manichäismus verfällt. Schleiermacher wählte das erste, als das dem Prinzipe des Spinozismus Gemäfse, und mufste daher darauf Verzicht leisten, das Böse anders als ein blofs Nicht-Gutes betrachten zu können. — Rothe dagegen, der in diesen Fehler nicht verfallen will, streift nahe an den Manichäismus. Er hat zwei entgegengesetzte wirkende Prinzipien im Menschen, die Persönlichkeit und die Materie: bestimmt die letztere die Persönlichkeit, so entsteht das Böse; daher er denn auch § 480 das materielle Prinzip geradezu »das antipersönliche und deshalb böse sinnliche Prinzip« nennt. Die Materie ist ihm ihrem Begriffe nach (§ 482) das Gott rein entgegengesetzte kreatürliche Sein, ein von Gott definitiv nicht gewolltes; der reine Gegensatz Gottes, gegen den sich Gott nur schlechthin negierend verhalten kann (§ 489, 490). Da nun nach seiner Theosophie die Materie leider ein notwendiges Produkt Gottes ist, so mufs also das absolut Gute ewig das böse Prinzip produzieren, und zwar, was das Schlimme ist, wider seinen Willen, da dieser auf die Negation der Vernichtung der Materie ausgeht. Ob nun aber diese Materie ursprünglich unabhängig von dem guten Prinzipe gesetzt wird, wie es der eigentliche Mani-

chäismus thut, oder als ein notwendiges Produkt Gottes, macht wenig aus, da die Hauptsache darin liegt, daſs ein unüberwindlicher Gegensatz zwischen beiden Prinzipien gesetzt ist, ein ewiger Kampf, der immer gleich weit von seinem Ende bleibt. Denn wenn auch Rothe dem christlichen Glauben gemäſs lehrt, daſs diese Weltsphäre den Gegensatz der Materie völlig überwinden könne, so haben wir doch schon früher gezeigt, daſs (in der Konsequenz seines Systems) dafür an einem andern Orte der Gegensatz desto stärker hervortreten müſste, weil niemals mehr oder weniger Quantum von Materie, also Gegensatz dasein kann, als das absolute Ich zu seiner Selbstrealisierung bedarf. Im Durchschnitt wird also ewig dasselbe Quantum von Gut und Böse im ganzen Universum bleiben.

Sobald man dagegen erkannt hat, daſs die Begriffe Gut und Böse ursprünglich ein Urteil über den Willen aussagen, welches von keinerlei theoretischen Prinzipien abhängt, sondern über den Willen ergeht, ohne Frage, wie die Entstehung eines solchen oder anderen Willens zu begreifen sein möchte, ist man aller jener für die Ethik verderblichen Meinungen überhoben; das Urteil über das Böse wird dann nicht durch Fragen, wie es entstanden sein und wie es in ein Welt begreifendes System passen möge, verbogen und verdorben. Jede solche Frage über das Böse wie über das Gute kommt offenbar immer zu früh, wenn man vorher nicht weiſs, was gut und böse sei. Weiſs man das aber, so wird man sich hüten, sich solchen Weltansichten, — die immer nur in das Reich der Meinungen gehören — hinzugeben, bei denen es schwer oder unmöglich fällt, die Reinheit des Urteils zu bewahren. — Wir können über unsere eigne Ansicht hier nur soviel sagen, daſs das absolute Verwerfungsurteil sich auf den bösen Willen allein bezieht, nicht aber sofort auch auf seine Ursachen, insofern diese nicht wiederum böser Wille sind; daſs aber der Wille nicht ein Seiendes, sondern ein in der Zeit entstandenes Geschehen ist und von einem bestimmten Maſse der Kraft; also die Hoffnung nie abgeschnitten sein kann, daſs es durch eine gröſsere Kraft wieder aufgehoben werden könne. Denn wenn auch das böse Wollen nicht etwa bloſs auf der Oberfläche des Gemüts haftet, nicht etwa sofort aus der Wirklichkeit verschwunden ist, wenn die Gemütsbewegung vorüber geht, in welcher es hervorgetreten ist, sondern aus den einzelnen Willensakten sich ein beharrlicher Zustand ergiebt, so ist doch dieser Zustand nur eine bestimmte Konstruktion der Vorstellungen und der dadurch bedingten Gefühle und Begehrungen, die freilich so lange bleibt und fortwirkt als positive geistige Macht, als nicht durch eine gröſsere Macht diese Verbindung des geistigen Geschehens ge-

trennt wird, die aber immer die Möglichkeit ihrer Auflösung offen läfst. Wir sind also immer gleich weit entfernt von der einen Ansicht, welche das Böse nur als Verneinung auffafst, wie von der andern, die es mit dem Prinzipe unsers individuellen Daseins so eng verbindet, dafs es nur mit dem Sein selbst aufgehoben werden kann. Und nur eine solche Ansicht, welche das Böse als eine positive Macht anerkennen, und dabei doch die Möglichkeit behalten kann, dafs es wirklich verschwinden könne, ist dem sittlichen Leben heilsam; sie bewahret gleichmäfsig vor dem Leichtsinn wie vor dem Trübsinn, indem sie mit dem strengen Ernst der Beurteilung des Bösen, doch den Mut im Kampfe gegen dasselbe aufrecht zu erhalten weifs.

Rothe klagt in seiner Vorrede zur ersten Auflage der theologischen Ethik, dafs in den höhern Regionen der spekulativen Theologie eine unerfreuliche Stockung eingetreten sei. Er meint damit den Mangel an Werken nach Art seiner eignen Ethik. Leider ist die von ihm beklagte Stockung nicht nachhaltig genug gewesen. Noch bis auf den heutigen Tag ist die Philosophie und Theologie viel zu fruchtbar an Arbeiten ähnlicher Art. Es giebt in den verschiedensten kirchlichen Richtungen noch immer der Theologen genug, welche Spekulationen in der Weise Rothes als Versöhnung der Philosophie mit der Theologie ansehen, preisen, feiern, wiederholen und als etwas Neues ausgeben.

Die allgemeine evangelisch-lutherische Kirchenzeitung und der moderne Lehrer

Von

A. Rossner

(Schlufs)

Worin nun im einzelnen die Pflichtvergessenheit der Pädagogen sich äufsert und worin zugleich der Kardinalpunkt unseres Handstreiches gegen die Kirche zu suchen ist, erweist der Herr Pastor in seiner Weise seiner lauschenden Gemeinde in dem folgenden Abschnitt, der sich betitelt »Katechismus oder biblische Geschichte?« Die gröfste Gefahr droht nämlich dem Christentume von den Bestrebungen der Pädagogik, dem lutherischen Katechismus im Unterrichte der biblischen Geschichte gegenüber die Stellung zuzuweisen, die ihm aus logischen und psychologischen Gründen zugehört. Der Gedankengang des Herrn Pastors ist folgender:

Weil Christus den Aposteln befohlen hat, seine Zeugen zu sein und seine Worte zu allen Völkern zu bringen, so mufs Geschichte und Lehre (d. i. Dogmatik) seine Gemeinde bauen und erhalten. Beide sind Offenbarungen Gottes. Eines kann nicht ohne das andere bestehen: Ohne Geschichte hängt die Lehre in der Luft, und ohne Lehre wird die Geschichte zur unbegreiflichen Erzählung. Beide sind Füfse, worauf der christliche Glaube steht; man soll nicht einen zum Krüppel machen. Wenn unsere heutige evangelische Jugend ihre biblische Geschichte und ihren Katechismus, die Hauptsumme der christlichen Lehre, in der Hand hat, so hat sie damit 2 Kleinode, die ihr von Rechts wegen gebühren und von niemandem genommen werden sollen. Aber unsere Zeit hat mit ihrer rauhen und rohen Hand hineingegriffen. Unter dem Schlagworte »Konzentration des Unterrichtes« wird der Ruf erhoben: Hinaus mit dem Katechismus aus der Schule! Die biblische Geschichte bildet den Mittelpunkt des Religionsunterrichtes — so lautet die moderne pädagogische Weisheit. Aber führt nicht die biblische Geschichte sofort zum Katechismus? Ist nicht das 1. Blatt mit dem Berichte der Weltschöpfung die Grundlage des 1. Artikels, und weist nicht das 2. Blatt mit dem Sündenfall und der Verheifsung des Schlangentreters auf den 2. Artikel hin? Und so geht es fort: Der lebendige Pulsschlag in der biblischen Geschichte ist eben das, was der Katechismus in kurzen Sätzen lehrt. Nur hat die moderne Pädagogik für diesen Pulsschlag, für die hohen Gedanken der göttlichen Offenbarung wenig Verständnis. Jetzt sollen an die Stelle Gottes die Helden treten; aus dem gewaltigen Bilde der göttlichen Heilsgeschichte will man das bunte Kaleidoskop einer Heldensammlung machen. Nimmt sich das nicht aus wie ein Vorhof zum französischen Heidentempel, wo man Gott in der Schule abschaffte und die Jugend mit edlen Beispielen abspeiste? Gewifs, dem Katechismusfeind sind die Heldenbilder bequemer, aber dann rede man nicht mehr von biblischer Geschichte! — Ein Hexensabbath ist der Nürnberger Lehrplan oder auch Thrändorfs Vorschlag, die Katechismusabschnitte einzustreuen in die Reihe der biblischen Geschichten, dahin, wo sie dem sachlichen Zusammenhang nach hingehören. Und eine solche Zersetzung des Katechismus in 100 Stücke, die wirr durcheinanderflattern, heifst man Konzentration des Unterrichtes! Dann lieber gar keinen Katechismus! Aber das will man auch im Grunde erreichen. Die nackten Hauptstücke rühmt man sich noch gelten zu lassen; aber um so schonungsloser fallt man über die Auslegungen her. Und doch will Luther ausdrücklich den Katechismus nicht als blofsen Einschlag in die biblische Geschichte gelten lassen, sondern er nennt ihn den Herrn, der in der Kirche und im Jugendunterricht das Regiment behalten soll. Er ist die rechte Laienbibel, worin das Volk von Kind auf das empfängt und darin geübt wird, was ihm zur Seligkeit zu wissen von nöten. Er ist das Herz der Kirche, und seine Beseitigung aus dem Unterrichte bedeutet nichts Geringeres als die Vernichtung des lutherischen Kirchentums. Und dieser Anschlag geht von solchen aus, den evangelisch-lutherische Eltern ihre Kinder zum Religionsunterricht überlassen müssen! Seltsam, dals in der Zeit des evangelischen Bundes dergleichen laut werden kann! (?)

Auch hier wird wieder mit falschen Behauptungen, Übertreibungen und wunderlichen Deduktionen gearbeitet. Es giebt unter den neueren Arbeiten über den Religionsunterricht nur eine — freilich eine, von der ich fürchte, dafs man ihren Beweisen nicht immer treffend wird entgegnen können —, die entschieden die Beseitigung des Katechismus aus der Volksschule verlangt, und von der haben wir schon

bemerkt, dafs sie unserem Herrn Pastor nicht bekannt gewesen zu sein scheint. Und dennoch wird nicht etwa dieser einzelnen Stimme, nein, der gesamten modernen Pädagogik die Absicht der Beseitigung des Katechismus und damit der Vernichtung des ganzen lutherischen Kirchentums zur Last gelegt. So behauptet der Herr Pastor in jedem Abschnitt, was er nicht beweisen kann; für Beweis mag seine Würde sorgen. Schlimm nur, dafs durch Autorität heute so gut wie nichts mehr fest steht. Der Kundige weifs, dafs wir nicht auf eine Verdrängung des Katechismus hinarbeiten. Es soll ihm sein Recht werden; nur sind wir bestrebt, ihm eine Stellung im Lehrplan anzuweisen, die ihn der Jugend verständlich und damit wirkungsvoll macht. Der Katechismusunterricht soll nicht neben der biblischen Geschichte, unbekümmert um diese, herlaufen, sondern in steter Wechselwirkung mit ihr stehen oder durch die Geschichte genugsam vorbereitet dieser nachfolgen. So will es der eine, so der andere. Beide glauben, dafs durch ihr Verfahren der Schüler gewinne, was er für sein religiöses Leben braucht, und doch nicht genötigt werde, innerlich unwahre Gefühle und Bekenntnisse auszusprechen. Doch dieses Bemühen wird der Herr Pastor nicht begreifen können; ihm ist das Abweichen vom Herkommen an sich Sünde. Er eifert und verdammt, und das im Namen dessen, der das Gleichnis vom unfruchtbaren Feigenbaum erzählte. Hat er aber nicht ein Recht dazu, hier, wo es sich um nichts weniger handelt als um die Existenz des ganzen Protestantismus? Wie man will. Ich für meine Person würde mich schämen, so niedrig vom Werke des Mannes zu sprechen, den ich in jedem Augenblick so hoch zu halten vorgebe. Und übrigens: wo sind die Schulen, in denen jene revolutionären Ansichten schon so weit und so lange in die Praxis übergeführt worden sind, dafs ihre verderbliche Wirkungen auf die breite Masse des Volkes schon so fühlbar sein könnten, als uns der besorgte Herr Pastor glauben machen wollte?

Nun freilich stützt er sich auf Äufserungen Luthers, und wo seine Willensmeinung vorliegt, mufs allerdings gründlich geprüft werden. Doch zu unserer Beruhigung: es sind den Äufserungen des grofsen Reformators, die der Herr Pastor streift, andere entgegen zu setzen, die unser Verfahren rechtfertigen, und mich dünkt, dafs sie nicht weniger wichtig seien als jene.[1]) Es ist ja auch unerfindlich,

[1]) Unser Theologe nimmt eben nur heraus, was er braucht, um seine löbliche Ansicht zu erreichen, und der Zweck heiligt ihm dieses Mittel. Man vergleiche damit das kurze Referat, das in denselben Nummern der Kirchenzeitung über die letzte allgemeine sächsische Lehrerversammlung spricht. Da wird mit Vergnügen

warum methodische Anweisungen, die LUTHER vor 350 Jahren unter ganz gewissen Umständen gab, heute noch für unsere methodischen Bestrebungen bindend sein sollen, man müfste denn ihren Urheber zu einem protestantischen Papste stempeln wollen. Zunächst ist LUTHER sicherlich nicht wie der Herr Pastor ein Gegner der Ansicht gewesen, dafs Wahrheit in der Geschichte auf alle Gefahr hin zu suchen sei, und dann kann wohl selbst der Herr Pastor nicht leugnen, dafs unsere psychologischen Anschauungen andere als die LUTHERS und — mögen sie auch an sich falsch sein — jedenfalls nicht schlechter sind. Kennen die Leute die Hauptglaubenswahrheiten — so meinte LUTHER —, so müssen sie auch etwas von den Segenskräften des Glaubens erfahren. Auf diesem Wege glaubte er evangelische Lehre und evangelischen Glauben ins Volk zu bringen, darauf beruhen seine methodischen Anweisungen im Vorwort des grofsen und kleinen Katechismus. Hat er Grofses erreicht, so ist das gewifs nicht auf seine katechetische Methode zurückzuführen. Wie er wohl heute über sein Buch urteilen würde, heute, da jedes Kind die Bibel in der Hand hat und für sie ein gewisses Verständnis schon zur Schule mitbringt, wo ausreichende Zeit und zureichende Mittel da sind, die Lehren Christi in möglichster Klarheit dem Kinde nahe zu bringen und in ihm lebendig werden zu lassen? Er würde sich sicherlich nicht den trefflichen Worten DÖRPFELDS verschliefsen, die es verdienen, dafs wir sie unverkürzt hersetzen.[1]) Er würde zweifellos nicht damit einverstanden sein, wenn man in seinem Namen heute den Katechismus als Herz der Kirche neben und wohl über die Bibel stellt und auf ihn das grofse Gebäude des evangelischen Glaubens setzt. Er würde wohl den Herrn Pastor, wenn er ihn überhaupt einer Antwort würdigte,

---

konstatiert, dafs der Kultusminister Gelegenheit genommen habe, der Lehrerschaft die Wahrheit ordentlich zu sagen, indem er sie besonders an das luthersche Wort erinnerte: Ein jeder thue seine Lektion, so wird es wohl im Hause stohn. Fur den, der die anerkennende und lehrerfreundliche Rede des Herrn v. SEYDEWITZ gelesen hat oder nachliest, bedarf es keiner Bezeichnung eines solchen Verfahrens.

[1]) »Als Dr. LUTHER seiner Zeit seinen kleinen Katechismus schrieb, hat er nicht blofs ein nützliches, sondern ein hoch nötiges Werk gethan. Bei der mangelhaften Bildung der meisten Geistlichen, bei der mangelhaften Ordnung des Kirchen- und Schulwesens und bei der bedrohlichen Unruhe und Zerfahrenheit der Geister, welche die Reformation entfesselt hatte, war ein normativer Leitfaden unentbehrlich, nämlich für die Geistlichen selbst, für die Lehrer und die Eltern, und blieb wenigstens so lange unentbehrlich, bis das Kirchen- und Schulwesen soweit geordnet war, um sich auf die richtigen Wege und Mittel der religiösen Jugendunterweisung besinnen zu können. Diese Besinnung ist leider nicht geschehen; vielmehr wurde der Katechismus ganz wider seine ursprüngliche Bestimmung, zum eigentlichen und Hauptlehrbuche des Religionsunterrichtes gemacht, und dazu obendrein so verkehrt

ein wenig beiseite nehmen und zu ihm sprechen: »Es ist gar nicht recht, Herr Pastor, dafs Sie die Kraft des Evangeliums, das die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden, so unterschätzen. Denken Sie doch an Lessings Wort (und seinen Lessing würde unser Luther jedenfalls gründlich studiert haben!), in dem er sagt, dafs die Religion nicht wahr ist, weil die Evangelien und wohl auch der Katechismus sie lehren, sondern sie lehren sie, weil sie wahr ist. Lassen Sie den Feigenbaum nur ruhig wachsen, vielleicht, dafs er doch Frucht bringt. Vorläufig handelt es sich ja in der Hauptsache nur um Theorieen; fast überall geht's noch nach dem alten Schlendrian, den Sie befürworten in meinem so viel mifsbrauchten Namen. Wie können Sie nur dabei den armen ehrlichen Leuten mit ruhigem Blute die Schuld an Ihren leeren Kirchen in die Schuhe schieben wollen. Herr Pastor, Herr Pastor! Sollten Sie vielleicht gar ...«

Doch wir überhören die letzten Sätze und wenden uns zu dem 4. Artikel, der von der Dogmatik im Unterricht redet und nebenbei bemerkt der schwächste ist. Der Zusammenhang mit dem 3. ist klar: Der eingebildete Hafs der Lehrer gegen den Katechismus ist nur ein Ausflufs ihres Widerwillens gegen die Dogmatik überhaupt. Weil Luthers Erklärung zu dogmatisch gehalten sei und tote Dogmatik das Kind von der Religion nur abschrecke, müsse an Stelle des Katechismus praktischer »religiös-ethischer Unterricht« treten, der das Kind unmittelbar anfasse und erwärme. Hören wir!

Die Rede von der toten Dogmatik hat ihre Heimat in den Kreisen gewisser Theologen, die sie zuerst öffentlich anklagten, dafs sie die Entfremdung des Volkes von der Kirche verschuldet habe. Das beten dann die dii minores nach und reden und schreiben nun kampflustig gegen den dogmatischen Unterricht. Aber wenn die Dogmatik in ungeschickten Händen zu einer toten wird, so ist sie das nicht von

---

behandelt, nämlich durch das wörtliche Auswendiglernen, wie er nicht verkehrter behandelt werden konnte. So hat dieses symbolische Lehrbuch unschuldigerweise den religiösen Jugendunterricht auf Jahrhunderte in arge Fesseln geschlagen und selbst heutzutage ist noch nicht abzusehen, wie er daraus erlöst werden soll. Die schlimmen Folgen liegen haufenweise vor Augen. — Hat der Katechismus jetzt doch nicht wieder die volle schlimme Folge wie dort im Mittelalter, so verdankt die evangelische Kirche dies einerseits dem Umstande, dafs sie Rom gegenüber sich zu Luthers Losung, also zum steten Zurückgehen auf die biblischen Quellenschriften bekennt, und andererseits dem vorarbeitenden biblischen Geschichtsunterricht. An und für sich aber, ohne Gegengewicht, gravitiert und drängt der Katechismusunterricht seiner Natur nach stets zum Gedankenstillstand, zum Gedankenschlaf, zur Stagnation. Die heilige Schrift dagegen — eben weil sie keine fertige Theorie giebt — spornt zur Selbstforschung an, drängt und nötigt dazu .... Mit einem Wort gesagt: Der Katechismus betrachtet den Lernprozefs als ein Vererben, die heilige Schrift will ihn als ein Erwerben betrachtet wissen. Der Unterschied ist grofs.«

Natur. Ist sie doch nichts anderes als eine lehrhafte Darstellung der Gottesgemeinschaft im Menschen, und stammt sie doch aus den Offenbarungen Gottes selbst. »Die Worte, die ich zu euch rede, sind Geist und Leben« sagt Christus. Und da wagt man, den auf solchem Lebensgrunde erwachsenen Baum als totes Gewächs zu verachten? Man proklamiert es aller Welt, dafs unsere Jugend nicht mehr mit solchen Lebenskräften in Berührung kommen soll, weil eine blinde, dem Geiste der Schrift entfremdete Pädagogik kein Verständnis mehr dafür hat! Kann die Kirche das schweigend dulden? Nun sagt die Pädagogik zwar, sie wolle ja nicht das Religiöse beseitigen, möchte nur eben nicht länger an die Dogmatik gebunden sein, sondern sich mehr an biblische Geschichte, Katechismus (ohne LUTHERS Erklärung) und Bibellesen halten. Geht das wirklich ohne Dogmatik? Nein. Denn wenn man sich etwa begnügte zu zeigen, dafs der liebe Gott Christum in die Welt gesandt habe, uns zu lehren, wie wir fromm leben und rechtes Gottvertrauen gewinnen sollen, so beseitigt man damit zwar die Dogmatik, nimmt den Kindern aber auch ihren Heiland. Das ist nicht der Heiland der Schrift, der wirklich gelebt hat, sondern ein Geschöpf der Neuzeit, und dieser ganze Unterricht ist ein Betrug! Von der Wucht des »Es stehet geschrieben« hat diese Pädagogik keine Ahnung. Man wagt es, Worte Gottes, Worte des Lebens trocken, unfruchtbar zu nennen! Und die Frucht? Man wird religiöse Rührstücke aufführen, aber die Jugend nicht zum Christentum führen. Was man ihr bietet, ist Brei, religiöser Brei. Im besten Falle nimmt sie ein knochenloses Christentum mit fort, das beim ersten Ansturm des Lebens schlapp in sich zusammensinkt. — Hier ist natürlich nur von der Dogmatik im kleinen Katechismus die Rede, nicht von der Dogmatik überhaupt. Das wissen auch wir, dafs den Kindern Milch, nicht starke Speise gehört. Um LUTHERS Erklärungen dreht sich ja der ganze Streit. »Sie sind meist unklar, oft ganz unlogisch und vielfach im Ausdruck ganz undeutsch« urteilt ein sächsischer Oberlehrer. Aber sie zu erklären ist der Lehrer ja eben da. Und wenn moderne Lehrer, die an deutschem Sprachgefühl LUTHER nicht bis zum Gürtel reichen, sich in seine Katechismussprache nicht mehr finden können, (?) so beweist dies weniger den Mangel des Reformators als die Unfähigkeit seiner Kritiker. Ja es ist mehr als pädagogische Unfähigkeit, die mit LUTHERS unvergleichlichen Erklärungen nichts mehr anzufangen weifs, es ist ein anderer Geist, der sich hier einer fremden Welt gegenüber sieht, der er innerlich abgeneigt ist. Wenn unsere modernen Pädagogen klagen, dafs LUTHERS Katechismus den Kindern überdrüssig und langweilig wird, so darf man ihnen aufs Wort glauben, nämlich eben durch ihren Unterricht. Aber die Gefahr, in der unsere Kirche, bezw. unsere kirchliche Jugend bei solchem Unterricht und unter solchen Lehrern steht? Möge man dieser Gefahr, die einen existenzbedrohenden, Umfang anzunehmen im Begriff ist, beizeiten begegnen, ehe es zu spät wird!

Also wiederum ein Beginnen des Schulmeisters, das die Existenz der Kirche gefährdet. Er will sich nicht in das System der Dogmatik fügen, auf das der Herr Pastor geschworen hat, und der Herr Pastor möchte ihm doch gar zu gern den Strick über die Hörner werfen, der ihn an die Krippe fesselt. Genauer: er will nicht, dafs dem Schüler dieses System in der Schule schon aufgezwungen werde, weil dieser es doch nicht begreift und weil es demnach eine moralische Wirkung auf die Schülerseele nie und nimmer auszuüben vermag. Herr Dr. LIETZ fügt diesem Grunde noch einige andere bei.

Ob nun der Lehrer ein Recht hat zu wählen, was ihm aus diesem System zusagt oder nicht? Man sollte meinen. Ja, wenn es so wäre, wie der Herr Pastor mit einem famosen Trugschlufs zu erhärten sucht: weil die Dogmatik auf den Offenbarungen Gottes ihr Gebäude aufbaut, sei es Sünde, an diesem Gebäude selbst zu rütteln! Aber so ist es nicht. Luthers beste Kraft galt dem Kampfe für das Formalprinzip. Und wenn wir gar die Geschichte der Dogmatik betrachten von Etappe zu Etappe und zugleich, wie sie sich fortsetzt in der Gegenwart — man erinnere sich an die hämische Randbemerkung über den evangelischen Bund —? Doch wir wollen dem Herrn Pastor diese Demütigung ersparen. Er weifs ja, dafs den Kindern Milch, nicht starke Speise gehört, und er verlangt ja gar nicht für die Dogmatik als Wissenschaft in der Schule das Bürgerrecht, sondern will nur die Dogmatik der Lutherschen Erklärung retten. Die Frage, ob beispielsweise die Erklärung zum 3. Artikel oder zur 3. Bitte Milch für Kindesseelen ist, lassen wir offen; sicher aber ist, dafs der Herr Pastor hier zum guten Teil gegen Windmühlen kämpft und einen Turm rettet, der in Wirklichkeit noch nicht gefährdet ist; denn es ist vorläufig eine verschwindende Minderheit, die die Erklärungen beseitigt wissen will. Der Turm mufs aber in Gefahr sein, damit der Herr Pastor seinen christlichen Eifer, der niemandem als ihm und den Katholiken nützt, in hellem Glanze erstrahlen lassen kann.

Zu jener Minderheit scheint auch der genannte Herr Oberlehrer zu gehören, und dem geschieht ganz recht. Wie darf er auch so naseweis sein, Luthers Sprache für den Schüler nicht angemessen zu finden? Es sind zwar schon 370 Jahre vergangen seit der Abfassung des kleinen Katechismus, und das ist der Zeitraum, in dem Logau, Lessing und Goethe an der Fortbildung der deutschen Sprache gearbeitet haben; aufserdem enthält auch der kleine Katechismus durchaus nicht mehr genau die Sprache, wie sie Luther geschrieben hat. Allein das ist selbst für einen Herrn Oberlehrer noch kein Grund, Autoritäten anfechten zu dürfen. Wohl aber ist ein solches Vorgehen für den Herrn Pastor Grund genug, nun wieder im allgemeinen von Unfähigkeit, sprachlicher und pädagogischer, und von kirchenfeindlicher Gesinnung der modernen Lehrer zu reden, die Schale seines Zornes über einen ganzen Stand auszugiefsen und — es ist charakteristisch — die weltliche Macht zu Hilfe zu rufen im Kampf um die Wahrheit. Was wäre wohl aus der Reformation geworden, wenn seiner Zeit der Grundsatz genau durchgeführt worden wäre, den er so warm befürwortet?

Mit den Erklärungen Luthers — so argumentiert und recht-

fertigt sich der Herr Pastor —, mit der Dogmatik, nehmen die Lehrer den Kindern ihren Heiland. Es fällt sogar das harte Wort Betrug. Nun braucht zwar der, der den Betrug ausführt, nicht notwendig ein Betrüger zu sein. Ich habe jedoch den Eindruck, als ob der Herr Pastor uns die Umstände, die unseren sogenannten Betrug zu einem frommen machen, nicht zubillige, dafs wir also die Betrüger seien. Dafs wir das nicht sind, das braucht nur Gott zu wissen. Aber heute giebt die Welt — der Herr Pastor mufs das bestätigen können — nun einmal mehr auf das, was man scheint, als auf das, was man ist, und wir mögen darum nicht einmal Betrüger zu sein scheinen. Wir kennen keinen höheren Namen, der unser Bewufstsein erfüllt, als den Namen Jesu Christi, des Weltheilandes, und wir glauben im Interesse der Frömmigkeit selbst zu handeln, wenn wir uns an der Aufgabe beteiligen, das Leben Jesu, herausgewickelt aus allen Binden und Tüchern und Ungeschichtlichkeiten, Halbheiten und Vermittlungen, welche uns nicht zur Wahrheit kommen lassen, in seiner reinen und dann gewifs majestätisch wirkenden Geschichtlichkeit uns und der Jugend zur Darstellung zu bringen (Keim). Mögen uns die Gegner verurteilen, wenn wir anders thun, als sie wünschen. Nur müfsten sie uns nicht wehe thun und uns kurzerhand die Liebe zum Herrn absprechen, welche da ist, wenn sie auch nicht in den beliebten und hergebrachten Formen erscheint. Soll es ein Verbrechen sein — und der Betrug ist eins —, wenn wir uns auf die Evangelien gründen in diesen unseren Bestrebungen? Dann war wohl ein Christentum vor der Dogmatik, vor Luthers Katechismus, ja vor den Evangelien unmöglich? Das wird doch niemand ernstlich behaupten, jetzt, da man aus guten Gründen allgemein sich sehnt nach den Zeiten der ersten Christengemeinde, nach der Religion Christi? Oder hat Christus seinen Jüngern dogmatische Sätze über seine Person und sein metaphysisches Verhältnis zum Vater gegeben? Nein, er hat mit ihnen gelebt und sie teilnehmen lassen an seinem Denken, Fühlen und Thun. Was also hat — so fragen wir mit Dr. Thrändorf — der Katechismus für Separatrechte, die wir neben — ja im Gegensatz zur Bibel zu respektieren verpflichtet wären? Ein Auszug aus der Bibel soll der Katechismus sein: darauf beruht sein Wert und seine Schranke.

Im Anschlufs an diesen Punkt erhebt übrigens der Herr Pastor auch folgende Klage: »So unterschlägt man entweder den Sinn des Gelesenen oder noch besser ganze Kapitel. Was soll bei einer solchen undogmatischen Behandlung das ganze Johannisevangelium, diese grofse Christologie aus Christi eigenem Munde?« Einstweilen ist eben die Mehrheit noch des Eindrucks voll, in den Synoptikern, besonders im

Matthäus in die Fufsstapfen des echten Christus einzutreten. Zudem läfst niemand den ganzen Johannes aufser acht. Wer freilich von Unterschlagung redet, wenn der Lehrer hier und dort — und nicht zu wenig — Verse und Kapitel, oft wohl auch den tiefsten Sinn den Kindern vorenthält, nun, der ist ein Pädagog wie ein Säugling. Nicht dafs der Herr Pastor das sei! Ihm geht nur der orthodoxe Theologe mit dem Pädagogen durch, und wir würden ihm sicher darob keine Vorwürfe machen, wenn er nur auch andere gewähren liefse.

In diesem Sinne, nur in diesem, ist auch der 5. Abschnitt zu verstehen. Es ist ja etwas viel, was uns der Verfasser hier auftischt (wo mag er nur diese Tonart sich angewöhnt haben?), indessen es sei entschuldigt. Unter der Überschrift »eine Erinnerung« finden wir da folgendes, hier stark gekürzt wiedergegebene Traumbild, das eine Probe aufs Exempel sein soll.

Der Religionsunterricht, den wir erhielten, war vorzugsweise Katechismusunterricht, straff an Luthers Auslegungen gehalten, aber von einer unvergefslichen Kraft und Lebensfülle. Der Schulstaub war hier verbannt. Zu lernen gab's wohl reichlich an Sprüchen, Liedern, Psalmen etc., und aufs Wort mufste alles gelernt werden. Aber es war uns gar nicht zu Mute, wie vor den anderen Schulstunden. Wir hatten das Gefühl, nicht sowohl für den Lehrer zu lernen, als für den lieben Gott, für unsere Seligkeit. Wenn der Lehrer eintrat, war es fast wie in einer Kirche. Er verstand alle Saiten unserer Seele anklingen zu lassen und rifs uns im Fluge seiner Gedanken mit fort, dafs wir oft erst durch den Stundenschlag an die Gegenwart erinnert wurden. Wir gingen nicht nur mit neuen Kenntnissen, sondern auch mit neuen Vorsätzen aus den Stunden fort. Die Eltern bekamen das bald zu spüren; denn die Zänkischen wurden stiller, die Trotzigen gehorsamer, die Selbstsüchtigen dienstfertiger und hingebender. Man suchte mit Ernst Gott zu gefallen. Und doch war der Lehrer kein Pietist; er liefs blofs den Katechismus und das Wort Gottes reden, aber in unverfälschter Weise. Die ganze Welt des Glaubens that er uns mit dem 2. Hauptstück auf. Alles, was die moderne Schule von Gottvertrauen, Liebe zu Gott, Bewufstsein der Gotteskindschaft u. dergl. ans Licht gezogen zu haben wähnt, erhielten wir von ihm im reichsten Mafse. Gottes Angesicht sah auf uns herab, wir waren überall in seinen Händen und von seinen Engeln umgeben. — Am herrlichsten erschien uns der Artikel von der Erlösung, wir vernahmen das volle Rauschen der göttlichen Liebe, wie es der Text und Luthers Erklärung enthalten. Die erste Liebe zum Herrn, die keine Grenzen und kein geteiltes Herz kennt, wachte in uns auf. Wir wären für ihn gestorben, wenn es möglich gewesen wäre, wir wünschten in unserem kindlichen Eifer Christenverfolgungen, um unsere Liebe und Treue zu bezeugen. Wir konnten uns nicht genug thun, vom Herrn zu hören, zu lesen, zu ihm zu beten. Ebenso beim 3. Artikel. Wer damals in unser Herz hätte sehen können, mit welchem Überwall des Geistes wir das »O heilger Geist, kehr bei uns ein!« sangen, mit welcher Lust wir zur Kirche gingen, mit welcher Andacht wir der Predigt folgten, dem wäre es wohl fast wie eine Lästerung erschienen, dafs der Katechismusunterricht, dem wir das alles verdankten, öde und unnütze Dogmatik sei. — Fragt man, welche Rolle die auswendig zu lernenden Sprüche im Unterricht hatten, ob sie als scholastisches Beweismittel, wie die mo-

derne Bezeichnung lautet, dienen mufsten, so antworten wir: ja. Wir wurden angehalten, nichts anzunehmen, was nicht in der Schrift begründet war. Besonders wurde das Ansehen des Schriftwortes gegen die römische Kirche verwertet. Der Lehrer sagte es nie ausdrücklich, aber der ganze Unterricht trug lutherisches Gepräge. Wir waren Lutheraner aus vollster Überzeugung, wir fühlten uns in unserem Glauben gegen jeden Einwand sicher, weil wir die Schrift hinter uns hatten. Kann der Unterricht mehr erreichen? Herzenswärme und zugleich Nüchternheit? Treue gegen den himmlischen Herrn und Treue gegen die Kirche? Eifer, christlich zu leben und solide Kenntnis der schriftgemäfsen Wahrheit? Und das alles an der Hand des lutherischen Katechismus!

Wir stehen beschämt. Das ist ein gut Teil des Ideals, dem wir nachzustreben versuchen, und mehr noch als das. Glückliche Zeiten, wo man ihm so nahe war! Wie viel hat man doch seitdem wieder verlernt! — Doch wie schon bemerkt, der Herr Pastor haben geträumt, haben ein Wunder geträumt, und um ein so grofses psychologisches Wunder glauben zu können, dazu gehört ein Wunderglaube, der am Ausgang des 19. Jahrhunderts nur noch sehr spärlich gedeiht. Schon der alte Melanchthon bemerkte: »Die alten Lehrmeister lästern die neue Weise.« Wir räumen ja ein, dafs ein Lehrer durch seine Persönlichkeit Grofses zu leisten vermag selbst bei einer verkehrten Methode, nur sind so ganz hervorragende Persönlichkeiten selten, unter den Lehrern ebenso wie unter den Geistlichen. Sie beweisen insbesondere nichts für den durchschnittlichen Stand des Unterrichtes, und auf den Durchschnitt kommt es an, wenn man Schlüsse allgemeiner Art ziehen will. Es sollte keinesfalls ein Zeugnis genügen zur Bildung von Urteilen, die die Ehre eines ganzen Standes zu gefährden wohl geeignet sind. Und was gilt's? Wir setzen dem einen Beispiel des Herrn Pastor ein halbes Dutzend gegenteiliger Art entgegen. Zunächst Erinnerung gegen Erinnerung. Wir hatten das Glück, in der Religionsstunde — der Volksschule sowohl, als auch des Pädagogiums — und im Konfirmandenunterricht zunächst etliche Jahre nach dem gepriesenen Rezepte der guten alten Zeit und sodann nach der Weise der verlästerten Modernen und zwar von einem der eifrigsten Arbeiter auf diesem Gebiete unterwiesen zu werden. Wir haben anfangs unsere Sprüchlein gelernt, weil wir mufsten; von Verständnis und religiösem Leben war keine Spur. Ja das religiöse und kirchliche Interesse, das wir von Haus aus mitbrachten, wurde gar ausgemerzt; wir wurden lau, und lau ist schlimmer noch als kalt. Nur die Würde des Gegenstandes verbot uns, unseren Empfindungen Ausdruck zu geben, und dieser Ausdruck wäre bitter geworden, weil wir ganz deutlich den Unterricht als Mifshandlung der Schülerseele empfanden. Wir danken es der folgenden Periode, wenn aus dem

verglimmenden Fünklein ein Flämmlein wurde, wenn an Stelle der Interesselosigkeit aufrichtige Teilnahme an religiösen Fragen trat und zwar eine Teilnahme, die über die Schulmauer hinausreicht. Doch das sind persönliche Eindrücke, die schliefslich nur einen subjektiven Wert haben. Aber man kann's in den meisten Geschichten der Pädagogik finden, dafs es so war und ist, wie schon Andrae versicherte: »Der Katechismus Luthers ist seinem wahren, tieferen Sinne nach den meisten ein böhmisches Dorf. Die Worte wissen sie papageiartig herzuplappern, aber ohne darum festen Glauben zu schöpfen« und wie Ziegler bemerkt: »Der Religionsunterricht ist, es mufs das auch einmal ausgesprochen werden, im Durchschnitt immer schlechter als aller anderer Unterricht gewesen.« Noch offener äufsern sich die Grenzboten neuerdings. Sie sagen: »Die Sorte von Religionsunterricht, die zum Teil an den Schulen betrieben wird, ist geradezu eine Sünde und Schande. Was in den mittleren und oberen Klassen unserer Gymnasien als Religionsunterricht geboten wird, ist ja überhaupt kein Religionsunterricht, sondern eine Encyklopädie der Theologie. Wenn man weiter nichts in der Stunde anzufangen weifs, dann wäre es freilich das Beste, man striche sie ganz.« Wir setzen aus dem angeführten Artikel dieser Wochenschrift noch einen Absatz hierher und zwar auch Erinnerungen des Verfassers. Nicht, dafs wir mit ihrer Tendenz einverstanden wären, sondern nur, weil sie sich sehr pläsierlich neben den Illusionen des Herrn Pastors ausnehmen. Wir treten in eine evangelische Schule: »Da schreit eben ein munterer Junge (er ist ganz stolz darauf, dafs er die lange Antwort »auswendig« kann): Ich glaube, dafs Jesus Christus mein Herr sei, der mich verlornen und verdammten Menschen etc. Mich verlornen und verdammten Menschen! So mag ein älterer Mann, der sich mancher Missethat bewufst ist . . ., sein Verhältnis zu Christus empfinden; aber dieses Kind, das der Schöpfer aus der Fülle seiner Liebe geschaffen hat, das mit der Bereitschaft zu allem Guten . . . im Herzen ins Leben tritt — dieses Kind ein verlorner, verdammter Mensch! Werden kann es — leider! — einer; von Haus aus ist es wahrlich keiner. Wir gehen eine Klasse weiter. Hier heult ein Junge: »Bleibet ihr hier, ihr Esel!« Worauf es knallt, der Junge aber noch mehr heult und noch kläglicher jammert: »Bleibet ihr hier, ihr Knaben!« »Denken sie« vertraut uns der Lehrer an, der aussieht wie ein Soldat nach einer erschöpfenden Felddienstübung »dreiviertel Stunden habe ich mich abgerackert, und immer noch giebt es ein paar unter den Bengeln, die den Satz nicht ordentlich nachsagen können: Bleibet ihr hier mit dem Esel; ich und der Knabe wollen dorthin

gehen, und wenn wir angebetet haben, wollen wir wieder zu euch kommen. Und — o Gott, o Gott! — ich fürchte, morgen kommt der Kreisschulinspektor!« Bleibet ihr hier, ihr Esel, denken wir und gehen weiter. Aus der höheren Töchterschule kommt eben der Pastor heraus, das feine, geistvolle Gesicht in schwermütige Falten gelegt. »Denken Sie sich, klagt er, eine volle halbe Stunde habe ich heute gebraucht, um einem unfähigen Mädchen die 1. Strophe des stundenplanmäfsigen Liedes einzuprägen!« Was doch für wunderliche Früchte am Baum der modernen Kultur wachsen!.... Wir versuchen es noch mit einer katholischen Dorfschule. Dort kommen wir zu spät, und der Kantor, der schon beim Mittagessen sitzt, klagt scherzend, seine Frau habe ihm die Suppe versalzen. Das geschehe jetzt überhaupt öfter, d. h. nur Dienstags und Freitags. An diesen Tagen sei nämlich von 11 bis 12 Uhr Religionsstunde, der frühere Herr Pastor, habe nun die ganze Stunde hindurch so anhaltend und hübsch im Takte zugehauen, dafs seine Frau an das Geknall gewöhnt gewesen sei, wie der Müller ans Klappern der Mühle; seit ein paar Monaten habe man einen neuen Pfarrer, bei dem's nicht knalle und da gerate sie beim Kochen in Verwirrung. Auch die Leute im Dorfe schüttelten schon die Köpfe und sprächen: »Dar verstiehts nee!« fehle doch am Religionsunterricht die Hauptsache.«

Eben die Erkenntnis des Mangels, der sich in diesen Klagen ausspricht, ist der Nährboden, aus dem heraus das frische, fröhliche Streben auf dem Gebiete des Religionsunterrichtes erwachsen ist, an dem sich unser Pastor so heftig ärgert. Diese Erkenntnis wird auch der Antrieb sein zu weiterer Arbeit im Dienste einer zweifellos guten Sache. Sollte einer oder der andere dabei auf falsche Bahnen geraten, so möge der Allwissende darüber richten. Nur lasse er uns, so bitten wir, nicht in die Hände eines unbarmherzigen Priesters fallen!



B Mitteilungen

1. Die Jubelfeier des zweihundertjährigen Bestehens der Franckeschen Stiftungen

am 30. Juni und 1. Juli 1898

Fast gleichzeitig mit der Friedrichs-Universität, die vor wenigen Jahren (im August 1894) die Feier ihres zweihundertjährigen Bestehens beging, sind die Franckeschen Stiftungen ins Leben getreten, die mit der Universität zusammen den Ruf Halles als Schulstadt begründet haben. Es ist allgemein bekannt, wie August Hermann Francke nach wechselvollen Schicksalen seit dem Jahre 1692 hier in Halle die rechte Stätte für sein Wirken fand, wie er 1695 mit jenen sieben Gulden der Witwe Knorr den Grund zu seiner Armenschule legte, an die sich dann im Laufe der Jahre alle jene Schöpfungen angeschlossen haben, deren Anblick den Betrachtenden zur Bewunderung und zur Andacht stimmt. Seit der Mitte unseres Jahrhunderts ist Halle um das Dreifache gewachsen und zu einer Grofsstadt emporgeblüht; aber trotzdem machen die Stiftungen, die im Süden gleichsam eine Stadt für sich bilden, noch heute einen grofsartigen Eindruck. Auf der nach der neuen Promenade zu gelegenen Nordseite umgeben das schöne, massive Gebäude der Latina mit den beiden zur Sonne strebenden Adlern im Giebelfelde westlich, das Pädagogium östlich, die Gebäude der Bürgerschulen, der Waisen- und Pensionsanstalt nördlich, die Hauptkasse, die Bibliothek, die v. Cansteinsche Bibelanstalt, die Vorschule und das den Speisesaal und die grofse Aula enthaltende Gebäude südlich den über 200 m langen »Vorderhof«, an dessen Ostende sich das von Rauch geschaffene Franckedenkmal erhebt. Weiter nach Süden, jenseit des »schwarzen Weges«, liegen die Druckerei, das Krankenhaus, der Bauhof, mehrere Magazine, die Real- bezw. Oberrealschule (früher Realgymnasium) und der hochragende Neubau der höheren Mädchenschule, während östlich vom Pädagogium und dessen Seitengebäuden die Apotheke am »roten Thor« die Reihe der Bauten abschliefst. Abseits, im »Feldgarten« liegt die alte und weiter hinaus die neue Turnhalle. An die bebaute Fläche, die mit ihren Strafsen und Höfen ungefähr 22 Morgen bedeckt, grenzen südwärts bis zur Lindenstrafse in einer Ausdehnung von etwa 50 Morgen schöne Parkanlagen, Gärten und Rasenplätze, die durch Zwischenmauern oder Eisengitter

in drei grofse Abschnitte, die »Plantage«, den »Feldgarten« und den »Waisengarten« geteilt werden.

In den letzten Tagen vor den diesjährigen Sommerferien schmückten sich die Stiftungen in einfacher, würdiger Weise mit duftendem Tannengrün: An den Pforten, um das Francke-Denkmal, auf dem Turnplatze sah man guirlandenumwundene, buntbewimpelte Masten aufragen, während an den Wänden der langen Häuserreihen grünumrankte Schilde die Entstehungsjahre der einzelnen Gebäude bezeichneten. Ganz besonders festlich nahm sich die altehrwürdige Latina aus, deren Grundstein am 13. Juli 1698 gelegt ward (die Schule besteht schon seit 1697), und deren frühere und jetzige Angehörige die umfassendsten Vorbereitungen zur würdigen Begehung der zweihundertjährigen Jubelfeier getroffen hatten. Überhaupt war die Teilnahme an dem bevorstehenden Jubiläum schon lange Zeit vor dem für das Fest angesetzten Termin allgemein. Zahlreiche Festausschüsse bildeten sich aus Bürgern und Bürgerinnen aller Stände, die, erfüllt von Dankbarkeit gegen die Stätte ihrer Bildung und durchdrungen von dem rechten Verständnis für deren Eigenart, ihre Hauptaufgabe darin erblickten, den Stiftungen die Möglichkeit zu einer weiteren Ausdehnung ihrer Wohlthätigkeitsbestrebungen zu gewähren. Am 22. März veranstaltete der Festausschufs der deutschen Schulen in den Kaisersälen ein Wohlthätigkeitskonzert: Dank der grofsen Uneigennützigkeit der Hallischen Volksliedertafel und der Kapelle des Füsilier-Regiments Nr. 36 belief sich der Reinertrag auf 1065 Mark; diese Summe wurde dem Waisenfonds überwiesen. Ein von dem früheren Regisseur des hiesigen Stadttheaters, Herrn Rudolf Lorenz, verfafstes Franckefestspiel erfuhr zahlreiche Aufführungen und fand in den weitesten Kreisen ungeteilten Beifall. Der Überschufs dieser Aufführungen war gleichfalls für einen wohlthätigen Zweck bestimmt. Die seit Anfang des Jahres nach und nach erscheinenden Jubiläumsschriften bereicherten die auf Francke und sein Werk bezügliche Litteratur in höchst erfreulicher Weise.[1]) — So nahten denn, allenthalben freudig erwartet, die Tage des Festes heran.

---

[1]) Die nachstehend erwähnten Schriften sind sämtlich im Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses erschienen: Die Franckeschen Stiftungen in ihrem zweiten Jahrhundert von Dr. Wilhelm Fries, Direktor der Franckeschen Stiftungen und Professor der Pädagogik. — August Hermann Francke und sein Hallisches Waisenhaus von Gustav Friedrich Hertzberg, Professor der Geschichte an der Universität Halle. — August Hermann Franckes Mitarbeiter an seinen Stiftungen von G. Knuth, Oberpfarrer an St. Georgen zu Halle. — Zur Geschichte der Buchhandlung des Waisenhauses und der Cansteinschen Bibelanstalt in Halle a. S. von Aug. Schürmann. — Hierher gehören noch folgende Beiträge aus den Festschriften der Latina und des Realgymnasiums der Stiftungen: Christian Thomasius und August Hermann Francke. Eine schul- und kirchengeschichtliche Studie von Rektor Dr. Alfred Rausch. — Der Seidenbau in den Franckeschen Stiftungen von Oberlehrer Dr. Jürgen Lübbert. — Zur Geschichte der Leibesübungen in den Franckeschen Stiftungen von Oberlehrer Dr. Franz Hammerschmidt.

Interessante persönliche Erinnerungen enthält das Büchlein von Dr. Karl Wilhelm Schmidt: Zehn Jahre Zögling der Waisenanstalt in den Franckeschen Stiftungen.

Eine zweite Auflage der Originalstellen griechischer und römischer Klassiker über die Theorie der Erziehung und des Unterrichts (als Beilage zum geschichtlichen Teil seiner Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts herausgegeben von A. H. Niemeyer) hat Herr Oberschulrat Prof. Dr. Menge den Stiftungen zu ihrer zweiten Säkularfeier dargebracht.

In anderem Verlag, aber gleichfalls in diesem Jahre, sind folgende Festschriften erschienen: Die Bedeutung A. H. Francke's und des Halleschen Waisenhauses für

In würdiger Weise wurde die Jubelfeier am Mittwoch, den 29. Juni nachmittags 5 Uhr mit einem **Festgottesdienst** in der Glauchaschen Kirche eröffnet als deren Pfarrer Francke dereinst seine Thätigkeit in Halle begann. Herr Pastor Witte hielt den liturgischen Teil des Gottesdienstes; darauf predigte an Stelle des in letzter Stunde verhinderten Herrn General-Superintendenten D. Textor Herr Oberprediger Knuth über das Bibelwort Ev. Joh. 20, 31, das einst in Lüneburg die innere Umwandlung und geistige Erweckung Franckes hervorgerufen hatte; das Schlufsgebet sprach der gegenwärtige geistliche Inspektor der Stiftungen, Herr Pastor Schröder. Obwohl in der anderen, mit Franckes Namen eng verbundenen Kirche, in der St. Ulrichskirche, gleichzeitig ein zweiter Festgottesdienst abgehalten wurde, bei dem Herr Professor D. Haupt die Festpredigt hielt, war das geräumige Gotteshaus überfüllt. In langem Zuge begab sich nach Schlufs des Gottesdienstes die Festgemeinde, voran die Waisenknaben und Waisenmädchen, nach dem Stadtgottesacker, um in der Familiengruft A. H. Franckes und auf den Gräbern der anderen dort ruhenden Direktoren der Franckeschen Stiftungen, Johann Georg Knapp, August Hermann Niemeyer, Hermann Agothon Niemeyer, Theodor Adler und Otto Frick Kränze niederzulegen. Der Stadtsingechor begleitete diesen Akt der Pietät mit weihevollen Gesängen.

Der Abend war der zwanglosen **Begrüfsung der früheren Zöglinge** der einzelnen Anstalten gewidmet. An der Zusammenkunft der ehemaligen Zöglinge und Lehrer der Latina und des Pädagogiums in dem geräumigen Saale des Wintergartens beteiligte sich der Herr Kultusminister, der Herr Oberpräsident der Provinz Sachsen, Herr Unterstaatssekretär a. D. v. Jakobi, Herr Geheimrat Trosien und viele andere Ehrengäste. Herr Rechtsanwalt Voigt hiefs im Namen des Festkomités die Anwesenden mit kurzen Worten willkommen.

Der Hauptfesttag, **der 30. Juni**, wurde vom Bläserchor der Latina durch feierliche Choralmusik vom Altan der Stiftungen herab eingeweiht. Um 9 Uhr fand der **Festaktus im grofsen Versammlungssaal** statt. Vor dem Katheder ragte aus dichtem Pflanzengrün die Büste A. H. Franckes hervor. Nach dem gemeinsamen Gesang des Liedes »Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren« hielt der Anstaltsgeistliche, Herr Pastor Schröder, eine kurze Andacht, bestehend aus Schriftverlesung und Gebet. Darauf bestieg der Direktor der Stiftungen, Herr Prof. Dr. Fries, das Katheder. Er gedachte der gestrigen Vorfeier, durch die symbolisch Vergangenheit und Gegenwart verknüpft sei und gab dann — hinweisend auf die an den Wänden der Aula angebrachten frommen Sprüche und auf die Bildnisse der Männer, die seit A. H. Francke hier gewirkt — in gedrängter Form einen sehr reichhaltigen Überblick über das Werk Franckes und die Entwicklung seiner Stiftungen bis auf die Gegenwart. Von felsenfestem Gottvertrauen erfüllt, hat Francke vor zwei Jahrhunderten den Grund zu den Stiftungen gelegt und je nach Bedürfnis, nicht nach vorgefafstem Plane, die Anstalten ausgebaut zu einem einheitlichen, organischen Ganzen, so, wie sie im wesentlichen noch heute bestehen. Zweierlei

die evangelische Heidenmission von Kirchenrat D. Germann (im Auftrag der Missionskonferenz in der Provinz Sachsen überreicht von Professor D. Warneck). — August Hermann Francke als Pastor zu St. Ulrich 1715—1727 von A. Wächtler, Pastor zu St. Ulrich. Verlag von Max Niemeyer in Halle. — A. H. Francke, ein Lebensbild aus der evangelischen Kirche Deutschlands von Prof. D. Th. Förster. Verlag von Eugen Strien in Halle. — A. H. Francke's Pädagogik von Otto Schulze (Pädagogisches Magazin, 114. Heft. Verlag von Hermann Beyer & Söhne in Langensalza).

hat er vor allem erstrebt, eine Erneuerung des ganzen Volkslebens auf dem Grunde des Christentums und eine Volkspädagogik im grofsen Stil. Da er die Ursachen der geistigen Not seiner Zeit in einer weitgehenden leiblichen Not erkannte, so richtete er seine Liebesthätigkeit nach beiden Seiten hin. Seine helfende Hand reichte weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus bis zu den gefangenen schwedischen Offizieren im eiskalten Sibirien und den treuen Missionaren im glutheifsen Indien. Franckes Nachfolger — auf länger als ein Jahrhundert hinaus seinem Hause verwandt oder verschwägert — setzten sein Werk in seinem Geiste fort. Bald kamen schwere Zeiten. Die Not des 7jährigen Krieges ging auch an den Stiftungen nicht spurlos vorüber, und gegen Ende des vorigen Jahrhunderts — gerade in der Zeit des 100jährigen Bestehens — mufste die Wohlthätigkeit in dem Grade eingeschränkt werden, dafs es schien, als würden die Stiftungen ihren von Francke gewollten Beruf nicht mehr erfüllen können. Aber dank der königlichen Gunst Friedrich Wilhelms III. und dank der segensreichen Thätigkeit des damaligen Direktors und Kanzlers der Universität, August Hermann Niemeyer, der während der Fremdherrschaft auch den König von Westfalen für Franckes Werk zu interessieren wufste, wurden die Stiftungen durch den Staat endgiltig in ihrem Bestehen gesichert. Auch aus Privatkreisen flossen der Anstalt wieder reichliche Wohlthaten zu. Nach dem Tode des trefflichen Hermann Agathon Niemeyer, des Sohnes des Kanzlers, traten 1851 zwei wichtige Änderungen ein: Man nahm bei der Auswahl der Direktoren nicht mehr Rücksicht auf verwandtschaftliche Beziehungen und berief ferner nicht mehr Theologen sondern Philologen. Wie wenig dadurch die kirchliche Bedeutung der Stiftungen beeinträchtigt wurde, beweist die von Kramer begonnene, von Frick vollendete Bibelrevision. Nach einem Dankeswort an die vorgesetzten Behörden, die Ehrengäste und an die früheren und jetzigen Schüler schlofs Redner mit dem Wunsche, dafs an dieser Stätte allezeit unter Gottes Segen im Franckeschen Geiste weitergearbeitet werden möge getreu dem Wahlspruch der Stiftungen: Unsere Hilfe steht im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.

Nunmehr folgte die lange Reihe der Beglückwünschungen.

Der Herr Kultusminister bezeichnete in seiner Begrüfsung Francke als den Apostel der Liebe und hob hervor, wie nicht nur die jetzigen und früheren Schüler und die Stadt Halle sondern die ganze evangelische Welt dankvoll die Jubelfeier der Stiftungen begehe. Dank gebühre auch der vorbildlichen Wirksamkeit der leitenden Männer, die als Franckes Nachfolger sein Erbe treu gehütet. Besonders erwähnte der Herr Minister den so früh dahingeschiedenen Direktor Otto Frick. Auch des Kaisers Majestät nehme herzlichen Anteil an den Stiftungen und habe dieser Anstalt seine und Kaiser Wilhelms I. Büsten in Marmor zugedacht und die Stiftung einer Marmorbüste König Friedrich Wilhelms III. seitens des Kultusministeriums gutgeheifsen. Ferner habe der Kaiser den Direktor Prof. Dr. Fries zum Geheimen Regierungsrat ernannt und dem bis zum 1. August 1897 im Rektorat der Latina thätig gewesenen jetzigen Provinzial-Schulrat Dr. Becher, den Professoren Dr. Weingärtner und Dr. Suchsland den Roten Adler-Orden IV. Klasse, dem Oberlehrer Dr. Knauth den Titel Professor, dem Administrator Schürmann den Roten Adler-Orden IV. Klasse, den Inspektoren Gentsch und Trebst, dem Administrator Gründig und dem Rendanten Böttcher den Kronen-Orden IV. Klasse verliehen.

Der Herr Oberpräsident der Provinz Sachsen brachte unter besonderer Betonung des gegenseitig bestehenden Vertrauens die Glückwünsche des Provinzial-Schulkollegiums dar. Es folgten mit ihren Glückwünschen der Vertreter des Evangelischen Oberkirchenrates und der Preufsischen Bibelgesellschaft, Herr Oberkon-

sistorialrat D. Kleinert, und der Vertreter des Königlichen Konsistoriums der Provinz Sachsen, Herr General-Superintendent D. Vieregge. Herr Provinzial-Schulrat Dr. Becher überbrachte die Grüfse des Provinzial-Schulkollegiums der Provinz Brandenburg und gab seinen eigenen Empfindungen herzlichen Ausdruck. Er wies darauf hin, wie die beiden Adler im Giebelfeld über der grofsen Freitreppe der Stiftungen gleichzeitig das Sinnbild der Gottesfurcht und der Königstreue seien, wie in den Beziehungen der Stiftungen zur Obrigkeit das Autoritätsverhältnis geworden sei zu einem Pietätsverhältnis; er schlofs mit dem Wunsche, dafs Gottes treue Vaterhand auch ferner segnend über dieser Stätte walten möge.

Der Rektor der Universität, Herr Prof. Dr. Volhard, der mit den Dekanen der vier Fakultäten in grofser Amtstracht erschienen war, betonte in seiner Begrüfsung, wie Universität und Stiftungen, die fast zugleich begründet wurden, auch innerlich verwandt seien, weil die Entstehung beider Anstalten eine Auflehnung gegen veraltete, erstarrte Formen in Kirche und Wissenschaft bedeute: Die Gründung der Franckeschen Stiftungen bezeichne einen Sieg des Pietismus über die Orthodoxie, die Gründung der Universität einen Sieg der Philosophie über den Aberglauben. Und wenn es auch im Laufe der Zeiten nicht an Irrungen zwischen beiden Anstalten gefehlt habe (Vertreibung Christian Wolfs!), so wären doch beide Bildungsstätten ihres gegenseitigen Zusammenhangs sich immer bewufst geblieben. Mit dem Wunsche, dafs es auch in Zukunft so bleiben möge, überreichte der Rektor eine reich ausgestattete tabula gratulatoria. Der Dekan der theologischen Fakultät, Herr Prof. D. Hering, händigte dem Direktor der Stiftungen das Diplom als Ehrendoktor der Theologie aus. Im Namen der Stadt Halle übergab Herr Oberbürgermeister Staude die Urkunde über die Stiftung eines Kapitals von 20000 M zur Gründung zweier Freistellen für Waisen bezw. Kinder unheilbar erkrankter Väter. Der Direktor des Goethe-Archivs zu Weimar, Herr Geheimer Hofrat, Prof. Dr. Bernhard Suphan brachte Grüfse Seiner Königlichen Hoheit, des Grofsherzogs von Weimar. Herr Superintendent Prof. D. Förster sprach im Namen der evangelischen Geistlichkeit Halles, Herr Pastor Flashar im Namen der Militärwaisenhäuser in Potsdam und Pretzsch, Herr Pastor Jacky überreichte im Auftrag der Brüdergemeinde in Herrnhut ein Bildnis Zinzendorfs. Herr Prof. D. Warneck sprach unter Überreichung einer Festschrift die Glückwünsche der deutschen Missionsgesellschaften aus; Herr Missionar Leuckfeld überreichte eine Adresse ostindischer Missionare, früherer Zöglinge der Franckeschen Stiftungen. Für die Gesamtheit der höheren Lehranstalten der Provinz Sachsen sprach unter Überreichung einer Adresse und einer Festschrift Herr Direktor Prof. Dr. Volkmann-Pforta. Glückwunsch-Adressen überreichten ferner Herr Direktor Dr. Friedersdorff vom hiesigen Stadtgymnasium, Herr Direktor Dr. Schotten von der städtischen Oberrealschule, Herr Direktor Dr. Biedermann von der städtischen höheren Mädchenschule. Die ehemaligen Zöglinge der Latina und des Pädagogiums liefsen durch Herrn Rechtsanwalt Voigt die Urkunde über eine Stiftung von 20000 M für Stipendien an würdige Abiturienten darbringen, desgleichen die früheren Realschüler durch Herrn Rentner Otto die Bildnisse der Inspektoren Ziemann und Schrader und zwei Geldspenden (7000 M für ein Stipendium, 2000 M als Beitrag zur Gründung einer Waisenstelle), die ehemaligen Schülerinnen der höheren Mädchenschule durch Frau Geheimrat Keil 10000 M für eine Waisenstelle und 2097 M für den Pensionsfonds der Lehrerinnen, die früheren Zöglinge der Bürgerschulen durch Herrn Optiker Kleemann 7000 M als Beitrag für die Gründung einer Waisenstelle.

Inzwischen war ein Glückwunschtelegramm Ihrer Majestät der Kaiserin eingelaufen, welches Herr Geheimrat Fries verlas.

Darauf überreichte Herr Oberlehrer Merklein namens der früheren Orphani die Urkunde über die Stiftung eines Kapitals für eine Waisenstelle. Die Glückwünsche der beiden Gemeinden, deren Seelsorger Francke einst gewesen, der St. Ulrichs- und der St. Georgsgemeinde sprachen die Herren Oberprediger Wächtler und Oberprediger Knuth aus; ersterer übergab eine Festschrift, letzterer die Stiftung eines früheren Waisenzöglings, des Herrn C. F. Wagner zu Görlitz in Höhe von 1500 M. Die Reihe der Glückwünschenden schlossen die Direktoren der höheren Lehranstalten der Stiftungen: Herr Direktor Prof. Dr. Strien überreichte eine Festschrift und eine Glückwunschadresse des in der Umwandlung zu einer Oberrealschule begriffenen Realgymnasiums, Herr Direktor Dr. Gaudig eine Adresse der höheren Mädchenschule und des Lehrerinnen-Seminars. Die Festschrift der Latina brachte der Rektor, Herr Dr. Rausch, dar.

Für die Glückwünsche und Festgaben dankte der Direktor der Stiftungen allen Rednern in besonderen Ansprachen. Mit dem Chorgesang »Fest steht dein Wort« von L. Grosse wurde der Festakt beschlossen. Die Feier hatte drei volle Stunden gedauert.

Während der Feierlichkeit in der Aula hatten in dem grofsen Vorderhof die Klassen der Latina, der Oberrealschule, der höheren Mädchenschule und der Bürgerschulen mit ihren Fähnchen Aufstellung genommen; die Zöglinge der Waisenanstalt standen unmittelbar am Denkmal. Die langen Fensterreihen um den Hof herum waren von Zuschauern, namentlich Damen, dicht besetzt. Zwischen den spalierbildenden Schülern hindurch bewegte sich nach Schlufs des Aktus der Zug der Festteilnehmer nach dem schöngeschmückten Franckedenkmal. Hier wurden nach dem Chorgesang »Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre«, den der 160 Stimmen zählende Schülerchor der Latina unter der Leitung des Herrn Oberlehrers Dr. Kaiser von der Denkmalsterrasse aus wirkungsvoll vortrug, prachtvolle Kränze niedergelegt. Mit dem mächtig erbrausenden gemeinsamen Gesang »Nun danket alle Gott« endete die schöne Feier.

Das **offizielle Festmahl** fand nachmittags 2 Uhr im grofsen Saale des Stadtschützenhauses statt. Die allgemeine Festfreude äufserte sich allmählich so laut, dafs die Redner bald Mühe hatten, um sich verständlich zu machen. Der Herr Kultusminister brachte das Hoch auf den Kaiser aus und verlas ein kurz nach Beginn des Mahles eingelaufenes Telegramm, worin Seine Majestät den Stiftungen herzliche Segenswünsche ausspricht. Der Herr Oberpräsident pries in seinem Toast auf die Stiftungen A. H. Francke als Staatsmann. Herr Geheimrat Fries gab in seiner Rede dem Dank der Franckeschen Stiftungen an die Staatsregierung und an das Provinzial-Schulkollegium Ausdruck, der Rektor der Latina gedachte der Ehrengäste. Herr Unterstaatssekretär a. D. v. Jakobi, ein alter Lateiner, teilte interessante persönliche Erinnerungen mit und toastete auf den Direktor der Stiftungen. Herr Pastor Schröder liefs die Donatoren leben. Die Stadt Halle feierte Herr Direktor Strien, Herr Oberbürgermeister Staude antwortete mit einem nochmaligen Hoch auf die Stiftungen und ihren Leiter. Den Toast auf die Damen brachte Herr Direktor Gaudig aus.

Um $6^1/_4$ Uhr wurde in dem bis auf den letzten Platz gefüllten Stadttheater das **Festspiel der Latina** aufgeführt. Mit Rücksicht auf den weiten Kreis der Festteilnehmer hatte man von der Aufführung eines griechischen Dramas im Urtext abgesehen. Herr Prof. Dr. Knauth hatte Schillers Scenen aus den Phönicierinnen

des Euripides unter Weglassung der für die Handlung des Stückes belanglosen Chorpartieen in überaus glücklicher Weise zum Drama ausgestaltet[1]) und seit Ostern mit gröfster Sorgfalt die Aufführung des Stückes durch Primaner der Latina vorbereitet. Die städtischen Behörden hatten für die Proben und die Aufführungen bereitwillig das Stadttheater zur Verfügung gestellt; für die Anschaffung der geeigneten Dekorationen und der prächtigen Kostüme hatte Herr Theaterdirektor Richards in dankenswertester Weise gesorgt; bei den Proben trat Herr Oberregisseur Wischhusen den jungen Darstellern mit seinem fachmännischen Rat freundlich helfend zur Seite. Und so kam denn eine Aufführung zu stande, der von allen Seiten, auch in der Presse, das höchste Lob zu teil wurde. Man merkte es aber auch den Jünglingen an, dafs sie mit gröfster Begeisterung bei ihrer Sache waren. Die feindlichen Brüder Eteokles und Polyneikes fanden in Erich Hoffmann und Daniel Koschade tüchtige Vertreter. Die unter den gegebenen Verhältnissen schwierigen Rollen der Jokaste und Antigone wurden von Johannes Elstermann und Hugo Allendorf sehr glücklich durchgeführt Kreon (Hugo Rackwitz), der blinde Tiresias (Martin Schöps) der Erzieher der Antigone (Johannes Gremmes), die beiden Boten (Karl Davin und Theodor Hillmer), der von opfermutiger Vaterlandsliebe beseelte, jugendliche Menoikeus (Walter Schatte). und der schwergeprüfte Ödipus (Gerhard Kitzig) wurden mit gutem Verständnis dargestellt. Geradezu klassisch wirkte das schöne Mafshalten in der Äufserung der Affekte, das fast durchgehends zu beobachten war, namentlich in der ergreifenden Totenklage am Schlufs des Stückes. Ein Prolog, von Erich Hoffmann gedichtet, von Hans Remus vorgetragen, eröffnete die Vorstellung. Den Darstellern und dem Dichter wurde von der Festversammlung in reichstem Mafse der wohlverdiente Beifall gespendet. Herr Professor Knauth wurde mehrfach hervorgerufen und mit einem prachtvollen Lorbeerkranz ausgezeichnet.

Den Abend brachten die meisten Festgenossen, unter ihnen der Herr Kultusminister und der Herr Oberpräsident, auf der von der Saale umflossenen Peifsnitz zu, wo bereits seit dem Nachmittag ein fröhliches Treiben herrschte. Ihren Abschlufs fand die **Peifsnitzfeier** in einem mit Einbruch der Dunkelheit veranstalteten, grofsartigen Feuerwerk.

Der zweite Tag des Jubiläums, der **1. Juli**, war für die Feierlichkeiten der einzelnen Schulanstalten der Stiftungen bestimmt.

Die **Latina** beging an diesem Tage die **Feier ihres zweihundertjährigen Bestehens**. Um 8 Uhr versammelten sich die Festgäste, die Schüler und das Kollegium im grofsen Versammlungssaal. Die Feier begann mit dem gemeinsamen Gesang »Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut« und einer Andacht. In seiner Festrede gab Herr Direktor Dr. Rausch einen Überblick über die Geschichte der Latina und bezeichnete drei Punkte als besonders charakteristisch für die Entwicklung der Schule: Erstens seien an der Latina Unterricht und Erziehung stets planmäfsig Hand in Hand gegangen. Zweitens sei diese Schule im Gegensatz zu dem (seit 1873 in der Latina aufgegangenen) Pädagogium immer eine schola pauperum im besten Sinne gewesen. Während nämlich das Pädagogium nach Franckes Absicht jungen Leuten aus den besitzenden Klassen, besonders aus dem Adel Gelegenheit geben sollte, ihre daheim erworbene Bildung wissenschaftlich zu vertiefen, sei der Latina die schöne Bestimmung geworden, tüchtige Söhne unbegüterter Eltern zu

[1]) Hermann Knauth, Schillers Scenen aus den Phönizierinnen des Euripides zum Drama ausgestaltet und der Latina zur zweihundertjährigen Jubelfeier gewidmet. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1898.

bilden und dadurch weiten Kreisen unseres Volkes den Zugang zu Kunst und Wissenschaft zu erschliefsen. Eigenartig sei endlich auch das unausgesetzte Streben der Latina, im Geiste ihres Gründers bei ihren Zöglingen den religiösen Sinn zu pflegen. Diesen drei Faktoren verdanke die lateinische Hauptschule ihren Ruf als hervorragende Bildungsstätte, den zu erhalten sie immer bestrebt sein möge. — An die Rede des Rektors schlossen sich noch eine Reihe von Beglückwünschungen an (zahlreiche Glückwünsche waren der Latina bereits gestern bei der allgemeinen Feier ausgesprochen worden). Im Namen ihrer Anstalten überreichten Adressen Herr Prof. Dr. Hertel vom Kloster U. L. Fr. zu Magdeburg, das erst vor wenigen Wochen die Feier seines 200jährigen Bestehens begangen hatte, Herr Direktor Dr. Heilmann von der Klosterschule zu Rofsleben und Herr Direktor Dr. Bauer vom Pädagogium der Brüdergemeinde in Niesky. Der Direktor des Stralsunder Gymnasiums, Herr Dr. R. Peppmüller, ein Zögling der Latina, und der Direktor des Wilhelms-Gymnasiums in Cassel, Herr Prof. Dr. Chr. Muff, der früher dem Lehrerkollegium der Latina angehörte, brachten persönlich, ohne amtlichen Auftrag, ihre Glückwünsche dar. Herr Direktor Peppmüller verlas einige Stellen eines von ihm verfafsten griechischen Widmungsgedichtes, worin er dankbar seiner früheren Lehrer Eckstein, Scheuerlein gen. Cato, Öhler gen. Knauf (*ξίφεος κώπῃ ἴσος*), Liebmann (*Φίλανδρος*), Imhof (*Μεσαύλιος*), Fischer (*Ἁλιεύς*) und Weiske gedenkt. Das Gedicht beginnt mit einer Übertragung der über dem inneren Eingang des Hauptgebäudes der Stiftungen angebrachten Inschrift:[1])

Fremdling, was du erblickt, hat Glaube und Liebe vollendet.
Ehre des Stiftenden Geist, glaubend und liebend wie er.

Ὦ ξεῖν᾽ ὅσσ᾽ ὁράᾳς ἀγάπη καὶ πίστις ἔδειμαν.
τίμα τὴν ψυχὴν κτίστορος εὐσεβέως.

Von dem Friedrichs-Kollegium in Königsberg, an dem der frühere Direktor der Stiftungen, Dr. Theodor Adler, vor seiner Berufung nach Halle thätig war, lief ein Glückwunsch-Telegramm ein, das der Rektor der Festversammlung mitteilte. Der Chor sang den Psalm 100 von F. W. Markull. Einen besonderen Teil der Latinafeier bildete die Enthüllung einer von den gegenwärtigen Schülern gestifteten Gedächtnistafel für die in den Kämpfen um Deutschlands Einheit gefallenen Zöglinge der Latina und des Pädagogiums. Ein Untersekundaner deklamierte »Deutschlands Siegesdank« von Emil Rittershaus. Die Weiherede hielt Herr Prof. Dr. Suchsland. Ihr folgte der Gesang des Schülerchors »Kein schönrer Tod ist auf der Welt als wer vor'm Feind erschlagen« von Fr. Hegar. Darauf trug ein Oberprimaner folgendes von Herrn Oberlehrer Dr. Jordan verfafste Widmungsgedicht vor:

Euch Toten sei dies Liebeszeichen
Und uns'res Herzens Dank geweiht,
Die ihr in Kämpfen ohnegleichen
Errungen die Unsterblichkeit.

Die Unsern war't ihr einst, ihr Lieben,
Und uns verknüpft ein innig Band:
In unser Herz ist's eingeschrieben:
Ihr starbet für das Vaterland!

[1]) Das der Festschrift der Latina vorausgeschickte lateinische Widmungsgedicht des Herrn Prof. Dr. Knauth schliefst mit einer lateinischen Übertragung dieser Inschrift:

Quae tu vidisti confecit amorque fidesque,
Auctorem aequa fides et colat aequus amor.

Einst sind in diesem Saal erklungen
Auch eure Namen, euer Preis,
Wenn ihr ein neues Ziel errungen,
Belohnung ward dem ernsten Fleifs.
Im Hochgefühl des freud'gen Strebens
Ward euch des Geistes Kraft gestählt,
Dafs ihr im Kampfe einst des Lebens
Den Besten würdet beigezählt.

Auch ihr habt einst euch hier gefunden
In stiller Andacht, im Gebet,
Auch euch hat hier in Weihestunden
Des frommen Stifters Geist umweht:
Die Liebe, die an sich nicht denket,
Sein Beispiel hat sie euch gelehrt;
Die Liebe, die sich selber schenket,
Im Tode habt ihr sie bewährt.

Ein Deutsches Reich — wir durften's schauen,
Ein einig Volk, voll Mut und Kraft,
Euch aber hat in fernen Auen
Die Feindeskugel hingerafft!
Doch nicht umsonst habt ihr gelitten,
Dem König treu und treu der Pflicht:
Was ihr erkämpft, was ihr erstritten,
Das Vaterland vergifst es nicht.

Ihr aber, die ihr tief im Herzen
Das Bild der teuren Toten hegt,
Wenn euch die alten Wunden schmerzen,
Und altes Leid euch neu bewegt,
O tröstet euch: die ihr betrauert,
Sie leben fort für alle Zeit,
Und ihr Gedächtnis überdauert
Den herbsten Schmerz, das tiefste Leid!

So lange deutsche Herzen schlagen,
Und deutscher Männer Heldengeist
In guten und in bösen Tagen
Sich stark und tüchtig noch erweist,
So lang ein deutsches Lied noch kündet
Von uns'res Reiches Ehr' und Macht,
Und deutsche Treue noch sich findet,
Wird dieser Toten auch gedacht!

So nehmt sie hin, ihr tapfren Helden,
Die schlichte Tafel, die wir weihn;
Von eurem Ruhme soll sie melden,
Von uns'rer Liebe Zeugnis sein,
Und wenn es wieder gilt, zu wehren
Dem Feind, der unser Land bedroht,
Soll sie uns mahnen, soll uns lehren:
Seid treu, wie wir — bis in den Tod.

Nicht trauern wollen wir, nicht klagen,
Doch eurer Namen Glorienschein
Soll uns in allen künft'gen Tagen
Ein heiliges Vermächtnis sein:
Das sei der Dank, den wir euch bringen,
Das sei das Band, das uns vereint,
Das soll als Trostwort heut' erklingen,
Wenn treue Liebe um euch weint.

Herr Pastor Kümmel aus Görlitz, der den Feldzug 1870/71 als Feldprediger mitgemacht hat, dankte namens der Mitkämpfer den Schülern für ihre sinnige Gabe. Nach dem Vortrag des Psalms 103 von H. Francke durch den Schülerchor wurde der Festaktus beschlossen mit dem gemeinsamen Choralgesang »O, dafs ich tausend Zungen hätte«.

Um 11 Uhr fand im Stadttheater **eine Wiederholung des Festspiels** der Latina statt.

Das Wetter, das am Mittwoch und Donnerstag schön gewesen war, hatte sich inzwischen geändert. Strömender Regen ging während des Freitagvormittags fast ununterbrochen hernieder und drohte die für den Nachmittag geplanten **gemeinsamen Turnspiele der Latina und Oberrealschule** ganz in Frage zu stellen. Glücklicherweise schlossen sich noch rechtzeitig die Schleusen des Himmels, wenn auch die Sonne hinter dichtem Gewölk verborgen blieb. In dem geräumigen Feld-

garten, den guirlandenumwundene, beflaggte Masten schmückten, sammelten sich viele Hunderte von Zuschauern. Es gewährte einen wunderschönen Anblick, als die junge frische Turnerschar, ganz weifs gekleidet, in einer Stärke von etwa 850 Köpfen, die Zöglinge der Latina kenntlich am roten, die der Oberrealschule am blauen Leibgurt, unter dem Vortritt der von Herrn Oberst v. Ranke gütigst bewilligten Regimentskapelle pünktlich um 4 Uhr zu den Freiübungen aufmarschierte und auf dem durch ein Netz von weifsen Quadraten bezeichneten Platze Stellung nahm. Nach den Klängen der Schülerkapelle wurden gemeinsam die Freiübungen ausgeführt, ein äufserst reizvolles Bild, das die Zuschauer wiederholt zu lauten Beifallsäufserungen hinrifs. Auf die Freiübungen folgten besondere Turnübungen der einzelnen Klassen der Latina und der Oberrealschule, Keulenübungen mit Musikbegleitung, Gerätturnen (hoher Kasten, Reck, Barren, Weit- und Hochsprung, Bock), Wurfübungen, Wettlauf, Ringen, sowie Einzelspiele der kleineren Schüler. Besondere Anerkennung fanden die Leistungen des aus Schülern beider Anstalten bestehenden Turnvereins Friesen im Kürturnen am Reck und Barren; auch die Gruppenübungen dieses Vereins zeichneten sich aus durch Reichhaltigkeit und sichere, gewandte Ausführung. Nachdem die Zöglinge beider Anstalten sich noch auf längere Zeit zu gemeinsamen Spielen (Fufsball, Feldball, Schlagball und Barlaufen) vereinigt hatten, ertönte $^3/_4$7 Uhr das Signal zum Sammeln. Die Turner marschierten um die in der Mitte des Feldgartens stehende Friedenseiche auf, wo Herr Oberlehrer Dr. Hammerschmidt eine Ansprache hielt und den Siegern in den Turnspielen Eichenkränze nebst Ehrendiplomen überreichte. Der Redner dankte allen, die zu dem Gelingen der schönen Feier beigetragen, und ermahnte die Schüler, die auf dem Turnplatz erlangte Tüchtigkeit sich zu erhalten zu Nutz und Frommen des Vaterlandes. Er brachte ein Hoch auf des Kaisers Majestät aus, an das sich der gemeinsame Gesang der Nationalhymne anschlofs. Wie der Aufmarsch so erfolgte auch der Abmarsch der Turner unter den Klängen der Musik.

Abends 8 Uhr vereinigten sich die ehemaligen Zöglinge der Latina und des Pädagogiums nebst einer grofsen Anzahl früherer und jetziger Lehrer der Anstalt im unteren Saale des Stadtschützenhauses zum **Festkommers**. Herr Geheimrat Fries brachte das Hoch auf den Kaiser aus. Das Präsidium des Kommerses führte Herr Amtsgerichtsrat Dr. Bindseil. In seiner Rede feierte er die früheren Lehrer der Latina, von denen er einige, wie Eckstein, Imhof u. a. unter freudigem Zuruf der Anwesenden besonders nannte. An Imhof wurde nach Ilmenau ein Begrüfsungstelegramm abgesandt. Herr Kommerzienrat Lehmann sprach im Namen der früheren Zöglinge des Pädagogiums und brachte den Franckeschen Stiftungen und ihren Beamten ein Hoch. Von auswärts, auch aus dem Auslande, waren zahlreiche Begrüfsungstelegramme eingelaufen, deren Vorlesung längere Zeit in Anspruch nahm. Dem Festkomité der alten Lateiner, das sich in dankenswertester Weise um das Gelingen der Jubelfeier verdient gemacht hat, sprach Herr Pastor Müller aus Gotha den gebührenden Dank unter allgemeinem Beifall aus; er machte ferner die Mitteilung, dafs demnächst an Franckes Wohnhaus in Gotha eine Erinnerungstafel angebracht werden wird. Lauter Jubel erscholl, als Herr Direktor Muff das Wort ergriff zu einer Ansprache an seine früheren Schüler. In seiner urwüchsigen Art erinnerte er, einzelne Vorkommnisse mit köstlichem Humor wieder auffrischend, seine Zöglinge an die gemeinsame frühere Arbeit und richtete an den jüngeren Nachwuchs die eindringliche Mahnung, in dem Streben nach immer höherer Bildung ja nicht satt zu werden, sondern ernste, unablässige Geistesarbeit immer als das höchste Gut im menschlichen Leben zu achten. Auf den früheren Rektor Latinae

Herrn Provinzial-Schulrat Dr. Becher brachte namens seiner Schüler Herr stud. med. Kähler einen Toast aus. Herr Dr. Becher dankte und liefs den gegenwärtigen Rektor der Latina hochleben. Seine Aufforderung, dem »alten Weiske« ein Glas zu weihen, fand gleichfalls freudige Zustimmung.

Die Festlichkeiten der übrigen Anstalten, der Oberrealschule, der vereinigten deutschen Schulen, der höheren Mädchenschule und des Lehrerinnenseminars, auf welche hier näher einzugehen wir uns leider versagen müssen, nahmen ebenfalls einen schönen, harmonischen Verlauf.

Während die früheren Zöglinge der einzelnen Schulen bei fröhlichem Trinkgelage alte Erinnerungen austauschten, sammelten sich mit Eintritt der Dunkelheit im Feldgarten der Stiftungen die Primaner und Sekundaner der Latina und Oberrealschule zu einem **Fackelzuge**. Um 9¼ Uhr setzte sich der stattliche Zug, etwa 500 Schüler nebst zwei Musikkorps, mit hellstrahlenden Wachsfackeln in Bewegung und marschierte über den Steinweg, durch die Linden-, Landwehr- und Königstrafse in die innere Stadt. Aus den Kommerslokalen der alten Lateiner und Realgymnasiasten tönten den vorüberziehenden jugendlichen Fackelträgern freudige Grüfse entgegen. Auf dem Rofsplatz vor der Stadt wurden die Fackeln zusammengeworfen. Die Teilnehmer des Zuges begaben sich nach der Kaiser-Wilhelms-Halle zu einer kleinen Nachfeier, bei der die Lehrerkollegien beider Anstalten vertreten waren. Auch hier wurden Ansprachen von Lehrern und Schülern gehalten. Der Rektor der Latina dankte den Schülern für den vielseitigen Eifer, mit dem sie zur Verschönerung des Festes beigetragen. — Und wirklich ist die Fülle der Veranstaltungen, die unsere Schüler während der Jubiläumstage geboten haben, erstaunlich; man denke nur an die Theateraufführungen, die gesanglichen Darbietungen, die turnerischen Leistungen u. a. In dem schönen Gelingen aller dieser Veranstaltungen werden die Zöglinge und die Herren Kollegen, denen die schwierige Arbeit des Einstudierens oblag, den reichsten Lohn für ihre Bemühungen gefunden haben. Nicht weniger belangreich aber für den harmonischen Verlauf des ganzen Festes ist die Thatsache, dafs das Betragen sämtlicher Schüler in jeder Hinsicht musterhaft und lobenswert war.

Helle Freude, ein Abglanz des wohlgelungenen Jubelfestes, strahlte von allen Mienen, als Lehrer und Schüler in der Frühe des 2. Juli zu einer kurzen Morgenandacht in der grofsen Aula noch einmal sich versammelten, um dann froh hinauszueilen in die Ferien. — Ernste Trauer lag, wie auf Alldeutschland, so auf unserer Schulgemeinde, als sie am 2. August zu gemeinsamer Arbeit sich wieder zusammenfand, Trauer um den Alten im Sachsenwalde, den Begründer des deutschen Reiches, den Fürsten Bismarck. Der Rektor gab nach Verlesung des 23. Psalms dieser Trauer herzlichen Ausdruck, nicht minder aber der Zuversicht: »Und ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich.« Und mit dieser Zuversicht wollen wir getrost in die Zukunft blicken: Der Herr, der sich zu Franckes schlichtem Werk wunderbar bekannt hat, wird sich auch zu Bismarcks erhabener Schöpfung bekennen, wofern unerschütterliches Gottvertrauen und selbstverleugnende Nächstenliebe in unserem Volke lebendig bleiben.

Halle, im August 1898 Dr. Eugen Sparig, Oberlehrer

---

2. 13. Thüringer Lehrerversammlung, 2.—5. Oktober in Eisenach.

Die 13. Thüringer Lehrerversammlung bot für diesmal schon äufserlich ein anderes Bild als früher: ihr langjähriger Leiter, der Schuldirektor Dr. Bartels aus Gera, stand nicht mehr an ihrer Spitze. Die Ursache war folgende: Die letzten Thüringer Lehrerversammlungen hatten manche ungünstige Erscheinungen gezeigt: es war grofse Teilnahmlosigkeit an den Vorträgen zu Tage getreten, es hatte eine erspriefsliche Besprechung gefehlt u. dergl. mehr. Deshalb versuchten die Vorstände der verschiedenen Thüringer Lehrervereine der Thüringer Lehrerversammlung neues Leben einzuhauchen, indem sie beschlossen, dafs jedesmal der Vorstand desjenigen Landesvereins die Versammlung vorbereiten und leiten solle, in dessen engerem Vaterland sie tagt, was von der Versammlung in Eisenach gut geheifsen wurde. Die Thüringer Lehrerversammlung erhält dadurch eine engere Fühlung mit den verschiedenen Landeslehrervereinen; auch ist wohl eine Garantie für eine gute und zweckmäfsige Vorbereitung hinsichtlich der Vorträge und Verhandlungen geboten. So kam es, dafs die 13. Thüringer Lehrerversammlung in Eisenach vom Vorstande des Weimarischen Lehrervereins geleitet wurde. Es darf nun gleich von vornherein bemerkt werden, dafs die Eisenacher Versammlung das Vorgehen der Lehrervereine in Thüringen gerechtfertigt hat, dafs sie in allen ihren Teilen eine sehr gelungene war und sich — gerade hinsichtlich der Vorträge — vorteilhaft von den früheren abhob. Wurde man früher in zwei Tagen oft mit sechs Vorträgen überfüttert — kein Wunder, dafs dann bei den letzten die Stühle leer waren — so setzte die Leitung jetzt nur zwei Vorträge auf die Tagesordnung: »Die Lehrerpersönlichkeit im erziehenden Unterricht«, und »Die Schulaufsicht in den thüringischen Staaten.« Es gelang ihr auch, recht geeignete Referenten für beide Themata zu gewinnen: Kuhn-Eisenach für den ersten, Kalb-Gera für den zweiten Gegenstand. Diese Themen, sowie die herrliche Lutherstadt — zugleich Kongrefsstadt — hatten eine grofse Zugkraft ausgeübt, denn rund 700 Teilnehmer waren erschienen und füllten den grofsen Erholungssaal bis auf den letzten Platz.

Den Höhepunkt der Versammlung bildete der Kuhnsche Vortrag: »Die Lehrerpersönlichkeit im erziehenden Unterricht«, der nach Inhalt und Form gleich vollendet war, und der von der Versammlung mit grofsem Beifall entgegengenommen wurde, ja, die Zustimmung der Hörer in solch hohem Mafse fand, dafs die Anträge, von einer Debatte abzusehen, in grofser Menge gestellt wurden. Die Debatte bestand denn auch nur in einer kurzen Erklärung des anwesenden Kollegen Linde aus Gotha, des Persönlichkeitspädagogen, und dem Antrag Böttners-Gotha, dem Vortrag in allen Punkten zuzustimmen — »en bloc anzunehmen« —, was denn auch geschah. Ich weifs nicht: ich bin kein Freund von den debattelosen Versammlungen. So sehr ich auch unter dem Eindruck der Gedankenfülle und der höchst ansprechenden Form des Vortrags stand, ich hätte nicht eine Verwischung des Eindrucks gefürchtet, wenn eine ausgedehnte Besprechung stattgefunden hätte und dadurch dem Referenten Gelegenheit gegeben worden wäre, dem Kollegen Linde noch mehr, als es in der Einleitung des Vortrags schon geschehen war, die Grundlosigkeit seiner, der Herbart-Zillerschen Pädagogik gemachten Vorwürfe, die offenbar auf Unkenntnis beruhen, zurückzuweisen. Aber der Eindruck des Vortrags sollte nicht verwischt werden — darum mit Stillschweigen weiter. — Oder wünschte man keine Debatte aus anderen Befürchtungen? Denn so sehr Kuhn

auch ein hohes Ideal von der Lehrerpersönlichkeit gezeichnet hatte, so war sein Vortrag doch frei von aller Beweihräucherung; im Gegenteil, es fielen — und das mit Recht — grelle Streiflichter auf die Wirklichkeit, die jenen idealen Forderungen oft leider so fern steht. Der Referent zog mit festem Griff die Konsequenzen aus den idealen Forderungen für den Lehrer sowohl, als auch für den Staat. Fürchtete man etwa, die Debatte werde diese Punkte berühren? Die Thesen mögen hier folgen:

I. Die Persönlichkeit des Lehrers ist für den erziehlichen Erfolg des Unterrichts von der höchsten Bedeutung, insofern 1. auch die beste Methode erst geistbildende Kraft erlangt in der Hand des Lehrers, der sie geistvoll aufzufassen, individuell zu beleben und geschickt zu handhaben versteht; 2. das eigene lebendige Interesse des Lehrers für den Lehrgegenstand, seine eigene Wärme und Begeisterung den erziehlichen Eindruck der Lehre verstärkt und vertieft; 3. die Lehrerpersönlichkeit durch die Macht wahrer Autorität und Liebe in dem Zögling jene Gemütsverfassung erzeugt, in der geistiges Leben und Schaffen am besten gedeiht; 4. der Lehrer durch sein Beispiel nicht nur einen bedeutenden Einfluſs bei aller intellektuellen Thätigkeit und bei allen Übungen und Fertigkeiten ausübt, sondern vor allem durch die Einheitlichkeit und sittliche Hoheit seines Vorbildes den kräftigsten und wirksamsten Ansporn zur Nacheiferung auf dem Wege zur Tugend giebt.

II. Aus der hohen Bedeutung der Lehrerpersönlichkeit erwächst die verantwortungsvolle Pflicht 1. für den Lehrer, sich zu einer tüchtigen Persönlichkeit emporzuringen, indem er a) durch Vertiefung in die Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts sich eine feste pädagogische Überzeugung erwirbt, an der Theorie sein Gewissen für die Praxis schärft und in treuer Arbeit die methodische Einsicht zur methodischen Kunst werden läſst; b) auf seine wissenschaftliche Fortbildung und auf die Gewinnung einer geschlossenen und idealen Lebensanschauung bedacht ist und c) mit Ernst an seiner inneren Besserung arbeitet; 2. für den Staat, der Ausbildung von tüchtigen Lehrerpersönlichkeiten die gröſste Förderung angedeihen zu lassen, indem er sorgt a) für eine umfassende, gründliche und gediegene Allgemein- und Fachbildung, die den Lehrer in stand setzt, seine Weiterbildung selbst in die Hand zu nehmen und den Anforderungen der Gegenwart zu genügen, b) für eine Aufsicht, die der einzelnen Persönlichheit die notwendige Bewegungsfreiheit gewährt, und die weniger als Polizeiorgan, denn als beratende und ermunternte Führung empfunden wird; c) für eine ausreichende Besoldung, die dem Lehrer ermöglicht, seinem Berufe die ganze Kraft zuzuwenden.

Der 2. Vortrag: »Die Schulaufsicht in den thüringischen Staaten«, bot eine Vergleichung der in den thüringischen Staaten bestehenden gesetzlichen Bestimmungen über die Schulaufsicht, sowie eine daran angeschlossene Kritik ihrer Mängel. Obwohl das Material spröde, so fesselte doch der Vortrag durch seine übersichtliche Anordnung die Zuhörer bis zum Schluſs, besonders, als er von dem jetzt wieder einmal »aktuell« gewordenen Thema der Ortsschulaufsicht handelte. Die Debatte zeigte leider, daſs im Lehrerstande noch nicht volle Klarheit herrscht über die Konsequenzen, die in dem Schlagworte: »Wegfall der Ortsschulaufsicht« liegen. Man schien sich auch leise zu sträuben, der Forderung: »Durchführung der Fachaufsicht« bedingungslos zuzustimmen. Fürchtete man etwa das »Avancieren« der Standesgenossen? Weiſs man nicht, daſs die Möglichkeit einer »Karriere« dem Stand erst das rechte Maſs von Ehre — wenn auch äuſserer — verleiht? — Ferner lieſs die Debatte erkennen, daſs man im Lehrerstande immer noch gegen Kirche und Geistlichkeit kämpft, wenn es sich um die Ortsschulaufsicht handelt, als ob beides identisch wäre. — Schlieſslich gelangten die Kalbschen Thesen in etwas veränderter

Form zur Annahme; sie lauteten nun folgendermafsen: 1. Die Schulaufsicht in den thüringischen Staaten beruht auf der gesetzlich anerkannten Thatsache, dafs die Volksschule eine Einrichtung von Staat und Gemeinde ist und daher von diesen auch verwaltet werden mufs. 2. Die Fachaufsicht (Schulaufsicht durch praktisch tüchtige Schulmänner) ist zwar im Prinzip als das Richtige anerkannt, doch in der Praxis noch nicht streng durchgeführt. 3. Die Ortsschulaufsicht bedarf einer entsprechenden Reform und ist, wo nicht gröfsere Schulorganismen in Betracht kommen, nach der Seite des inneren Schullebens (schultechnische Seite) eine Beseitigung derselben zu erstreben.

Die Lehrmittelausstellung war gut beschickt, fein angeordnet und wurde stark besucht.

Auch die festliche Seite der Lehrerversammlung, in deren Mittelpunkt die Aufführung der »Glocke« von Bruch stand, ist zur vollen Zufriedenheit der Teilnehmer verlaufen.

Nicht unerwähnt soll auch bleiben, dafs Se. Kgl. Hoheit der Grofsherzog von Sachsen der Versammlung seine Aufmerksamkeit schenkte, indem er die Lehrmittelausstellung besuchte und der Musikaufführung beiwohnte.

Eisenach K. Bodenstein

---

3. Von der Schleswig-Holsteinischen Lehrerversammlung

Während der diesjährigen Schleswig-Holsteinischen Lehrerversammlung ward in Flensburg am 27. Juli eine freie Gesellschaft für pädagogische Hilfswissenschaften gegründet. Die Zeit mufste etwas ungünstig gewählt werden und auch die reiche Tagesordnung der Deligiertenversammlung, welche sich weit in die Stunde der Versammlung hinein erstreckte, that Abbruch. Dennoch hatten sich über 200 Teilnehmer eingefunden, ich schätze ein Drittel aller, die sich an diesem Vortage der Lehrerverhandlungen eingefunden hatten. Das ist ein überaus erfreuliches Resultat. Dem Anscheine nach verdiente unsere Provinz den Vorwurf, dafs sie sich neueren pädagogischen Bestrebungen gegenüber zurückhaltend und gleichgiltig verhalte. Nun, der Schleswig-Holsteiner ist konservativ und von Hause aus keineswegs Idealist; er wird schwer erwärmt, aber hält um so treuer fest. Eine so stattliche Anzahl aber liefert den Beweis, dafs es sich doch nur um einen Schein gehandelt hat, dafs in der Stille reiche Keime schlummerten, starke Interessen, die nur des Zusammenschlusses harrten.

Es wurde ein vorläufiger Vorstand gewählt, bestehend aus den Herrn Prof. Dr. Baumgarten-Kiel, Dannmeier-Kiel, Peper, Preetz und Marx Lobsien-Kiel, der die Satzungen und näheren Organisationsfragen bis zur nächsten Zusammenkunft beraten soll. Es lassen sich also vorläufig nur allgemeine Gesichtspunkte andeuten, die für die Einberufer leitend waren.

Die Vereinigung rechnet keineswegs auf Teilnehmer nur aus den Kreisen der Lehrer, sie erblickt eine wesentliche Aufgabe darin, Interessenten aus andern zumal akademischen zu gewinnen.

Die Vereinigung will die wissenschaftlichen Sonderinteressen, wie sie im Betrieb der pädagogischen Hilfswissenschaften, die ja immer nachhaltiger und reicher ihre Stimmen geltend machen, zum Ausdruck kommen, zu gegenseitigem Austausch sammeln. Nichts ist verderblicher, als sich zu isolieren, sich dem Seidenwurme

gleich in die eigene Arbeit hinein zu spinnen; nur in lebendiger Wechselwirkung findet der Einzelne den Wert seiner Arbeit, seiner Persönlichheit für dieselbe und reiche geistige Nahrung. — Sie will aber nicht dem Sonderstreben hindernd in den Weg treten — sie würde sich sonst selbst ins Fleisch schneiden — sie will eine Sammel- und Beraterstelle sein und indem sie die Kinderforschung als gemeinsames weitreichendes Arbeitsgebiet ansieht, die Sonderarbeit von vorn herein in den Dienst der grofsen und ganzen stellen, der wir uns alle verpflichtet haben. Sie betont intensives Sonderstudium, ist aber ein weites Dach, unter dem Raum finden, die theoretischen, wie die praktischen wissenschaftlichen Gebiete der Pädagogik: die Psychologie, einschliefslich der experimentellen, die Ethik, die pädagogische Physiologie und Pathologie und die neuen Bestrebungen für künstlerische Bildung.

Darin beobachtet sie folgende Praxis. Vom Vorstande wird ein gemeinsames Arbeitsfeld allen Mitgliedern bestimmt und auf der folgenden Versammlung zur Diskussion gestellt. Hernach wird aus einem Sondergebiete ein Vortrag gehalten.

Herr Prof. Baumgarten hatte in liebenswürdiger Weise für die erste Zusammenkunft einen Vortrag unternommen über das Thema:

»Die Bedeutung des wissenschaftlichen Betriebes der pädagogischen Kunst.«

Einige wesentliche Gedanken aus demselben mögen — ohne Kritik — hier gegeben werden.

Die Pädagogik, führte Referent einleitend aus, ist nicht in erster Linie Wissenschaft, sondern es entscheidet das Können. Sie ist einerseits Sache der Anlage, der Person, des Takts, andererseits der Gewöhnung. Der wissenschaftliche Betrieb hat nur die Aufgabe, zu unterstützen. Der Genialität kann man den Betrieb der Pädagogik nicht überlassen. Allerdings reicht das, was die Wissenschaft leistet, nicht an die Erfolge des Takts, auch ist die Genialität keineswegs an die Wissenschaft gebunden, — aber wie viele dürfen sich der Genialität rühmen, ja wie viele erreichen auch nur den Durchschnitt!

Auch die Routine ist wertvoll, denn sie ist Niederschlag vieler Erfahrung, aber sie birgt viel Vorurteil. Das Individuum ist nicht konsequent, es wird nicht durch Theorie, sondern nur durch stetes Hineinleben erfafst.

Wissenschaft ist also nötig; sie darf aber nicht die Frische rauben, sondern mufs ihre Aufgabe dahin beschränken: Die Kunst zu läutern und mit Bewufstsein zu erfüllen.

Der Referent warnt nachdrücklichst vor dem Mifsverständnis, als ob wissenschaftlicher Betrieb von einem System notwendig auszugehen habe. Jedes wissenschaftliche, jedes philosophische System ist das Werk einer Persönlichkeit, die in ihrer Zeit befangen ist. So ist auch das Herbartsche System zu würdigen. Es birgt im einzelnen sehr viel Wertvolles, aber als System ist es aus des Verfassers persönlicher Eigentümlichkeit und der Zeitströmung zu verstehen; Individualismus und Rationalismus standen zu Paten. Das System darf also nicht ohne weiteres auf unsere Tage übertragen werden. Der Praktiker mufs sich hüten vor dem Trug der Idee und sich halten an die Gesetze der Phänomene und die induktive, empirische Methode.

Aber wo bleiben die Ziele und triebkräftigen Motive, kann man auch diese der Erfahrung entnehmen? Allerdings, sie sind im eigentlichen Sinne Resultate des geschichtlichen Bildungslebens. —

Ein Überblick über die verschiedenen Zweige der pädagogischen Wissenschaft lehrt, dafs sie historischer, nicht naturgeschichtlicher Natur sind. Eine Geschichte

der Bildungsideale, die innerster Querschnitt der Kulturgeschichte ist, thut uns not. Sie offenbart ein allmähliches Wachsen der Ziele zum Vollkommneren. Sie prägt dem Erzieher ein, dafs er sich niemals isolieren darf und zeigt ihm zugleich deutlich die Grenzen des persönlichen Einflusses.

Ebenso wichtig ist eine Geschichte der Institutionen, der Schulsysteme. Ihr Wert liegt darin, dafs sie bewahrt vor der Überschätzung der Initiative des Einzelnen, vor willkürlichen Individualkonstruktionen.

Im weiteren Verlauf betonte der Referent den hohen Wert der Lebensbilder, die man in neuerer Zeit fordert. Sie sind schwer zu zeichnen; man mufs stets einen Blick auf die Anstaltserziehung werfen.

Überhaupt existiert der Einzelne nur innerhalb des Volkslebens, im steten Zusammen mit demselben. Die zahlreichen Erziehungsfaktoren, die daraus fliefsen, erfordern stete Fort- und Selbstbildung. Hieraus fliefst unter anderem auch die Bedeutung der Soziologie; es ist aber vor Überschätzen zu warnen, sie mufs sich dem wissenschaftlichen Betriebe eingliedern.

Auch aus dem 2. Teile der Ausführungen mögen einige Gedanken folgen.

Die Ethik ist weder empiristisch noch spekulativ, sondern ein Herausarbeiten der Ziele, die in der menschlichen Geschichte treibend gewesen sind. Da kommen offenbar die christlichen in erster Linie in Betracht. Die christliche Ethik ist am wirkungsvollsten gewesen, weil sie einen Ausgleich herstellt zwischen der Ethik Jesu und der täglichen Erwerbsarbeit auch des gemeinen Mannes. Jede andere, auch die Herbarts, mufs sich mit ihr auseinandersetzen. Wissenschaftliche Ethik ist soziale Ethik, das ist unsere neueste Errungenschaft (Paulsen). Der Einzelne kann sein Ziel, seine Vollendung nicht in der Beschränkung auf sich erreichen, sondern nur mit und im Dienste für Volk und Vaterland.

Die Methodologie hängt mit der Psychologie innigst zusammen. Die Psychologie ist weder empiristisch noch metaphysisch, darauf kommt es hier nicht an, sondern jedes Individuum ist ein Rätsel und es giebt keine allein selig machende Methode.

Bezüglich der experimentellen Psychologie bemerkt der Referent, dafs sie zumeist zu einseitig vorgehe und den Willen und dessen Wirkung unterschätze oder aufser acht lasse.

Zum Schlufs redete Herr Prof. Baumgarten einer evangelischen Pädagogik, die vom neuen Testamente, auch von Palmer und Flattich mit Fleifs lerne, ernstlich das Wort.

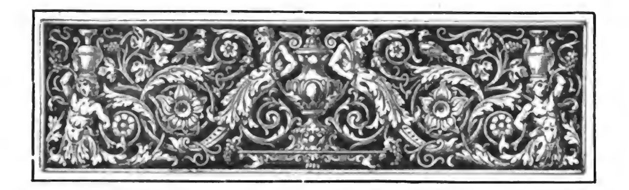
Ich habe kein Bild des reichen Vortages im Zusammenhange zeichnen, sondern nur einzelne typische Gedanken anmerken wollen.

Kiel L.

---

4. Universitäts-Ausdehnung

In diesem Winter ist ein neuer Schritt in Jena unternommen worden, Kurse von Universitäts-Vorlesungen weiteren Kreisen darzubieten. 320 Lehrer Thüringens finden sich jeden Sonnabend Nachmittag in Jena zusammen, um an Vorlesungen der Professoren Detmer, Eucken, Linck, Pierstorff, Rein, Verworn teilzunehmen.



C Besprechungen

Pädagogisches

Peter M. Noïkow (aus Jambol, Bulgarien), Das Aktivitätsprinzip in der Pädagogik Jean-Jacques Rousseaus. Inaugural-Dissertation. Leipzig. O. Schmidt, 1898. IV, 161 S. 8⁰.

Der Verfasser glaubt (S. 21), dafs der die Pädagogik Jean Jacques Rousseaus beherrschende Grundgedanke bis jetzt noch »nicht genügend beleuchtet« worden sei. Das wäre höchst auffallend, da nicht blofs jede Geschichte der Pädagogik, sondern auch die Historiker der Litteratur und der Philosophie sich mit dem Bürger von Genf beschäftigen. Mit dem Prinzip der Naturgemäfsheit, das man hisher in Rousseau gefunden habe, sei sein Erziehungssystem nicht aufgestellt. Freilich sei seine Darstellung der Art, dafs sie Mifsverständnisse leicht zulasse; aber man habe in der Erklärung seines Systems überhaupt einen falschen Weg eingeschlagen: einige seiner Erklärer bleiben in den Einzelheiten hängen, andere betrachten sein System vom Standpunkte anderer pädagogischer Systeme aus, wieder andere halten sich an Rousseaus »termini«, die, vor ihm schon festgestellt, die neuen Gedanken seiner Lehre nicht deutlich genug bezeichnen. Letzteres zeige sich an einem Beispiel sehr klar: »aus dem Worte »negativ« (negative Erziehung) sollte man, wie es auch viele gemacht haben, schliefsen, dafs die Erziehung bei Rousseau wirklich negativ sei d. h. das Ziel und die Mittel der Erziehung nur negativ bestimmt sind«; aber Rousseau gebe auch positive Bestimmungen (S. 13). Aber wer in aller Welt hat sich von Rousseaus negativer Erziehung diesen Begriff gemacht? Könnte jemand, der den Emil nur ganz flüchtig durchgelesen hätte, den Grundsatz übersehen, den sein Verfasser schon in den einleitenden Teilen des Werkes aufstellt, dafs man, um den »natürlichen Menschen« zu bilden, viel thun müsse, nämlich — »verhüten, dafs etwas gethan werde?« und war dieses Paradoxon nicht klar genug, wenn Rousseau in den ersten Paragraphen des Emil den Müttern befiehlt, »frühzeitig eine Schutzwehr um die Seele des Kindes zu ziehen«, womit die eigentliche Definition der negativen Erziehung an späterer Stelle vollständig übereinstimmt? (Man sehe Rousseaus Emil I, § 7 und § 3, II, § 67. Freilich beherrscht dieses Prinzip nicht die ganze Erziehung; aber es hängt aufs engste zusammen mit dem ganzen Ziele derselben, das in der Heranbildung eines neuen Menschengeschlechtes be-

steht. Ein solches konnte nicht in und von der verdorbenen Menschheit herangezogen werden, deren Bild Rousseau uns immer wieder vor das Auge stellt. Der Erzieher läfst bei Rousseau, wie es Montaigne rät, den Zögling »vor sich herlaufen«, um zu sehen, was die Natur will; seine erste Aufgabe ist, nicht zu hindern, sondern zu beobachten: der eigentliche Erzieher ist bei Rousseau die Natur, die im Zögling »handelt«. Der Erzieher bereitet nur die Gelegenheiten, dafs die Natur ihren Willen zeigen kann. Danach wird man nun beurteilen, was richtig und brauchbar ist an den Erörterungen unseres Verfassers, der im »Aktivitätsprinzip« den Grundgedanken des Rousseauschen Systems findet. Man könnte es mit der negativen Erziehung gleichsetzen; aber des Verfassers Definition läfst auch das nicht zu. Nach ihm besagt das Aktivitätsprinzip, »dafs die Pädagogik Rousseaus den Schüler so leiten will, dafs er selbst findet, was er zu lernen hat, dafs er selbst die Mittel schafft, wodurch sein Streben erreicht werden kann, dafs er sich seine Aufgabe selbst stellt und selbst löst, dafs die Erziehung, mit einem Worte, auf die Selbstthätigkeit des Zöglings gebaut werde« (S. 21). Diese Definition ist viel zu weitschichtig und ungenau, ja nicht einmal widerspruchslos in sich; sie verlangt aber auch Unmöglichkeiten und stimmt mit Rousseau durchaus nicht überein, der verlangt, dafs sie, die Kinder, »mit ihrer Seele nichts anfangen, bis sie alle ihre Fähigkeiten entwickelt hätte.« So ist es also durchaus keine Verbesserung der herkömmlichen Auffassung, wenn Noïkow an Stelle der negativen Erziehung das Aktivitätsprinzip setzt. Später ändert er freilich in der Ausführung wieder seinen Gedanken und spricht hauptsächlich von der Erziehung, welche die Selbstthätigkeit des Zöglings weckt und bezweckt. Damit ist aber dann noch weniger Neues gesagt. Aber die Dissertationen sollen eben irgendetwas Neues sagen, und das ist auf dem Gebiete der Pädagogik schwer, das eine so umfangreiche und an Wert so ungleiche Litteratur hervorgebracht hat. Für Rousseau ist diese geradezu unübersehbar, und ein Anfänger in der pädagogischen Litteratur hätte sich hierher nicht wagen sollen. Es macht einen eigentümlichen Eindruck, wenn unser junger Verfasser uns (S. 29 f.) zeigt, dafs er seine Untersuchung auf einem viel reicheren Quellenmaterial aufbaue als die früheren Erklärer Rousseaus; denn alles, was er dort angiebt, haben die anderen auch schon benutzt, aber es ist dort vieles und wichtiges übersehen, was längst schon für die Interpretation des Emil nutzbar gemacht worden ist. Daraus kann man einem Promoventen keinen Vorwurf machen; aber er sollte seinerseits auf die Vorgänger gnädiger herabsehen. Es ist nicht richtig, dafs »eine ganze Menge von Werken, die sich speziell mit der Pädagogik Rousseaus beschäftigen, sich nur mit den vier ersten Büchern von Emile begnügen« (S. 15). Das ist seit Raumer in einigen kleinen Compendien geschehen, die sich nicht »speziell« mit Rousseau beschäftigen. Wer das letztere thut, kann das fünfte Buch gar nicht übersehen. Auch kann der Verfasser es nicht wohl als einen besonderen Vorzug seiner Schrift rühmen, dafs sie die Elemente der Rousseauschen Pädagogik »in einer bestimmten Ordnung« betrachte (S. 28). Dagegen dürfte von einem Verfasser, der sich etwas darauf zu gut thut, dafs er die Quellen gründlicher erforsche als seine Vorgänger, verlangt werden, dafs er sie sorgfältiger ausschreibe. Die französischen Citate aber sind so voll von Fehlern, die vom Verfasser selbst herrühren, dafs sie das Auge geradezu verletzen (tant admirables méthode, u. dergl.) So finden sich auch in den Eigennamen viele Fehler; Compayré z. B., den der Verfasser oft citiert, wird fast immer Compayrée geschrieben.

Wir können nach allem dem in Noïkows Schrift keine Bereicherung der Rousseaulitteratur erblicken. Wer ihr

zugeben wollte, dafs der Verfasser des Emil seine Pädagogik auf das Aktivitätsprinzip habe gründen wollen, würde dieses durch die verschiedenen Gebiete der Erziehung fleifsig durchgeführt finden; wir fürchten nur, dafs der Leser, der so weit in der Schrift vorgedrungen wäre, zu der Ansicht gelangte, dafs auf diesem neuen Grunde sich kein sicherer Bau aufführen lasse. Dr. E. von Sallwürk

Lay, Führer durch den Rechtschreibunterricht. Karlsruhe, Otto Nemnich, 1897. 230 S. 3,20 M.

— Schülerhefte für den Sach-, Sprach- und Rechtschreibunterricht. Ebenda. o. J. Heft I 0,30 M; Heft II 0,50 M.

— Grundfehler im ersten Sprachunterricht; ihre Ursachen und ihre Abhilfe. Ebenda. 1897. 0,50 M.

Als Prof. Rein auf der Breslauer Lehrerversammlung einer umfassenderen und gründlicheren Lehrerbildung das Wort redete, wurde von einer Seite die Befürchtung laut, dafs man unter diesen Umständen in Zukunft keine Lehrer mehr haben werde, die dem kleinen Kinde das Lesen und Schreiben lehren möchten. Hätte so jemand gesprochen, der in pädagogischen Dingen Laie war, so wäre das begreiflich gewesen; dafs es aber ein Schulmann, noch dazu einer in leitender Stellung that, mufste für alle diejenigen verwunderlich sein, die von der grofsen wissenschaftlichen Schwierigkeit des Lesen- und Schreiben-Lehrens einen Begriff haben. Leider scheint deren Zahl noch immer nicht so grofs zu sein, wie es zu wünschen wäre.

Von diesem Gesichtspunkte aus mufs man den oben verzeichneten Schriften die weiteste Verbreitung wünschen; sie zeigen, welch tiefgehende psychologische Bildung der Lehrer haben mufs, wenn er Dinge richtig lehren will, die man oft — leider nicht immer aufserhalb der pädagogischen Kreise — etwas verächtlich als elementar bezeichnet; sie enthalten einen ernsten Mahnruf an jeden Lehrer der Unter- und Mittelklassen, die psychologische Methodik nicht nur im Munde zu führen, sondern auch im Studium und Anwendung mit ihr Ernst zu machen.

Der erste Teil des Layschen »Führers« ist historischer Art. Aus ihm heben wir den Abschnitt über die Entwicklung der Methodik des Rechtschreibunterrichts hervor, der bezeichnenderweise mit einem Kapitel unter der Überschrift »Wirrwarr der Meinungen« schliefst. Ein solcher Wirrwarr der Meinungen ist thatsächlich vorhanden, nicht nur unter Methodikern zweiten und dritten Ranges, sondern auch unter solchen, deren Namen auf dem Gebiete des deutschen Unterrichts einen sehr guten Klang haben. Da glaubt sich der eine auf »Regel und Verstand« verlassen zu sollen; der andere bevorzugt Laut und Gehör, der dritte bevorzugt Wortphysiognomie und Gesicht etc. etc.

Um sich über den Wirrwar der Meinungen zu erheben stellt Lay im zweiten Teile seines »Führers» psychophysiologische Untersuchungen über die Grundlagen des Rechtschreibens an, indem er die Vorgänge beim Erlernen der Rechtschreibung erörtert und durch statistische Ermittelungen auf Grund von sehr zahlreichen und mühsamen Versuchen den naturgemäfsesten und damit erfolgreichsten Weg zu finden sucht, auf welchem dem alten Schulkreuz beizukommen ist.

Wir wollen den Leser nicht mit der Beschreibung der Versuche aufhalten; er möge sich aus dem Buch selbst darüber unterrichten, das nicht nur genannt und gelobt, sondern auch gelesen, ja studiert zu werden verdient; wir wollen nur ein Ergebnis hervorheben: »Die Bewegungsempfindungen und -Vorstellungen spielen beim Rechtschreiben die bedeutendste Rolle; sie sind auch für andere Unterrichtsgegenstände von der gröfsten Bedeutung, und doch hat man ihnen in der Pädagogik bis jetzt noch keine Aufmerksamkeit geschenkt.« Der erste Teil dieses Satzes ist durchaus richtig, wie sich schon nach den neueren psychologischen Untersuchungen mufste vermuten lassen, wie

aber Lay durch seine Versuche unwiderleglich nachgewiesen hat; der zweite Teil indessen hätte einer Einschränkung bedurft. Mit Bezug auf den Rechtschreibunterricht erwahnt Lay selbst (S. 70 des »Führers«) eine Arbeit J. Wawrzyks, der die Studien des kürzlich verstorbenen Stricker pädagogisch fruchtbar zu machen sucht. Hinsichtlich der allgemeinen pädagogischen Bedeutung hätte er meines Schriftchens »Über Sinnestypen und verwandte Erscheinunpen« (Langensalza 1895) gedenken können, wenngleich die Ausführungen über den motorischen Typus nicht die Genauigkeit aufweisen. die ich in dem Artikel »Sinnestypen« in Reins Encyklopädischem Handbuch erreicht zu haben glaube. Hierbei mag die Bemerkung gestattet sein, dafs Lay die individuelle Veranlagung der Kinder nicht genügend in Betracht zieht. Seine Methodik ist streng genommen nur für den Normal- (gemischten) Typus geeignet; wo aber besondere Typen (Gesicht oder Gehör) vorliegen, ist sie wesentlich abzuändern.

Das ändert aber nicht, dafs wir in dem Layschen »Führer« ein vorzügliches Werk erblicken und dem Namen des Verfassers einen dauernden Platz in der Geschichte der Methodik einräumen müssen. Dazu nötigen auch die »Schülerhefte«, in denen der Verfasser seine Untersuchungen praktisch zu verwerten sucht.

Die Layschen Arbeiten sind keine leichte Lektüre; ein gemeinsames Studium in den Konferenzen der Lehrkörper oder andern pädagogischen Vereinigungen, wäre sehr zu empfehlen.[1])

Altenburg Chr. Ufer

Sendler u. Kobel, Übersichtliche Darstellung des Volkserziehungswesens der europäischen und aufsereuropäischen Kulturvölker. 1. Heft, Das Schwedische Volksschulgesetz. Breslau, Heinr. Handel, 1898. 60 Pf.

Dieses Unternehmen ist freudig zu begrüfsen. Wir Deutsche haben es recht nötig, aufmerksam die Entwicklung des Schul- und Bildungswesens im Ausland zu verfolgen, damit wir nicht überholt werden. Im allgemeinen herrscht bei uns auf diesem Gebiet gegenwärtig ein Stillstand, ein Mangel an Initiative in den führenden Kreisen, der beängstigend auf alle Volksfreunde wirken mufs. Um so mehr ist es geboten, die mahnende Stimme zu erheben, damit wir auf dem Erworbenen nicht einschlafen, als ob alles bei uns in bestem Stande wäre. Das hier angezeigte Unternehmen kann nur Gutes wirken, insofern es zum Vergleich herausfordert und zum Studium der Geschichte des geistigen Lebens der Kulturvölker anregt, wie es in dem Bildungsstreben hervortritt, und sich hier krystallisiert. Es kann der Zeitschrift für ausländisches Schul- und Bildungswesen von Wichgram wirksam zur Seite treten, sowie den Darstellungen in dem Baumeisterschen Handbuch. Übrigens steht man auch auswärts auf der Warte, wie z. B. das Buch von Levasseur beweist: L'enseignement primaire dans les pays civilisées. Paris 1897.

Jena W. Rein

D Aus der Fachpresse

Aus der philosophischen Fachpresse

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Von R. Falckenberg. Bd. 112, Heft 2.

Inhalt: Rudolf Eucken, Die Stellung der Philosophie zur religiösen Bewegung der Gegenwart. — H. Siebeck,

[1]) Vergl. hierzu die Besprechung von Prof. Schiller in der Schiller-Ziehenschen Sammlung.

Die Willenslehre bei Duns Scotus und seinen Nachfolgern. — Johannes Volkelt, Beiträge zur Analyse des Bewufstseins. — Gregor von Glasenapp, Duplicität in dem Ursprung der Moral. — Rezensionen.

Revue de Métaphysique et de Morale. Secrétaire de la Rédaction: M. Xavier Léon.

Sommaire: E. Chartier, Commentaire aux fragments de Jules Lagneau (suite et fin) — A. Lalande, Le langage philosophique et l'unité de la philosophie. — Elie Halévy, Quelques remarques sur la notion d'intensité en psychologie. — Études critiques: F. Simiand, L'année sociologique 1897. — Questions pratiques: D. Parodi, La question de l'enseignement secondaire. — Supplément: Nécrologie. — La philosophie dans les Universitées (1898—99). — Livres nouveaux. — Revues et périodiques. — Agrégation de philosophie.

Archiv für systematische Philosophie (P. Natorp). Berlin 1898. G. Reimer. IV. Band, Heft 3. (30. Juni):

Nic. v. Grot, Die Begriffe der Seele und der psychischen Energie in der Psychologie. — E. Koch, Rich. Avenarius' Kritik der reinen Erfahrung (Schlufs). — P. Naville, Le principe général de la classification des sciences. — Jahresbericht von Jodl über Ethik aus 1895.

Archiv für Geschichte der Philosophie (Ludwig Stein). Berlin 1898. Georg Reimer. XI. Band, 3. Heft:

Stein, Die Continuität der griechischen Philosophie in der Gedankenwelt der Araber. — Kaufman, Der »Führer« Maimûni's in der Weltlitteratur. — Leuckfeld, Zur logischen Lehre von der Induction. Geschichtliche Untersuchungen. — Grunwald, Miscellen. — Messer, Die Behandlung des Freiheitsproblems bei John Locke. — Jahresbericht von Zeller über die deutsche Litteratur über die sokratische, platonische und aristotelische Philosophie. 1895. III.

Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters. Texte und Untersuchungen. Herausgegeben von Dr. Clemens Baeumker und Dr. Georg Freih. von Hertling. Münster 1898. Band II, Heft 6:

Baeumker, Cl., Die Impossibilia des Siger von Brabant.

Kantstudien (H. Vaihinger). Hamburg u. Leipzig. 1898. Leop. Voss. Band II. Heft 4 (April):

H. Maier, Die Bedeutung der Erkenntnistheorie Kants für die Philosophie der Gegenwart, I. — A. Cutler, The aesthetical factors in Kants theory of knowledge. — Recensionen (Kronenberg, v. Adickes). — Selbstanzeigen. — Litteraturbericht von Barth, Eisenhofer, Ellissen, v. Kügelgen, Maier und dem Herausgeber. Zeitschriftenschau. — Mitteilungen. — Varia.

International Journal of Ethics (Burns Weston). Philadelphia 1898. Vol. VIII. No. 4. Juli 1898:

Stimson, The National Arbitration Law. — Mackenzie, The Bearings of Philosophy on Education. — Davidson, The Brothers of Sincerity. — Caldwell, Philosophy and The Activity-Experience. — Barr, Defective Children: Their Needs and Their Rights. — Macmillan, Sidgwick and Schopenhauer on The Foundation of Morality. — Book Reviews.

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft. Herausgegeben von Ludwig Keller. Berlin 1898. R. Gärtner's Verlag (Heyfelder). Band 7, Heft 5 und 6. Mai-Juni 1898:

Dreising, Zur Erinnerung an Aug. Herm. Francke. — Hampe, Meistergesang und Reformation. — Keller, Neuere Waldenserforschungen. — Preisausschreiben. der »Kommission für den Lessingpreis«,

— Besprechungen und Anzeigen. — Nachrichten.

Gutberlet's Philosophisches Jahrbuch. 11. Jahrgang. 4. Heft.

Inhalt: I. Abhandlungen: C. Gutberlet, Der psychophysische Parallelismus. — N. Kaufmann, Die Methode des mechanischen Monismus. — N. v. Seeland, Zur Frage von dem Wesen des Raumes. — II. Rezensionen und Referate.

Revue philosophique de la France et de l'Etranger. Dirigée par Th. Ribot. Paris 1898. Félix Alcan.

23. année No. 5. Mai:

Dunan, La philosophie spiritualiste. Martin (Abbé J.), L'illusion des philosophes. — Calinon, Sur la définition des grandeurs. — Dugas, Un cas de dépersonnalisation. — Richard, Les causes actuelles en sociologie génétique. — Analyses et comptes rendus. — Revue des périodiques étrangers. — Livres nouveaux. — Nécrologie.

23. année No. 6. Juin:

Tardieu, Psychologie du malade. — De la Grasserie, La catégorie psychologique de la classification, révélée par le langage. — Sikorsky, Quelques traits de la psychologie des Slaves. — Tannery, Sur la memoire dans le rêve. — Analyses et comptes rendus. — Revue des périodiques étrangers etc.

23. année No. 7. Juillet 1898:

E. de Roberty, L'Idée d'évolution et l'hypothèse du psychisme social. — G. Compayré, L'Enseignement intégral d'après un livre récent. — Récéjac, L'Inconcevable. — Revue générale. — Aralyses et comptes rendus. — Revue des périodiques étrangers. — Correspondance.

Revue de l'Université de Bruxelles. Red. p. de Reul et M. Sand. Bruxelles 1898. Bruylant-Christophe & Cie.

III. annèe 1897—1898 No. 9. Juin:

Oertmann, Le Nouveau Code civil allemand. — Monseur, L'Inde et l'Occident. — Querton et Ensch, La Plasticité des organismes et l'Hérédité. — Sand, Les laboratoires maritimes de Zoologie. — Variétés. — Bibliographie. — Chronique universitaire.

Rivista Italiana de Filosofia fondata dal. Prof. Luigi Ferri. Roma 1898. Giovanni Balbi.

Anno XIII. Vol. I. Gennaio-Febbraio:

Ferri, L'evoluzione filosofica. — Codara, Seneca filosofo e S. Paolo. — Covotti, Il »Cosmos Noetos« nella sua posizione storica. — Gnesotto, Interesse e disinteresse nei sentimenti ed in particolare nei sentimenti morali. — Gerini, Di una definizione dell' Allievo criticata dal professore Morando. — Bolletino pedagogico e filosofico. — Bolletino Storico-Letterario. — Riviste straniere ed italiane. — Recenti pubblicazioni.

Anno XIII. Vol. II. Marzo-Aprile:

Chiapelli ed Stein, Una recente scoperta fatta presso Pompei d'un Musaico rappresentante »La Scuola d'Atene«. — Benini, La memoria e la durata dei sogni. — Codara, Seneca filosofo e S. Paolo. — Ardy, Dante e la moderna Filosofia sociale. — Passamonti, Giovanni Battista Benedetti (Nota). — Marchesini, Oggetto e soggetto della sensazione. — Riviste straniere. — Bollettino pedagogico e filosofico delle opere più recenti dei signori Professori Masci etc. — Recenti pubblicazioni.

Druck von Hermann Beyer & Söhne in Langensalza.

Neu eingegangene Bücher und Zeitschriften

V. Henri, Über die Raumwahrnehmungen des Tastsinnes. Ein Beitrag zur experimentellen Psychologie. Berlin, Reuther & Reichard, 1898. 228 S.

R. Schäfer, Die Vererbung. Ein Kapitel aus einer zukünftigen psychophysiologischen Einleitung in die Pädagogik. Ebenda, 1898. 112 S.

Baldwin, Die Entwicklung des Geistes beim Kinde und bei der Rasse. Aus dem Englischen. Nebst einem Vorwort von Th. Ziehen. Ebenda, 1898. 470 S.

R. Eisler, Einführung in die Philosophie. Leipzig, Schnurpfeil. 160 S.

P. Barth, Die Philosophie der Geschichte als Soziologie I. Teil. Einleitung und kritische Übersicht. Leipzig, Reisland, 1897. 396 S.

F. A. Lange, Einleitung und Kommentar zu Schillers philosophischen Gedichten. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1897. 94 S.

Albert Ross Parsons, Parsifal. Der Weg zu Christus durch die Kunst. Eine Wagner-Studie. Aus dem Englischen. Berlin, Paul Zillmann, 212 S.

Spicker, Der Kampf zweier Weltanschauungen. Stuttgart, Frommann, 1898. 302 S.

A. Dyroff, Die Ethik der alten Stoa. Berlin, Calvary, 1897. 410 S.

Braig, Vom Erkennen. Abrifs der Noetik. Freiburg i. Br. 1897. 254 S.

Opitz, Grundrifs einer Seinswissenschaft. I. Erkenntnislehre. Leipzig, Haacke, 1897. 315 S.

J. Rülf, Metaphysik, 2. Bd. Wissenschaft der Geisteseinheit. Leipzig, Haacke, 1897. 385 S.

C. August, Die Welt und ihre Umgebung. Berlin, Zillmann, 1897. 414 S.

Grunwald, Spinoza in Deutschland. Berlin, Calvary, 1897. 380 S.

W. Bauer, Der ältere Pythagoreismus. Bern, Steiger, 1897. 232 S.

Stock, Lebenszweck und Lebensauffassung. Greifswald, Abel, 1897. 177 S.

Hans Cornelius: Psychologie als Erfahrungswissenschaft. Leipzig, Teubner, 1897. 445 S.

W. Wolff, Der Apostel Paulus, ein Lebensbild. Giessen, Ricker, 1897. 98 S.

A. Bilharz, Metaphysik als Lehre vom Vorbewufstsein, II. Teil. Wiesbaden, Bergmann, 1897. 430 S.

K. Kehrbach, J. F. Herbarts sämtliche Werke, IX. Bd. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne, 1897. 462 S.

Laudowicz, Wesen und Ursprung der Lehre von der Präexistenz der Seele und von der Seelenwanderung in der griechischen Philosophie. Berlin, Calvary. 112 S.

E. Volksmann, Vermächtnis eines armen Mädchens. Leipzig, Güttich.

W. Rein, Pädagogik im Grundrifs. 3. Aufl. Leipzig, Göschen (Sammlung Göschen).

Fr. Krönlein, Vaterländisches Lesebuch. 2. Aufl. Freiburg, Troemer.

K. H. Hiemesch, Rechenbuch. Kronstadt, Zeidner.

P. Cauer, Anmerkungen zur Odyssee Berlin, Grote.

Fritzsche, Präparationen zur Landeskunde von Thüringen. Altenburg, Bonde.

Schäfer, Gegen die geistl. Schulaufsicht. Bielefeld, Helmich.

Haussig, Schulsparkassen. Bielefeld, Helmich.

Schneider, Hauptkatalog der Leipziger Lehrmittel-Anstalt von Dr. O. Schneider.

A. Schulz, Der Bahnbrecher zu einem gesunden Erziehungs- und Unterrichtsverfahren nach den Forderungen der Natur. Zeitschrift für Eltern u. Lehrer. Charlottenburg, Heinrich.

W. Schwaner, Der Volkserzieher. Organ für Familie, Schule und öffentliches Leben. Berlin, Bertinetti.

Mitteilungen des Vereins für Schulreform in Bayern. München, Straub.

